Kampftruppen

MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 1 Februar 1965
3L 8153 E Einzelheft DM 2,75

Novitäten Frühjahr 1965

Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945

von Generalmajor a. D. Oskar Munzel, unter Verwendung von Aufzeichnungen des Generalobersten Heinz Guderian.

364 Seiten, 50 Fotos auf Kunstdruck und zahlreichen Skizzen im Text, Leinen DM 24,— (bei Ratenzahlung = 5 Monatsraten à DM 5,—).

Das Werk gibt zum ersten Male in der deutschen wehrgeschichtlichen Literatur einen Gesamtüberblick über die Entwicklung der gepanzerten und teilgepanzerten deutschen Truppen.

„Glänzender geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der gepanzerten Truppen. Der sachkundigste Autor, den wir wohl zur Zeit in Deutschland haben, schuf dieses Geschichtswerk mit Hilfe von 20 truppenerfahrenen Sachverständigen."

(Wehrausbildung in Wort und Bild.)

„Besonderes Interesse erwecken die prägnant formulierte Zusammenstellung der Erfahrungen beim Einsatz gepanzerter Verbände, die Ausführungen des Verfassers über die Zusammenarbeit auf dem Gefechtsfeld, über besondere Gelände- und Witterungseinflüsse, ferner die im Anhang wiedergegebenen Erfahrungsberichte, Einzelhinweise für Führung und Ausbildung und Inspektionsbemerkungen.

Über dem Ganzen steht in ungeschriebenen Lettern der Titel: Aus der Praxis für die Praxis. Auch die besten Reglemente werden Bücher wie dasjenige von Munzel nicht überflüssig machen."

(Armee - Motor, Schweiz)

Sturmartillerie – Fels in der Brandung

von Oberstleutnant G. Tornau und F. Kurowski, mit Geleitworten von Generalfeldmarschall von Manstein und Generalmajor a. D. Munzel.

364 Seiten, 83 Fotos und 6 Wappentafeln auf Kunstdruck, Ganzleinen DM 28,— (bei Ratenzahlung = 6 Monatsraten à DM 5,—).

In Text und Bild berichten die Verfasser von den Einsätzen an allen Fronten sowie über Entstehung und Entwicklung, über Waffen, Ausrüstung und Wappen einzelner Brigaden und Batterien.

Sturmgeschütze wurden im Angriff und in der Verteidigung zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie an den Schwerpunkten des Kampfes eingesetzt. Feuerkraft und Beweglichkeit waren die wesentlichen Merkmale der Waffe; besondere Einsatzfreude zeichnete die Soldaten dieser Waffengattung aus. Bis 1943 waren die Soldaten aller Dienstgrade ausschließlich Freiwillige. Diese Männer waren es, die der jungen Waffengattung das Gepräge verliehen.

„Vorbildliche Geschichte einer bewährten Waffengattung des 2. Weltkrieges. Die ausgezeichneten Einsatzberichte geben noch heute wertvolle Anregungen für die Zusammenarbeit von gepanzerten Kampffahrzeugen und Grenadieren."

(Wehrausbildung in Wort und Bild)

Von den Ardennen in den Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski, mit einem Geleitwort von General a. D. von Manteuffel.

200 Seiten, Leinen DM 19,80. (Erscheint Ende März)

Nach Hitlers Ausführungen war es seine Absicht, „den westlichen Alliierten einige kräftige Schläge zu versetzen, bevor sie den Rhein erreicht oder gar überschritten hätten. **Wenn Deutschland jetzt noch ein paar kräftige Schläge austeilen könne, dann müsse in jedem Augenblick die künstliche gemeinsame Front mit einem gewaltigen Donnerschlag auseinanderbrechen".** Der erste dieser Schläge sollte die Offensive in den Ardennen sein.

Die nun einsetzende, von Generaloberst Jodl als „unwiderruflich" bezeichnete Offensive, für die ausreichende Kräfte fehlten, kam am 25. Dezember zum Erliegen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich Angriffsspitzen der 5. Panzerdivision bis auf etwa 6 km an die Maas herangekämpft. Der Gegenangriff der Alliierten begann am 3. Januar 1945 und leitete die Zerschlagung der deutschen Kräfte westlich des Rheins ein.

Diese dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

MAXIMILIAN-VERLAG · 49 HERFORD · POSTFACH 371

Generalmajor a. D. Dr. Walther Grosse

Gedanken über Preußen

Ein aus geschichtslosen Tiefen entstiegener Diktator, der sich im Gegensatz zur preußischen Tradition, die ihm wesensfremd war, außerhalb des Gesetzes gestellt hatte, schuf durch die Entfesselung des 2. Weltkrieges den von vielen willkommen geheißenen Grund zur Zerschlagung Preußens. Dieses war einst von wagemutigen Männern der verschiedensten deutschen Stämme geformt worden. Im jahrhundertelangem Einsatz unter klimatisch harten Bedingungen und trotz der Kargheit des Bodens hatten sie geistige und wirtschaftliche Werte geschaffen, wie sie geschichtlich wohl einmalig dastehen.

Seitdem der zu früh verstorbene erste Bundestagspräsident Dr. Ehlers feststellte, „Von der Ehre Preußens zu sprechen, ist ein hoffnungsfrohes Zeichen unserer inneren Freiheit", sind Jahre verflossen. Aber noch immer ist Preußen so etwas wie ein Tabu, an das man nicht rühren darf. Nun hat unsere Regierung in diesem Jahr zugesichert, eine verstärkte Aktivität zur Lösung der Frage der Wiedervereinigung zu entfalten. Wiedervereinigung bedeutet auch Rückkehr der preußischen Gebiete in den Bereich des freien Deutschland. Dies kann gewiß nur in einer neuen äußeren Form erfolgen, aber jede Lösung wird nur Bestand haben, wenn die verantwortlichen Männer nach den altpreußischen Grundsätzen handeln, die der große Königsberger Philosoph Immanuel Kant in die Aussprüche kleidete „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen kann" und „Es kommt nicht darauf an, was die Natur aus dem Menschen, sondern, was dieser aus sich selber macht".

Wir haben als Auftakt zur ersten Ausgabe dieses neuen Jahres daher den in der preußischen Geschichte besonders versierten Verfasser gebeten, uns seine Gedanken über diese für ganz Europa lebenswichtige Frage zur Verfügung zu stellen.

Achtzehn Jahre sind es nun her, seit durch einen Beschluß der damaligen vier alliierten Kontrollmächte der Staat Preußen mit seiner Jahrhunderte alten Geschichte durch ein Gesetz kurz und bündig als aufgelöst erklärt wurde. Die Hauptantriebskraft dazu soll England gewesen sein, das früher in zwei großen Kriegen von weltgeschichtlicher Bedeutung der Bundesgenossenschaft mit Preußen so viel zu verdanken hatte, und angeblich soll merkwürdigerweise der Vertreter der Sowjet-Union diesem Beschluß widersprochen haben. Es heißt, daß es heute einigen der damaligen Kontrollmächte bereits etwas peinlich ist, wenn sie an ihre eigenartige Großtat erinnert werden. Denn in jedem Fall war es ein so unerhörter Vorgang, wie er in der Geschichte Europas bisher kaum jemals vorgekommen ist. Und diese Hinrichtung eines Staates ohne jede Rücksicht auf seine rund 40 Millionen Einwohner mußte wirken wie ein Hohn auf jene Demokratie, deren moralische und verpflichtende Segnungen man gerade nach 1945 in allen Tönen zu verkünden pflegte.

In der Präambel jenes Kontrollrat-Gesetzes war als Begründung aufgeführt, Preußen sei „seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen". Vermutlich wußte man in den Kreisen der Alliierten nur zu genau, daß Preußen als stärkster deutscher Staat stets eine Klammer der deutschen Einheit gewesen war. Man wollte diese Klammer gewaltsam lösen und hoffte dann mit den deutschen Einzelstaaten stets leichteres Spiel zu haben. In der Präambel war auch angedeutet, daß mit dem Verschwinden Preußens ein schöner Friede in der Welt einkehren werde. — Wie dieser erhoffte Friede und die versprochene „Sicherheit der Völker" nach 1947 bis heute aussieht, darüber mag sich jeder selbst sein Urteil bilden. Löst nicht gerade seit 1947 in ununterbrochener Folge ein Krieg den anderen ab?

Wunderlich mag es uns heute erscheinen, daß sich damals angesichts des moralisch wie völkerrechtlich unhaltbaren Eingriffs in die inneren Verhältnisse Deutschlands kein Sturm der Entrüstung erhob. Allein man muß bedenken, daß knapp zwei Jahre nach der Kapitulation für uns noch eine politisch ziemlich ohnmächtige und wirtschaftlich reichlich turbulente Zeit war. Es fehlte noch an unabhängigen, objektiven Stimmen der Öffentlichkeit, und der einzelne hatte genug zu tun mit seiner eigenen Existenzmöglichkeit. Durch einen Federstrich war das alte Preußen von der Landkarte verschwunden, sein organisch gewachsenes Gebiet war gewaltsam ohne Befragen der Bewohner in vier Teile auseinandergerissen. Und wer sich mit Geschichte beschäftigt, mag wohl an eine gewisse Ähnlichkeit mit Polen zwischen 1793 und 1918 denken.

Diesseits der Elbe wurden auf Befehl der Alliierten aus einzelnen Provinzen nunmehr Länder. Der bis 1933 vorbildliche preußische Verwaltungsapparat wurde völlig umgemodelt: aus Oberpräsidenten wurden Ministerpräsidenten; die früher personell nur sparsam ausgestatteten Oberpräsidien verwandelten sich in vielköpfige Ministerien. Was ostwärts der Elbe lag, war unter fremder Herrschaft ohnehin mundtot.

Preußen war auf der Landkarte verschwunden, und in der neuen Bundesrepublik entstanden Kreise, die auch heute noch den Namen Preußen am liebsten nicht in den Mund nehmen möchten, Kreise, die, ohne Nerv für den Kern des Preußentums, von jeher eine **Antipathie gegen dieses Land** hatten und denen auch die weiter jenseits der Elbe liegenden, seit Jahrhunderten urdeutschen Gebiete, jederzeit eine unbequeme offene Frage und lästige Mahnung bedeuten. Am liebsten würden sie Preußen und alles, was mit diesem Namen zusammenhängt, mit einem Wort gesagt, das **Preußentum,** als erledigt, als endgültig begraben betrachten.

Aber ist das tatsächlich der Fall, ist Preußen mit seinen tragenden Kräften und seinen hohen, einstmals überall in der Welt anerkannten Werten völlig verschwunden? Können wir es uns heutzutage überhaupt leisten, auf diese alten erprobten Werte ein für allemal zu verzichten?

Man wird unseres Erachtens diese und ähnliche Fragen nicht bejahen können. Es gehört wohl eine nicht geringe Überheblichkeit dazu, wenn man sich einbilden wollte, der Gedanke an diesen Staat sei mit ein paar Federstrichen vom Schreibtisch aus gänzlich ausgelöscht, entschwunden aus dem Gedächtnis von Millionen seiner einstigen Bewohner. Denn auch heute noch wird das Problem Preußen diskutiert, heute vielleicht sogar mehr und öfter als vor ein paar Jahren. Es wäre natürlich falsch, etwa zu verkünden, dieser Gedanke brause wie ein Sturmwind durch das Land, aber man kann mit ruhigem Gewissen behaupten, daß das Problem Preußen wie ein schwelendes Feuer unter dem Boden glimmt und nur ab und zu ein zuckendes Licht emporblitzen läßt. Die „Wiederbelebung **echten** preußischen Geistes" hat z. B. der leider zu früh verstorbene Bundestagspräsident Dr. Ehlers oftmals öffentlich gefordert, und auch das Verlangen, die alten Teile des ehemaligen Königreichs Preußen wieder zusammenzufügen, ist im Bundestag gestellt worden, leider bis heute ohne Erfolg. Die Zeit ist vielleicht noch nicht völlig reif dafür, aber schon 1951 fanden wir in einer Kasseler Zeitung die sehr richtige Bemerkung: „Preußen lebt in seinem politischen Anspruch und ebenso in unzähligen Herzen fort, so wie auch Bayern und Schottland fortleben würden, wenn man die Landkarte mit anderen Farben bemalte." Es gibt sehr, sehr viele, die in Haltung und Gesinnung preußisch denken, und in ihnen lebt noch eine sehr ausgeprägte Vorstellung von einem preußischen Ethos. Wenn man mit Heimatvertriebenen in ein längeres Gespräch kommt, so hört man oft die Wendung: „Ja, früher bei den Preußen, da war es doch so oder so ganz anders." Diese Stimmen, die heute noch mehr oder minder zum Schweigen verurteilt sind, werden sicherlich laut werden, wenn es, so Gott will, einst zu einer Wiedervereinigung kommt und die Frage einer neuen Einteilung deutscher Gebiete akut wird. Wenn man berücksichtigt, daß fast jeder vierte

Bewohner der Bundesrepublik ein Heimatvertriebener ist, so wird keine Regierung diese Stimmen überhören können. Sie sind nicht abzutun, wie das noch heute öfter versucht wird, mit Ausdrücken wie „reaktionär", „völlig unrealistisch" und „lächerlich". Die preußische Idee lebt noch im Verborgenen, aber sie lebt.

Natürlich kann es nicht darum gehen, äußerlich ein Preußen erstehen zu lassen, wie es bis 1918 bestand. Dazu war der alte Staat viel zu eng mit dem Königtum verbunden, und die Zeiten haben sich seitdem von Grund auf geändert. Aber es ist wohl auch heute sehr nötig, die Grundzüge des alten Preußentums im Denken und Handeln weit stärker richtungsweisend auf allen Gebieten und auch in der Regierung in die Erscheinung treten zu lassen und vor allem auch der gedankenlosen Herabsetzung und Diffamierung des alten Preußens ein Ende zu machen.

Gewiß hat auch Preußen im Verlauf seiner langen Geschichte Fehler gemacht und Irrtümer aufzuweisen. Aber wer kann einen Staat nennen, der stets alles richtig gemacht hat? Wir sehen es nicht als unsere Aufgabe an, Preußen an dieser Stelle zu glorifizieren, obwohl es, weiß Gott, genug der Glorien in seiner Geschichte gibt. Im Hinblick auf die Leserschaft gerade dieser hochqualifizierten Zeitschrift halten wir es auch für überflüssig, noch einmal den Katalog der alten Tugenden des Preußentums eingehend zu erörtern, wie etwa das strenge Pflichtbewußtsein, die innere und äußere Disziplin, die absolute Unbestechlichkeit und das heute nicht mehr unbedingt so hoch im Kurs stehende Prinzip der „reinen Weste". Wir brauchen uns wohl auch nicht mehr auseinanderzusetzen mit dem reichlich abstrapazierten Begriff des Militarismus, der in der Begründung des Kontrollrats eine so große Rolle spielt. Wohl aber mag es uns gestattet sein, das Urteil eines Mannes anzuführen, der sein Leben lang alles andere als ein Preußenfreund war. Karl Marx schrieb am 2. Dezember 1856 an Friedrich Engels, „Die französische Geschichte sei die Entstehungsgeschichte einer Nation, Österreich habe es immerhin zu einer imponierenden Hausmacht gebracht". Nichts von alledem in Preußen. Es hat sich keine einzige slawische Nation unterjocht, brachte es nicht einmal fertig, in 500 Jahren Pommern zu bekommen, bis schließlich durch Austausch. Eigentliche Eroberungen hat die Markgrafschaft Brandenburg — so wie die Hohenzollern sie überkamen — überhaupt nie gemacht mit Ausnahme von Schlesien. Weil dies ihre einzige Eroberung war, heißt Friedrich der Zweite wohl „der Einzige".

Wir wollen hier nur noch kurz hinweisen auf einige geschichtliche Fakten, die in unserer so erschreckend geschichtslos gewordenen Zeit nur zu oft vergessen werden. Sie werfen ein helles Licht auf die Rolle Preußens.

In ganz Europa wurde Preußen zum ersten Rechtsstaat im eigentlichen Sinne und es wurde damit zum Vorbild für manches andere Land. Das schon unter Friedrich dem Großen vorbereitete und im Jahre 1794 rechtskräftig gewordene Allgemeine preußische Landrecht stellte zum ersten Male in der Weltgeschichte selbst den Monarchen **unter das Gesetz.** Hegel sagte dazu, damit sei die Revolution von 1789 für Preußen überflüssig gemacht worden. Schon fast 100 Jahre vorher lautete der Sinnspruch des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler „Suum cuique" — das dritte Wort „contribuens = zuteilend" fehlte aus Platzgründen auf dem Orden. — Er war zum Wahlspruch und zum ungeschriebenen Gesetz Preußens geworden. Jedem das Seine — in jedem Sinne nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit.

Wenn nach dem katastrophalen Ausgang zweier Weltkriege Deutschland nicht wieder partikularistisch zerfallen ist, wenn der deutsche Staats- und Einheitsgedanke, trotz des auch von Adenauer so beklagten Mangels an Nationalgefühl in der Bundesrepublik weiter lebt — von Ost- und Mitteldeutschland müssen wir zur Zeit ja leider absehen —, wem ist das letzten Endes anders zu verdanken als der einstigen Reichsgründung unter der starken Führung Preußens! Kein anderes der anderen 24 deutschen Königreiche, Großherzogtümer, Herzogtümer, Fürstentümer und freien Städte hätte vor 1870/71 auch nur annähernd die mit politischem Willen vereinte Macht und Kraft besessen, die deutschen Stämme zu **einem** Reich zu verschmelzen. Und diese Einigung hat alle Katastrophen überstanden, wenn auch der Name „Reich" verschwunden ist.

Und schließlich: wenn Preußen nicht von jeher den starken Wall im Osten, einen Schutz der christlich-europäischen Welt, gebildet hätte, wer will die Möglichkeit bestreiten, daß die Russen womöglich schon vor zwei Jahrhunderten am Rhein gestanden hätten? Der heute wieder viel genannte französische Geschichtsphilosoph und Denker Alexander von Tocqueville, wie auch Goethe in seinen letzten Zeiten, haben sich schon vor 125 Jahren Gedanken gemacht über den immer wieder gesteigerten Expansionswillen der Russen.

Wir haben Grund zu glauben, daß es nicht an der Zeit ist, resignierte Abschiedsgesänge und Requieme für Preußen anzustimmen. Als kürzlich in einer unserer größten Tageszeitungen die preußische Frage wieder angeschnitten wurde, fand dieser Aufsatz in einer sich über Wochen hinziehenden Diskussion in Leserbriefen einen nicht überhörbaren Widerhall, und es ist bemerkenswert, daß fast alle Einsendungen sich **für** Preußen aussprachen. In einer der Zuschriften fand sich der treffliche Satz: „Der alte Baum Preußen ist wohl gefällt, aber seine Wurzeln leben noch, und aus ihnen sollen und können Kräfte wach werden zur gegebenen Zeit, die auch zur Führung drängen."

Preußischer Geist war wach in der alten Hauptstadt Berlin in der tapferen Haltung der Bevölkerung während der Blockade, wobei sich die Frage aufdrängt, ob andere Großstädte dauernd wohl die gleiche Haltung gezeigt hätten.

Preußentum brach leuchtend hervor in den unvergeßlichen Männern des 20. Juli 1944.

Preußischer Geist wird auch in Zukunft nicht erlöschen.

Denken wir voller Zuversicht an das Wort eines unserer großen Dichter des 18. Jahrhunderts (Klopstock): „Aber die Geschichte wird schon zu ihrer Zeit aufstehen und reden. Und wenn sie geredet hat, so kommt alles vorhergegangene Geschwätz nicht mehr in Betracht."

Gesetze müssen das öffentliche Wohl
zum Ziel haben und
den Geist des Volkes am besten kennen.

Friedrich der Große

Brigadegeneral Dipl.-Ing. D. Willikens

WEHRTECHNIK LAND

Mit freundl. Einverständnis des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für Wehrtechnik, Generalleutnant a. D. Schneider, bringen wir nachstehenden etwas gekürzten Vortrag, der unseren Lesern einen vorzüglichen, hochinteressanten Gesamtüberblick über die wehrtechnischen Probleme von heute bietet.

Wir hoffen, im Laufe des Jahres weitere technische Themen, soweit sie die Kampftruppen auf der Truppenebene interessieren, bringen zu können. Die Red.

Aus dem weiten Gebiet der Wehrtechnik Land werden nachstehend einige besonders aktuelle Probleme behandelt werden, die selbstverständlich Probleme der Wehrtechnik überhaupt sind.

Allgemeine Fragen

Die immer schneller fortschreitende technische Entwicklung hat neben anderen Erscheinungen auch dazu geführt, daß es nur noch wenig Waffen und Ausrüstungsgegenstände geben wird, die für sich allein gesehen werden können.

Die Aufgaben, die heute die Soldaten eines Verbandes auf dem Gefechtsfeld insgesamt erfüllen müssen, sind vielfältiger geworden. Daher hat sich das Schwergewicht, trotz der Auflockerung auf dem Gefechtsfeld, — betrachtet man den einzelnen Kämpfer von seiner Ausrüstung her — mehr als früher zum „Kämpfer im Verband" verschoben. Aus der „Einzelwaffe" wurde daher eine Waffe, die im Hinblick auf ihr

— taktisches,
— technisches wie
— logistisches Konzept

nur im Rahmen der Gesamtausrüstung eingeordnet gesehen werden kann.

Mehr noch: die Waffe oder das Gerät, hat sich zum **Waffensystem — Gerätesystem** — entwickelt, oft zu einem umfassenden Begriff, der nicht mehr die Waffe allein und ihre Wirkung erfaßt, sondern alle Zusatz- und Hilfsgeräte mit einbezieht, die erforderlich sind, um ein Maximum an Wirkung im Ziel zu erreichen. Das Waffensystem Kampfpanzer z. B. ist heute in mehrfacher Hinsicht komplex geworden.

Das ergibt sich e i n m a l aus der immer größer gewordenen Zahl an Baugruppen und deren Zusammenwirken im Kampfpanzer. So verfügen heute moderne Kampfpanzer z. B. zur Erhöhung der Treffgenauigkeit über Entfernungsmesser, Rechner, Geräte zum Ausgleich der Verkantung, Vorhaltgeber, Infrarotausrüstung und anderes mehr. Daneben werden stabilisierte Waffenanlagen untersucht und erprobt.

Es ergibt sich aber auch z u m a n d e r e n aus der Tatsache, daß das System Kampfpanzer selber wieder nur in Verbindung mit anderen Waffen und Geräten gesehen werden kann.

Zunächst gehören zum Kampfpanzer der Bergepanzer, das Panzertransportgerät, der Kran, das gepanzerte Versorgungskraftfahrzeug, sowie die lange Kette an entsprechenden Instandsetzungs- und Ersatzteildiensten.

Zum Kampfpanzer gehört aber auch der im Entwicklungsstand gleichlaufende Schützenpanzer, wenn man diese Waffensysteme sinnvoll im Kampfwert nutzen will. Kampfpanzer und Schützenpanzer sind längst Ergänzungswaffen geworden.

Der Standardpanzer „Leopard" kann auf dem Gefechtsfeld die ihm bei der Entwicklung mit in die Wiege gelegten Vorteile der Beweglichkeit und des ABC-Schutzes nur dann wirksam nutzen, wenn auch der mit ihm im Verband kämpfende Schützenpanzer über entsprechende Leistungen und Eigenschaften verfügt.

Was für den Panzer und Schützenpanzer von heute gilt, hat genau so Bedeutung für gepanzerte Kampffahrzeuge der Zukunft.

Die Leistungsfähigkeit moderner Kampfsysteme wird laufend weiter gesteigert, die Zahl der Baugruppen erhöht sich mit jeder Entwicklungsstufe. Zwar wird immer angestrebt, durch Mechanisierung und Automation dem Menschen, der das Gerät benutzt, die Bedienung zu erleichtern. Auf der anderen Seite wächst

— die Anzahl der gleichzeitig auszuübenden Funktionen und damit
— die Vielfalt der Aufgaben

bei einem an Zahl immer geringer werdenden Bedienungspersonal.

Es kommt hinzu, daß technische Kampfgeräte hinsichtlich der Fähigkeit, ununterbrochen wirken zu können, das physische Leistungsvermögen des Menschen bekanntlich längst überrundet haben. Die erforderliche Anspannung, insbesondere der geistigen Kräfte, hat nach Umfang wie Zeitdauer ständig zugenommen. Wenn wir außerdem in Rechnung stellen, daß die Nacht in einem künftigen Krieg voraussichtlich nicht mehr Ruhepause sein wird, sondern „Kämpfen" oder „Marschieren" verlangt, dann mögen wir vielleicht erkennen, welche Aufgaben hier auf uns zukommen. Die Mensch-Technik-Beziehungen, d. h. **die Antropotechnik** (Human Engineering) gewinnen in diesem Zusammenhang als Prinzip der wehrtechnischen Forschung und Entwicklung erhebliche Bedeutung, weil der Mensch zwangsläufig Teil eines Systems wurde.

Der Wehrtechniker muß bedacht sein, einerseits die physische u n d psychische Leistungsfähigkeit des Menschen nicht zu überfordern, andererseits aber den Menschen innerhalb seiner Leistungsgrenzen als Systemglied voll auszulasten; technisch gesprochen heißt das: „Vom Menschen wird höchster Wirkungsgrad bei geringstem Verschleiß gefordert". Im Human Engineering treffen sich heute wissenschaftliche Disziplinen, deren Zusammenarbeit noch vor wenigen Jahren nicht als Selbstverständlichkeit gelten konnte, nämlich das Ingenieurwesen, Physiologie und Psychologie und die Medizin.

Es gibt eine Vielzahl großer Probleme, die von der Antropotechnik zu lösen sind: Der Mensch im bemannten Weltraumschiff, das künftig Monate unterwegs sein wird — aber auch viele ungelöste Probleme kleineren Umfangs von Bedeutung, wie z. B. der Mensch, der im A-, B- oder C-Krieg 48 Stunden oder mehr im Panzer oder unter ABC-Schutzbekleidung ausharren muß. Schließlich ist auch der Einzelkämpfer zusammen mit seiner Waffe und sonstigen Ausrüstung heute bereits ein Mensch-Maschine-System selbst.

Selbstverständlich bleibt eine derartige Entwicklung nicht ohne Rückwirkung auf den Ingenieur, der sich mit der Planung und Entwicklung solcher Waffensysteme befaßt. Es ist noch nicht lange her, daß Funktionsprinzip und Konstruktion einer Waffe praktisch das geistige Eigentum eines einzelnen genialen Erfinders waren. Die Namen bekannter Konstrukteure sind mit diesen Waffenentwicklungen geschichtlich verbunden. Diese Zeit ist weitgehend vorbei. Die geniale Eingebung des einzelnen wird mehr und mehr ersetzt durch das Zusammenspiel innerhalb eines **Teams.** Selten wird man dabei später feststellen können, wer in diesem Kreis den größten Einfluß auf die Entwicklung für sich buchen konnte.

Diese zwangsläufige Entwicklungsrichtung kann selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die angewendeten Verfahren bleiben. An die Stelle der Intuition treten mathematische, wissenschaftliche oder statistische Untersuchungen; ich erinnere an das Operations Researches-Verfahren. Die Grenzen dieser Verfahren sinnvoll abzustecken, ist notwendig, jedoch stößt man dort auf Schwierigkeiten, wo gewissermaßen die Methode dem menschlichen Begriffsvermögen davongelaufen ist und Selbstzweck zu werden droht.

Ein Problemkreis muß in diesem Zusammenhang besonders angesprochen werden. **„Command and Control".** Mit zunehmender Komplizierung der Technik, wachsen ganz allgemein die Schwierigkeiten

im Führungsapparat der Truppe. Dislozierung, Beweglichkeit und Schnelligkeit aller Abläufe im Gefecht erfordern

— einerseits einen wesentlich schnelleren Zufluß der notwendigen Informationen von unten nach oben,
— andererseits aber auch die zeitgerechte Durchgabe der Befehle von oben nach unten.

Die Automation eines Teiles der Führungsaufgabe wird notwendig. Die Maschine wird dabei dem soldatischen Führer den Führungsentschluß n i e abnehmen können, — sie kann und muß ihn aber wesentlich entlasten beim Zusammenstellen, Sichten, Analysieren und Werten der Komponenten, wenn die Gewichte vorher richtig festgelegt sind.

So umfaßt „Command and Control":

— das Zusammenlaufen der Ergebnisse des Aufklärungs- und Beobachtungsdienstes,
— das Ausscheiden unwahrscheinlicher Daten,
— die Beurteilung von Feindbewegungen durch kombinierende Zusammenfassung über einen größeren Bereich als es früher möglich war.

Die schnelle Auswertung dieser Unterlagen durch entsprechende Maschinen wird Entscheidungen zukünftig weitgehend **vorbereiten.** Der „Regelkreis Command and Control" schließt sich, indem der soldatische Führer mit diesem System die Möglichkeit erhält, die Auswirkung seiner Maßnahmen im taktischen wie im logistischen Bereich besser und schneller zu überwachen als es früher der Fall war.

Jedoch dort, wo die menschliche Geisteskraft durch die Arbeit von Maschinen gesteuert wird, liegen große Gefahren. Die Maschine verarbeitet nur, was ihr an Werten und Daten eingegeben wird. Sie arbeitet zwangsläufig folgerichtig, aber dann auch unerbittlich nach dem ihr eingeprägten Schema, wenn der Mensch, der sich ihrer bedient, diese Materie nicht voll beherrscht. Fehler, die auf diese Weise in einer Operationsfolge entstehen, werden nachher nur sehr schwer — und meist zu spät erkannt.

Möglichkeiten und Grenzen im Rahmen dieses Gebietes einmal aufzuzeigen, bleibt noch eine wesentliche Aufgabe.

Der Fortschritt in Naturwissenschaft und Technik als Summe aller Sparten ist progressiv ansteigend. Betrachtet man dagegen einzelne Geräte- oder Waffenarten, so kann man feststellen, daß es hier einen meist charakteristischen Reifeprozeß gibt.

Am Anfang stehen relativ große Entwicklungsschritte, die sich innerhalb kurzer Zeitintervalle vollziehen. Je mehr eine Entwicklung ausreift, desto geringer werden die technischen Fortschritte, bezogen auf die Zeit, und natürlich auch bezogen auf den technischen Aufwand. Bei unseren Waffen- und Gerätesystemen verwenden wir oftmals **Baugruppen verschiedenen technischen Reifestadiums nebeneinander.** (Beispiel: In einem gepanzerten Kampffahrzeug ist der Kolbenmotor mit Sicherheit solange „modern" wie die Lebensdauer dieses Fahrzeuges an Jahren beträgt. Ein eingebautes elektronisches Gerät oder die Raketenwaffe dagegen kann bereits nach 1 bis 2 Jahren technisch überholt sein.) Wir müssen uns also damit abfinden — und in der Planung von Entwicklungen bereits beachten —, daß im Zuge der späteren Produktion oder nach einigen Jahren des Gebrauchs Teilumrüstungen erforderlich werden können und dann auch technisch r i c h t i g sind. Umrüstungen nämlich, um technisch überholte Aggregate durch bessere zu ersetzen, damit der Kampfwert des gesamten Systems erhalten bleibt.

Mit dem Weg von der Waffe zum Waffensystem sind zwangsläufig auch herkömmliche **Zeitbegriffe** umgestoßen worden. Das komplexe System wird erheblich mehr Aufwand an Geist und Zeit bedürfen als die — im Gegensatz dazu — relativ einfache Waffe von früher. Die moderne Entwicklung steht immer mehr unter dem Druck, in sich selbst von dem Fortschritt der Technik überholt zu werden. Das eingeführte Gerät wird in Zukunft — von der Möglichkeit des technischen Fortschritts gesehen — mit Sicherheit schneller veralten als es früher der Fall war. Noch vor 30 Jahren konnte man sagen, daß ein Gerät im Durchschnitt mindestens doppelt so lange und länger in der Ausrüstung modern bleiben würde wie an Zeit für seine Entwicklung benötigt wurde. Heute wird man bei uns — als Faustregel — etwa 8 bis 10 Jahre für die Entwicklung eines Waffen- oder Gerätesystems ansetzen müssen, wenn man die Zeit von der ersten Idee bis zur Einführung in die Truppe rechnet. Und wir können froh sein, wenn in den anschließenden 8 bis 10 Jahren der Kampfwert dieses Waffensystems wesentliche Bedeutung behält.

Die moderne Fertigungstechnik mit ihren vielfältigen Mitteln hat aber auch zur Folge, daß die „Anschlußzeiten" vom Auswerten eines technischen Fortschritts in Forschung und Entwicklung bis zur Produktion kürzer werden. Das läßt sich klar an vielen Beispielen im Lauf der letzten Jahrzehnte verfolgen.

Kampfwert und Bedeutung von Waffen und Geräten werden daher in Zukunft auch aus diesem Grunde sich vermutlich in kürzeren Intervallen ändern als bisher.

Soldat und Ingenieur müssen deshalb künftig mehr denn je immer wieder Kompromisse schließen, mit dem Ziel, Entwicklungs- und Fertigungszeiten für die Einführung der Waffe auf den Zeitpunkt abzustimmen, der den erreichbaren Fortschritt am besten zur Wirkung kommen läßt.

Beide Seiten müssen sich dabei im Klaren sein,

— daß diese Kompromisse Leistungsfähigkeit wie Entwicklungsreife des Waffensystems betreffen,
— daß keine maximalen Leistungen, sondern nur auf begrenzte Zeit „Optimale" erreicht werden können,
— daß Ingenieur wie Soldat zusammen ein Risiko tragen müssen, das technische wie taktische Faktoren beinhaltet.

Das Postulat: **„Wehrtechnik ist Spitzentechnik"** begegnet in vielen Kreisen nicht nur unverhohlener Skepsis, sondern auch der Meinung, die in der Wehrtechnik tätigen Ingenieure seien egozentrisch und überspannt. Dabei hat die Forderung, daß Wehrtechnik Spitzentechnik sein muß, mit dem Menschen, der in der Wehrtechnik tätig ist, gar nichts zu tun, sie ist allein im sachlichen Bereich begründet — nicht zuletzt ganz wesentlich aus wirtschaftlichen Gründen.

Zunächst kann einmal festgestellt werden, daß vom Wehrmaterial

— höchste Leistung bei
— geringstem Aufwand
— höchste Zuverläsigkeit
— robuste Ausführung sowie
— einfache Bedienung und Wartung

verlangt wird. Man könnte dieser Aufzählung weitere Eigenschaffen hinzufügen. Wesentlich in der Darstellung dürfte jedoch folgendes sein:

Das Wehrmaterial — Waffen und Gerät — muß aus Gründen der Anschaffungs- und Haltungskosten, aber auch aus Gründen, die mit der Ausbildung, der Gliederung und der Organisation zusammenhängen, möglichst lange u n v e r ä n d e r t im Gebrauch bleiben, ehe es ausgesondert wird. Aus Gründen der Logistik und insbesondere im Hinblick auf den notwendigen Kriegsvorrat ist es erforderlich, weitgehend am technischen Stand der Einführung festzuhalten, denn jede Änderung vergrößert den Vorratsberg an Ersatzteilen.

Je mehr man dieser Lösung, nämlich am ursprünglichen Konstruktionsstand festzuhalten, folgt, um so mehr wird man verlangen müssen, daß das Gerät oder die Waffe bei der Einführung einen entsprechend großen Vorsprung in der technischen Lösung aufweist. Je größer der Vorsprung, desto länger ist das Gerät modern, desto länger bleibt der Kampfwert erhalten. Dieser Vorsprung, diese Stufe, die gegenüber anderen Geräten bei Abschluß der Entwicklung vorhanden sein soll, aber sind der wesentliche Inhalt der Forderung, daß Wehrtechnik **Spitzentechnik** sein muß. Faßt man nunmehr die beiden soeben genannten Probleme einmal zusammen, so kommen wir sehr schnell an einen Komplex, in dessen Mittelpunkt der Ingenieur der Wehrtechnik steht.

Auf der einen Seite ist es das Ziel jeder wehrtechnischen Entwicklung, eine neue Waffe mit hohem überlegenem Kampfwert zu konstruieren, um damit einen w e s e n t l i c h e n Fortschritt zu gewinnen — nicht zuletzt auch aus wirtschaftlichen Gründen. Auf der anderen Seite sitzt — bildlich gesprochen — dem Entwicklungsingenieur ständig der technische Fortschritt im Nacken.

Für Ingenieure, die mit ihrer Aufgabe innerlich eng verbunden sind, ist es immer dann eine echte Belastung, wenn Zeitverluste eintreten, die n i c h t aus technischen Gründen bedingt sind, —

wenn sie zusehen müssen, wie mit Liebe, Überlegung und auch Mühe gewonnener Boden wieder verloren zu gehen droht.

Im Rahmen der hier aufgezeigten allgemeinen Probleme der Wehrtechnik möchte ich abschließend einmal den Zusammenhängen zwischen der Planung und Durchführung von Entwicklungen einerseits und den Aufgaben der Verwaltung andererseits nachgehen. Ich glaube, manche Mißverständnisse und Spannungen, die bei uns wie in Großbetrieben zwischen Verwaltungsfachmann und Planungsingenieur verschiedentlich entstehen, können vermieden oder zumindest richtig gewertet werden, wenn über die grundverschiedenen Wesensarten der von beiden Fachleuten zu vertretenden Aufgaben Klarheit besteht. Um Fehldeutungen meiner Ausführungen im voraus zu vermeiden, bekenne ich offen, daß Bedeutung und Leistung der Verwaltung in dem ihr zugehörenden Bereich voll und hoch anzuerkennen sind. Zu den Grundinhalten der beiden Gebiete aber ist — will man sie einmal betont in ihren Unterschieden aufzeigen — folgendes zu sagen:

Wesentliche Aufgabe der **Verwaltung** ist es, Vorhandenes, Werte und Güter, zu erhalten, zu mehren und zu wahren. Die Verwaltung ist daher dem letzten Inhalt nach statisch, — ja sie muß es sein, wenn sie der ihr gestellten Aufgabe gerecht werden will. Die Handlungen fußen — retrospektiv — vorwiegend im Geschehen; am Abschluß des Verwaltungsaktes steht das Urteil, das im wesentlichen aufgrund vorliegender oder vollzogener Tatsachen gefällt wird.

Die **Forschung und Entwicklung** befaßt sich in erster Linie mit dynamischen Vorgängen, sie ist — prospektiv — am Werdenden orientiert. An die Stelle des Urteils tritt die in die Zukunft weisende Entscheidung, die

— auf mehr oder weniger bekannten,
— oftmals im Laufe der Zeit sich nach Größe und Bedeutung noch wandelnden

Faktoren beruht.

Darüber hinaus ist das Maß an nicht oder noch nicht überschaubaren Einflüssen größer als es im Bereich der Verwaltungsaufgaben normalerweise gegeben ist. So schließt jede Entwicklung mit ihrem Beginn zwangsläufig ein Wagnis ein — und gerade die großen Entdeckungen und Erfindungen in Naturwissenschaft und Technik zeigen diese Tatsachen mehr als deutlich auf.

Es ist nicht meine Absicht, etwa im Hinblick auf finanzielle Aufwendungen, einer Narrenfreiheit des Ingenieurs das Wort zu reden — ich bin nur der Auffassung,

— daß nach einem vorher im Detail festgelegten Drehbuch und Zahlungsplan noch kein gesundes Entwicklungsergebnis entstanden ist,
— daß sicher mehr gute Chancen zur Entwicklung neuer bedeutender Waffen verschenkt wurden, als daß man zuviel oder neue Waffen zu früh entwickelt hätte,
— daß Ingenieur und Verwaltungsfachmann die unterschiedlichen Wesensmerkmale der vorliegenden beiden Aufgabenbereiche erkennen und anerkennen sollten, um sich gegenseitig zu achten und zu verstehen.

Spezielle Probleme der Wehrtechnik Land

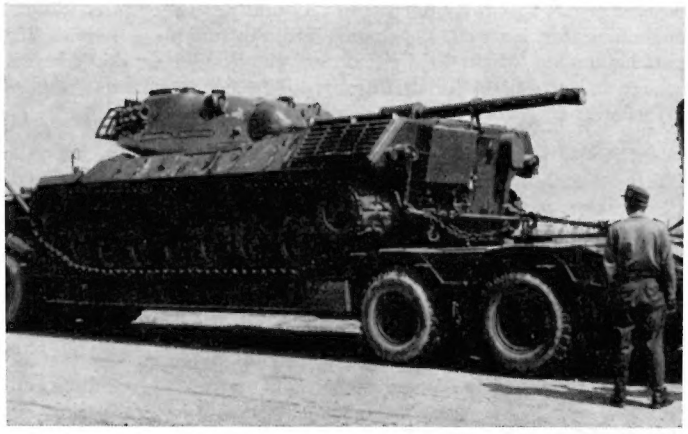
Kampffahrzeuge

Die Entwicklung zukünftiger Kampfpanzer bringt neben vielen noch offenen Fragen vor allem zwei Probleme:

Das Waffensystem

Seit den Anfängen der Panzerwaffe hat man in allen Ländern beim Bau von Kampfpanzern ständig Panzerplattendicke und Kaliber der Kampfwagenkanonen gesteigert. Die gepanzerten Truppen in Ost und West verfügen heute über Kampfpanzer mit Kanonen vom Kaliber von 100 bis 120 mm, um auf große Entfernungen mit möglichst großer Treffsicherheit und ausreichender Durchschlagskraft den Kampf Panzer gegen Panzer aufnehmen zu können.

Analysiert und wertet man einmal alle Komponenten, die in einem derartigen Gefecht die Vernichtungswahrscheinlichkeit bestimmen, so ergibt sich, daß nur eine wesentliche Verbesserung der Treffwahrscheinlichkeit zur Überlegenheit im Feuerkampf führen kann. Auf dem Gebiet der konventionellen Rohrwaffen sind hier nahezu alle Mittel ausgeschöpft. Die Möglichkeit zum wesentlichen Fortschritt bietet nur der gelenkte Flugkörper.



Der neue Tieflader für den „Leopard".

Aber auch in der Technik wird nichts geschenkt! Einer hohen möglichen Trefferwahrscheinlichkeit von über 80 % bei gelenkten Flugkörpern gegenüber 20—25 % bei Geschossen stehen als Nachteile gegenüber:

— lange Flugzeiten, oft von vielen Sekunden, die für den schießenden Panzer tödlich sein können,
— die Möglichkeit der Störung des Lenksystems durch den Gegner, wenn elektromagnetische Lenkverfahren verwendet werden,
— der zwangsläufige Verzicht auf die Wirkung der kinetischen Energie des Geschosses im Ziel, ein Nachteil, der nicht leicht genommen werden darf, da die Hohlladungswirkung keinesfalls, jetzt und auch in Zukunft nicht, ein unbedingt sicheres Mittel zur Vernichtung eines Panzers ist.

Wird der Kampfpanzer der Zukunft noch mit einer Kanone bewaffnet, und bleibt der gelenkte Flugkörper nur eine vorzügliche Panzerabwehrwaffe — oder verwenden wir vielleicht einmal ein kombiniertes System?

Schutz gegen Wirkungen nuklearer Kampfmittel

Die Suche nach Lösungen für Kampfpanzer, die auf dem nuklearen Gefechtsfeld bestehen können, zwingt zu völlig neuen Überlegungen und zum Umdenken in der Konstruktion. Die Panzerhülle, einst nur zum Schutz gegen Splitter und Geschoß gedacht, erhält heute — unter Verwendung zusätzlicher anderer Werkstoffe — die etwa gleichrangige Aufgabe, Besatzung und bestimmte elektronische Geräte vor den Strahlenwirkungen nuklearer Kampfmittel zu schützen. Der Kampfraum von heute wird zur Überdruckkabine, weil nur so die Menschen im Fahrzeug mit gefilterter von ABC-Kampfstoffen freier Luft versorgt werden können. Jede Waffenanlage stört in diesem Raum, denn auch bei modernen Lösungen mit Rauchgasabsaugung und verbrennbaren Kartuschhülsen bleiben Reste der beim Schießen entstehenden CO-Gase zurück. Dies gilt insbesondere bei Verwendung von Schnellfeuerwaffen; die hier sich ansammelnden CO-Gase können von Schutzbelüftungsanlagen kaum mehr hinausgespült werden.

Aber auch aus einem anderen Grund wird voraussichtlich, entgegen der bisherigen Kampfraumlösung, die Waffenlage von der Besatzung getrennt werden müssen. Der für den Strahlenschutz erforderliche Aufwand hat erhebliche Auswirkung auf das Gesamtgewicht. Schon heute wiegen allein der „Ladeschütze und der ungepanzerte Raum, den er zur Bewegungsfreiheit benötigt", je nach Auslegung des Panzers 8 bis 10 Tonnen. Waffenanlage mit Munition und Ladeautomatik brauchen keinen nuklearen Schutz, sie sind daher zweckmäßig außerhalb eines entsprechenden Raumes anzuordnen. Ist der „Leopard" der letzte konventionelle Panzer? Haben die

Schweden mit ihrem Kampfwagen „S" und der sehr klaren Raumaufteilung für Antrieb, Besatzung und Waffenanlage bereits den entscheidenden Schritt in die Zukunft getan, oder ist die Waffenanlage in Form einer Scheitellösung um 360° schwenkbar trotz des erforderlichen Aufwandes der richtige Weg?

Werden wir überhaupt die finanziellen Mittel haben, um alle Panzer — Kampfpanzer, Schützenpanzer, Pz-Haubitzen, Jagdpanzer usw. nach diesem Konzept zu bauen?

Radfahrzeuge

Bei den Radfahrzeugen planen wir die Entwicklung einer 2. Generation Kfz. Unser Ziel ist es, eine bundeswehreigene Entwicklung durchzuführen und dabei bestimmte Lastenklassen zu Familien zusammenzufassen. Die Notwendigkeit zur eigenen Entwicklung, mit Verzicht auf Verwendung wirtschaftsüblicher Kfz, ergibt sich aus den erheblich gesteigerten Forderungen, die an militärische Rad-Kfz gestellt werden. Legt man das wahrscheinliche Bild eines möglichen Krieges zugrunde, dann kann wie folgt zusammengefaßt werden: Die modernen Rad-Kfz müssen nicht nur höhere Widerstandsfähigkeit gegenüber den Wirkungen und Nachwirkungen moderner Waffen aufweisen, sie sollen auch der Truppe im Hinblick auf die unheimlich gewachsene Wirkung der Feuerkraft von A-Waffen eine notwendige wesentliche Steigerung des Elements Bewegung ermöglichen, — für bestimme Fahrzeuggruppen bis zum „querbeet" auch über „Gewässer". Beides sind Forderungen, die von wirtschaftsüblichen Rad-Kfz nicht zu erfüllen sind.

Die in vieler Hinsicht so wünschenswerte Einheitlichkeit zwischen Kfz der Wirtschaft und der Bundeswehr ist sowieso immer nur in begrenzten Zeitabschnitten erreichbar.

Das Kraftfahrzeug der Wirtschaft wandelt sich stetig mit dem Einfließen der schon aus dem wirtschaftlichen Wettbewerb bedingten Änderungen und Verbesserungen. (Beim VW 1200 sind nur knapp ein Dutzend Teile bisher n i c h t geändert.)

Das Kfz-Modell der Bundeswehr soll dagegen — wie bereits erwähnt — aus Gründen der Logistik möglichst während der gesamten Lebensdauer von 12—15 Jahren auf dem technischen Stand des ursprünglichen Einführungsjahrganges gehalten werden.

Darüber hinaus entfernen wir uns vom Wirtschafts-Kfz im zunehmendem Maße, je mehr wir im NATO-Rahmen standardisieren und den NATO-STANAG's (Standardierungsübereinkommen) zustimmen.

Der Verzicht auf Verwendung von Kraftfahrzeugen, die unmittelbar vom handelsüblichen Fahrzeug abgeleitet werden, bedeutet aber—und das muß hier zur Klarstellung hervorgehoben werden — keinesfalls eine Abkehr von wirtschaftsüblichen Baugruppen. Selbstverständlich ist es unsere Absicht, so weit wie irgendmöglich derartige Baugruppen und insbesondere handelsübliche Verschleißteile zu verwenden.

Hier ergibt sich eine Vielzahl von Problemen, sie können im Rahmen dieser Aufführungen nicht in wenigen Sätzen abgehandelt werden, und werden daher später einmal geschlossen zusammengefaßt.

Antriebe und Triebswerktechnik

Bei den Kraftmaschinen stehen immer noch folgende Forderungen im Vordergrund:

— Hohe Leistung bei
— geringem Gewicht (kg/PS)
— geringem Bauvolumen (m^3/PS)
— geringem spez. Kraftstoffverbrauch (g/Psh) vor allem im Teillastbereich
— Vielstoffähigkeit und
— Luftkühlung.

Die Forderungen nach geringem Gewicht und geringem Bauvolumen liegen eng zusammen — und haben doch oft verschiedene Prioritäten. Geringes Gewicht steht z. B. im Vordergrund bei allen Aggregaten, die von Menschen bewegt werden müssen, das geringe Bauvolumen von Motoren — Kompaktbauweise — ist interessant bei Verwendung in gepanzerten Kfz.

Die Bedeutung eines geringen Kraftstoffverbrauchs braucht nicht weiter erläutert zu werden.

Die militärischen Forderungen für Vielstoffähigkeit ergeben sich in erster Linie aus Gründen der Versorgung. Die Truppe ist um so beweglicher, je weniger sie von der Art des Betriebsstoffes abhängig ist, der nun gerade zugeführt werden kann. Die Vielstoffähigkeit der Triebwerke kann entscheidende Bedeutung erhalten, wenn die Truppen in Insellagen auf vorgefundene Tanklager oder erbeuteten Betriebsstoff des Gegners angewiesen ist.

Luftkühlung wird gefordert, weil luftgekühlte Motoren bei Beschuß im allgemeinen weniger empfindlich sind (Treffer im Kühler bei wassergekühlten Motoren). Sie sind im Betrieb unabhängig vom Nachschub an Wasser oder Kühlflüsigkeit sowie von tiefen oder hohen Temperaturen, denn Luft friert und kocht ja nicht.

Viele Geister haben sich schon an der Frage entzündet, ob bei einer Bedrohung durch radioaktiven „fall out" die Luftkühlung oder die Wasserkühlung richtiger sei. Diese Überlegungen beziehen sich vor allem auf gepanzerte Kampffahrzeuge, die, mit Schutzbelüftungsanlagen ausgerüstet, Gebiete lokalen „fall out's" durchfahren können.

Bei Verwendung luftgekühlter Motoren wird immer wieder auf die Gefahr hingewiesen, daß radioaktive Staubpartikel auf den heißen Kühlrippen einbrennen können und damit den Motor zu einer Strahlungsquelle werden lassen. Sicher ist die Möglichkeit besserer Dekontaminierung von Wasserkühlern und des entsprechenden Kühlluftführungs-Kanales ein Argument, das für den wassergekühlten Motor spricht. Eine konkrete Aussage von Ländern, die mit diesen Dingen Erfahrungen haben müßten, liegt bisher in keiner Richtung vor.

Die Problematik liegt jedoch auch bei der Verbrennungsluft, die der Motor ansaugt. Es ist mit besten Filteranlagen nicht möglich, ein Eindringen feinster radioaktiver Partikel in den Motor völlig zu verhindern — er wird also auch auf einem anderen Weg, nämlich von innen her, zu einer sich akkumulierenden Strahlenquelle.

Zu den verschiedenen Arten an Verbrennungskraftmaschinen ist von unserer Seite nur zu sagen, daß wir für alle, Hubkolbenmotore wie Kreiskolbenmotore, Turbinen und auch Heißgasmotore Verwendung haben. Diese Arten ergänzen sich gegenseitig, jede hat aufgrund ihrer Eigenarten bestimmte Vorzüge für bestimmte Verwendungen — und keine Art wird von der oder jener anderen in der nächsten Zeit generell ersetzt werden können.

Getriebe

Die letzten Jahre haben uns in der Entwicklung von Schalt- und Lenkgetrieben für unsere gepanzerten Kampffahrzeuge wesentliche Fortschritte gebracht.

Beim modernen Wechselgetriebe verwenden wir eine kraftschlüssige Wandlerstufe zum Anfahren, nutzen dann jedoch den besseren Wirkungsgrad formschlüssiger Zahnradübersetzungen, indem der Wandler mechanisch überbrückt wird. Dies Verfahren bringt erhebliche Erleichterung für den Fahrer und eignet sich gut, um den gesamten Schaltvorgang zu automatisieren.

Die erheblich gesteigerten Geschwindigkeiten bei unseren Ketten-Kfz — wir erreichen heute bis 75—80 km/h — erfordern allein schon aus Sicherheitsgründen eine stufenlos arbeitende Lenkung, wie es bei Radfahrzeugen üblich ist. Lenkgetriebe, die mit Kuppeln, Bremsen und Schlupf arbeiten, also polygon lenken, sind — abgesehen von den Energieverlusten — als Endlösung nicht tragbar. Das gilt auch für Mehrradeinlenkgetriebe. Bei den hohen Geschwindigkeiten sind selbst geringfügige Stöße, die sich aus dem Lenkgetriebe auf die Ketten übertragen, viel zu gefährlich.

Wir bevorzugen heute Lenksysteme, die mit einem hydrostatischen Überlagerungslenkgetriebe der Antriebswelle eine zusätzliche positive oder negative Drehzahl aufdrücken. Damit ist dies Problem beinahe vorzüglich gelöst — als Endziel bleibt ein Verfahren, das die „Überlagerung" erspart und das Lenken durch Leistungsverzweigung noch einfacher löst. Die Möglichkeit hierzu, nämlich Schalt- und Lenkgetriebe durch e i n Aggregat zu ersetzen, dürfte bei Anwendung der hydrostatischen Getriebe Aussicht auf Erfolg bieten.

Betriebsstoffe

Viel, sehr viel ist zu dem Thema der Kraftstoffe und Schmierstoffe zu sagen. Dies chemisch-technologische Gebiet führt leider oftmals ein Mauerblümchendasein. Man hat sich zu sehr daran gewöhnt, Kraft- und Schmierstoffe an jeder Tankstelle einzuhandeln und denkt nicht daran,

— daß der Vormarsch deutscher Truppen 1940 im Westen und 1941 im Osten ohne die Schwemme an Betriebsstoffen nicht möglich gewesen wäre. Im Nachschub mechanisierter Armeen nimmt der Betriebsstoff, je nach Art der laufenden Kämpfe, mit 40 % und mehr am Gesamtvolumen einen bemerkenswerten Platz ein,
— daß Dieselkraftstoff mit unzureichendem Stockpunkt bei tiefen Temperaturen ganze Panzerarmeen lahmlegen kann,
— daß die Lagerfähigkeit unserer handelsüblichen Kraftstoffe unzureichend ist,
— daß z. B. viele Spezialgeräte, die für die elektronische Kriegführung unentbehrlich sind, ohne bestimmte Spezialöle nicht arbeiten.

Bei den Kraftstoffen sind daher tiefere Stockpunkte als bisher genau so erforderlich wie größere Lagerfähigkeit. Schließlich wollen wir einmal, parallel zum Vielstoffmotor, zu einem Vielzweckkraftstoff kommen, der in allen Einspritzmotoren wie in Turbinentriebwerken gleichermaßen verwendet werden kann. Mit der Entwicklung eines derartigen Kraftstoffes — die bisher angelaufenen Versuche sind positiv — ist außerdem ein wesentlicher Schritt zur Standardisierung möglich.

Die Weiterentwicklung der Schmierstoffe hat selbstverständlich ebenfalls eine Typenverminderung zum Ziel. Im wesentlichen geht es jedoch darum, für unsere auf höchste Leistungsausbeute gezüchteten Kraftmaschinen Öle entsprechend hoher thermischer Stabilität, hoher mechanischer Belastungsfähigkeit bei tiefen Stockpunkten zu erhalten. Die Mineralöle haben trotz aller Veredelung und Additives ihre Grenzen. Wir suchen daher den Fortschritt auf dem Gebiet synthetischer Öle und hoffen hier auf Erfolg.

Die wesentlichen Probleme aber ergeben sich nicht nur bei den Laborversuchen — selbst wenn das Verfahren als solches gelöst ist, sind noch weite Schritte bis zur Produktion nötig. Auch hier muß ein Ausblick genügen, eine überschaubare Darlegung der Problematik kann nur in einem gesonderten Aufsatz erfolgen.

Beweglichkeit in Abhängigkeit vom Gelände

Es könnte so aussehen, als ob mit dem Begriff der Beweglichkeit im Gelände bereits alle Möglichkeiten völlig ausgewertet seien und eigentlich nichts Neues mehr zu erwarten ist. Die nähere Untersuchung bekannter Einflüsse aber von Rad oder Kette auf den Boden in seinem funktionellem Zusammenhang, unter Anwendung moderner wissenschaftlicher Methoden, läßt noch Fortschritte erhoffen. Das Arbeitsgebiet „Land locomotion", die Untersuchung der Spannungsfelder im Boden, die Kenntnis nicht nur der Druck-, sondern auch der Scherfestigkeit können sicherlich die Geländegängigkeit moderner Fahrzeuge beeinflussen. Hier besteht auch ein unmittelbarer Zusammenhang mit der zumindest generell noch immer nicht gelösten freien Beweglichkeit über Wasserhindernisse. So ist es ein besonders aktuelles Problem unserer Wehrtechnik „Land" einen Kompromiß zu finden zwischen dem Wunschdenken, solche Hindernisse zu überwinden wie normales Gelände, und den Grenzen, die Technik und Wirtschaftlichkeit ziehen.

Zur Verbesserung der Beweglichkeit der eigenen Truppe gehört auch die Aufgabe, Sperren und Hindernisse des Gegners zu beseitigen — im Vordergrund steht immer noch das Suchen nach einer feldbrauchbaren technischen Lösung, um metallose Minen im Boden aufzufinden. Es gibt verschiedene Verfahren, die entweder unter Verwendung elektromagnetischer Energie oder mit Hilfe des Ultraschalls den Boden bis zu einer gewissen Tiefe ausleuchten — problematisch ist aber immer nur, inwieweit das Echo eindeutige Rückschlüsse zuläßt — und letzten Endes dann die **Feldbrauchbarkeit** des Verfahrens.

ABC-Schutz

Auf dem Gebiet der ABC-Abwehr steht neben vielen anderen vor allem die Frühwarnung im Mittelpunkt des Interesses. Dazu gehört insbesondere die Warnung vor ankommendem fall out, d. h. lokalem radioaktivem Niederschlag. Die sogenannte fall-out-Vorhersage kann in einem nuklearen Krieg nur auf der Grundlage eines überörtlichen, also regionalen Alarmsystem durchgeführt werden. Die technischen Meßprinzipien gelten als gelöst. Die Problematik liegt aber darin, die Funktion eines Warnnetzes mit seinen Nachrichtenverbindungen aufrechtzuerhalten, angesichts der großen Zerstörungen, mit denen bei einem Einsatz von Kernwaffen gerechnet werden muß.

Dieses Warnnetz ist aber nicht nur für das Orten von radioaktivem Niederschlag notwendig. Chemische und biologische Kampfmittel werden heute unter Anwendung moderner Verfahren in Form von Aerosolen ausgebracht, die sich abhängig von den Witterungsverhältnissen ebenfalls als Wolken über das Gelände bewegen, oder in Tälern und Senken hängenbleiben. Auch diese Wolken können für eine wirksame und schnelle Abwehr nur mit Hilfe derartiger überörtlicher Warnnetze erfaßt werden.

Eine sogenannte Punktwarnung mit Geräten bei einzelnen Einheiten, z. B. auf der Ebene der Kompanie oder des Zuges, ist zwar nicht entbehrlich, aber allein nicht mehr sinnvoll. Die neuzeitlichen chemischen Kampfmittel haben sehr starke toxische Wirkung, sie sind daher besonders gefahrvoll, weil bereits geringste Mengen sofort wirken. Punktwarnung ohne regionale Vorwarnung kommt dann oftmals zu spät. Sensoren, die die Anwesenheit chemischer und biologischer Kampfstoffe in der Luft frühzeitig erfassen, sind in Entwicklung.

Verstärkung des Geländes

Die Wirkung des Feuers kann bei Verwendung von A-Waffen in einem unheimlichen Maß gesteigert werden. Aber auch auf dem Gebiet der konventionellen Waffen haben in den letzten Jahren alle Armeen der Welt große Anstrengungen unternommen, um die Feuerkraft ihrer Verbände zu verstärken. Es ist dringend notwendig, Mensch und Material besser, als bisher möglich, vor dem Feuer zu schützen. Den besten Schutz bietet immer noch die Mutter Erde, soweit man — wenn die Bewegung aufhört — *schnell* genug *überall* in die Erde hineinkommt — und damit ist bereits das Problem benannt.

„Überall" heißt:

— in jedem Boden, also in Sandboden wie in stark steinigem, schwerem Boden,
— im rückwärtigen Gebiet, aber auch so weit vorn wie möglich, um der Truppe auf dem Gefechtsfeld baldmöglichst Schutz geben zu können.

„Schnell" heißt:

— daß Erdbewegungsmaschinen gefordert werden, die ausreichende Mengenleistung in kurzer Einsatzzeit erfüllen können,
— daß die Abmessungen der ausgehobenen Gräben oder Löcher mit den Abmessungen von Einbauteilen zum Versteifen wie Abdecken übereinstimmen müssen,
— daß diese Maschinen außerdem kolonnenmarschfähig sind, um sie ohne besonderen Aufwand jeder Einheit oder jedem Verband mitzugeben.

Handelsübliche, oder von diesen abgewandelte Tiefbagger werden diesen Forderungen nicht gerecht. Viele Typen wurden von uns untersucht. Im Truppenversuch sind zur Zeit zwei sich ergänzende Geräte — ein französischer Grabenbagger sowie ein deutsches Vielzweckgerät —, beides Heeresentwicklungen.

Zur Verstärkung des Geländes gehören auch Sperren, um die Bewegungsmöglichkeit des Gegners einzuschränken. Hier erheben sich neue Fragen. Alle Landstreitkräfte arbeiten heute — soweit bekannt — noch immer mit den herkömmlichen klassischen Mitteln wie Minen, Sprengstoffladungen, Zerstörungen, Veränderungen des Geländes usw. Bei diesen Kampfmitteln finden wir — von einzelnen Bauteilen abgesehen — praktisch kaum moderne technische Mittel. Wir suchen nach neuen Sperrsystemen für morgen, unter Verwendung neuer Erkenntnisse von Naturwissenschaft und Technik, stehen hier aber noch am Anfang eines Weges, ohne zu wissen, ob und wieweit er überhaupt gangbar ist.

Zum **Abschluß** noch eine Bemerkung über die Stellung der Wehrtechnik — bzw. der Technik allgemein — in der heutigen Situation: Die moderne Technik verbindet alle Lebenssphären eines Volkes. Die Zeiten, in denen eine Armee für sich allein einen Krieg führte, sind lange vorbei, ebenso aber die Zeiten, in denen die Armee den Krieg aktiv, und die Bevölkerung den Krieg passiv führte. So ist das Primat der Politik selbstverständlich. Die Probleme der Landesverteidigung sind in keiner Phase, weder in Vorbereitung noch in Durchführung, von der Politik zu trennen.

Naturwissenschaftliche Forschung und technische Entwicklung sind damit aber auch unlösbar mit allen politischen Ressorts verknüpft. Die Probleme der Wehrtechnik greifen tief ein in das Leben eines ganzen Volkes. Sie greifen ein in das Schulwesen und die technische Ausbildung, ja sie greifen ein in die wirtschaftliche Struktur des Arbeitsmarktes und den Lebensstandard eines ganzen Volkes.

Man kann heute feststellen, daß das Gewicht eines Volkes als Bündnispartner in der Politik nicht nur nach dem Kampfwert seiner Streitkräfte gemessen wird, sondern erheblich gesteigert werden kann durch seine Fähigkeit, Hervorragendes auf dem Gebiet der Wehrtechnik zu leisten. Auch hier haben sich die Probleme verschoben, und die Fragen des technischen Vermögens zwingen zum Nachdenken.

Dennoch — trotz der hochentwickelten Technik kann diese nicht alles leisten.

Immer bleibt dem Menschen, und damit der Kunst des Führens, der wesentliche Raum. Allerdings muß der Mensch, insbesondere der soldatisch Führende, sich mit der zunehmenden Bedeutung, dem ständig steigenden Wert komplexer wehrtechnischer Systeme und den ihr eigenen Gesetzen auseinandersetzen.

Er muß sie kennen, verstehen und anwenden lernen — sonst wird er mit ihnen nicht fertig, sondern von ihnen abhängig; er wird auch von jenen anderen überholt, die der Technik den richtigen, ihr zustehenden Platz geben.

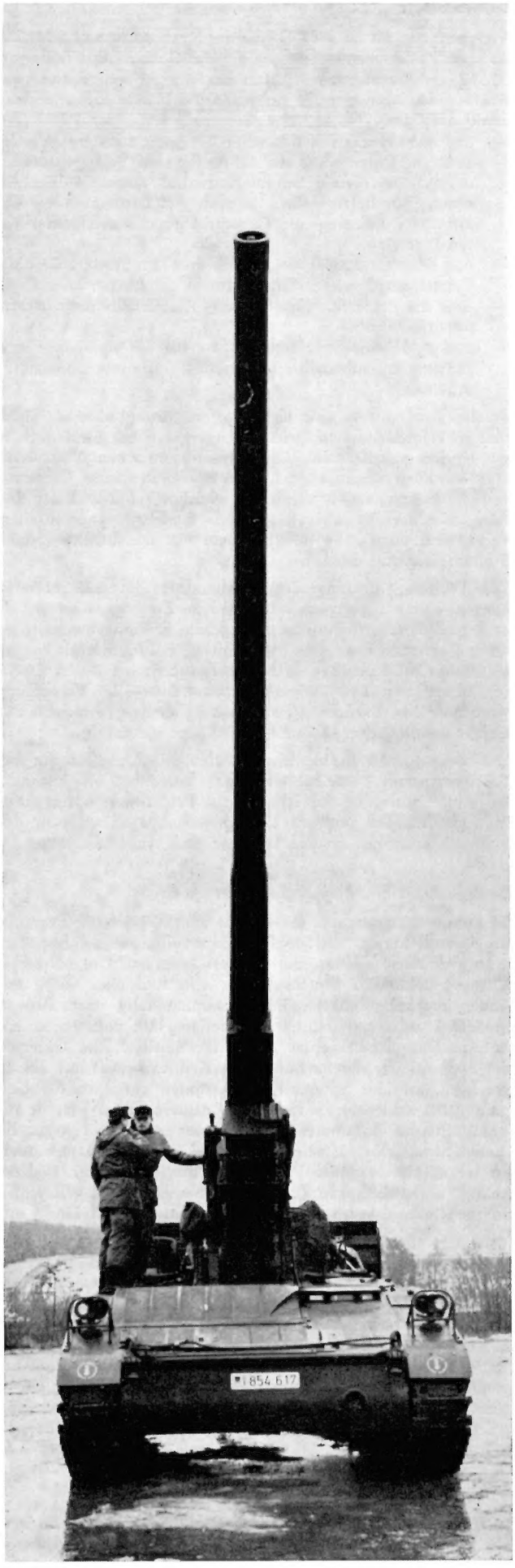
Die HDv 100/1, Truppenführung, sagt in Nr. 18: „Die Technik kann nicht getrennt von der Wirtschaft, der Wissenschaft, erst recht aber nicht getrennt vom Menschen betrachtet werden. Materielle und menschliche Kraft stehen in enger Wechselbeziehung."

Auch das vollkommenste Kriegsgerät wird vom Menschen eingesetzt und bedient. Trotz aller hochentwickelten technischen Mittel entscheidet den Kampf zuletzt der Mensch.

Die neue Kanone der Artillerie mit dem 12-Meter-Rohr

Eine große Typenschau mit Großgerätevorführung veranstaltete am 3. 2. 65 die 6. Panzergrenadierdivision in Neumünster für geladene Gäste. Der Clou der vorgestellten Kettenfahrzeuge ist die M 107 175 mm-Kanone auf Selbstfahrlafette. Neben dem auffallenden Rohr von 12 Meter Länge besitzt das Fahrzeug einen Aktionsradius von 700 km bei einer Höchstgeschwindigkeit von 50 km/std.

Foto: CONTI-PRESS



Oberstleutnant Berthold Schirmer

INNERE FÜHRUNG

Probleme, Grundsätze und Folgerungen

Aufgabe des Truppenführers aller Dienstgrade ist Menschen- und Waffenführung unter besonderen, im Ernstfall unter schwierigsten Verhältnissen. Nach verlorenen Kriegen gehen die Wogen der Kritik über das, was tatsächlich oder nach Ansicht der Kritiker falsch gemacht worden ist, besonders hoch. So kamen nach dem ersten Weltkrieg u. a. zwei wesentliche Bücher: „Kritik des Weltkrieges — operativ und taktisch gesehen" — von einem Generalstabsoffizier und der „Feldherr Psychologos" — seelisch betrachtet — von einem Truppenoffizier der Infanterie heraus, die leidenschaftlich diskutiert wurden. Es ist nur verständlich, daß nach dem noch bittereren Ende des 2. Weltkrieges sich wieder zahlreiche kritische Stimmen erhoben. Der Schwerpunkt der Angriffe liegt diesmal auf dem angeblichen Versagen des heute „Innere Führung" genannten Gebietes. Richtig erscheint es uns nur, wenn solche Vorwürfe der obersten Schicht, vor allem der politischen, geistlichen, pädagogischen und militärischen gemacht werden, die sich von Hitler hat übertölpeln lassen, obwohl schließlich zumeist aus dieser Schicht — wenn auch zu spät — die Versuche zur Wiedergutmachung dieser Fehler am 20. Juli unternommen wurden. Der breiten Masse eines schwer arbeitenden Volkes Vorwürfe zu machen, wäre in allen Fällen, die die Geschichte kennt, falsch. So war auch an der vordersten Front der Wehrmacht — insgesamt betrachtet — die „Innere Führung" zweifellos in Ordnung. Sonst hätte der Soldat nicht solange unter schwersten Umständen ausgehalten und sich tapfer geschlagen, zum mindesten hätte er sich am Ende des Krieges, wie zum Teil 1918/19 geschehen, gegen seine Vorgesetzten aufgelehnt. Leider verwechselte die in- wie ausländische Propaganda Ursache mit Wirkung. Der Soldat, vor allem natürlich der Berufssoldat, war schlechthin ein böser Mensch.

Mit dieser Belastung mußte auch die Bundeswehr ihre vielfach unwillkommene Arbeit beginnen und darunter leidet sie noch heute. Dies muß durchgestanden werden. Beklagenswert ist hierbei besonders, daß einzelne auf dieser irdischen Welt unvermeidliche Auswüchse in erschreckender Form immer wieder verallgemeinert werden, in jüngster Zeit sogar von dem neuen Wehrmachtsbevollmächtigten. Solche Kritiker wirken damit zersetzend und nicht aufbauend.

Alles ist sich darüber im klaren, daß diese Fragen im neuen Jahr besser als bisher gelöst werden müssen. Zwar ist man sich im Grundsätzlichen einig, aber der Teufel liegt im Detail, d. h. in der praktischen Verwirklichung unten. Um auch unsererseits etwas dazu beizutragen, bringen wir nachstehenden Aufsatz von einem Offizier, der hierin besondere Erfahrungen hat sammeln können, aus Platzgründen in 2 Teilen. Der erste Teil stellt allgemeine kritische Betrachtungen an, während der 2. Teil sehr beachtenswerte praktische Vorschläge zur Verbesserung auf diesem Gebiet bringen wird. *Die Red.*

Was ist Innere Führung?

„Innere Führung ist nach dem Entwurf der Schule der Bundeswehr für Innere Führung vom Juli 1964, der noch nicht vom Bundesminister der Verteidigung genehmigt worden ist, die Summe aller Führungsmaßnahmen, die die Geistes- und Willenskräfte des Soldaten für die Erfüllung seines Auftrages wirksam machen.

Innere Führung ist die Aufgabe aller Vorgesetzten, Staatsbürger zu Soldaten zu erziehen, die fähig und willens sind, Recht und Freiheit des deutschen Volkes und seiner Verbündeten in der geistigen Auseinandersetzung zu wahren und zu fördern und im Kampfe mit der Waffe tapfer zu verteidigen.

Dieses Ziel wird erreicht durch zeitgemäße Menschenführung und geistige Rüstung innerhalb unserer Lebensordnung und unserer soldatischen Ordnung.

Innere Führung

— geht hierbei aus von den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten
— bekennt sich zu unserem Grundgesetz
— macht soldatische Tugenden lebendig und übernimmt bewährte Erfahrungen in unsere heutige Lebensform und
— berücksichtigt die Folgen der Anwendung und Wirkung moderner technischer Mittel."

Der Bundesminister der Verteidigung hat in seiner Rede auf der zehnten Kommandeurstagung in München am 13. Oktober 1964 erklärt:

„Innere Führung ist:

1. Die Anleitung, Menschen unserer Zeit in unserer Gesellschafts- und Staatsform auszubilden, zu erziehen und zu führen.
2. Die Art und Weise, in der die soldatische Ordnung der Bundeswehr auf der Grundlage der Dienstpflichten im Einklang mit den Prinzipien des freiheitlichen Rechtsstaates täglich verwirklicht wird.
3. Der Weg zum Leitbild des Staatsbürgers in Uniform, ausgebildet als moderner Soldat, erzogen zum freien Bürger, der aus Einsicht gehorcht und entschlossen ist, das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen, geführt von beispielgebenden Vorgesetzten."

„Innere Führung ist", wie der Minister zum Ausdruck gebracht hat, „ein Element unserer Führungsaufgaben, gerichtet auf das innere Gefüge der Bundeswehr, auf ihren Geist und auf ihre Moral, nicht irgendwo oder für irgend etwas, sondern in unserer Wirklichkeit der Kasernen und Übungsplätze in der Bundesrepublik Deutschland."

In dem Handbuch Innere Führung Seite 169 heißt es:
Innere Führung umfaßt:

1. Geistige Rüstung und
2. zeitgemäße Menschenführung.

Beide — geistige Rüstung und zeitgemäße Menschenführung — sind Voraussetzungen für die Schlagkraft der Truppe.

Diskussionen über die Innere Führung

Es stellt sich nunmehr die Frage, worauf die vielen Diskussionen über die Innere Führung zurückzuführen sind und worauf die Schwierigkeiten auf dem Gebiet der Inneren Führung beruhen.

So ist behauptet worden:

1. Innere Führung sei etwas völlig Neues und noch nie Dagewesenes und
2. die Innere Führung bedeute weiche Welle.

Zu diesen zwei Behauptungen nehme ich wie folgt Stellung:

Zu 1)

Innere Führung — nämlich geistige Rüstung und zeitgemäße Menschenführung — ist nichts Neues, denn diese hat es in der deutschen Armee schon immer gegeben. Bei der Menschenführung muß nur berücksichtigt werden, daß der Soldat von heute nicht mehr der Soldat von 1870, von 1914 oder von 1939 ist. Er hat sich verändert, weil sich unsere gesamte Welt tiefgreifend verändert hat. Ich komme hierauf später noch zu sprechen. Daß es in der deutschen Armee immer zeitgemäße Menschenführung gegeben hat, beweisen nachstehende Auszüge aus einem Befehl des Kom-

mandeurs der 31. Division, des Generalleutnants Fischer, vom 30. 1. 1937, der sich mit der Behandlung von Untergebenen befaßt:

„Durch die Notwendigkeiten des Heeresaufbaues werden an das Lehrpersonal erzieherische Aufgaben gestellt, für deren Erfüllung sich die Masse der Unteroffiziere und auch ein Teil der Offiziere noch nicht die erforderlichen Erfahrungen haben erwerben können. — Bei dem in der Truppe vorhandenen Streben werden diese Lücken zwar mit jedem Jahr geringer werden. Jedoch kann gerade auf dem Gebiet der Behandlung und Erziehung von Soldaten infolge ungenügender Anleitung und Überwachung ein unendlicher Schaden angerichtet werden.

Man kann über die Behandlung von Untergebenen keine Vorschrift herausgeben. Um so dringlicher ist in Ermangelung eigener Erfahrung für das junge Lehrpersonal die persönliche Auswirkung des älteren Offiziers. Ich sehe hier gerade in den Jahren des Heeresaufbaues eine der wesentlichsten Aufgaben der Kommandeure. Es sind die Aufgaben, die der Truppenkommandeur unmittelbar dem Uffz.-Korps gegenüber hat, ohne dabei die Gerechtsame seiner Chefs einzuschränken."

In diesem Befehl heißt es dann weiter:

Das Unteroffizierkorps:

Das Unteroffizierkorps als Hauptträger der Ausbildung des einzelnen Mannes kann allein durch eine durchdachte Beeinflussung den „Standpunkt" erreichen, den es haben muß. Trotz seiner Zugehörigkeit zu den Einheiten muß es sich innerhalb seines Bataillons, seiner Abteilung, wie ein Offizierkorps zu einem einheitlichen Gefüge entwickeln . . .

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist nur durch eine Reihe gemeinsamer Maßnahmen und Einrichtungen (Unteroffizier-Kasino, Mittagstisch), teilweise auch durch außerdienstliche Veranstaltungen zu erzielen.

Die Stellung des Unteroffiziers als Vorgesetzter:

Die meisten Fälle falscher Behandlung von Untergebenen sind auf Unsicherheit, fehlende Überlegung und ungenügende Beherrschung zurückzuführen: in Ausnahmefällen auf schwere charakterliche Mängel. — Durch eine entsprechende Belehrung müssen die vor der Front stehenden jüngeren Uffz. und Gefreiten zum Nachdenken über die Aufgaben und Grenzen ihrer Stellung gebracht werden. Ihnen hat unbedingt folgendes klar vor Augen zu stehen:

Für viele Menschen ist die militärische Dienstzeit der Lebensabschnitt, in dem sie am nachhaltigsten beeindruckt wurden. Das zeigt schon die Tatsache, das alte Soldaten immer wieder von ihren Soldatenjahren sprechen. Der Unteroffizier, der von allen Vorgesetzten die meiste Zeit mit dem Mann zusammen ist, hat also schon in jungen Jahren ein ungeheures Maß an Verantwortung und Aufgaben, die ihn kaum zur Ruhe kommen lassen dürfte . . .

Als ein Zeichen mangelnden Verständnisses muß es angesprochen werden, wenn Unteroffiziere ihre Abteilung bei der Ausbildung in sinnloser Weise dauernd hin und her hetzen, ein vielfaches Hinlegen und Aufstehen verlangen, längere Strecken kriechen lassen, oder in irgendwelchen, der Vorschrift nicht entsprechenden Körperlagen Exerziergriffe ausführen lassen. Derartige Übertreibungen fördern weder die Ausbildung, die Ausdauer noch die Manneszucht; geschweige geben sie einen Beweis für den Unterordnungswillen des Mannes.

Es ist der notwendige Schwung in einer Truppe zu erzielen, auch ohne daß man sich überkommener und mißverstandener Ausdrucksformen bedient.

Der junge Unteroffizier soll passioniert sein; er muß sich auch aufregen, jedoch nicht über die schlechte Ausführung von Befehlen und die Nichtbeachtung scheinbarer Kleinigkeiten. — Ein unentbehrliches Mittel seiner Erziehungsarbeit ist die Sorge um die ihm anvertrauten Soldaten. Für ihn hat es wichtig zu sein, ob z. B. der Mann passende und brauchbare Bekleidung oder strapazierfähiges Schuhzeug hat. Er muß es als persönliche Zurücksetzung betrachten, wenn ein Angehöriger seiner Abteilung von einem Funktions-Unteroffizier nicht das ihm zustehende an Bekleidung, Verpflegung usw. erhielt. Je größer die Sorge des Unteroffiziers um seine Leute ist, um so mehr werden diese bei allen Gelegenheiten bemüht sein, Gutes zu leisten.

„Freiherr-vom-Stein-Preis" für drei Bundeswehrgenerale
Am 10. 2. 1965 wurde im Auditorium Maximum der Universität Hamburg der „Freiherr-vom-Stein-Preis" an drei Generale der Bundeswehr überreicht. Rektor Prof. Sperner übergab den Preis der Stiftung F. v. S., der mit 30 000 DM dotiert ist, an Johann Adolf Graf von Kielmannsegg, Befehlshaber der Landstreitkräfte im NATO-Kommando Mitteleuropa, Wolf Graf von Baudissin, Generalleutnant und Kommandeur des NATO-Defence College in Paris, und Generalleutnant Ulrich de Maizière, seit 1. 10. 1964 Inspekteur des Heeres. (Foto: CONTI-PRESS) **Von links: Maizière, Baudissin, Prof. Sperner, Kielmannsegg.**

Der Befehl:

Die Nichtausführung eines Befehls ist Ungehorsam. In zahlreichen Fällen ist jedoch die Ursache zu diesem Ungehorsam bei dem Vorgesetzten zu suchen. Entweder werden die Anordnungen unklar und nicht in Befehlsform gegeben. Oft hat sich der Vorgesetzte dabei in seiner Haltung selbst stark vernachlässigt. Stellenweise wird zu viel befohlen und die Art der Ausführung nicht nachgeprüft. — Manchmal wurde die Befehlsgewalt überschritten . . .

Schwierige Mannschaften:

Wie weit Schwierigkeiten, die der Mann in der Ausbildung den Bestrebungen des Vorgesetzten entgegensetzt, auf schlechten Willen oder auf körperliche bzw. geistige Unzulänglichkeiten zurückzuführen sind, ist erst nach einer gewissen Zeit erkennbar. Hierüber muß jedoch der betroffene Abteilungsführer bald seinem Kp.-Bttr.-Chef ein einwandfreies Bild geben können. Auf Mannschaften, die aus schlechtem Willen heraus den Dienstbetrieb und auch die Kameradschaft zu stören suchen, werden in einer anständigen Einheit die Kameraden einwirken, wobei jedoch aufzupassen ist, daß keine Übergriffe getätigt werden. Für den Vorgesetzten hat der Grundsatz besondere Gültigkeit, daß er sich schwierigen Leuten gegenüber bewußt korrekt und überlegt zu verhalten hat. Bei widerwilligen Soldaten hat die Behandlung entsprechend härter zu sein . . .

Handgreiflichkeiten:

Es ist eines Vorgesetzten unwürdig, sich an einem Untergebenen zu vergreifen. Der Untergebene würde sich bei einer entsprechenden Überschreitung seiner Grenzen dem Vorgesetzten gegenüber der schwersten Verfehlungen, und zwar des **tätlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten** schuldig machen und sich somit für sein ganzes Leben ruinieren. Die Mißhandlung eines Untergebenen wird daher schonungslos mit der Ausstoßung des Vorgesetzten aus dem Heere geahndet. Andererseits kann gerade im Hinblick auf die schwerwiegenden Folgen von den betreffenden übergeordneten Stellen jedesmal nicht eingehend genug geprüft werden, ob wirklich eine Mißhandlung getätigt wurde.

Sache des Kp.-Chefs und der älteren Unteroffiziere ist es, die jüngeren Vorgesetzten, die im Eifer der Ausbildung zu harten Korrekturen des Mannes neigen, rechtzeitig zur Besonnenheit anzu-

halten. Andererseits sind die Mannschaften beim Unterricht über das Beschwerderecht vom Kp.-Chef zu belehren, daß in einer scharfen Korrektur nur in den seltensten Fällen eine vorsätzliche Mißhandlung zu erblicken ist und auch eine Überempfindlichkeit nicht zum Soldaten paßt.

Ansetzen besonderer Dienste:

Die Anwendung dieser Mittel ist notwendig, bevor man nachlässige Soldaten disziplinarisch anfassen möchte. Hierunter fallen auch gewisse Beschränkungen, wie z. B. Entziehung von Stadturlaub usw. Diese Maßnahmen — und sei es die Anfertigung einer Strafarbeit — müssen stets vom Kp.-Chef oder seinem Stellvertreter angeordnet sein, wobei der Unteroffizier als Führer der Ausbildungsabteilung die erforderlichen erzieherischen Mittel bei seinem Chef in Vorschlag bringen soll.

Dienstfreudigkeit:

Ich halte nichts von einer zeitlich zu starken Ausdehnung der eigentlichen Ausbildung. Durch den ungenügenden Kräftezustand, den der junge Soldat erst im Laufe des ersten Dienstjahres zu überwinden pflegt, ist seine Aufnahmefähigkeit eine begrenzte. Man muß dazu — besonders bei den bespannten Einheiten — den reichlichen Arbeitsdienst in Rechnung stellen und die schlechte Bekleidung berücksichtigen, deren Instandhaltung den Mann über Gebühr beansprucht . . .

Kritiksucht:

Jede Unterhaltung mit Untergebenen über gegebene Anordnungen und Befehle in abfälliger Weise, sowie jede wegwerfende Äußerung über die Person eines Vorgesetzten überhaupt, untergraben die Manneszucht. Abgesehen hiervon wird den Untergebenen das Einordnen und Gehorchen erschwert usw."

Mit diesem Befehl dürfte eindeutig widerlegt sein, Innere Führung sei etwas völlig Neues oder noch nie Dagewesenes. Viele Gedanken, die in diesem Befehl enthalten sind, können unbedenklich in unsere Zeit übernommen werden.

Auch in dem Handbuch Innere Führung heißt es auf Seite 169, daß Innere Führung keine Erfindung der Bundeswehr ist.

Zu 2)

Wenn behauptet wird, Innere Führung bedeute „Weiche Welle", so führe ich dies darauf zurück, daß

a) Anfang 1956 bei den ersten Soldaten in Andernach in der Presse zu lesen war, sie erhielten Schlaraffiamatratzen und würden beim Essen durch weibliches Personal bedient,

b) in den Jahren 1955—1957 teilweise sehr unklare Vorstellungen über die Grundpfeiler der militärischen Ordnung: „Befehl und Gehorsam" bestanden haben,

c) die Bundeswehr seit ihrer Aufstellung 1 Jahr und 3 Monate keine Wehrdisziplinarordnung und 1 Jahr 5 Monate kein Wehrstrafgesetz hatte,

d) Stellungnahmen zur Inneren Führung von Zeitungsschreibern oder anderen Personen abgegeben wurden und auch heute noch werden, die von zeitgemäßer Menschenführung nichts verstehen und die Menschen unserer Zeit überhaupt nicht kennen und

e) der Begriff „Staatsbürger in Uniform" zu sehr in den Vordergrund geschoben und außer acht gelassen wurde, daß die meisten Wehrpflichtigen, wenn sie zur Bundeswehr kommen, noch keine Staatsbürger sind. Auf dem verteidigungspolitischen Kongreß der CDU in Kassel hat der Bundesminister der Verteidigung am 9. 10. 1964 erklärt, daß die Rekruten unzureichend vorbereitet zur Truppe kämen, weil Versäumnisse bei der Erziehung vorlägen.

Im Handbuch Innere Führung Seite 169 heißt es:

„Innere Führung heißt nicht Auflösung der Disziplin."
„Innere Führung bedeutet nicht Verweichlichung."

Damit dürfte auch dieser Punkt widerlegt sein, wobei allerdings die militärische Führung vermehrt die Regierung, das Parlament und die gesamte Öffentlichkeit darauf hinweisen sollte, daß die Wehrpflichtigen, wenn sie zu uns kommen, in den meisten Fällen noch keine Staatsbürger sind. Von dem Ausdruck „Staatsbürger in Uniform" sollte daher weniger Gebrauch gemacht werden.

Die ganzen Schwierigkeiten und die vielen Diskussionen um die „Innere Führung" führe ich nicht zuletzt auch darauf zurück, daß man 1954/1955, als die Grundlagen für die Innere Führung geschaffen wurden, von einem verantwortungsbewußten Staatsbürger, also von einem Idealbild ausging, den es nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht gibt. Gibt es aber keinen Staatsbürger, wie man sich ihn 1954/1955 vorgestellt hat, so wird es fragwürdig, von einem Staatsbürger in Uniform zu sprechen. Hier gilt es nach meiner Auffassung, den Hebel anzusetzen und neue Grundlagen für die Innere Führung zu schaffen. Man sollte den Mut finden, zuzugeben, daß man sich 1955 ein Idealbild vorstellte und die Wirklichkeit **ganz** anders aussieht.

Geistige Rüstung und zeitgemäße Menschenführung

Bevor ich mich mit den Grundsätzen der Inneren Führung auseinandersetze, erscheint es mir erforderlich, noch einige Hinweise für die geistige Rüstung und zeitgemäße Menschenführung zu geben.

1. **Geistige Rüstung:**

Der moderne Krieg ist nach dem Handbuch Innere Führung Seite 169/170 nicht nur ein Waffengang wie in vergangenen Zeiten. Er ist heute ebenso ein Krieg der politischen Ideen und Schlagworte, der Propaganda und der psychologischen Kampfführung.

In einer solchen Auseinandersetzung muß der Soldat einen festen geistigen Standort haben. Er muß wissen, wofür und wogegen er kämpft. Der Soldat muß die verteidigungswürdigen Werte unserer Lebensordnung kennen und erlebt haben, um sich für sie einsetzen zu können. Erst dann ist er geistig gerüstet. Die Defensivhaltung eines Antibolschewismus genügt daher nicht. Nicht umsonst bestimmt § 33 unseres Soldatengesetzes, daß die Soldaten staatsbürgerlichen und völkerrechtlichen Unterricht erhalten müssen.

2. **Zeitgemäße Menschenführung:**

Um zeitgemäße Menschenführung zu beherrschen, müssen wir die Menschen unserer Zeit kennen. Wir müssen wissen, daß

a) wir in einer mobilen Gesellschaft leben,

b) eine Tendenz zur Nivellierung in dieser mobilen Gesellschaft besteht.

c) der Massencharakter unseres gesellschaftlichen und kulturellen Lebens nicht übersehen werden darf,

d) der Mensch in der pluralistischen Gesellschaft meist hilflos im Leben ist,

e) der Mensch unserer Zeit meist ohne Kontakte und infolge der Massenmedien wie Presse, Rundfunk und Fernsehen kritiklos ist,

f) der Mensch in der pluralistischen Gesellschaft ahnungslos in der Weltentwicklung ist, also auch keine echten Beziehungen mehr zur Geschichte hat,

g) es keine Klassen wie in vergangenen Zeiten mehr gibt und

h) weitgehend ein rein materielles Denken besteht, also der Lebensstandard entscheidend ist, so daß für den Menschen unserer Zeit meist Verpflichtungen oder Opfer für die Gemeinschaft unverständlich sind.

Als Menschenführer sollte allen Offizieren und **Unteroffizieren** bekannt sein, daß

a) die Wehrpflichtigen zum größten Teil seelisch erst die Stufe eines 16jährigen erreicht haben,

b) teilweise heute 25 und 30 Jahre alte Menschen noch seelische Pubertätserscheinungen aufweisen (etwa 10—12 %),

c) viele Jugendliche nur Interesse für Essen, Trinken, für ihre Mädchen, das Kino, das Motorrad und für den Fußballplatz haben, während sie bei allem anderen „ohne mich" sagen,

d) eine ständige Reizüberflutung durch Kino, Fernsehen und die Straße besteht, was zur Oberflächlichkeit führt,

e) allgemein das Gedächtnis unserer Jugendlichen schlechter geworden ist,

f) vielfach zerrüttete Familienverhältnisse bestehen,

g) der Jugend die Gefahr der Vermassung droht, indem man keine eigene Meinung mehr bildet, mit der großen Herde mitläuft und gedankenlos unkontrollierbare Werturteile übernimmt und

aa) 3 % sind schwachsinnig und asozial und können nur zu Gelegenheitsarbeiten herangezogen werden,

bb) 30 % sind für Einarbeitungsberufe geeignet, sie sind qualifizierte Hilfsarbeiter in der Industrie und in der Land- und Hauswirtschaft,

cc) 27 % sind zum Spezialarbeiter nach 1—2jähriger Anlernzeit geeignet,

dd) 25 % sind nach 3 oder 3 1/2jähriger Lehrzeit zum Facharbeiter geeignet,

ee) 10 % sind zum Fachschulbesuch, d. h. zum sogenannten zweiten Berufsweg geeignet und

ff) nur 5 % eignen sich zum Hochschulstudium.

Wir sollten heute nicht vergessen, daß für viele Wehrpflichtige die Familien nur noch eine „Tankstelle" zum Essen und ein „Parkplatz" zum Schlafen sind, wenn sie zu uns als Soldaten kommen. Alle Kulturschäden, alle Verirrungen unserer Zivilisation, alle Spekulationen einer gewissenlosen „Kulturindustrie" wirken in erster Linie auf die Jugend ein, wie z. B. Schmutz- und Schundschriften, Comics, schlechte Filme, aufreizende Sensationspresse, Spielautomaten, heiße Musik und Kitsch aller Art (vgl. Schicksalsfragen der Gegenwart Band II Seite 227—255).

Nur wenn wir die genannten Tatsachen kennen und hieraus all die notwendigen Folgerungen ziehen, wird es uns möglich sein, unsere Pflichten als Menschenführer zu erfüllen.

Grundsätze der Inneren Führung

1. Es wird sehr viel von den Grundsätzen der Inneren Führung gesprochen und in der Presse geschrieben. Damit stellt sich die Frage, wo die Grundsätze der Inneren Führung verankert sind. Eine zusammenfassende Darstellung der Grundsätze der Inneren Führung gibt es nicht, auch nicht im Handbuch Innere Führung. Das Handbuch Innere Führung ist nach dem Vorwort des 1. Generalinspekteurs der Bundeswehr, des Generals Heusinger, eine Übersicht über Grundlagen, Aufgaben, Ziele und Wege der Inneren Führung in der deutschen Bundeswehr und erhebt keinen Anspruch, für alle Zeiten gültiges Dogma zu sein. Warum man sich aber über die Grundsätze der Inneren Führung im klaren sein muß, ergibt sich aus nachfolgenden Tatsachen:

2. In § 2 Abs. 2 des Gesetzes über den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages heißt es:

„Der Wehrbeauftragte wird nach pflichtgemäßem Ermessen tätig, wenn ihm bei Wahrnehmung seines Rechts aus § 3 Nr. 4 (Truppenbesuche) durch Mitteilung von Mitgliedern des Bundestages, Beschwerden von Soldaten oder auf andere Weise Umstände bekannt werden, die auf eine Verletzung der Grundrechte der Soldaten oder der Grundsätze über die Innere Führung schließen lassen."

3. In dem zusammenfassenden Bericht des Bundesministers der Verteidigung über die Vorfälle in der Ausbildungskompanie 6/9 in Nagold vom 31. 1. 1964 heißt es:

„Die Grundsätze der Inneren Führung sind Befehle."

4. Hiernach ist es erforderlich, zu untersuchen, welche Grundsätze der Inneren Führung es gibt. Ich will daher den Versuch unternehmen, die Grundsätze der Inneren Führung darzulegen, wobei ich nicht weiß, ob mir dies gelingen wird.

Die Grundsätze der Inneren Führung umfassen nach meiner Ansicht:

a) Das Eintreten für die freiheitliche demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes nach Maßgabe des § 8 SG,

b) die Pflichten und Rechte des Soldaten, wie sie in den §§ 7 und 10 ff. des Soldatengesetzes verankert sind,

c) die Richtlinien für die Erziehung des Soldaten, wie sie in der ZDv 11/1 enthalten sind,

d) den Erlaß „Erzieherische Maßnahmen" vom 28. 11. 1958 — Fü B I 4 — Az 35-05-04-00,

e) die richtige Handhabung und Beachtung der Wehrdisziplinarordnung, der Wehrbeschwerdeordnung und des Wehrstrafgesetzes und

f) die Fürsorge des Dienstherrn und der Vorgesetzten für die Soldaten.

In diesem Zusammenhang sollte einmal offen ausgesprochen werden, daß die Fürsorgepflicht verletzt und damit gegen die Grundsätze der Inneren Führung verstoßen wird, wenn Soldaten jahrelang von ihren Familien getrennt leben müssen, weil in den betreffenden Standorten noch keine Wohnungen gebaut worden sind.

Der Fürsorge des Dienstherrn ist nicht allein durch die erlassenen Gesetze, wie z. B. durch das Soldatenversorgungsgesetz oder das Bundesbesoldungsgesetz Genüge getan. Vielmehr ist unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik zu prüfen, ob die erlassenen Gesetze noch ausreichend sind. Wenn z. B. in Handel, Gewerbe und Industrie heute fast überall an den Sonnabenden nicht mehr gearbeitet und ein 13. oder 14. Monatsgehalt gezahlt wird, so ergibt sich hieraus die Folgerung, daß der Dienstherr aus diesen Tatsachen Konsequenzen im Hinblick auf die ihm obliegende Fürsorgepflicht ziehen und entsprechende Angleichungen vornehmen muß. In diesem Zusammenhang ergeben sich z. B. auch die Fragen, warum der Wohnungsbau nicht noch mehr gefördert, unverheirateten Unteroffizieren in den Kasernen nicht ein Einzelzimmer zur Verfügung gestellt, den Familienangehörigen der Soldaten nicht freie Heilbehandlung und den Unteroffizieren im Außendienst wegen ihrer übermäßigen Belastung nicht eine Zulage gewährt werden kann. Alle diese Fragen gewinnen im Rahmen der Inneren Führung entscheidende Bedeutung.

Aber nicht nur den Dienstherrn, sondern auch die Vorgesetzten trifft die Pflicht zur Fürsorge, wie z. B. sich für ihre Soldaten bei der Zuweisung von Wohnungen gegenüber den Standortverwaltungen einzusetzen. Es widerspricht auch der Pflicht zur Fürsorge, wenn z. B. bei Dienstschluß alle Vorgesetzten motorisiert die Kaserne verlassen und zu ihren Familien fahren, ohne sich im geringsten um ihre Soldaten zu kümmern. In solchen Fällen bleibt es dann nicht aus, daß die Soldaten sich in Kantinen und Gastwirtschaften betrinken, aufsässig werden, Gehorsamsverweigerungen und tätliche Angriffe gegen Vorgesetzte begehen.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß der Fürsorge — einem wesentlichen Gebiet der Inneren Führung — mehr Wert beigelegt werden muß. Wir sollten immer daran denken, daß Mängel und Verstöße in diesem Bereich entscheidend das innere Gefüge, d. h. den Geist und die Schlagkraft der Streitkräfte beeinträchtigen können.

Innere Führung und Verteidigungsbereitschaft

Um Innere Führung, d. h. zeitgemäße Menschenführung in der Bundeswehr überhaupt durchzuführen und besser praktizieren zu können, sollten die Bundesregierung und das Parlament in vermehrtem Maße für die Belange der Bundeswehr eintreten, ihre für das deutsche Volk lebenswichtige Aufgabe herausstellen und sie in verstärktem Maße gegen ungerechtfertigte Angriffe einer bestimmten Presse, des Rundfunks und insbesondere des Fernsehens schützen. Solange z. B. das Unteroffizierkorps ungestraft diffamiert werden kann, wird es nicht möglich sein, den erforderlichen Nachwuchs zu gewinnen und den Personalmangel zu beseitigen. Es ist ein Trugschluß zu glauben, dem Personalmangel allein durch eine bessere Ausbildung begegnen zu können. Entscheidend ist vielmehr, daß zunächst einmal genügend Bewerber gewonnen werden. Dies kann aber in der heutigen Zeit nur geschehen, wenn das Ansehen des Uffz.-Korps gestärkt, seine Autorität erhöht wird und wenn eine wirtschaftliche Besserstellung erfolgt.

Das ganze deutsche Volk sollte zu einer echten Verteidigungsbereitschaft nicht nur aufgerufen, sondern auch **erzogen** werden. Solange in weiten Kreisen der Bevölkerung die Bundeswehr nur als Belastung oder als notwendiges Übel angesehen wird, Wertvorstellungen, also Tugenden wie Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Höflichkeit, Gehorsam, Autorität, Ehre, Anstand, Sitte, Frömmigkeit, Treue, Dankbarkeit, Zuverlässigkeit und Tapferkeit verlorengegangen und nur materielle Vorstellungen — wieviel verdiene ich und wie kann ich mich am besten vor dem Wehrdienst drücken — maßgebend sind, erscheint es mir auf die Dauer, wenn nicht von Regierung und Parlament ein grundlegender Wandel geschaffen wird, nicht durchführbar, eine schlagkräftige Bundeswehr aufzustellen, die in einem Verteidigungsfall in der Lage ist, einen mit Atomwaffen geführten Krieg zu bestehen.

(Fortsetzung folgt)

Vom Durchhalten der Soldaten

Ein amerikanischer Infanterie-Major, Robert J. Petersen, nimmt in der amerikanischen Zeitschrift „Infantry" zum Problem des Durchhaltens bei Krisen Stellung. — Die Studie beweist, daß es ausschlaggebend ist, daß der Unteroffizier und junge Leutnant Gruppe und Zug zu einer inneren Einheit zusammenfügen müssen. Wir möchten noch die Kompanie hinzufügen. Diese Erkenntnisse sind im deutschen Heer schon alt und wurden vor allem im Kriege berücksichtigt, wo der Verwundete nach Wiederherstellung zu seinem alten „Haufen", wenn irgend möglich, zurückversetzt werden sollte. — Wichtig sind auch die Hinweise auf die Schäden, welche durch laufendes Zerreißen der Gruppen und Züge entstehen. — Wir bringen nachstehend eine etwas gekürzte Übersetzung dieses wertvollen Artikels. — Wir glauben, daß auch im Zivilleben das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Nachbarn — außer in Großstädten — so ähnlich ist. Es zu steigern ist u. a. eine wichtige Aufgabe der Heimatverteidigung. Die Red.

Was bewegt den Landser durchzuhalten?

I

In jedem Krieg in der Geschichte hat der Angreifer nicht nur versucht, seinen Gegner durch die Überlegenheit seiner herkömmlichen Waffen und seiner Taktik zu vernichten, sondern auch einen unbarmherzigen Feldzug gegen den Kampfwillen seines Gegners geführt. Besonders wirksam können verschiedene psychologische Methoden angewandt werden, wenn die Zwecke des Zwistes sich nicht genau umreißen lassen. Etwa in einem Krieg, in dem sich die Vertreter verschiedener Grundsätze gegenüberstehen, einem Bürgerkrieg zwischen rivalisierenden politischen Parteien oder auch in einem geheimen Wettringen zwischen großen internationalen Ideologien.

Armeen und Menschengruppen können zwar auch aus Vaterlandsliebe, um nationaler Ideale und Grundsätze willen kämpfen, aber oft liegt der wesentliche Unterschied zwischen diesen Armeen in der inneren Haltung und dem Zusammengehörigkeitsgefühl in ihren Einheiten. Diesem Unterschied hat man verschiedene Namen gegeben: Moral, Elan, Esprit oder Gemeinschaftsgefühl. — Was damit gemeint ist, ist klar: Die Soldaten werden gut kämpfen, weil sie zu einer Gruppe gehören, an deren Ziel sie wirklich glauben, deren Ziele ihre Ziele sind und auf deren Erfolge und Achtung sie großen Wert legen.

In schweren Zeiten wie heute, wo ein totaler kalter Krieg geführt wird, haben die erhabenen Ziele des nationalen Prestiges und der nationalen Ehre für den Soldaten nur eine ziemlich verschwommene Bedeutung. — Denn nehmen die Zivilbevölkerung und die zivile Wirtschaft die Belastungen des kalten Krieges auf sich und spannen sie **alle** Kräfte im Einsatz für diesen Krieg an?

Ist das **ganze** Volk sich **einig** in dem Entschluß, eine feindliche Ideologie zu bekämpfen, wenn nötig auch durch einen totalen Kriegseinsatz?

Werden Streitkräfte wegen ihres Beitrages zur nationalen Sicherheit wie im zweiten Weltkrieg verherrlicht?

Nationales Prestige und nationale Ehre spornen nach Aussage der Historiker die Armeen an, wenn sie Gefahren und Strapazen auf sich nehmen müssen.

Was aber spornt den Soldaten an, wenn der Sinn des nationalen Zieles **unklar** ist? Was ist dieses Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe, dieser Geist, dieser unberechenbare Gruppenentschluß, die einige Kampfeinheiten so hartnäckig kämpfen lassen, statt aufzugeben?

II

Wenn ein Mensch ein soziales Wesen ist, muß er Mitglied einer Gruppe sein, die er schätzt. Er muß sich von ihr „angenommen" fühlen. Welcher Soldat geht **allein,** wenn er Ausgang hat?

Welcher Rekrut fühlt sich am ersten Tage beim Ausbildungsregiment nicht unbehaglich und unsicher, wenn er sich plötzlich einer Menge unbekannter Gesichter gegenübersieht?

S. L. A. Marshall erläuterte diesen Punkt am Beispiel des Infanteristen im Gefecht, der, wenn er unter Beschuß gerät, sich zu Boden wirft und niemand von seiner Gruppe mehr sieht. Plötzlich hat er das Gefühl, dem Gegner allein gegenüberzustehen. „Warum spricht niemand?" „Wo sind sie alle?" — „Sind sie alle getroffen?" „Bin ich auf mich selbst gestellt?" „Kann ich **allein** durchhalten?"

Dieser Mann ist nicht feige. Er braucht **nur** die Versicherung, daß andere mit ihm sind. Außerdem möchte er jemand sehen oder hören, den er kennt. Das Bewußtsein der Gegenwart von einem oder zwei Kampfgenossen, die er kennt und **denen er vertraut,** gibt ihm ein Gefühl der Stärke, das er allein niemals hat. Wer gibt als Mitglied einer Gruppe anderen gegenüber zu, daß er von schlotternder Angst gepackt ist?

III

Das **„Gruppengefühl"** ist nur ein Teil unseres sozialen Daseins. Ein anderer wichtiger Teil ist das Gleichmachen eines Menschen mit dieser Gruppe. Wir drücken es vielleicht kurz aus und sagen: Wir identifizieren uns mit Gruppen, wenn **deren** Ziele **unsere** Ziele, **deren** Erfolge **unsere** Erfolge sind. Wir identifizieren uns täglich mit Wettkämpfen und Symbolen („Unsere Mannschaft hat heute gewonnen." „Ich habe meinen Thunderbird gern. Wie geht's Ihrem?").

Eine Fußballmannschaft wird heute oft aus den Angehörigen desselben Zuges zusammengestellt. Warum? Unter anderem deshalb, weil Menschen, die ständig zusammen sind und täglich das gleiche erleben, besser zusammenarbeiten. Einer gleicht die Schwäche des anderen aus, einer nutzt die Stärke des anderen, und sie nehmen nicht gerne einen noch nicht erprobten Fremden in ihrer Mitte auf. **Starke gefühlsmäßige Bedingungen zu anderen können erst dann entstehen und wachsen, wenn wir diese gut kennen.** Wenn wir diese Verbindungen einmal geschaffen haben, die Erlebnisse der anderen teilen, geben wir ein wenig von unserer persönlichen Eigenart auf, um in der Gruppe zu leben und von ihr „angenommen" zu werden. Wir haben uns jetzt mit dieser Gruppe identifiziert. Zusammen sind wir eine nicht zu schlagende Mannschaft. Würde man uns teilen, so würden wir geschwächt und würden wie der einsame Soldat, der sich zu Boden warf.

IV

„Gut", sagt man, „Esprit ist also ein Gruppengefühl! Und das haben wir ja in Bataillonen, Brigaden und Kampfgruppen!" Aber einen Augenblick bitte: Nicht irgendeine **beliebige** Gruppe genügt schon. Wir kämpfen für ein Ziel; wir kämpfen in Gruppen, richtig, aber diese **„Einheit der Gruppe"** und die Identifizierung mit ihr, die unsere Entschlossenheit so stark unterstützt, **gilt nicht einfach einer zufällig zusammengewürfelten Gruppe.** Aus Studien, die in unserem amerikanischen Heer nach dem zweiten Weltkrieg angestellt wurden, ging ein klares Bild der Gründe hervor, um derentwillen Menschen kämpfen. Erstens erduldet der Soldat Entbehrungen und Beschwerden, weil er sich mit den Zwecken und Zielen **der** kleinen militärischen Einheit identifiziert, **die er kennt.**

Weil seine Kameraden ihn als Soldaten betrachten und er wiederum sie als solche betrachtet und sein Empfinden, ein geschätztes, produktives Mitglied dieser Gruppengesellschaft zu sein — das sind die wahren und bedeutungsvollen Werte, die ihn anspornen.

Eine nach dem zweiten Weltkrieg durchgeführte bezeichnende Studie zeigt, wie der Soldat selbst die Triebfedern einschätzt, die ihn veranlaßten, weiterzumachen.

Veteranen der Kriegsschauplätze im Pazifik und im Mittelmeer wurden gefragt: „Was trug im Kriege im allgemeinen am meisten dazu bei, daß Sie weitermachen und Ihr Bestes tun wollten?" Die häufigste Antwort war: **„Ich konnte die anderen nicht im Stich lassen."**

Weitere Antworten, die von den Infanterieveteranen der Kriegsschauplätze in Europa oft zu hören waren, lauteten: „Zusammenhalten." — „Kameraden hingen von mir ab," „Meine Freunde, die mit mir waren."

Die Worte eines bei Salerno verwundeten früheren Infanteristen drücken es besser aus: **„Man kennt die Männer in seiner Einheit. Man muß ihnen treu sein.** — Die Männer halten fest zusammen. Sie haben einander gern, — geben ihre nichtigen Streitereien und Anfeindungen auf. Einer hängt vom anderen ab. — Um keinen Preis ließe einer die anderen im Stich. Lieber würden sie sich töten lassen. Sie fangen an, unendlich viel voneinander zu halten. Das vor allem bewahrt einen davor, verrückt zu werden."

V

Diese Antworten zeigen wenig weltanschauliche Bekenntnisse. Zweifellos ist mit den „Kameraden" oder den „Männern, die mit mir waren", eine bestimmte Anzahl gemeint, die nicht größer ist als die Gruppe oder der Zug. Dieses Gefühl der Sicherheit durch die Gegenwart anderer erstreckt sich **nicht** auf benachbarte Einheiten. Diese Soldaten sprachen von ihrer starken Identifizierung mit **erprobten** Kameraden und ihrem Vertrauen zu ihnen.

Ein verwundeter Veteran des Kriegsschauplatzes in Nordafrika drückte es einfach aus: „Sie fürchten sich davor, ihre eigenen Leute zu verlassen — die Männer, die sie kennen könnten, die eigene Einheit — das sind die Leute, zu denen man Vertrauen hat. Man hat mehr Mut, wenn man bei ihnen ist."

So scheint die kleine Gruppe der eigentliche „Leim" zu sein, der die Männer zusammenhält.

Erst in zweiter Linie veranlaßt anscheinend das Gesamtempfinden für die nationalen Zwecke und Ziele, der „Patriotismus", die Männer zu kämpfen. Diesen Punkt betrachtet der Soldat zwar als als ausreichenden Grund dafür, daß er die Uniform trägt und Strapazen erträgt. Aber der wichtige **zusätzliche** Schwung, der Elan und Geist, die einer **guten** militärischen Einheit helfen, ihr Ziel **um jeden Preis** zu erreichen, gehen hauptsächlich von dem Sinn für das Gruppenziel und der Solidarität aus, die der Soldat in **seiner** Gruppe oder **seinem** Zug empfindet. Man greife dieses Empfinden eines sinnvollen Zweckes an, spalte die Entschlossenheit dieser kleinen Gruppe, rufe Zweifel und Uneinigkeit über ihre Führung hervor, und man hat ihre Kampffähigkeit gebrochen. Die Anwendung von Verfahren zum Erreichen dieses Zwecks gehört zu dem umfangreichen Gebiet der psychologischen Kriegführung oder richtiger „dem Krieg und der inneren Haltung".

VI

Es wird heute allgemein anerkannt, daß die psychologische Kriegführung ein wesentlicher Bestandteil sowohl der „totalen", als auch der „begrenzten" Kriegführung ist. Sie umfaßt die ganze Skala von Tätigkeiten und Unternehmen, mit denen ein Staat oder eine politische Gruppe die Ansichten ihrer Gegner, deren Gefühle und Haltung anderen gegenüber beeinflussen wollen. Das alles soll der Förderung der nationalen Ziele dienen.

Bisher haben wir aufgezeigt, wo die psychologische Kriegführung ansetzen kann: an der Entschlossenheit des Soldaten und der Kampfkraft, die er **von seiner Umgebung erhält.** Wenn wir einmal wissen, warum der Soldat kämpft, können wir unsere Aufmerksamkeit den Verfahren zuwenden, mit denen ein Gegner den Kampfwillen des Infanteristen zu unterminieren versucht, — den Verfahren der psychologischen Kriegführung.

Die psychologische Kriegführung muß als ein weiteres Waffensystem betrachtet werden, eins, dessen ausgeklügelte Verwendung wir verstehen und weiterentwickeln müssen. Noch wichtiger ist es vielleicht, daß wir dieses Verfahren verstehen müssen, um uns gegen die Feindpropaganda und die Angriffe der psychologischen Kriegführung verteidigen zu können. Im Grunde richten diese Verfahren sich gegen das System der Motive und Haltungen des Soldaten. Sie schwächen dadurch seine Bindung an die Heimat, das Vaterland, seine Weltanschauung und selbst an seinen Gott. Kurz gesagt, die psychologische Kriegführung, die stets mit anderen Waffen betrieben wird, hat den Kampfwillen des Soldaten zum

Die erste Unteroffiziersschule des Heeres wurde in der Generaloberst-Beck-Kaserne untergebracht, in der sich bisher bereits die Sportschule der Bundeswehr, die Feldjägerschule und eine ABC-Waffenabwehrschule befinden.

Unser Bild zeigt in der Mitte Bundesverteidigungsminister Kai Uwe von Hassel, neben ihm der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, und als Ehrengast Karl Deutsch (in Zivil), Jahrgang 1874, der als ältester Unteroffiziersschüler der Bundesrepublik zu dieser Eröffnung eingeladen wurde. (Foto: dpa)

Ziel. Der Erfolg läßt sich am besten dadurch erreichen, daß man den Soldaten zuerst von der Quelle trennt, die ihn als soziales Wesen stützt: seiner Kampfeinheit.

Wir wollen hier kurz die Methoden der psychologischen Kriegführung und die Mittel untersuchen, mit denen wir ihre Wirkung auf unsere Truppen verringern können.

Soll die psychologische Kriegführung wirksam sein, muß sie sich gegen psychologische Notwendigkeiten des Menschen (Ruhe, Schlaf, Hunger usw.) oder gegen soziale Motive richten. Psychologische Angriffe richten sich auf den Glauben eines Soldaten an seine Offiziere, an seine Führung, an die Sicherheitsmaßnahmen seiner Einheit. Sie verstärken die ihn ständig plagenden Sorgen um das Schicksal seiner Familie, wenn ihm etwas zustoßen sollte. Sie rufen nagende Zweifel, Zögern und Unschlüssigkeit bei seinen Handlungen hervor. Ein Soldat braucht nicht erst verwundet oder gefangengenommen zu werden, um auszufallen. Verwundet man seine Ansichten und seine Einstellung zu den Dingen, die er täglich tut, so schafft man Zweifel, die, wenn sie nicht zerstreut werden, ihn ebenso sicher kampfunfähig machen wie eine Krankheit oder Verwundung.

Wird ein Soldat dahingebracht, daß ihm sein eigenes Wohlergehen mehr am Herzen liegt als das Wohl seiner Einheit und seiner Kameraden, wird er zu einem Muster der Selbstsucht und der persönlichen Sorge. —

Als solcher zerstört er die Solidarität und den Geist einer Einheit. So hat der Gegner die Wirksamkeit einer Einheit in dem Maße geschwächt, in dem er auch nur bei einigen wenigen Soldaten dieser Einheit eine schlechte innere Haltung erreichen und Besorgnis hervorrufen konnte.

VII

Wir wollen hier die Hauptpunkte noch einmal ordnen. Wir haben gesehen, daß die **kleine Einheit, der Größe nach am meisten eine Gruppe oder ein Zug, ein starker Halt für den Soldaten sein kann.** Sie setzt sich aus **den** einzelnen zusammen, deren Urteil dem Soldaten sehr wichtig ist und von denen er als „ein guter Kämpfer" geschätzt werden möchte. Durch die psychologische Kriegführung wollen unsere Gegner diesen Zusammenhalt der Gruppe zerstören, indem sie durch Andeutung und Entstellung Zweifel hervorrufen und dabei gerade soviel Tatsachen einstreuen, daß die quälende Frage ausgelöst wird: „ob die nicht doch recht haben . .?" Hegt der Soldat diesen Zweifel einmal, dann wirkt die psychologische Kriegführung des Gegners weiter. Statt nun zu untersuchen, wie diese Verfahren angewandt werden, wollen wir lieber überlegen, wie wir unsere „Gruppen" gegen diese Kriegführung, gegen die „innere Haltung" immun machen können.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, zu erreichen, daß jemand gegenüber dieser Kriegführung völlig unverwundbar wird. Aber wir Amerikaner bewerten etwas zum größten Teil nach dem praktischen Nutzen. Wir müssen unsere Soldaten auf die Tricks der psychologischen Kriegführung des Gegners hinweisen. Wir müssen sie dazu bringen, daß sie unsere nationalen Ziele wirklich verstehen.

Aber es sind auch noch zwei weitere Punkte hervorzuheben. **Zuerst** und **vor allem** müssen wir den **Glauben an die eigene Persönlichkeit** und **an die Einheit fördern.** Dann müssen wir jedem Soldaten zu der Fähigkeit verhelfen, die Feindpropaganda objektiv zu beurteilen, indem wir ihn lehren, zwischen Gerücht und Tatsache zu unterscheiden.

VIII

Es ist keine geringe Aufgabe, systematisch einen **Teamgeist** in einer Gruppe von Einzelpersonen heranzubilden, die zunächst ja gar nicht die Absicht hatten, sich zusammenzuschließen. Diese Entscheidung nahm ihnen ein unpersönliches System ab, das über ihre dienstliche Verwendung entschied. Diese Aufgabe wurde jedoch erfolgreich ausgeführt. —

Nehmen wir zum Beispiel die Armeen Hitlerdeutschlands.

Warum hat das deutsche Heer in dem Feldzug im Westen (1944/45) eine bemerkenswerte Kampfmoral und Schlagkraft bewahrt, obwohl es zahlenmäßig unterlegen und oft schlechter ausgerüstet war als seine Gegner?

Warum kam es nur zu ganz unbedeutenden Auflösungserscheinungen infolge Fahnenflucht?

Warum ergaben sich so außerordentlich wenig deutsche Soldaten?

Auf der Suche nach Antworten auf diese Fragen wertete die Feindnachrichtenabteilung des Psychological Warfare Directorate unseres amerikanischen Oberkommandos in Europa im zweiten Weltkrieg die Aussagen deutscher Kriegsgefangener, erbeuteten Unterlagen und die Angaben von Angehörigen der alliierten Streitkräfte, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren, aus.

Die Antworten lauteten, daß dies zunächst auf das **ungeheure Vertrauen des deutschen Soldaten in die Fähigkeiten seines Unteroffiziers und zweitens auf die entscheidende Tatsache zurückzuführen war, daß für den deutschen Soldaten seine Einheit und die Unversehrtheit ihrer Gliederung höher standen als sein eigenes Dasein.**

Dieser Glaube entstand dadurch, daß alle Soldaten die gleichen Erlebnisse hatten und als Gruppe Belohnungen erhielten und befriedigende Erfahrungen machten. Vor allem wurde in der deutschen Wehrmacht großer Wert darauf gelegt, erfolgreiche Einheiten dadurch auszuzeichnen, daß sie als Gruppe gelobt wurden. Außerdem wurden bis kurz vor dem Ende des Krieges — erst da versagten die Verfahren der Personalergänzung — Einheiten, die schwere Verluste erlitten hatten, als Einheiten von der Front zurückgezogen, wieder aufgefüllt und erneut ausgebildet, damit die neuen Angehörigen der Einheit in sie hineinwachsen und zu einem festen Bestandteil von ihr werden konnten.

IX

Was wir zu tun haben, ist klar. Wir müsen erkennen, wie entmutigend es für einen Soldaten ist, wenn er aus einer Kampfgruppe herausgenommen wird, die Erfolg hat und zusammenhält. Das sind zeitwidrige Maßnahmen, die sich nicht mit dem vertragen, was wir heute über diese soziale Erscheinung wissen. Warum werden bei uns in USA z. B. aus jedem Zug drei Mann zur Unterstützung des Versorgungsoffiziers abkommandiert? Warum pro Gruppe zwei Mann zum Wachdienst? **Wenn wir für einen Zusammenhalt der Gruppe sorgen wollen, müssen wir uns nach der Gliederung unsrer Einheiten richten.** Wir dürfen nicht aufs Geratewohl einzelne Soldaten von verschiedenen Gruppen abkommandieren. Unsere Männer müssen als Gruppe oder Zug unter der Führung ihrer eigenen Unteroffiziere auf Posten ziehen. Außerdem sollten nach diesen Grundsätzen unsere Offiziere die Leistungen einer kleinen Einheit als eine Leistung der Einheit anerkennen und eine hervorragende Leistung eines einzelnen als etwas, das nur infolge der Zusammensetzung dieser Einheit möglich war. Wird zum Beispiel ein Soldat in einer Garnison zum „besten Soldaten des Monats" erklärt, dann haben seine Einheit, sein Unteroffizier und sein Kompanieführer dazu beigetragen. **Das** müßte lobend anerkannt werden. Auf diese Weise fördern wir den Glauben an das eigene Ich **und an die Einheit.** (Diese Gedanken erscheinen uns überspitzt. Die Red.)

Bundesverteidigungsminister Kai Uwe von Hassel während seiner Ansprache vor den Soldaten des ersten Lehrganges der neuen Unteroffiziersschule. (Foto: dpa)

X

Beim Aufbau der Widerstandsfähigkeit gegen die psychologische Kriegführung des Gegners müssen wir zuletzt noch auf einen Punkt hinweisen: „Der Soldat muß überzeugt sein, daß die offizielle Verlautbarung stets richtig ist und immer erfolgt, wenn es die Sicherheit zuläßt. — Wenn unsere Führer unseren Soldaten Vertrauen in die Richtigkeit unserer Maßnahmen einflößen, dann werden diese unempfindlicher gegenüber der Feindpropaganda. Die beste Verteidigung gegen diese Kriegführung ist ein **gutunterrichteter Soldat,** ein Soldat, der weiß, daß er das Ziel von Einflüsterung, Gerüchten und Andeutungen sein wird. Aber es ist ebenso wichtig, daß dieser Soldat weiß, daß ihm alle notwendigen Tatsachen über seine Lage mitgeteilt werden. Er muß wissen, warum er kämpft und gegen wen er kämpft.

Wem schmeichelt es nicht, wenn man ihm sagt, wie es um seine Einheit steht?

Wenn jemand sich als geachteten Teilnehmer an allen Einsätzen und Maßnahmen seiner Gruppe betrachtet, der über die Tätigkeit und Handlungen dieser Gruppe unterrichtet ist, wird er ein denkendes, aktives Mitglied dieser Gruppe, — ein Soldat, der nur das eine Ziel hat, die Angreifer seiner Gruppe zu besiegen.

Wir müssen diese psychologischen Waffen erkennen.

Während wir uns gegen ihre Anwendung verteidigen, müssen wir selbst mit ihnen angreifen und ihre psychologische Macht gegen die anderen einsetzen.

Oberst a. D. Borcherdt

Die Heeres-Luftaufklärung bis 1918

Mit dem Übertritt der Heeresfliegerschule in den Bereich der Kampftruppen gewinnt das Problem der Luftaufklärung auch für unsere Zeitschrift erhöhte Bedeutung. Indem auch wir die Schule herzlich willkommen heißen, bringen wir als Auftakt zunächst einen geschichtlichen Rückblick. Im 1. Teil schildert der als Aufklärer in beiden Kriegen bewährte Verfasser die Organisation und Ausrüstung im 1. Weltkrieg. Die Red.

Im Herbst 1914 war im Westen durch den Stellungskrieg mit Schützengräben und Stacheldrahthindernissen eine Aufklärung **zu Pferde** hinter der feindlichen Linie unmöglich geworden. Im Osten dagegen, bei dem Vormarsch in Kurland und beim Raid um Wilna, war für größere Kavallerieverbände noch ein reiches Feld der Tätigkeit und natürlich auch für die Erdaufklärung, sei es durch Patrouillen oder durch Aufklärungsschwadronen, teilweise mit pferdebespannten Funkstationen. Bei den Infanteriedivisionen war der Vormarsch zwar zügig, da der Gegner aber noch immer Widerstand leistete, gab es auf breiter Front ständig Gefechtsberührung. Hierdurch waren die Truppenführer meist mehr um die Bedrohung **ihrer Flanken** besorgt als um den Gegner vor ihrer Front. Hier mußten Patrouillen die Nachbarverbände (Divisionen oder Brigaden) aufsuchen und mit ihnen Verbindung halten. Ende 1915 trat auch im Osten der Stellungskrieg ein, und auch hier versperrten Schützengräben Pferd und Reiter den Weg in das feindliche Hinterland.

Neue Wege für die Aufklärung mußten gefunden werden. Die Infanterie schickte nicht mehr Spähtrupps, sondern Stoßtrupps vor, die eine gewaltsame Aufklärung durchführten. Die Artillerie klärte mit Schall- und Lichtmeßtrupps auf. Vor allen Dingen aber gewann die **Aufklärung aus der Luft** erhöhte Bedeutung. Da waren zunächst die Lenkluftschiffe, mit einem Generalstabsoffizier als Kommandanten, die im Anfange des Krieges für die Oberste Heeresleitung die operative Aufklärung durchführten. Jedoch wurden bald drei Zeppeline abgeschossen, so unterblieb ihr Einsatz bei Tage und damit auch ihre Verwendung als Aufklärungsmittel. Die Fliegertruppe, 1912 errichtet, gliederte sich 1914 **rein friedensmäßig** in 5 Fliegerbataillone (einschl. einem bayerischen). Mobmäßig wurden aus diesen 34 Feld- und 7 Festungsfliegerabteilungen aufgestellt. Die Mobilmachung war in 5 Tagen beendet (v. Hoeppner, Deutschlands Krieg in der Luft).

Die Feldfliegerabteilungen hatten je 6, die Festungsfliegerabteilungen je 4 Flugzeuge. Jedem AOK und jedem **aktiven** Gen.Kdo. wurde eine Abteilung überwiesen. Die Flugzeuge waren meist 2-sitzig. Der Flugzeugführer (Offizier oder Uffz.) saß hinten, der Beobachter (Offizier, z. T. mit Kriegsakademieausbildung) vorne.

Die Flugzeuge waren aus Sperrholz und stoffbespannt, sie hatten einen 100 Ps Motor, flogen 4—5 Stunden, die Geschwindigkeit betrug 90—100 Stundenkilometer und die Dienstgipfelhöhe betrug 1500 m. An Waffen wurden Pistolen und Karabiner mitgenommen. Die ersten Lichtbildgeräte waren im Bewegungskrieg kaum zum Einsatz gekommen. Funkgeräte gab es noch nicht. 5- und 10-kg-Bomben konnten mitgeführt und über Bord geworfen werden.

„Die Leistungen der Flieger, die Tag für Tag umfassende Meldungen brachten, überraschten die Führung, man mißtraute ihrer Ausführlichkeit und wartete gern auf eine Bestätigung durch andere Erkundungsmittel. Sie erwiesen sich jedoch immer als zuverlässig, wo sie **positive** Beobachtungen brachten; vorsichtiger mußten Fehlmeldungen aufgenommen werden, da die französischen Truppen schon damals geübt waren, sich auf dem Marsch und in der Unterkunft gegen Fliegersicht zu decken." (Hoeppner, Deutschlands Krieg in der Luft, S. 8.)

Hier wird ganz klar der Unterschied zwischen Erd- und Luftaufklärung gegeben. Der Flieger darf nicht „feind**frei**" melden, sondern nur **„keinen Feind beobachtet".**

Die weitere Entwicklung in den Kriegsjahren war ganz logisch. Die Führung, auch die untere Führung, schrie nach Aufklärung, ebenfalls die Artillerie; die Aufklärungsflieger wurden vermehrt. Die Flieger sollten aber auch in den Erdkampf eingreifen mit Bomben, MG, Kanonen. Es wurden Bomben- (Kampf-) und Schlachtflugzeuge gebaut und zur Abwehr feindlicher Flieger Jagdflieger und Flugabwehrwaffen auf der Erde entwickelt.

Im Rahmen dieses Aufsatzes kann nicht die ganze Entwicklung geschildert werden. Als Vergleich sollen aber einige Zahlen angegeben werden, um das Verhältnis zwischen den einzelnen Waffengattungen der Fliegertruppe zu verdeutlichen.

Es machten 1918 demobil nach G. P. Neumann „Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege", S. 74/75 **(ohne** Berücksichtigung der Stäbe, Schulen, Nachschubeinheiten usw.):

I. Aufklärer:

13 Armee (Lichtbild-) Fliegerabteilungen	(Armee)	
38 Fliegerabteilungen zu je 6 Flugzeugen	(Gen.Kdo.)	zusammen
93 „ A zu je 9 „	(Div.)	145 Auf-
6 „ in der Türkei		klärer

II. Jagdflieger:

81 Jagdstaffeln (Westfront) zu je 14 Flugzeugen?		
11 Kampfeinsitzerstaffeln (für Heimatschutz)	93	
1 Jagdstaffel in der Türkei	Jäger	

III. Schlachtflieger:

38 Schlachtstaffeln 1. Zweisitzer	38	160
	Schlächter	zus.

IV. Bombenflieger:

27 Bombenstaffeln 2-mot. Großflugzeuge	29
2 Riesenflugzeugabteilungen 4-mot. Flugzeuge	Bomber

Hauptsächlich für Aufklärungszwecke standen also 145 Abteilungen zur Verfügung, für die verschiedenen Kampfaufgaben 160 Staffeln. Das war rund die Hälfte der Flieger, die für die Aufklärung des **Heeres** eingesetzt waren.

Die operative und taktische **Fernaufklärung für Armeen und Korps** bestand hauptsächlich in der Bahn- und Straßenüberwachung, Erkennen von neuen Truppenlagern, Munitions- und Gerätedepots, Lazaretten, Befestigungsanlagen, an denen der Gegner seine Truppen für einen Angriff auf ein ähnliches Frontstück schulte, kurz ein rechtzeitiges Erkennen von Offensivvorbereitungen. In der Praxis bestand der Unterschied zwischen operativer und taktischer Aufklärung nur in der Entfernung. Grob ausgedrückt, begann die taktische Aufklärung etwa hinter den Stellungen der feindlichen Artillerie (8 km) und endete etwa 20 km hinter der Front. Dahinter, bis zur Grenze der Reichweite, kam die operative Aufklärung. Diese ganze Aufklärung konnte bei der enormen Abwehr nur in größten Höhen durchgeführt werden und war eine reine Luftbildaufklärung. Diese Abteilungen hatten deshalb auch die schnellsten und steigfähigsten Maschinen. Das war damals die Rumpler C VII mit einem 260 PS Maybachmotor. Sie erreichte in 50 Minuten 7300 m und hatte eine Reisegeschwindigkeit von 175 km/Std und eine Flugdauer von 3 1/2 Stunden.

Die **Fliegerabteilungen A** der Divisionen hatten die vielseitigsten Aufgaben. Sie klärten aus großen Höhen bis zu den Stellungen oder feindlichen schweren Artillerie auf und überwachten die Tarnung der eigenen Stellungen. Sie führten den Artillerie- und Infanteriefliegerdienst durch.

Taktisch unterstanden die Armeefliegerabteilungen dem Kommandeur d. Flieger **(Kofl.),** die Korpsabteilungen dem Gruppen-

führer der Flieger **(Grufl.)** unmittelbar. Die Fliegerabteilungen A unterstanden taktisch **ihren Divisionen,** zu deren Stäben ein Fliegerverbindungsoffzier **(Flivo)** mit entsprechendem Unterpersonal abgestellt wurde.

Die Ausbildung der **Flugzeugführer** in der Heimat war gut. Sie litt natürlich unter dem Zeitdruck, der Materiallage und anderen Kriegsverhältnissen. **Die Beobachter** waren bis zum Kriegsende fast ausschließlich noch Offiziere. Meist waren es junge, im Kriege erst beförderte Leutnante, die aber durchweg Kriegserfahrungen bei ihrer bisherigen Waffengattung (Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Verkehrstruppen und Train) gesammelt hatten. Alle Offiziere waren zur Fliegertruppe nur versetzt kommandiert. Sie trugen die Uniform ihres Truppenteils, nur auf den Schulterstücken einen Propeller, gekreuzt mit 2 Flügeln. Die Beobachterausbildung dauerte etwa ein halbes Jahr, sie war theoretisch und praktisch sehr gut. Erschütternd waren nur die hohen Verlustzahlen bei der Ausbildung in der Heimat. 1800 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften erlitten den Fliegertod. (Neumann, D. d. Luftstrkr. im Weltkriege, S. 586.) Das war ein Drittel der Gesamtverluste des fliegenden Personals während des Krieges.

Das technische Personal war im allgemeinen gut ausgebildet. Das allgemeine Truppendienstpersonal für den inneren Dienst und Wachdienst war größtenteils nur garnisonsdienstfähig.

Die Ausrüstung **mit Flugzeugen** war zahlenmäßig fast bis zum Kriegsende ausreichend, der Nachschub einigermaßen geregelt. Noch immer bestanden alle Flugzeuge aus Draht, Sperrholz und Stoff. Alle Maschinen der Fliegerabteilungen waren **einmotorig,** meist Doppeldecker und zweisitzig. Der Flugzeugführer saß vorn, der Beobachter dahinter. Eine einzelne Abteilung hatte oft 6 und mehr verschiedene Flugzeugtypen.

Bewaffnung:

Der Flugzeugführer hatte ein **starres MG,** das durch den Propellerkreis schoß, der Beobachter ein **bewegliches** auf einem Drehkranz um den Beobachterstand. Die Munition war gegurtet auf einer Trommel. Leider gab es oft Ladehemmungen.

Bomben:

3—4 10 ½ kg-Bomben konnten mitgenommen und gelegentlich über Bord geworfen werden.

Meldemittel:

Leuchtpistole mit Sinalpatronen, Rauchmeldpatronen und Meldeabwurftaschen mußten stets an Bord sein.

Funkgeräte:

Diese waren eingebaut, es war jedoch nur einseitiger **Tast**verkehr Bord-Boden möglich.

Bildgeräte:

Eine Handkammer mit Plattenkassette wurde zu jedem Flug mitgenommen.

Die großen Bildgeräte waren eingebaut und kardanisch aufgehängt. Die Geräte lieferten schon damals hervorragende Bilder. Leider hatten, bis auf die Reihenbildnerzüge, noch alle Verbände Plattenapparate.

Fallschirme, Stehgurte für den Beobachter, Höhenatemgeräte gab es bei den Fliegerabteilungen A 1918 **noch nicht.**

Durchführung der Luftaufklärung im Stellungskrieg

Der Fliegerverbindungsoffizier übermittelte, meist fernmündlich, der Abteilung die Befehle für den nächsten Tag. Der Artilleriekommandeur forderte bei der Division für seine Belange Flugzeuge an. Aufgabe des Flivos war es, praktische Vorschläge für den Einsatz zu machen und die eingehenden Fliegermeldungen zu erläutern. **Der Abteilungsführer** hielt in der Regel abends die Lagebesprechung ab und erteilte die Aufträge für den nächsten Tag. Anwesend war der Offizier z. b. V., der Techn. Offizier, der Nachr.-Offizier, der Waffen- und Munitionsoffizier und sämtliche Besatzungen. Meist hatten die Besatzungen genügend Zeit, sich auf ihre Flüge vorzubereiten.

3 Einsatzarten einer Maschine A sollen hier in ihrer Durchführung nachstehend geschildert werden.

Doppeldecker im Manöver 1912

Taktische Luftbildaufklärung über dem Gefechtsfeld der Division

Diese hatte im Westen damals eine Stellung von etwa 1—3 km zu verteidigen. Wegen des Trichtergeländes, noch aus der Sommeschlacht, lagen die Feldflugplätze damals etwa 40 km hinter der Front. Der Weg zur Front und der Frontabschnitt selbst waren einem bald bis auf jede Einzelheit bekannt. Dem stets allein fliegenden Aufklärungsflieger standen als Gegner gegenüber

a) jeder Infanterist im Graben, der einen beim Tiefflug beschoß,
b) die feindliche Flak, die einen zwang, hoch zu fliegen, und
c) die feindlichen Jäger.

Letztere waren die gefährlichsten Gegner, überall zu erwarten und mit 2 starren MG und größerer Schnelligkeit und Wendigkeit dem Aufklärer überlegen und flogen stets im größeren Verband, von der Kette bis zur Staffel und noch mehr. Wie die Kavalleriepatrouille durfte sich der Aufklärer daher auch nicht überraschen lassen. Weil man durch den Motorenlärm aber nichts hört, kann man sich nur auf das Auge (hinter der Schutzbrille) verlassen.

Der Auftrag war nun, das Gelände vor der Division etwa bis 8 km feindwärts, möglichst lückenlos zu erfassen. Als Flugzeug war hierzu das schnellste und am höchsten steigende am besten geeignet. Also, falls vorhanden, die Rumpler C VII. Das Bildgerät hatte eine Brennweite von 50 cm. 6 Doppelkassetten wurden mitgenommen, die Plattengröße war 24 x 30 cm. Man mußte also mindestens auf 5000 m kletterten und dreimal nebeneinander je 4 Bilder belichten, die sich etwas überdeckten, um den ganzen Raum zu erfassen.

Nach dem Start schnallte sich der Beobachter los, und er stand nun die ganze Zeit im Fahrtwind. Zunächst drehte er die Bodenklappe auf, die bei Start und Landung das Gerät vor Staub und Schmutz schützen sollte. Der Führer ging nun auf Frontkurs und kletterte dabei auf die vorgeschriebene Höhe. Während der ganzen Zeit beobachteten beide eifrigst den Himmel. Der Führer nach vorn, der Beobachter nach vorn und hinten, oben und unten, rechts und links. Durch Zeichen verständigte man sich — 10 Finger offene Hand (10 eigene), 10 Finger Faust (10 feindliche Flugzeuge). — Inzwischen wurde es empfindlich kalt. Die Sonderbekleidung des Flugzeugführers konnte geheizt werden, die Heizvorrichtung im Beobachtersitz diente für die Heizung des MG und des Schlitzverschlusses der Bildkammer. Besonders unangenehm war das Frieren an den Händen, die man ja ständig zur Bedienung der Geräte brauchte.

An der Front angekommen, wurde der Führer in die Richtung eingewiesen, die Kassette geöffnet und abgeknipst, Kassette geschlossen, umgedreht und wieder geöffnet, aufgerichtet, der Himmel beobachtet (nach oben, unten, vorne, hinten, rechts und links), genau auf die Flugrichtung geachtet und dabei langsam bis 90 gezählt. Dann das zweite Bild belichtet, die Kassette geschlossen, abgenommen, neue Kassette aufgesetzt usw. Nach den ersten 4 Aufnahmen wurde eine Kurve gedreht, dann darauf geachtet, daß die richtige Überdeckung zustande kam und die Richtung stimmte. Oft spielten plötzlich auftretende Wolken einem auch einen bösen Streich, oder Wolkenschatten auf dem Gelände verbargen auch später den Auswertern des Luftbildes feindliche Stellungen und Batterien.

Der Rückflug mit Gleitflug und Rückenwind ging natürlich sehr viel schneller, aber auf feindliche Jäger mußte man auch hier bis zum Heimathafen achten. Außerdem war der Temperaturunterschied von 20° Kälte in 20° Hitze doch sehr unangenehm. Die Landung (nach Schließung der Bodenplatte hinsetzen und anschnallen) durfte nicht hart sein, sonst bestand die Gefahr, daß die Platten zerbrachen.

Zahlreich waren die Pannen, die auftraten, von technischen Mängeln abgesehen. Zunächst mußte man feindlichen Jägern rechtzeitig ausweichen. Hatten sie einen erwischt, war es sinnlos, wegzudrücken. Man mußte möglichst schnell zum MG greifen und feuern und der Führer mußte wie wild anfangen zu kurven, damit der Jäger nicht zielen konnte. Die Flak wurde unangenehm, wenn man trotz Propellerlärm die Geschosse krepieren hörte. Am besten war es, man drehte ab und flog irgendwo anders noch einmal an.

Der Bildflug war körperlich so anstrengend, daß man meist am nächsten Tag flugfrei hatte.

Artilleriefliegerdienst — Der Artillerieflug

Zielaufklärung wurde bei jedem Flug nebenher durchgeführt. Auf den Luftbildern waren ja für geübte Auswerter Batteriestellungen zu entdecken, dann wurden feuernde Batterien ständig durch Mündungsfeuer ausgemacht. Besonders abends und morgens waren sie gut zu erkennen.

Für Einschießen forderte der Arko Flugzeuge bei der Division für bestimmte Ziele an. Durch den Flivo übermittelte er den Standort und das Kaliber der eigenen Batterie. Je größer das Kaliber war, desto einfacher war die Beobachtung der Einschläge. Die Lage der Bodenfunkstelle, die mit Funkern der Abteilung besetzt war, war ebenfalls bekannt. Für die einzelnen Ziele bereitete man Luftbilder, auf Pappe geklebt, vor. Von der Batterie wurde durch das Ziel eine Linie gezogen und dazu eine Senkrechte. Um das Ziel wurden Kreise im Durchmesser von 50, 100 und 150 m geschlagen (unter 50 m war nahe, über 50 m weit, über 100 m war sehr weit).

Zum Artillerieeinschießen muß ein Flugzeug ziemlich schnell, vor allen Dingen aber wendig sein und einigermaßen gute Sicht haben. Das waren damals z. B. die L. V. G. C VI (L. V. G.: Luftverkehrsgesellschaft). Leider waren die Flugzeuge noch alte Doppeldecker. Das untere Tragdach behinderte die Sicht. Die Funkausrüstung war eingebaut, ein Tastgerät nur für Verbindung Bord-Boden. Die Verbindung Boden-Bord wurde mit Tuchzeichen hergestellt.

Nach dem Start drehte der Beobachter die 40 m lange Antennenspule ab und rief zur Probe die Heimatfunkstelle an. Hatte diese „verstanden," gemeldet, flog man zur Front und stieg auf etwa 500—1000 m. Sodann rief man die Batterie an. Hatte sie „verstanden" gemeldet, fragte man, ob sie für „Ziel 1 feuerbereit" sei. Man flog nun ständig eine Ellipse, schräg darunter, in etwa 45°, bildeten Batterie und Ziel die beiden Brennpunkte dazu. Noch mehr als beim Bildflug mußte man in dieser gefährlichen Höhe auf feindliche Jäger achten. ($^1/_{10}$ für Erdbeobachtung, $^9/_{10}$ für Luftbeobachtung) Legte die Antenne das Zeichen **feuerbereit** aus, so forderte man den Schuß an: **„Rufzeichen ss".** Sofort sah man auf die Batterie und beobachtet den Abschuß. Die Zeit, die das Geschoß vom Geschütz zum Ziel brauchte, war vorher errechnet worden (z. B. 30 sec.). Man zählte nun langsam bis 30, beobachtete scharf den Luftraum und dann kurz den Einschlag. Sodann wurde die Korrektur herabgefunkt, z. B. 125 m links sehr weit hinter dem Ziel.

Während des Funkens durfte das Flugzeug keine Kurve fliegen. Die Batterie legte ein V aus „verstanden", und dann „vorübergehend nicht feuerbereit", bis das Geschütz neu eingerichtet war. Dann ging das Schießen weiter. Nach 4—6 Schuß war die Batterie eingeschossen. Es konnte nun das nächste Ziel eingeschossen oder zum Wirkungsschießen übergegangen werden

Meist ging alles nicht so glatt, wie es hier theoretisch geschildert wurde. Das Artilleriefliegen fand immer in der Höhe statt, in der die Jagdtätigkeit am stärksten war. Sah man die Jäger rechtzeitig, ging man so lange in den „Schatten", wo ein eigener Fesselballon stand, natürlich ohne an das Seil zu kommen. Hier stand stets eigene Flak, das wußten die feindlichen Jäger und drehten dann meist ab. Flog man zu weit über die eigene Linie in Feindesland, bekam man gut gezieltes Flakfeuer, denn dies war die beste Höhe für die Flak. Oft wurden aber auch die eigene Batterie und die Bodenfunkstelle unter Feuer genommen, so daß das Einschießen unterbrochen werden mußte. Auch ein Regenschauer oder ein Gewitterregen konnten das Einschießen stören. Bei solchen Zwangsunterbrechungen konnte man auf dem in der Nähe des Divisions-Gefechtsstandes gelegenen Gefechtslandeplatz die Zeit abwarten. Vor der Landung mußte natürlich die Antenne wieder eingezogen werden.

Alles in allem war das Einschießen nicht leicht, und besonders die Aufmerksamkeit, die man dauernd den feindlichen Jägern widmen mußte, war sehr anstrengend. 4 winzige Pünktchen am Horizont waren im nächsten Augenblick 4 Jäger mit leuchtspurfeuernden MGs.

Infanteriefliegerdienst — Der Infanterieflug

Infanterieflieger wurden in erster Linie dann eingesetzt, wenn der Gegner angriff oder ein Angriff bereits erfolgt war. Das konnte auch an einer anderen Stelle der Front, bei einer anderen Division sein. In der Regel wollte die Führung wissen, wo die eigene Truppe stand und wie weit der Gegner vorgekommen war, denn meist war die Erdverbindung abgerissen, und außerdem wußte die Erdtruppe meist selbst nicht, wo sie sich in dem Trichtergelände tatsächlich befand.

Für den Flieger war der Auftrag dann: Feststellen der eigenen vorderen Linie und der eigenen Stäbe, was haben sie für Wünsche, brauchen sie Munition oder Verpflegung? Wie weit ist der Gegner vorgedrungen? Feststellung von Reserven, Panzern, Lenkung des Feuers der Überwachungsbatterien auf lohnende Ziele und gegebenenfalls Abwerfen von Infanterie- und MG-Munition, Verpflegung (Kommißbrote, Margarine, Kunsthonig) bei der Infanterie.

In diesen Lagen war meist wenig Zeit für eine eingehende Flugvorbereitung. Trotzdem wurden aber für den Meldeabwurf mehrere Skizzen des Geländes vorbereitet, damit in der Luft nur noch mit Rot- und Blaustift die Stellungen eingezeichnet zu werden brauchten.

Wenn bei der Abteilung vorhanden, wurde für diesen Flug ein Infanterieflugzeug eingesetzt. Das war ein Flugzeug, das von der Propellernabe bis einschl. Beobachtersitz eine Panzerung besaß. Z. B. **die Albatros Ifl.** Die Maschine brauchte dafür eine längere Start- und Landebahn, und sie war auch schwieriger zu fliegen. Zum Infanterieflug wurde das Flugzeug äußerlich mit langen, schwarz-weiß-roten Wimpeln am unteren Tragdeck gekennzeichnet. Es hatte ein Funkgerät an Bord zum Verkehr mit der Division und Artillerie wie beim Artillerieflug; eine Handkammer mit einer Anzahl Platten, viel Leuchtmunition, Rauchmeldepatronen, Meldeabwurfbeutel und viel MG-Munition wurden mitgenommen. Unter Umständen wurden noch sogenannte Iflbomben, die auch aus niedriger Höhe krepierten, für erkannte Feindziele oder Munition und Verpflegung für die eigene Truppe an Bord genommen.

Die Verbindung Infanterie — Flieger war nur mit Tuchzeichen und Leuchtkugeln möglich, weil die Infanterie keine Funkgeräte hatte. Zur Front flog man wie zum Artillerieeinschießen. Sodann übersah man aus etwa 300—500 m Höhe von weiter rückwärts erst einmal die Lage im Großen. Während man beim Bildflug, um der Sicht- und der Waffenwirkung des Gegners möglichst zu entgehen, **große** Höhen aufsuchte, ging man jetzt, auch aus Sicherheitsgründen, **tief** an den Boden.

Man flog mit Vollgas, Rückenwind und ständigem Kurven in niedriger Höhe die Front ab, um der feindlichen Erdtruppe das Zielen zu erschweren. Dabei schoß man zweimal das befohlene Erkennungszeichen als deutscher Flieger (z. B. rot-grüne Leuchtkugeln) ab; anschließend noch 2 weiße. Dies war die Aufforderung an die eigene Truppe: „Zeigt mir Eure Linie." Wenn es möglich war, nahm man dabei den Gegner noch unter Feuer, um ihn so lange niederzuhalten. Jetzt hatte die Erdtruppe ihre Fliegertücher auszulegen. Dies waren kleine, weiße Tücher, etwa in der Größe von Servietten. Sie sollten möglichst paarweise (2 oder 3 zusammen) ausgelegt werden, damit man sie auch im Gelände mit Kalkböden oder mit Wasserpfützen deutlich erkennen konnte. Die Frontlinie wurde nun in die vorbereiteten Geländeskizzen eingezeichnet. Weil man aber nur das, was man schwarz auf weiß hatte, getrost nach Hause tragen konnte und nur dies auch wirklich die vorgesetzten Dienststellen überzeugte, flog man noch einmal die Front, wie bereits angegeben, nur noch tiefer („fliegerische Unzucht" in der Potenz, aber aus Selbst-

erhaltungstrieb) ab und machte mit der Handkammer Schrägaufnahmen. Diese Apparate waren ziemlich schwer zu handhaben, besonders im Propellerwind. Man zielte über ein aufgeklapptes Visier mit Kimme und Korn. Damit das Bild nicht verwackelte, durfte man sich nicht auf die Bordwand mit den Armen aufstützen. Um nicht dabei herauszufallen, es gab ja noch keinen Stehgurt, mußte man sich möglichst mit den Füßen festklemmen.

Anschließend suchte man die Gefechtsstände der Kampftruppenkommandeure (Bataillonskdre.), zeichnete auf der Skizze ihre Standorte und ihre Tuchzeichen ein und fotografierte auch sie. Anschließend wurde zurückgeflogen und die Abwurfmeldungen für die Regimenter und die Division abgefaßt. Dies war wieder ein sehr gefährlicher Moment, von Jägern überrascht zu werden. Sodann wurden die Meldungen in Meldeabwurftaschen (schwarz-weißrote Wimpel) oder mit Rauchmeldepatronen abgesetzt. Sache des Flivos war es, die Abwurfstellen sachgemäß einzurichten. Es durften beim Einschweben und beim Abflug keine Hindernisse wie Bäume, Häuser, Anhöhen, Hochspannungen und Fernsprechleitungen im Wege sein. Das Abwurfkreuz mußte beim Herannahen eines eigenen Aufklärers rechtzeitig ausgelegt, dann wieder eingezogen werden, weil sonst feindliche Aufklärer die Gefechtsstellen der Stäbe erkannten. Die Hauptsache war aber, daß die Meldungen gleich gefunden und der Führung sofort übermittelt wurden.

Auch beim Infanterieflug verlief meist alles nicht planmäßig, von technischen Störungen und Feindeinwirkungen ganz abgesehen. Gerade auch bei Infanterieflügen mußte, wenn es irgend ging, auch bei schlechtem Wetter, geflogen werden. Das Orientieren (Franzen) und Aufklären bei schlechter Sicht war dann besonders schwer.

Beim Großkampf — und meist wurden ja Infanterieflieger gerade dann eingesetzt — dachte die Infanterie keineswegs daran, noch Tuchzeichen auszulegen, sondern jeder verkroch sich. Der Flieger mußte dann versuchen, die Uniformen zu erkennen. War an solch einem Tage noch diesiges Wetter, niedrige Wolkenhöhe und der Gegner schoß Trommelfeuer mit Gas und Nebel sowie Flaksperre über der Front, dann hörte man das Krepieren der Granaten und wurde von den Geschoßböen herumgeschaukelt, aber man erkannte weder Freund noch Feind auf der Erde.

Trotzdem war das Infanteriefliegen eine dankbare Aufgabe, es dauerte auch nicht so lange wie andere Flüge und man fror nicht dabei.

Rückschau

Im Stellungskrieg 1914—18 hat die Luftaufklärung eine sehr große Rolle gespielt, ohne sie wäre die Führung auf dem westlichen Kriegsschauplatz nahezu blind gewesen. Sie hätte nicht durchgeführt werden können, wenn wir nicht bis zum Kriegsende trotz der großen zahlenmäßigen Überlegenheit des Gegners noch immer eine schlagkräftige und einsatzfreudige Jagdfliegerwaffe gehabt hätten. Im Felde fielen oder verunglückten tödlich vom fliegenden Personal (einschl. 50 Prozent der Vermißten) 4 578 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, mindestens die Hälfte davon im Dienste der Heeresluftaufklärung. 72 mal wurde an Angehörige der deutschen Luftstreitkräfte der Orden Pour le Mérite verliehen, meines Wissens waren davon 8 Aufklärungsbeobachter. Sie erhielten den Orden z. T. als Fernaufklärer, z. T. als Artillerie- und z. T. als Infanterieflieger.

Schlußbemerkungen der Redaktion

Aus diesem Rückblick auf die Luftaufklärung des 1. Weltkrieges geht klar hervor, welche Bedeutung schon damals die 3. Dimension für die Gefechtstätigkeit auf der Erde hatte. Bei dem beherrschenden Einfluß des Heeres konnten damals noch die Wünsche der Erdtruppe, soweit nur irgend möglich, erfüllt werden. Daß sich dieses im 2. Krieg änderte, wird im Rückblick auf „die Luftaufklärung des 2. Weltkrieges" zum Ausdruck kommen.

Deutsch-amerikanische Übung in Nordhessen

5. Panzerdivision wirkte mit

Kurz vor Jahresende, gerade als die ersten Schneeflocken vom Himmel rieselten, lief im nordhessischen Raum, auf einem Gebiet von rund 6400 Quadratkilometern, eine gemeinsame deutsch-amerikanische Übung unter dem Kennwort „Gallant Sword" ab, an der auch Truppenteile der an Rhein und Lahn stationierten 5. Panzerdivision beteiligt waren.

Diese Übung hatte den Zweck, das Verbindungsverfahren für den Ernstfall zu üben und zu erproben. Als Manövertruppe trat die 3. (US) Panzerdivision mit sämtlichen Waffen und allen Soldaten auf. Rund 27 000 Mann waren mit rund 7000 Fahrzeugen auf teils gangbaren, teils vereisten und „vermatschten" Straßen unterwegs. Wie bei allen Manövern um diese Jahreszeit hatten die Männer der 3. (US) Panzerdivision und die Soldaten der 5. Panzerdivision mit den Launen des Wetters und mit den auftretenden Schwierigkeiten auf den Straßen und im Gelände zu kämpfen. Daß es dabei zu verschiedenen Schäden und zu Unfällen kam, war vorauszusehen. Sie hielten sich allerdings im Rahmen. Außer einem schweren Unfall beim deutschen Panzerbataillon, wobei zwei Panzersoldaten ihr Leben lassen mußten, kam es zu keinen weiteren schweren Unfällen. Die 5. Panzerdivision war mit der gesamten Panzergrenadierbrigade 13 und Teilen anderer Bataillone an der Übung beteiligt. Das deutsche Kontingent hatte im wesentlichen die Aufgabe übernommen, den Gegner darzustellen. Teile der Division befanden sich aber auch auf der Seite Blau.

Zu Beginn der Übung hatte der Kommandeur der 3. (US) Panzerdivision, Generalmajor Spivy, der gleichzeitig die Übung leitete, die deutschen Behörden über den Zweck und den Verlauf der Übung orientiert und dabei um Verständnis und Mithilfe gebeten. Trotz der Massierung von Truppen und Fahrzeugen verlief die Verkehrsplanung und -regelung einwandfrei, was auf das gute Zusammenspiel der deutsch-amerikanischen Verkehrskontrollen zurückzuführen ist. Die Übungsteilnehmer waren vor Beginn über Manöverschäden informiert worden, so daß größere Schäden vermieden werden konnten.

Einer Reihe von Journalisten war Gelegenheit gegeben worden, im Rahmen einer Pressefahrt durch das Manövergebiet dem Übungsablauf beizuwohnen.

Klein

Kasernenumbenennung in Wetzlar

Vor einigen Wochen wurde in der alten Reichsstadt Wetzlar die Nachrichtenkaserne — eine Bezeichnung, die noch aus dem 3. Reich stammt — in Sixt von Armin-Kaserne umbenannt. Durch diese Namensgebung wird die Erinnerung an einen großen deutschen General wachgehalten, eine Ehrung, die einem tapferen Soldaten nach seinem Tod zuteil geworden ist.

Sixt von Armin wurde 1851 geboren. Er trat als Fahnenjunker 1870 in das Kaiserin-Augusta-Grenadier-Regiment ein. In der Schlacht bei St. Privat wurde er verwundet. Während der Friedenszeit gehörte er zum großen Generalstab und tat zeitweilig im Kriegsministerium Dienst. Nach einigen Kommandos bei der Truppe wurde er zum Nachfolger Hindenburgs als Kommandierender General des IV. Armeekorps in Magdeburg ernannt. Mit diesem Korps sah man den General im Weltkrieg an der Front. Als General der Infanterie wurde er in den letzten Kriegsjahren einer unserer bekannten Heerführer an der Westfront. Seine letzten hohen Auszeichnungen waren das Eichenlaub zum Orden „Pour le merite" und der „Preußische Schwarze Adlerorden". 1916 wurde ihm durch die Wetzlarer Stadtverordneten das Ehrenbürgerrecht verliehen. Er starb 1936 in Magdeburg.

Die Feierlichkeiten spielten sich vor der Kaserne ab. Ein Ehrenzug war längs der Einfahrt zum Haupttor angetreten. Ein Chor des Artl.-Btl. 135 sang ein Lied. Anschließend wurde die Tafel mit der Inschrift: Sixt von Arnim-Kaserne enthüllt. Eine Ehrenwache wurde davor postiert. Der Kommandeur der Brigade 13 hielt eine kurze Ansprache und begrüßte dabei die zahlreich erschienenen Gäste.

Aus der Kampftruppenschule I

Porträt des neuen Kommandeurs

1910 in Sigmaringen geboren, trat BrigGen **Lorch** 1930 in die württembergische Landespolizei ein, tat ab 1935 im InfRgt 75 in Donau-Eschingen Dienst und wurde 1938 als KpChef zum GebJgRgt 138 versetzt.

Von 1939—1941 stand er im Verband der 3. GebDiv in Polen, Norwegen und im Nordabschnitt der Ostfront und wurde am Ladoga-See als BtlKdr schwer verwundet.

Nach kurzer Verwendung als Kdr des ErsBtl Leoben, übernahm der damalge OTL Lorch als Kdr das GebJgRgt 144, mit dem er bis zum Kriegsende im Südabschnitt der Ostfront kämpfte. Die Erfolge

Brigadegeneral Anton Lorch

des Regiments und seines Kommandeurs bei den Kämpfen in Südrußland im Jahre 1944 wurden mit der Verleihung des Ritterkreuzes gewürdigt.

Bis Dezember 1949 russische Kriegsgefangenschaft, danach Tätigkeit im Kriegsgefangenenwesen. 1956 übernahm der damalige Oberst Lorch die KpfGrp A 8 und später die GebJgBrig 23 in Bad Reichenhall. Seit Mitte 1961 StvKdr der 1. GebDiv, wurde Oberst Lorch Ende 1961 zum Brigadegeneral befördert.

Am 1. 12. 1964 übernahm der General das Kommando der KpfTrS I in Hammelburg.

---

25. 1. - Alle zwanzig Lehrlinge des Einstellungsjahrganges 1961 haben vor dem Prüfungsausschuß der Kfz-Innung Unterfranken ihre Gesellenprüfung mit Erfolg abgelegt. Die Freisprechung wird am 26. 2. stattfinden. Alle Lehrlinge wollen als Soldaten auf Zeit bei der Bundeswehr bleiben und hielten sich zur Abwicklung des Einstellungsverfahrens für zwei Tage in München auf.

29. 1. - Im Rahmen der Veranstaltungsreihe zur politischen Information „Die Parteien haben das Wort" weilten die Bundestagsabgeordneten **Schultz** und **Kubitza**, beide FDP, im Standort. Sie hatten Gelegenheit, in einer Aussprache mit Offizieren und Unteroffizieren den Standpunkt ihrer Partei darzulegen und stellten sich am Abend etwa 300 Soldaten zur Diskussion, nachdem MdB Schultz der zugleich Vorsitzender des Bundesausschusses für Wehrpolitik seiner Partei ist, in einem Referat die Grundzüge der Verteidigungspolitik der FDP erläutert hatte.

Von rechts: GenMaj. Thilo; Maj. Betz, KdrLehrBtl.; Oberst Knoche, stellv. Schulkommandeur; BrigGen. Lorch.

8. 2. - GenMaj Thilo, der bereits im Januar mehrere Tage die KpfTrS I besucht hatte, nahmen mit zahlreichen Brig- und Btl-Kommandeuren sowie KpChefs an einem **Lehrgefechtsschießen** verbundener Waffen teil. Vorbereitet und durchgeführt vom PzGren-LehrBtl (mot) 351, wurde bei diesem Gefechtsschießen die **„Verstärkte PzGrenKp (mot) im Angriff"** gezeigt. Der Schulkdr, BrigGen Lorch, wies einleitend darauf hin, welcher Mühe und Sorgfalt es bedürfe, um ein Gefechtsschießen dieser Größenordnung durchzuführen: es müsse das Gelände gefunden werden, das den Einsatz von Panzergrenadieren (mot) rechtfertige, es müsse die Sicherheit gewährleistet sowie taktisch richtiges Handeln und Verhalten von Führer und Truppe möglich sein. — Das LehrBtl Hammelburg entledigte sich mit großem Geschick der gestellten Aufgabe und fand bei allen Zuschauern dafür verdientes Lob. - er.

Aus der Kampftruppenschule II

Bürger sprachen mit Soldaten

Gemeindevertretung und Verwaltung des „Kirchspiels" Munster — mit 7—8000 Soldaten auch zahlenmäßig einer der größten Standorte der Bundeswehr — hatten am Abend des 8. Januar 1965 zu einem Gedanken- und Meinungsaustausch über öffentliche und persönliche Probleme und Sorgen eingeladen. Neben den 3 als Ratsherren in der Kommunalwahl am 27. 9. 1964 gewählten Soldaten der KpfTrS II und der PzLBrig 9 waren mehr als 30 Soldaten und Zivilbedienstete aller Dienstgrade und von allen Bundeswehrdienststellen der Einladung gefolgt. Innerhalb ganz kurzer Zeit entspann sich zwischen den Bürgern in Zivil und den Bürgern in Uniform in gelöster Form und Stimmung eine angeregte Unterhaltung. Bürgermeister und Major d. R. Knebel dankte eingangs seiner Ansprache allen Bürgern und Gästen dafür, daß sie fast ausnahmslos dem Ruf der Gemeinde zu dieser Aussprache, die in Zukunft zweimal im Jahre stattfinden soll, gefolgt seien. Nach einem kurzen Überblick über die Entwicklung der Gemeinde seit 1956 widmete der Bürgermeister einen wesentlichen Teil seiner Ausführungen den Gemeindebürgern in Uniform, begrüßte die Tatsache, daß nunmehr auch Soldaten als gewählte Vertreter praktisch in der Kommunalarbeit tätig seien und bedankte sich bei den Angehörigen der Bw, die zuvor als ehrenamtliche Mitarbeiter in den Gemeindeausschüssen mitgewirkt hatten. Er betonte, daß Gemeindevertretung und Verwaltung sich immer in besonderem Maße den Sorgen der Soldaten widmen werden und gab seiner Freude über die bisherige nicht nur gute, sondern ausgezeichnete Zusammenarbeit Ausdruck.

Nach Stunden weiterer sachlicher, aber auch humoriger Gespräche, die sich mehr und mehr auch menschlichen und persönlichen Aspekten zuwandten, ergriff der Kommandeur der KpfTrS II, Brigadegeneral Philipp, als ranghöchster Soldat des Standortes das Wort. Er bedankte sich sehr herzlich für die ausgesprochenen Einladungen und versprach, daß die Probleme und Sorgen, die die Anwesenheit so vieler Soldaten und deren ständige Fluktuation naturgemäß mit sich brächten und die Gemeinde mit oft ungewöhnlicher Arbeit

belasteten, auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Dazu wolle er, seine Mitarbeiter und alle Bw-Angehörigen einen ehrlichen Beitrag leisten. Mit einem Toast auf die Gemeinde und ihre Bürger schloß General Philipp seine Ansprache.

Zieht man das Fazit dieses Abends, von dessen Art es sicherlich viele auch in anderen Standorten der Bw gibt und gegeben hat, so ist doch eine Tatsache als politisch und menschlich wertvoll zu werten. Da, wo im Staat und in der Gesellschaft miteinander lebende Bürger in Zivil und Bürger in Uniform guten Willens sind und wissen, daß sie als Angehörige desselben Volkes miteinander leben müssen und aufeinander angewiesen sind, haben sie zwar unterschiedliche Aufgaben und demnach unterschiedliche Probleme, aber werden stets gemeinsam im wohlverstandenen Interesse des gesamten Volkes und damit auch des einzelnen Menschen handeln. Wer sich jedoch einer solchen Einsicht, ganz gleich aus welchen Gründen, verschließt, ist zwar nach den Gesetzen unseres Staates dazu berechtigt, dürfte aber eigentlich nicht für sich in Anspruch nehmen, diejenigen Bürger zu verunglimpfen, die aufgefordert sind, das Leben jedes Staatsbürgers unter Einsatz ihres eigenen Lebens zu verteidigen. Dieser Abend war jedenfalls ein guter Schritt nach vorwärts auf dem Wege zum gegenseitigen Kennenlernen und zum gegenseitigen Verständnis.

Eine militärische und doch friedliche Bilanz

Unbemerkt — ja fast am Rande und ohne Anspruch auf besondere Anerkennung — betreuen die Ärzte und das Sanitätspersonal der Bundeswehr in allen Standorten tagtäglich nicht nur ihre Kameraden in den Kasernen, auf Übungsplätzen und in den Lazaretten, sondern leisten in Notfällen auch ihren zivilen Mitbürgern vielfältige ärztliche Hilfe.

So ist es auch in Munster. In 67 Fällen mußten im vergangenen Jahre Ärzte und Sanitätssoldaten der PzLehrBrig 9 und der Kampftruppenschule II sich insgesamt 89 Zivilpersonen annehmen, deren Gesundheitszustand bei Betriebs-, Verkehrs- und Badeunfällen, nach einem Schlaganfall und bei einem Selbstmordversuch unverzügliche Hilfeleistung erforderte. 2 768 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften spendeten freiwillig Blut für zivile Krankenhäuser, in denen 12 Bundeswehrangehörige zur Weiterbildung als Krankenpfleger Dienst taten. In speziellen Kursen bildeten Schule und Lehrtruppe 97 Angehörige des zivilen Personals in Maßnahmen zur „Ersten Hilfe" aus. 140 Ausbildungsstunden gaben unsere Sanitätsoffiziere und -unteroffiziere als Lehrer bei Lehrgängen ziviler Heilhilfeorganisationen, obgleich auch in Munster das Ist an Sanitätspersonal keineswegs das „zustehende" und wünschenswerte Soll erreicht hat.

Bei alledem ist jedoch nur eines wichtig. Der zivile Mitbürger darf und kann sich darauf verlassen, daß der Soldat ihn nicht allein mit der Waffe verteidigen, sondern ihm auch in Bedrängnissen solcher Art mit ärztlicher Kunst und pfleglicher Hilfeleistung zur Seite stehen wird.

Feierliche Freisprechung von Kfz.-Mechanikerlehrlingen

Am 23. 9. 1964 wurden im Rahmen einer Feierstunde 13 in der Lehrlingswerkstatt der KpfTrS II ausgebildete Kfz-Mechanikerlehrlinge freigesprochen. Neben dem Kommandeur der Schule, BrigGen. Drews, nahmen Vertreter der Gemeinde Munster, der Präsident der Wehrbereichsverwaltung II, Dr. Krüttner, sowie Repräsentanten der Handwerkskammer Lüneburg und des Arbeitsamtes Uelzen an der Feier teil. Selbstverständlich waren auch die Eltern der jungen Handwerker unserer Einladung gefolgt.

Nach einleitenden Begrüßungsworten des S 4 der Schule, sprach der Vorsitzende des Gesellenprüfungsausschusses die Lehrlinge frei. Anschließend überreichte Gewerbeoberlehrer Voigt die gut ausgefallenen Abschlußzeugnisse der Gewerbeschule. Von der Qualität der Ausbildung, aber auch vom Lerneifer der Lehrlinge zeugt die Tatsache, daß auf dem praktischen Sektor ein Lehrling die Gesamtnote „sehr gut", 10 das Prädikat „gut" erreichten und nur 2 mit „befriedigend" abschnitten.

Ein gemeinsames Abendessen mit anschließendem Beisammensein beendete diesen schönen Tag, von dem nicht nur die jungen Gesellen einen unauslöschlichen Eindruck mitnahmen.

Zur Zeit befinden sich in der Lehrlingswerkstatt der Kampftruppenschule II weitere 39 Lehrlinge in der Ausbildung.

Besuch einer Gruppe dänischer und norwegischer Journalisten

Im Rahmen einer Einladung des Herrn Bundesministers der Verteidigung statteten 22 Journalisten aus Dänemark und Norwegen, u. a. Vertreter großer Regional-Zeitungen, der Kampftruppenschule II und der Kampftruppenschule III am 6. 10. 64 einen kurzen Besuch ab. Der Besuch diente der Informierung über den Aufbau und die Ausbildungseinrichtungen von Schulen der mechanisierten Truppen des Heeres. Darüber hinaus wollten sich die Besucher einen Eindruck über den neuen Kampfpanzer „Leopard" und moderne PzAbwehr-Waffen verschaffen.

Nach Begrüßung der Gäste durch den Kdr. KpfTrS II, BrigGen. Philipp, lief ein dem Besuchszweck entsprechendes Programm ab. Die unseren allgemeinen und militärischen Problemen gegenüber sehr aufgeschlossenen Gäste hatten, aus Berlin kommend, reiche Gelegenheit, mit den beiden Schulkommandeuren und Offizieren der Lehrtruppen rein militärische und erzieherische Fragen zu erörtern und bedankten sich vor ihrem Weiterflug nach Holland sehr herzlich für den erhaltenen Einblick und die freimütige Offenheit die sie hier angetroffen hätten.

Aus der Kampftruppenschule III

»Wieder Tage der offenen Tür«

(Gedanken eines Fähnrichs der Res.)

Die Panzerjägerlehrkompanie 20 war vom 23. 10.—25. 10. 64 Gast ihrer Patenstadt Eschede. Alle Soldaten der Kompanie wohnten bei Familien der Gemeinde. Sie wohnten nicht nur unentgeltlich dort, sondern für viele Escheder war der Besuch der Kompanie erst dann ein Fest, wenn sie einen Soldaten bei sich aufnehmen konnten.

Die Kompanie war mit allen Ketten- und Räderfahrzeugen die 70 km von Munster nach Eschede marschiert. Obwohl es beim Einmarsch bereits dunkel war und heftig regnete, hatten es sich viele Einwohner nicht nehmen lassen, die eintreffende Kompanie zu begrüßen.

Die folgenden Tage verliefen mit Vorführungen, Vergleichsschießen des Escheder Schützenvereins mit einer Abordnung der Kompanie, einem Fußballspiel und als Abschluß und Höhepunkt dem Kompanieball. Während dieser Tage legte die Kompanie am Ehrenmal einen Kranz nieder.

Kompanie 20 und Eschede waren in gutem Sinne — wie der Volksmund sagt —: „Ein Herz und eine Seele."

Die Panzerjägerlehrkompanie 20 fährt bereits seit 4 Jahren zum Tag der offenen Tür nach Eschede. Jedes Jahr fällt für diese Zeit der Dienst aus, und rd. 9 000 Liter Betriebsstoff werden für den Marsch benötigt.

Gerade dieses Jahr steht zuwenig Betriebsstoff zur Verfügung. Die 9 000 Liter mußten besonders angefordert werden. Politiker und Militärs sprechen vom Sparen. Läßt sich unter diesen Gesichtspunkten solch ein Besuch der Kompanie in ihrer Patenstadt vertreten? Kompaniefest in einer Patenstadt — gut und schön! Weshalb aber fährt die Kompanie nicht mit einem Bus? Die Einwohner der Patenstadt kennen die Fahrzeuge doch bereits nach dem ersten Jahre. Wenn aber die Kompanie ihre Fahrzeuge unbedingt mitführen will, dann sollte sie sich doch jedes Jahr eine andere Stadt aussuchen. Um so größer wird der Kreis derer, mit denen sie Kontakt bekommt. So oder so ähnlich könnte eine oberflächliche Kritik lauten.

Fragen wir uns nach dem Sinn des „Unternehmens". Was soll und was kann ein solches Kompaniefest leisten? Die Frage nach dem Soll ist leicht zu beantworten: Kontakt zur Zivilbevölkerung, ein

in letzter Zeit häufig benutzter „Slogan", viel gebraucht und häufig mißverstanden. Dieser oft zitierte Kontakt zur Zivilbevölkerung kommt eben nicht zustande, wenn viel darüber geredet wird, Reformvorschläge gemacht werden, debattiert wird. Beziehungen werden auch nicht geknüpft, wenn hohe Offiziere und Politiker sich positiv zu diesem Thema äußern. Die Schranken, die leider noch immer existieren, dürfen nicht nur auf der oberen Ebene überwunden werden, d. h. es nutzt nichts, wenn Politiker und Generäle sich einig sind, wenn der „einfache Mann" auf der Straße häufig dem „Landser" noch immer ablehnend gegenübersteht. Wenn es sogar soweit geht, daß diejenigen, die zur Bundeswehr eingezogen werden, gutmütig als Trottel bezeichnet werden.

Es kommt darauf an, daß Soldat und Zivilist an einem Tisch sitzen, gemeinsam ihr Bier trinken und sich verstehen. Wie könnte dies besser geschehen als bei einem solchen Kompaniefest?

Die Soldaten sind für 2 Tage privat untergebracht. Sie fühlen sich bei der Zivilbevölkerung wohl, die Familien freuen sich, wenn sie einen Soldaten aufnehmen können.

Zu Soldaten gehören aber Waffen. Man stelle sich Busse vor, denen eine Kompanie im Ausgehanzug — weißes Hemd — entsteigt. Die Bewohner würden sich vielleicht über die jungen Männer freuen, aber kaum noch über die Soldaten. Die mitmarschierenden Panzer sind also psychologisch wichtig; die Gemeinde besteht nicht nur aus Intellektuellen, bei denen man auf dieses wichtige Moment verzichten könnte. Sie geben der Bevölkerung einen Eindruck vom Auftrag der Bundeswehr.

Und jedes Jahr eine andere Stadt besuchen? In 2 Tagen kommt es nur zu einem oberflächlichen Kontakt. Wenn aber die Gemeinde jedes Jahr ihre Kompanie aufnimmt, können die Soldaten ohne weiteres in der Bevölkerung aufgehen. Von Isolation kann keine Rede mehr sein. Das richtige „Sich-kennen-lernen" braucht Zeit.

Wenn das Ziel, von dem soviel gesprochen wird, erreicht werden will, dann muß gehandelt werden, gehandelt werden im einzelnen, auf Kompanieebene, und nicht im allgemeinen für die gesamte Bundeswehr.

Hans B e r n d

Bemerkungen der Schriftleitung:
Wenn die Familien in Ordnung sind, ist dies auch mit dem Staat so. Ins Militärische übersetzt, sind die Kompanien in Ordnung, so ist das ganze Heer gut. Wir können nur ja zu dem Bericht des jungen inzwischen zum Leutnant beförderten Fähnrichs sagen.

Neue und bewährte Bücher für die Bundeswehr

Taktik – klipp und klar

Ein Buch für Zugführer, Kompanie-Chefs und Kommandeure

Von Oberst Wilhelm Osterhold

„TAKTIK — KLIPP UND KLAR" ist nicht nur ein Lehrbuch. Der Verfasser setzt uns gescheite, geistreiche und lustige Plaudereien vor. Man hört gespannt und vergnügt zu, wie er spottend auf seine Widersacher — die Denkfaulheit und die Dummheit — einschlägt, wie er die Vorschriften geschickt vereinfacht, ohne dabei je primitiv zu werden. Das Buch kann jedem Offizier und Unteroffizier empfohlen werden.

168 Seiten, 84 Abb., 12,5 x 20,6 cm, kart., DM 9,40 — General Weber —

Führung und Befehl

Führungshilfen und Befehlsmuster mit taktischen Hinweisen für Offiziere und Uffz. der Kampftruppen

Von Oberstleutnant i. G. von Joeden — bearbeitet von Oberstleutnant i. G. Domröse

Ein unmittelbar aus der Praxis heraus entstandenes Taschenbuch, das den Führern der Kampftruppen von der Gruppe bis zum Bataillon die Führung im Gefecht erleichtert. Neben allgemeinen Führungshilfen und -winken gibt es Befehlsmuster und Anleitungen für die Beurteilung der Lage und des Geländes, für Entschlußfassung und anderes mehr.

2. überarbeitete und erweiterte Auflage, 212 Seiten, DIN A 6, Kunststoffeinband, DM 7,60

Infanterie im Kampf

Erfahrungen und Lehren aus Gefechtsberichten

Von Oberst a. D. Emil Schuler und Oberst a. D. Hans-Werner Stirius

Einmalig an diesem Buch ist die im Text hergestellte Beziehung zwischen Kriegserfahrung und den neuen Führungsvorschriften der Bundeswehr. Lebendig und wirklichkeitsnah werden Erfahrungen und Lehren aus Kampflagen des letzten Weltkrieges geschildert.

Dem Buch liegt ein 32seitiger Kartenteil bei, der wesentlich zur Erleichterung des Studiums beiträgt. 156 Seiten, Halbleinen, DM 14,80

Übungen

Anlegen — Vorbereiten — Leiten — Besprechen — Auswerten

Von Oberstleutnant Hans-Gotthard Pestke

Das Anlegen und Leiten von Übungen im Gelände ist das Hauptthema dieses Lehrbuches. Es wird in allen Einzelheiten von den Grundlagen bis zur Schlußbesprechung im Rahmen des verstärkten Bataillons behandelt. Anleitung und Hinweise, auch für Übungen im kleineren oder größeren Rahmen, werden gegeben.

292 Seiten, 16 Lageskizzen, DIN A 5, Halbleinen, DM 14,80

WEHR UND WISSEN VERLAGSGESELLSCHAFT MBH · DARMSTADT

Aus der Kampftruppenschule IV

Heeres-Skimeisterschaften 1965

von Feldwebel Gebhard Plangger

„Holt Flagge nieder!" Die Wettkämpfer stehen in langen Reihen, in stummem Gruß verharrt die Menge der Zuschauer, die das weite Oval säumt, und an den Masten gleiten die Fahnen nieder. Die VI. Heeres-Skimeisterschaft ist beendet.

Vor drei Tagen hatte sie an gleicher Stelle, dem Olympia-Skistadion in Garmisch-Partenkirchen, begonnen. 437 Wettkämpfer waren am Morgen zur Eröffnung einmarschiert. Voran das Musikkorps der 1. GebDiv mit klingendem Spiel, dann die Gäste vom BGS, Polizei, Zollgrenzdienst, Luftwaffe, Marine und schließlich die Mannschaften der Divisionen und des Truppenamtes. Fanfaren riefen zur Flaggenparade und in seiner anschließenden Ansprache hieß der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, die Teilnehmer der Meisterschaft zum fairen Wettstreit willkommen. Er dankte der Marktgemeinde für die erneut gewährte Gastfreundschaft, erklärte die Heeresmeisterschaft für eröffnet und begrüßte die Mannschaftsführer mit Handschlag.

Unter den Ehrengästen sah man zahlreiche ausländische Militärattachès, Abordnungen der vier Alpenländer und der US-Streitkräfte, eine stattliche Anzahl von Generalen der Bundeswehr — voran der Kommandierende des II. Korps, Generalleutnant Hepp — und die Delegierten der zivilen Behörden.

Bereits am Nachmittag stellten sich 91 Läufer zum Einzellauf. Mit Start und Ziel in Kaltenbrunn galt es eine 15 km lange, schwierige Rundspur zu durchlaufen. Drei Schießstände waren entlang der Loipe aufgebaut — an jedem hatte der Wettkämpfer 5 Schuß auf die schwarze Scheibe abzufeuern — zudem war der Kurs durch eine rassige mit 14 Toren ausgesteckte Abfahrt erschwert.

Denkbar ungünstige Schneeverhältnisse ließen den Griff in die Wachskiste zum Problem werden. Am Gesamtsieg des mit der ungünstigen Nr. 1 gestarteten Meisters im BGS, Walter Demel, dem seit Jahren besten deutschen Läufer, gab es von Anfang an keine Zweifel. Den Titel eines Heeresmeisters (Hochgebirge) in dieser Disziplin erlief und erschoß sich Fw Seifert, Truppenamt, dessen zwei Kameraden, Fw Schubert und Fw Broschey, sich aber noch von StUffz Lauber, 2. PzGrenDiv, auf die Plätze verweisen lassen mußten. Ein Namenskollege des Zweitplazierten, der Gefr Lauber, setzte sich in der Flachlandklasse klar durch.

Der abendliche Fackellauf vom Kranzberg ist fast schon Tradition geworden. So bot sich den zahlreichen Gästen beim Empfang des Inspekteurs des Heeres im Mittenwalder Offizierskasino — unter ihnen der erst mittags eingetroffene Generalinspekteur der Bundeswehr, General Trettner — ein farbenprächtiges Bild, als sich die lange Schlange der Fackelläufer gleich einem Lindwurm gemächlich zu Tale bewegte.

Einen rasanten Riesentorlauf hatte man am folgenden Tag auf der Strecke vom Horn ausgesteckt, ein recht harter Flaggenparcours für die 79 hautengbehosten und mit riesigen Brillen bewehrten Läufer. Die Schneeverhältnisse des Vortages hatten sich gebessert und die Vorläufer zogen eine flüssige Spur in den bunten Stangenwald. Mit Startnummer 3 legte HGefr Klier von den DivTr gleich eine gute Zeit vor, aber der Zollassistent Osterried ließ wenig später die Marke noch 4 Sekunden tiefer rutschen. Drei weitere Zöllner schoben sich hinter ihm ein. Aber keinem der vielen Bundeswehrläufern gelang es, die Zeiger unter HGefr Kliers Zeit zum Stehen zu bringen. OGefr Bögl, DivTr, und Gefr Kraus von der Brigade 23, rückten zwar bedrohlich nahe, mußten sich aber in dieser Reihenfolge mit den Plätzen begnügen.

Höhepunkt jeder Heeres-Skimeisterschaft ist der Patrouillenlauf. 63 Patrouillen, bestehend aus Offizier, Unteroffizier und 2 Mannschaften in der Heeresmeisterklasse, aus Unteroffizieren und Mannschaften in der allgemeinen Heeresklasse, stellten sich am nächsten Morgen dem Starter. Die 15 km lange Spur verlief in Gegend Kaltenbrunn und führte auf den letzten Kilometern hinunter zum Ziel im Olympia-Skistadion von Garmisch-Partenkirchen.

350 kraftraubende Höhenmeter im Anstieg und ein paar tückische Abfahrten hatte man eingebaut. Auf halber Strecke galt es eine Schießübung zu absolvieren, bei der man wertvolle Minuten gewinnen — aber auch verlieren konnte. Die mit Startnummer 19 abgelaufene Patrouille des Zollgrenzdienstes lief, als sähe sie in dem 4 Minuten zuvor gestarteten Feldwebelquartett des Truppenamtes (Bodenmüller, Seifert, Schubert, Broschey) eine ganze Bande von Schmugglern. Als sich einer von diesen dann noch einen Ski brach, gingen die „Grünen" (Steinbeißer, Kraus, Merkel, Reiter) endgültig vorbei und belegten unangefochten den ersten Platz. Aber auch zwischen den anderen Mannschaften spielten sich heiße Kämpfe ab, wobei allerdings durch die Vielzahl der verschiedenen Klassen (insgesamt 8) etwas die Übersicht verlorenging. In der Heeresmeisterklasse des Hochgebirges erwies sich schließlich die 1. Patr. der DivTr als die zwar nicht lauf- aber schießbeste, was ihr den Sieg einbrachte. In der Mittelgebirgsklasse behielt die 10. PzGrenDiv mit dem Erfolg ihrer 1. Patr. die Vormachtstellung und von den Mannschaften des Flachlandes errang die 1. Patr. der 2. PzGrenDiv den begehrten Heeresmeistertitel. Schade, daß die derzeit eine Wehrübung ableistenden Reservisten der CISM nicht gewertet wurden. Schon beim Riesentorlauf hatte einer aus ihren Reihen, OGefr Wurmer, als Vorläufer die absolute Bestzeit erzielt. Bei der Patrouille liefen die ebenfalls als Vorläufer gestarteten Uffz Feistle, OGefr Buhl und Gefr Niedermeier unter der Führung von Hptm Niedermeier ein mitreißendes Rennen. Obwohl sie auf der gesamten Strecke einzig gegen die Uhr liefen und ihnen jeder Vergleich zu den nach ihnen gestarteten Mannschaften fehlte, blieben sie mit ihrer Zeit noch 2 volle Minuten unter der des siegreichen Zollgrenzdienstes.

Die Sieger haben ihre errungenen Ehrenpreise und Urkunden erhalten und die Mannschaften marschieren nun aus dem Stadion, um es für den Großen Zapfenstreich zu räumen. Noch einmal werden sie sich am Abend zusammenfinden bei Musik und Tanz, dann schon mit Blick voraus, auf die nächste Heeres-Skimeisterschaft 1967.

Heeres-Skimeisterschaft 1965

Der Kommandeur der 1. Gebirgsdivision, General Wirsing, beglückwünscht die erfolgreiche Mannschaft des Zollgrenzdienstes. (Foto: dpa)

Militär-Zeitschrift und Zivilist

von Hans-Justus Kreker

Vor kurzem erschien in einer Zeitschrift (Truppenpraxis, Heft 11/1964) unter dem Titel „Den ganzen Kram einstampfen?" ein Artikel über den Wert militärischer Fachzeitschriften für die Praxis. Hierdurch angeregt, soll ein Thema näher durchleuchtet werden, das dem Verfasser schon lange am Herzen liegt: der Wert der Militärzeitschriften für den zivilen Bereich. Drei Punkte sind es, die hier hervorstechen.

1. Unterstützung in der Verbreitung des Wehrgedankens

In vielen Zeitungen und Zeitschriften wird heute noch gegen die Bundeswehr, d. h. allgemein gegen militärische Einrichtungen, Gedanken und Überlegungen polemisiert, noch mehr Presseorgane nehmen eine neutrale Haltung ein. Es entsteht dadurch immer wieder der Anschein, als sei in unserem Volk der Wehrgedanke verpönt und lediglich einem Häuflein Unbelehrbarer überlassen. Daß diese Meinung falsch ist, wird jeder merken, der sich die Mühe macht, objektiv und unvoreingenommen mit Bekannten oder Arbeitskollegen die eine oder andere militärische Frage zu diskutieren.

Die Behauptungen einer gewissen Presse, die das Soldatische negativieren oder überhaupt als nicht vorhanden hinstellen, sind einfach unwahr. Hier scheint der Wunsch der Vater des Gedankens zu sein. Der Verfasser hat immer wieder die Erfahrung gemacht, daß man zwar Auswüchse, aber nicht die Bundeswehr verurteilte, und daß man nicht begriff, warum so sorgfältig den Klagen und Beschwerden von Schwächlingen und Rachsüchtigen nachgegangen wird, statt den guten Soldaten das Rückgrat zu stärken.

Es mag manchmal mühsam sein, militärische Fragen zu diskutieren, wenn beim Gesprächspartner absolut keine Voraussetzungen oder Kenntnisse vorhanden sind. Für den Zivilisten, der militärisch interessiert oder gar „vorbelastet" ist, bietet sich daher ein reiches Betätigungsfeld, und hier ist der Punkt, wo ihn eine militärische Zeitschrift unterstützen kann.

Dabei ist es von sekundärer Bedeutung, ob der Schwerpunkt dieser Zeitung auf der Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen wie der NATO oder der multilateralen Atomstreitmacht liegt, oder ob sie sich in der Hauptsache mit Ausbildungsfragen, Technik oder militärhistorischen Fragen beschäftigt. Jede Zeitschrift befaßt sich erfahrungsgemäß in der einen oder anderen Form mit allen Gebieten. Das regelmäßige Studium vertieft und erweitert das militärische Wissen, und das notwendige finanzielle Opfer, das monatlich dem Gegenwert von einigen Päckchen Zigaretten entspricht, wird von den wirklich Interessierten gern getragen — wenn sie überhaupt wissen, wo und wie sie eine solche Zeitschrift beziehen können. Leider stehen Buch- und Zeitschriftenhandel bis jetzt dem Vertrieb militärischer Zeitschriften mit geringen Ausnahmen ablehnend gegenüber; angeboten werden allenfalls Memoiren und Tatsachenberichte. Hier wäre ein Arbeitsfeld für die zuständigen Verlage, denn nur wenige Interessenten werden sich bemühen, einen Verlag herauszufinden, normalerweise wird das gekauft, was man sieht. Erst wenn jedermann mühelos an seinem Zeitungsstand genauso eine militärische Zeitschrift erstehen kann wie etwa eine für Sport oder Fotografie, besteht die Möglichkeit, über militärische Gegenwart und Vergangenheit sachlich zu informieren und tendenziösen Illustriertenberichten die Spitze abzubrechen.

Wenn man bedenkt, daß in der Ostzone etwa für die Zeitungen und Zeitschriften der NVA wie „Volksarmee", „Armee-Rundschau" oder „Zeitschrift für Militärgeschichte" auch außerhalb der Streitkräfte stark geworben wird, sollte man sich überlegen, ob es nicht auch bei uns Zeit ist, einer breiteren Öffentlichkeit Militärzeitschriften vorzustellen und damit den Bemühungen ziviler Kreise um militärisches Verständnis eine größere Breitenwirkung zu geben und sie zu unterstützen.

2. Vertiefung militärischer Kenntnisse

Es gibt viele alte Soldaten, aber auch Bundeswehrreservisten, die interessiert sind, ihre militärischen Kenntnisse aufzufrischen oder auf der Höhe zu halten. Wenn man einmal von den Wehrübungen absieht, bleibt neben verschiedenen Arbeitskreisen hierfür eigentlich nur das regelmäßige Durcharbeiten einer entsprechenden Zeitschrift. Weiß aber jeder, daß es solche Zeitschriften gibt und wo man sie bekommt? Hierzu ein Beispiel, das nicht unbedingt typisch ist, aber doch die Verhältnisse beleuchtet: Ein Bekannter, Bundeswehrreservist, bekam einige Zeitschriften geliehen. Bei der Rückgabe bemerkte er, es sei bedauerlich, daß man ihn nicht schon früher auf das Erscheinen dieser Hefte hingewiesen habe.

Es sei dahingestellt, ob das bei der Truppe nicht oder in nicht genügendem Maße erfolgt. Tatsache ist jedenfalls, daß ehemalige Soldaten im Zivilleben oft nach einer Verbindung zum Militärischen suchen, aber vergeblich nach dem Weg Ausschau halten. Wäre hier nicht eine Möglichkeit für die entsprechenden Verlage, eine groß aufgezogene Werbung durchzuführen, evtl. unter Mithilfe der Wehrersatzämter und Beteiligung der Bundeswehr, die ja letzten Endes auch einen Vorteil davon hätte. Diese Reservisten werden, wenn die Werbung positiv ist, nicht nur militärisch weitergebildet, sondern gleichzeitig den Kreis der militärisch interessierten Zivilisten erweitern und verstärken.

3. Praktischer Nutzen militärischer Erfahrungen im zivilen Bereich

Mindestens ebenso wichtig wie die vorhergehenden Punkte soll noch der Nutzen angeführt werden, der für den zivilen Bereich aus militärischen Zeitschriften gezogen werden kann. Ganz offensichtlich ist das auf technischem Gebiet. Ohne militärischen Überschallflug gäbe es heute noch keinen zivilen Düsenluftverkehr, und jedem Zivilpiloten dienen auch heute noch Flugerfahrungen eines Düsenbomberpiloten zur Erweiterung eigener Kenntnisse.

Von solchen speziellen Themen abgesehen sind aber gerade auf dem Gebiet der Ausbildung und Erziehung militärische Zeitschriften eine wahre Fundgrube für den Zivilisten. Menschenführung ist ein Gebiet, das auf Tagungen und Kursen einen großen Raum einnimmt, auf dem in der Praxis aber immer wieder die größten Fehler gemacht werden. Die Bundeswehr hat mit der so viel zitierten Inneren Führung einen Weg nicht unbedingt neu, aber zielsicher beschritten, und der zivile Bereich sollte die hier gemachten Erfahrungen nicht überheblich abtun.

Der Verfasser arbeitet in einem großen Verkehrsbetrieb, d. h. er und seine Angestellten stehen täglich im Blickfeld der Öffentlichkeit. Während der Arbeitszeit ist Dienstbekleidung (Uniform) vorgeschrieben, und es ist nicht immer einfach, die notwendige Einheitlichkeit durchzusetzen. Bei einer sehr starken Personalfluktuation und ständig wechselnden Vorschriften ist eine gute und permanent durchgeführte Ausbildung die einzige Möglichkeit, gute Arbeitsergebnisse zu erzielen. Hierbei hat dem Verfasser mancher Artikel einer militärischen Zeitschrift geholfen und Hinweise gegeben.

Gerade in letzter Zeit sind vermehrt ehemalige Zeitsoldaten eingestellt worden, die Betrieb und Vorgesetzte danach beurteilen, ob sinnvoll gearbeitet oder „gegammelt" wird, und ob der Vorgesetzte seine Abteilung im Griff hat. Ohne einer militärischen Haltung auf zivilem Gebiet das Wort zu reden, so kann doch manches militärisch Bewährte übernommen werden.

Es sei darauf hingewiesen, daß man sich auch in weiteren Kreisen mit diesen Zusammenhängen zu beschäftigen beginnt. So hielt im Oktober 1964 der Schweizer Oberstdivisionär Dr. Brunner auf der Tagung des Arbeitskreises für Wehrforschung ein Referat mit dem Thema: „Parallelen in Organisation und Führung im militärischen und industriellen Betrieb."

Es ist wohl deutlich geworden, daß eine militärische Zeitschrift dem Zivilisten viel geben und ihn vor allem unterstützen kann, Verständnis für das Militärische aufzubringen und damit Vertrauen zur Bundeswehr. Wie schrieb vor kurzem ein Offizier der Bundeswehr? „Ohne Unterstützung der zivilen Staatsbürger steht nun mal die Bundeswehr im luftleeren Raum. . . . Nicht Aufklärung über wehrpolitische Zusammenhänge allein ist wichtig, sondern auch die Steigerung des Wehrwillens der Bevölkerung".

Einer der wichtigsten Mittler ist die militärische Zeitschrift, gleich welcher Art, und hier gibt es für den einzelnen Verlag, evtl. mit Hilfe der Bundeswehr, noch viel Neuland zu bearbeiten.

Diese Ausführungen sind deshalb besonders bemerkenswert, weil der Verfasser altersmäßig zu den weißen Jahrgängen gehört und daher nicht gedient hat.
Die Red.

Leserstimmen zum Thema:

»Uber die Feuereröffnung im hinhaltendem Kampf«

in Nr. 6/64, Seite 168

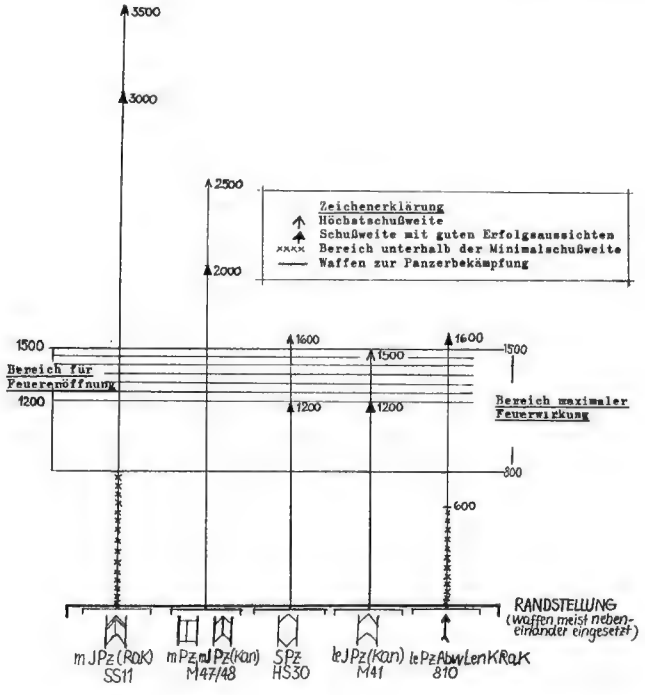
Hinhaltender Kampf ist meist ein Kampf gegen Panzer, bei dem es um Zeitgewinn geht. Wie wird dieses Ziel am besten erreicht werden? Doch sicherlich, indem man dem Feind hohe Verluste zufügt! Dazu — und auch das ist nichts Neues — muß das zusammengefaßte Feuer aller Panzerabwehrwaffen mit dem Feuer der SPz, Artillerie und Mörser gekoppelt werden. Nur eine Besonderheit des hinhaltenden Kampfes ist hierzu noch erwähnenswert: er wird vorwiegend aus Randstellungen geführt, also aus Stellungen, in denen aufgrund des Geländes die Waffen nebeneinander eingesetzt werden müssen. Bei welcher Entfernung wird nun die Feuereröffnung das gewünschte Ergebnis erwarten lassen? Ich meine, man kann den Bereich für Feuereröffnung und auch den Bereich maximaler Feuerwirkung festlegen, wenn die Stellungen und wirksamen Kampfentfernungen der eingesetzten Waffen bekannt sind. Für die Feuereröffnung aus einer Randstellung erscheint z. B. der Bereich zwischen 1500 und 1200 m am günstigsten, wenn der Feuerkampf mit Panzern, Jagdpanzern, Panzerabwehrlenkraketen und Schützenpanzern geführt wird. Im Bereich zwischen 1500 und 800 m würde die höchste Feuerwirkung erzielt werden (s. Skizze). In darunterliegenden Entfernungen verringert sich die Wirkung, wenn die Lenkraketen nicht mehr ins Ziel gebracht werden können. Außerdem nähert sich die Truppe der Gefahr, vom Feind gebunden zu werden. Demnach ist eine spätere Feuereröffnung nur dann zweckmäßig, wenn die Raketenträger bzw. die Raketen weiter rückwärts in Stellung sind und das Gelände ein schnelles, gedecktes Ausweichen ermöglicht.

An diesem Beispiel hatten wir gesehen: Feuereröffnung auf 1500. Das ist für M 41, PzAbwLenkRakete 810 und SPz eine weite Entfernung. Somit ist auch die Forderung der Führungsvorschriften „Feuer auf weite Entfernung" unanfechtbar.

Man sollte nach dem (in den Vorschriften nicht festgelegten) Grundsatz handeln:

„Die Feuereröffnung im hinhaltenden Kampf ist abhängig von Lage, Gelände und den in der Stellung eingesetzten Waffen."

Major H. A. Pinnow



Bemerkung der Schriftleitung: Es scheint uns die Wahrscheinlichkeit, daß ein geschickt angreifender Gegner Randstellungen einnebelt oder die Nacht ausnutzt, nicht genügend berücksichtigt zu sein.

WARUM HAT NECKERMANN MILLIONEN TREUE KUNDEN?

Weil das große Neckermann-Angebot alles das bietet, was der Mensch braucht . . . weil er von A bis Z auf preiswerte Qualität eingestellt ist . . . weil der eigene Neckermann-Kundendienst leistungsfähig, schnell und zuverlässig ist! Der neue Frühling/Sommerkatalog 1965 aus dem Hause Neckermann enthält auch für Sie eine Fülle wertvoller Überraschungen: Die neuartige Autoversicherung — interessante Reisen in den sonnigen Süden — ein Riesenangebot an qualitativ hochwertiger Bekleidung und modernen technischen Geräten — alles für Freizeit und Ferien, für Heim und Familie! Geprüfte Neckermann-Qualität und günstige Neckermann-Preise haben einen guten Ruf. Fordern Sie deshalb den großen Katalog an, er ist kostenlos.

Neckermann
DAS GROSSE VERSANDHAUS

Abt. W 909 6000 Frankfurt 1

Leo Frhr. Geyr von Schweppenburg

GUDERIAN -

Bild eines deutschen Soldaten [1]

Nachstehende Ausführungen schildern in besonders prägnanter, das Wesentliche treffender Form das schwere soldatische Schicksal Guderians, der von den alten Frontsoldaten so verehrt wurde und auch heute noch wird. Der Artikel erschien bereits im Ausland (The irish defence journal) und wurde besonders hervorgehoben.

Der Verfasser des Aufsatzes war alter Generalstabsoffizier im 100 000-Mann-Heer und fiel bereits im Frieden als Militärattaché in London und Brüssel bei Hitler in Ungnade. Daher wurde er später auch, obwohl er als Kdr. General verschiedener Panzerkorps, als Inspekteur der Panzertruppen in der Heimat und schließlich als Oberbefehlshaber einer Panzerarmee (bei Beginn der Invasion in Frankreich) an besonders wichtigen Stellen der Front und in der Heimat eingesetzt wurde, während des ganzen Krieges nicht mehr befördert.

Dem alten Wunsch der Truppe, eine Kaserne nach dem Schöpfer der alten Panzertruppe benannt zu sehen, wurde bisher leider noch nicht nachgekommen. Die Tatsache, daß Guderian, obwohl er davon wußte, sich nicht entschließen konnte, am 20. Juli 44 teilzunehmen, sondern andere Wege für geeigneter hielt, steht dem entgegen. Wir aber wissen, daß Guderian stets alles versucht hat, seinerseits Wege zur Beendigung des Krieges zu beschreiten. Auch hat er — mehrfach mit Erfolg — Offiziere vor der Verurteilung oder vor dem sonst sicheren Tod gerettet. Aber wie die meisten von uns hat auch Guderian die damalige „Ausnahmesituation" nicht erkannt, sondern sich ganz seiner militärischen Aufgabe gewidmet. Im übrigen sind beide Auffassungen über das Verhalten des Soldaten am 20. Juli als berechtigt anerkannt worden. Auch wir unterstützen den Wunsch nach einer Kasernenbenennung. *Die Red.*

I.

Kampfnaturen lösen Gegnerschaft aus. Der Krieg der Hitlerzeit war diesem Soldatentyp ungünstig. Passive Naturen, Schweiger und Opportunisten hatten relativ am meisten Aussicht zu überleben. Zu den Schweigern gehörte Guderian nicht. Er war zeitlebens eine Kampfnatur.

Kaum einer der deutschen Soldaten, die es in der Hitlerperiode der deutschen Armee dazu brachten, genannt und bekannt zu werden, hat mit Hitler Auseinandersetzungen von gleicher persönlicher Schärfe gehabt. Hitler kam bald dazu, Guderians harte Soldatensprache zu hassen. Er war fest entschlossen, ihn nach seiner ersten Entlassung im Dezember 1941 nie wieder zu verwenden. Erst die Notlage nach Stalingrad und Afrika erzwang einen Wandel seines Entschlusses. Die Animosität bestand weiter.

Es kann sich in diesem Rahmen nur darum handeln, einzelne kennzeichnende Skizzen aus dem Ablauf dieses ebenso verdienten wie tragischen Soldatenlebens zu vermitteln. Das Wirken Guderians blieb bei Hitler, bei zahlreichen Berufsgenossen und in der Nachkriegszeit in gleicher Weise ungedankt, nur bei seinen Soldaten nicht. Er lebt in ihrem Denken weiter.

Um den Menschen Guderian zu verstehen, sind einige Worte über seinen Werdegang einzuschalten. Beide Eltern stammten aus dem Kulmer-Weichselland, aus eben dem Raum, in dem der Sohn später die erste Vernichtungsschlacht des 2. Weltkrieges gegen die polnische Korridor-Armee schlagen sollte. Der Vater war Jägeroffizier, der Sohn wurde es auch. Er trat als Offizieranwärter in das hannoversche Jägerbataillon 10 ein. Dieses traditionsreiche Bataillon trug das blaue Ärmelband „Gibraltar" als Erinnerung an Kämpfe in den napoleonischen Kriegen.

Für den späteren Aufbau der Panzertruppe wurde bei Guderian die Kenntnis des Funkwesens bedeutungsvoll, die sich der junge Offizier in einem einjährigen Kommando zum Telegraphen-Bataillon 3 in Koblenz 1912/1913 erwarb.

In der jungen deutschen Panzertruppe funktionierte die Funkführung später gut. Diese Tatsache sollte noch 1941 einen wesentlichen Teil der Überlegenheit gegenüber der sowjetischen Panzerführung bilden.

Das Jahr vor dem Kriegsausbruch 1914 sah Guderian an der Berliner Kriegsakademie, die Mobilmachung als Führer der schweren Funkstation einer Kavallerie-Division im Westen. Hier lernte er die Grenzen der Möglichkeiten der damaligen Kavallerie in ihrer veralteten Bewaffnung kennen.

Im letzten Kriegsjahr wurde er, 1918, in den Generalstab versetzt. Nach dem Ende des Krieges ging er nach dem Osten, als dort noch um den Schutz der Grenzen seines Heimatlandes im Baltikum gekämpft wurde.

In der Aufbauzeit wurde er in der Kraftfahrtruppe durch den klugen, ruhigen, bayerischen Eisenbahner Lutz, den späteren Ersten Kommandierenden General eines Panzerkorps, gestützt und im Ministerium abgeschirmt.

Liddell Hart schreibt vom Wirken Guderians und den Gegenwirkungen gegen seine Person in seinem Buch „Auf der anderen Seite des Berges". Die diesem bedeutenden Wissenschaftler in englischen Gefangenenlagern von älteren deutschen Offizieren gemachten Angaben sind teilweise unzutreffend. Gewiß war schon im Frieden im Generalstab eine Opposition gegen den Geist des Neuerers. Sie konnte sich aber nicht auf die vermeintliche Tatsache gründen, daß Guderian eine orthodoxe Generalstabsschule fehlte. Sie war in vollem Maß gegeben.

1) Unter Mitwirkung von zweien seiner Stabschefs (Frhr. von Liebenstein und Thomale), die ihm, der eine im Kampf bis vor Moskau, der andere in seiner Zeit als Generalinspekteur, wohl am nächsten standen.

Guderian war keineswegs nur „der Bulle auf den Schlachtfeldern". Dazu wollte ihn ein Kreis von frontfremden Generalstäblern gern stempeln. Sie wußten, wie er über Bürostrategen dachte. Er hatte aufgrund seiner Schulung sehr gesunde operative Anschauungen. Man hatte ihm in der Werdezeit der Panzertruppe im Generalstab den Spitznamen „Die Wollhandkrabbe" gegeben. Diesem Geschöpf sagte man nach, es umschlinge und verschlinge seinesgleichen. Die Wahrheit war, daß Guderian mit seiner Dynamik den militärischen Konservatismus störte. Kein Hecht hat im Karpfenteich mit Beliebtheit zu rechnen.

In der Nacht „vor München" hatte General v. Rundstedt die in seiner damaligen Armeegruppe befindliche 3. Panzerdivision (des Verfassers) aufgesucht. Sie sollte, wie er es ausdrückte, nicht „im Skat liegen". Teile wurden zum Miterstürmen der tschechischen Grenzbefestigungen bestimmt. Dadurch wäre der entscheidende Nachstoß mindestens verzögert oder geschwächt worden, zumal diese Division auf Zusammenwirken mit der Luftlande-Division Student und der Luftjagd-Division Grauert angewiesen war.

Als die 3. Panzerdivision dann kurz darauf in Troppau an ihm in Parade vorbeimarschierte, sprach er dem Verfasser seine äußersten Zweifel an der kriegsmäßigen Brauchbarkeit dieses „schwerfälligen" Instruments aus. Ähnlichen Ansichten sah sich Guderian und seine gleichgesinnten Mitarbeiter immer wieder gegenüber. — „Ein interessantes Spielzeug." Wenn die Dinge des Krieges aber „ad triarios" kommen sollten, würde der „Königin der Waffen", der Infanterie, wieder die entscheidende Rolle zufallen.

Im deutschen Generalstab hatte **vor, während** und **nach** dem 1. Weltkrieg eine erstaunliche Unkenntnis über den Einsatz der damaligen schnellen Truppen, der Kavallerie-Divisionen, geherrscht. So konnte es 1914 zu dem erstaunlichen Befehl an eine Kavallerie-Division kommen, mit ihren 3 000 Lanzen Frankreichs stärkste Festung, Verdun, **im Handstreich** zu nehmen.

Noch nach dem Krieg wies man ihnen vielfach die Rolle der beweglichen Verlängerung an einem Armeeflügel zu. Als Guderian 1938 das XVI. Panzerkorps übernahm, hatte er sich von diesem Gedanken auch noch nicht ganz freigemacht. Seine Intelligenz und sein unabhängiger, revolutionärer Geist lernte aber rasch und wies der kampfkräftigen jungen Truppe bald operativ kühnere, tieferreichende und entscheidendere Aufgaben zu.

II.

Aus dem Erleben und Wirken im 2. Weltkrieg sind fünf kennzeichnende Lage als typisch für den Mann und Soldaten ausgewählt:

a) Der Haltebefehl vor Dünkirchen

Der Haltebefehl für die Panzerverbände, der Entkommen und Einschiffung des englischen Expeditionskorps bei Dünkirchen ermöglichte, kommt ohne Zweifel auf das Konto von Hitler und Rundstedt. Dieser hatte Hitler den Haltebefehl vorgeschlagen. Die armeefeindliche und neidische Großmäuligkeit Görings spielte dabei auch eine Rolle. Göring hatte Hitler am 27. 5. mitgeteilt, nur Fischkutter kämen noch nach England! Er schloß: „Hoffentlich können die Tommies gut schwimmen." Guderian schäumte, mit Recht. Die Mehrzahl der dort führenden Generale teilten seine Ansichten.

Der Haltebefehl von Dünkirchen stellte den ersten operativen Eingriff Hitlers in die höhere Führung dar. Weitere sollten folgen. Das Verheerende war, daß eine Anzahl höherer Führer diesem Beispiel folgte. Sie zerstörten damit wesentliches Erbgut der deutschen Armee: Die Selbständigkeit der Unterführer.

Nach dem Polen- und Frankreichfeldzug war jedenfalls die Rolle der Schöpfung Guderians, seiner Mitarbeiter und seines Kreises und sein Wirken durch den durchschlagenden Erfolg der schnellen Truppen bestätigt.

In der Zwischenzeit bis zum Balkan- und Rußlandfeldzug setzte er die Umstellung einer beachtlichen Anzahl von Infanterie-Divisionen auf Panzer- und Panzergrenadierdivisionen durch.

Anfang April 41 fand in Posen unter der Leitung des Feldmarschalls von Bock ein größeres operatives Kriegsspiel statt. Die Aufgaben waren gleichbedeutend mit denjenigen, die beim Beginn eines Angriffs auf Rußland zu erwarten waren. Es kam dabei zu einer ebenso unerfreulichen wie grundsätzlichen Kontroverse.

Der von dem Leitenden nach seiner Ansicht befragte Kdr. General des XXIV. Panzerkorps[2]) vertrat die Auffassung, daß es nach dem Durchbruch durch die Grenzfront die erste Aufgabe der drei großen Panzerverbände von Guderian, Hoth und Hoepner sei, ohne Rücksicht auf das Folgen der Infanterie-Armeen in die Tiefe des russischen Raumes zu stoßen.

Der teilnehmende Feldmarschall von Kluge widersprach dem scharf. Der Leiter, Feldmarschall von Bock, gab der Panzerauffassung recht.

Kluge vergaß nicht. Er hielt sich für einen großen Panzermann. Schon bei Minsk wollte er in den ersten Julitagen Guderian und Hoth, die beide Führer der ihm unterstellten Panzergruppe, wegen angeblichen Ungehorsams vor ein Kriegsgericht stellen.

Bei einem Zusammensein am Abend des obenerwähnten Kriegsspiels kam an einem der kleinen Tische die grundsätzliche Frage der operativen Berechtigung des Rußlandkampfes überhaupt zur Sprache. An diesem Tisch saßen Guderian, sein Stabschef, Oberstleutnant von Liebenstein und der Verfasser. Dieser stellte die politische und militärische Zweckmäßigkeit des Angriffs auf Rußland in Frage. Er konnte dies tun, weil er beiden Kameraden voll vertrauen durfte.

Man war sich darüber einig, daß der hauptsächliche Gegner, England, nicht berührt, sondern entlastet würde. Mehr Erfolg schien ein Durchbruch durch die Türkei zum englisch beherrschten Mittleren Osten zu versprechen.

Guderian schien ihm Recht zu geben. Dies zeugt von soldatischem Instinkt. Die der Sachlage nach gebotene vorsichtige Äußerung Guderians war um so höher zu bewerten, als er zweifellos zunächst die Widerstandskraft der Roten Armee unterschätzte. In Wirklichkeit war sie ja eine unbekannte Größe. Guderian hatte 1919 gegen die ersten Formationen der Roten Armee im Baltikum gefochten und hatte ähnliche Eindrücke von ihrer vermeintlich rückständigen Qualität bekommen, wie er sie von der zweifellos planmäßigen Täuschung, auch in ihrer Ausrüstung, von den wenig eindrucksvoll auftretenden sowjetischen Truppen am Ende des Polenfeldzuges bekam, als er ihnen Brest-Litowsk übergab.

Im übrigen hatte um diese Zeit eine kameradschaftliche Aussprache zwischen den beiden ebenso draufgängerischen wie bewährten Panzergeneralen Guderian und Hoepner stattgefunden. Sie wurden sich darüber einig, daß sie jetzt vom Kriegführen genug und **„keine Lust mehr hätten"**. —

b) Moskau oder Kiew?

Man muß die innere Bitterkeit erlebt haben, mit der Guderian von der Auseinandersetzung mit Hitler aus dem Hauptquartier Lötzen zu seiner Panzerarmee zurückkehrte. Alle operativ geschulten und führungsmäßig verantwortlichen Feldmarschälle, vom Oberbefehlshaber des Heeres und dem Generalstabschef angefangen, waren sich darüber einig, den in vollem Zuge befindlichen Angriff in Richtung Moskau **nicht** durch eine Diversion nach Süden zu unterbrechen. Man nahm daher den in entscheidenden Fragen Fraktur redenden Guderian nach einer Vorbesprechung beim Feldmarschall von Bock nach Lötzen in das Führer-Hauptquartier mit. Dort verbot ihm als erster der Feldmarschall von Brauchitsch, die Frage Moskau bei seinem Vortrag mit Hitler anzuschneiden. Hitler tat es selber. Guderian wies auf alles hin, auf die kommende Schlechtwetterperiode, die Abnützung des Materials, die Gefahr eines Winterkrieges. Umsonst. Hitler blieb unter dem ständigen zustimmenden Nicken seiner militärischen Umgebung bei seinem Entschluß. „Meine Generale verstehen nichts von Kriegswirtschaft" war das begründende Motto.

Zu allem nahm man Guderian zu Beginn der am 21. 8. befohlenen Operation nach Süden noch eines seiner Panzerkorps weg.

---

2) der Verfasser

Hitler hatte ein weiteres Mal in die höhere operative Führung eingegriffen. Niemand, vielleicht mit Ausnahme von Halder, hatte so betont widersprochen wie Guderian. Dank der Kampftreue der Truppe brachte das Abdrehen einen gewaltigen Erfolg in der Kette **siegreicher Schlachten.** Es sollte aber die Voraussetzungen für den **Verlust des Krieges** auch an der Ostfront schaffen. Auf die feindlichen Generale Dreck, Winter, Erschöpfung des Materials hatte Guderian in unzweideutiger, ihm eigener Sprache warnend hingewiesen. Warner und Besserwisser waren aber für Hitler weder **im Politischen vor dem Kriege** noch **im Militärischen während der Feldzüge** lange tragbar.

c) Das Einstellen des Angriffs auf Moskau

Der nächsten entscheidenden Station in der Laufbahn Guderians, der seinen *Entschluß zur Einstellung des Angriffs vor Moskau* betraf, muß eine knappe Schilderung der vorangegangenen Kampfperiode vorausgehen.

Vor allem wegen seiner offenen Soldatensprache, auch nach oben, bestand die Animosität im OKH[3]) und OKW[3]) gegen ihn weiter. Seine Erfolge bei der Vernichtungsschlacht von Kiew, an der seine 2. Panzerarmee maßgebend beteiligt war, änderte nichts an dieser Sachlage. Nach der Einnahme von Orel zu Oktoberbeginn durch Teile des XXIV. Panzerkorps war er auch wegen der Erschöpfung des Materials bereit, die Operation vorläufig abzubrechen.

In diesen ganzen Monaten waren nur drei Vertreter der OKH-Führung und des Oberkommandos der Wehrmacht zur Gewinnung persönlicher Eindrücke bis in die Höhe auch nur eines Generalkommandos vorgekommen. Einer davon war der General Buhle aus der unmittelbaren Umgebung von Hitler. Es bleibt ein Rätsel, daß ein so nüchterner Schwabe über Hitler nicht klar sah. Als er, etwa halbwegs nach Moskau, vom Kommandierenden General des XXIV. Panzerkorps auf den Materialverschleiß aufmerksam gemacht wurde, entgegnete er nur: „Aber Herr von Geyr, Sie werden doch die Infanterie nicht allein sterben lassen!"

Diese Infanteristen verstanden leider zu wenig von den technischen Beschränkungen der Panzerwaffe.

Trotz des Herannahens der Schlammperiode, von deren Auswirkungen man sich in den Bürostuben der obersten Führung keinen Begriff machte, wurde von der Heeresleitung die Fortsetzung des Angriffs auf Moskau befohlen.

In diesen Oktobertagen schien man zudem höheren Orts zu glauben, daß die russischen Reserven sich dem Ende zuneigten und daß es nur noch eines letzten Drucks zur Ausnützung des Erfolges der großen Schlachten bedürfe.

Bei der Führung des Panzer-Armeeoberkommandos 2 hatte man die Auffassung, daß bei Fortsetzung der Operationen es unmöglich werden müßte, den bestehenden Rahmen der Panzerdivisionen für 1942 zu erweitern und sie in genügender Weise auszurüsten. Der Kommandierende General des XXIV. Panzerkorps meldete in einer diesbezüglichen kurzen Denkschrift an das Panzer-Armee-Oberkommando wörtlich: „Moskau dürfe nicht zu einem zweiten Verdun werden und es wäre tragisch, wenn die Leute, die die Panzerwaffe aufgebaut haben, sie verbrauchen würden. Die Panzer- und mot. Divisionen seien an sich für den Winterkrieg in Rußland ungeeignet."

Nach dem nunmehr befohlenen, weiteren Antreten von Orel setzte der Gegner zum erstenmal seine schweren 52 t-Panzer ein. Es ergab sich sehr bald eine absolute Überlegenheit dieses Feindmaterials durch Geschwindigkeit, hohe Geländegängigkeit, bessere Watfähigkeit und seinen ausgezeichneten Dieselmotor. Die kleineren Abwehrwaffen bis einschließlich 5 cm-Flak waren dagegen praktisch wirkungslos. Die eigenen Panzer erlitten erhebliche Kampfverluste. Die Panzerarmee stellte dementsprechend die Forderung, die Panzeranfertigung im Hinblick auf die im nächsten Jahr zu erwartenden russischen und englischen Panzer in Panzerung und Bewaffnung zu verbessern und die beschleunigte Neuanfertigung eines schweren Panzerjägers in Angriff zu nehmen. Die Antwort in einem persönlichen Brief des Oberbefehlshabers des Heeres an Guderian lautete: „Ich habe von Ihrem Schreiben mit Interesse Kenntnis genommen. Ich bedaure nur, daß Sie die Forderung bezüglich der Panzer nicht schon vor 6 Jahren gestellt haben; dann würden wir heute anders dastehen." Dieses Schreiben gegenüber einem Guderian richtete sich selbst.

Generaloberst Guderian hatte schon im September nachdrücklich auf die Notwendigkeit von Winterkleidung hingewiesen. Der General-Quartiermeister beruhigte ihn damit, es würde alles rechtzeitig kommen. Man sagt kaum zuviel mit der Feststellung, daß der Nachschub überhaupt **nichts** rechtzeitig lieferte, weder Winterkleidung, noch Eissporen für die Panzer oder Glysantin zum Frostschutz oder Ersatzteile. Dazu kam der sich steigernde Brennstoffmangel.

Der Faßraum des Nachschubs der Korps war seit Beginn des Feldzuges auf bis zu 30 oder 40 % des Solls zurückgegangen. Jeden Abend fand ein Tauziehen mit dem Panzer-Armeeoberkommando 2 statt, wieviel cbm Brennstoff einem Korps zugewiesen werden könnte.

Als das vorderste Korps des Panzer-AOK 2 im Raum von Tula in schweren Kämpfen lag, **begann die Luftwaffe abzubauen,** sei es zur Verwendung anderwärts, sei es zur Auffrischung. Die Flak und ein Teil ihrer Stäbe gingen nach Hause. Was zurückblieb, mußte zwei Panzerkorps versorgen. Der Jagdschutz wurde völlig ungenügend. Er konnte auch praktisch wegen Fehlens frontnaher Luftlandeplätze und der weiten Anflüge der Jäger nur ganz kurzfristig wirksam werden.

Anfang Dezember kämpfte das XXIV. Panzerkorps mit den Resten seiner zustärkst geschmolzenen Truppe und Materialbestände nach drei Seiten. Die schwierige Lage und die Kampfbedingungen wurden dem vorgekommenen Panzerberater des OHK, dem Oberst Balck, anläßlich eines Besuches bei einer gemeinsamen Rundfahrt mit dem Generaloberst Guderian, eindeutig klar. Als erfahrener Soldat ließ Balck sich überzeugen. Er scheute sich nicht zu gestehen, daß er sich die Wirklichkeit anders vorgestellt hätte und überrascht sei. Er versprach, die wirkliche Sachlage beim OKH zur Sprache zu bringen, allerdings mit dem berechtigten Zusatz: „Er zweifle, ob er damit durchdringen würde."

Die Kälte, die bei eisigem Wind auf 35 Grad Celsius gefallen war, hemmte die Fahrfähigkeit des Panzermaterials. Die Korpsartillerie des XXIV. Panzerkorps verfügte noch über 11 Rohre. Die Artillerie schoß wegen anderer Verbrennungsverhältnisse des Pulvers sehr ungenau.

In dieser Lage ergab sich am Abend des 5. 12. 1941 folgendes Telefongespräch zwischen dem Generaloberst Guderian und dem Kdr. General des XXIV. Panzerkorps, der am weitesten gegen Moskau vorgedrungen war:

Der Kdr. General[4]) sagte seine Ansicht über den beabsichtigten Entschluß Guderians, den Kampf vor Moskau abzubrechen.

Kdr. General: „Die Absicht der Korpsführung geht dahin, unter Abwehr und nötigenfalls vorübergehendem Ausweichen in der rechten Flanke durch Angriff mit dem Schwerpunkt bei der 3. Panzerdivision und 296. Infanteriedivision, also auf dem linken Flügel, gegen Tula vorzustoßen."

Guderian: „Ich wundere mich über Ihren Optimismus, Herr v. Geyr."

Kdr. General: „Ich habe auseinandergesetzt, was ich in loyaler Befolgung des mir gegebenen Befehls zu tun gedenke. Meine persönliche Ansicht, die mit diesem Entschluß nichts zu tun hat, ist eine andere. Operativ verspreche ich mir von einem Erfolg nichts mehr. Wenn **ich** die Entscheidung über die Operation hätte, würde ich den Angriff abbrechen. Von dem nunmehr vereinzelten Vorstoß des XXIV. Panzerkorps allein gegen Moskau ist nichts Entscheidendes mehr zu erwarten. Das LIII. Korps ist am Ende seiner Kraft." Man merkte am Fernsprecher, wie Guderian mit sich kämpfte.

Guderian: „Ich glaube, ich muß den Befehl zum Einstellen des Kampfes geben."

Kdr. General: „Ich mache Herrn Generaloberst darauf aufmerksam, daß dieser Entschluß Ihnen sehr übelgenommen werden kann."

3) Oberkommando Heer bzw. Oberkommando Wehrmacht
4) der Verfasser

Guderian: „Das ist mir völlig klar. Ich gebe trotzdem den Befehl zum Einstellen des Angriffs."

Er tat es.

Sein Handeln war kennzeichnend. Guderian war zwar immer für kühne Lösungen. Er hat aber nie mit der Truppe hasardiert. Die Verantwortung für seine Leute, von denen er sehr viel verlangte, war ihm letzlich oberstes Gesetz.

Beim XXIV. Panzerkorps gelang das Absetzen glatt. Bei diesem Korps befanden sich fast alle noch einsatzfähigen Panzer der Panzerarmee — etwas über 2 Kompanien. Ein Teil des Materials, auch Panzer, hatte wegen Brenntsoffmangels gesprengt werden müssen.

Am 17. Dezember suchte Guderian drei Kommandierende Generale seines Befehlsbereichs auf.

Sie meldeten übereinstimmend die Unmöglichkeit, dort zu halten, wo sie gerade standen. Außerdem wurde auf eine bei der Truppe bestehende Vertrauenskrise zur höheren Führung hingewiesen.

Der Führer der Heeresgruppe, Feldmarschall von Bock, hatte sich krank gemeldet. Er wurde durch Feldmarschall von Kluge ersetzt. Guderian erbat nun die Genehmigung, ins Führerhauptquartier zu fliegen und Hitler die wirkliche Lage seiner Armee persönlich vorzutragen. Dies geschah am 20. Dezember. Die von Guderian gewählte Sprache war viel schärfer, als er es in seinen Erinnerungen dargestellt hat. So sprach er von Hitlers Umgebung als von Soldaten, die „auf ihren geheizten Klosetts" in diesem Kriege noch keinen Schuß erlebt hätten und an die Front gehörten. Durch solche offenherzige Sprache vertiefte er natürlich seine ohnehin belasteten Beziehungen zu diesem Klüngel nicht zum Besseren. Kein anderer höherer deutscher Führer konnte leidenschaftlicher für seine Soldaten eintreten, wie hier Guderian. Hitler warf ihm Weichheit vor. Das Unternehmen war ein völliger Mißerfolg.

Seine wenige Tage darauf erfolgte Ablösung ging aber nicht von Hitler aus. Sie wurde vom neuen Heeresgruppenführer, dem Feldmarschall von Kluge, aufgrund telefonischer Kontroversen gefordert. Er meldete Hitler: „Guderian gehorcht mir nicht mehr. Entweder **er** oder **ich.**"

Zur selben Zeit gab er eine Äußerung des Generaloberſten Hoepner an Hitler weiter. Dieser, neben Guderian wohl erfolgreichste höhere Panzerführer, hatte in einem Telefonat von einer „laienhaften obersten Führung" gesprochen. Guderian wurde wenigstens nicht wie Hoepner behandelt und von der Goebbelschen Sudelküche als feige „diffamiert". Wer Hoepner kannte, wußte um die alberne Verlogenheit dieses Anwurfs. Zusätzlich wurden aus der Heeresgruppe noch zwei Kommandierende Generale zur Tarnung des Fehlschlages vor Moskau geopfert; beide erstklassige Soldaten, die Generale Foerster (VI. Korps) und Geyer (IX. Korps).

Hoepner, der später nach dem 20. Juli hingerichtet wurde, schrieb über seine Entlassung in bitterem Sarkasmus: „Ich bin seit 9. 1. stellungslos, da ich versucht habe, in die höhere Führung einzugreifen. Das soll man lassen, wenn man nichts davon versteht. Der Gruppenführer Kluge hatte sich vergeblich bemüht, Bataillone und Kompanien zu führen. Nach seinem Weggang tat man das, was ich Mitte Dezember vorgeschlagen und Anfang Januar eingeleitet hatte . . ." —

Das vorstehend eingefügte Gesamtbild ist kennzeichnend, wie — in letzter Linie selbstzerstörerisch — mit charaktervollen Könnern der traditionellen deutschen Führungsschule umgesprungen wurde. Es gibt heute selbsternannte Militärkritiker, die dem „Haltebefehl" Hitlers eine Berechtigung zusprechen wollen. Sie dürften das kampftreue Sterben der deutschen Armeen vor Moskau und hinterher kaum miterlebt haben.

Außerdem übersehen sie, daß die Stärke des deutschen Führungskönnens von jeher in der beweglichen Kampfführung lag.

Guderian selbst schrieb nach einigen Monaten seiner Ausschaltung seinem alten Kampfgefährten von Moskau, dem krankheitshalber für das Frühjahr 1942 ausgefallenen Verfasser:

„. . . Der Krieg wird ja noch einige Zeit dauern und man wird uns wohl eines Tages gebrauchen. Bis dahin muß man versuchen, den Leib felddienstfähig zu erhalten.

In der Anerkennung durch die Truppe erblicke ich den Lohn für meine treugemeinten Dienste. Im übrigen bemühe ich mich auf meine alten Tage, die schwere Kunst der Geduld zu erlernen. Erfolg zweifelhaft."

Er hatte in allem recht.

d) Die Warnung vor Durchführung von „Zitadelle"

Man muß den Stimmungswechsel bei der Panzerwaffe miterlebt haben, als die Nachricht kam: Guderian ist wieder da und Generalinspekteur.

Er war nunmehr oberster Waffenvorgesetzter der Panzertruppe mit unmittelbarem Vortrag bei Hitler.

Die Feldzüge in Ost und West hatten das Können einer Reihe von Panzerführern unter Beweis gestellt. Keiner, auch nicht der vorzügliche Hoepner, vereinigte aber in sich die erwünschten Eigenschaften in gleicher Lückenlosigkeit wie Guderian. Er übertraf andere Könner, die in taktischen und operativen Belangen ähnlich sicher waren, vor allem durch sein Wissen in technischer Hinsicht und durch seine Erfahrungen um die Möglichkeiten des industriellen Rüstungspotentials und deren Grenzen.

Als Guderian im Dezember 1941 kaltgestellt wurde, war **in der Heimat** eine an Wirrwarr grenzende Uneinheitlichkeit in der Produktion von Panzerfahrzeugen eingerissen. **Im Felde** sah es nach Stalingrad und Afrika 1943 um die geschrumpfte Panzerwaffe böse aus. Sie fühlte sich, vor allem nach oben, ungenügend sachkundig vertreten.

Die Dienstanweisung des Generalinspekteurs gestand ihm Einfluß auf die Entwicklung des Panzergerätes und die entscheidenden Anordnungen auf die Organisation und Ausbildung der Panzertruppe einschließlich der Waffen-SS zu. —

Anfang Mai 1943 berief Hitler eine Reihe höherer Führer nach **München.** Er wollte ihre Ansichten zu einer Planung des neuen Generalstabschefs, des Generals Zeitzlers, hören. Der charakterlich zuverlässige und verantwortungsbewußte Halder hatte den laienhaften Führungsentschlüssen Hitlers zu viel widersprochen und war im Herbst 1942 entlassen worden.

Zeitzler hatte eine Großoffensive im Raum von Kursk unter Einsatz fast aller verfügbaren Panzerkräfte vorgeschlagen, die mit neuem Material ausgerüstet und ersatzmäßig aufgefüllt waren.

Als erster nahm ein erfahrener Panzersoldat Stellung. Der sonst stets stürmische, aber sehr intelligente Model warnte vor dem Unternehmen. Dann sprach Manstein, der gewisse Bedenken äußerte. Der Feldmarschall v. Kluge forderte den Angriff. Guderian, der folgte, widersprach mit allem Nachdruck.

In seinen Ausführungen wies er, anschließend durch Speer als dem Vertreter der Rüstungswirtschaft unterstützt, auf die zu erwartenden hohen und nicht so bald ersetzbaren Panzerverluste hin. In operativer Hinsicht verwies Guderian vor allem auf die nötige Berücksichtigung der herannahenden **Invasion** hin.

Die Entscheidung fiel erst später.

Anfang Mai hatte Guderian wieder Vortrag bei Hitler in Berlin. Die Rede kam auf den Zeitzlerschen Angriff im Osten. Guderian nahm Hitler bei der Hand und bat ihn: „Lassen Sie die Finger von dem Angriff bei Kursk, mein Führer." Hitler erwiderte: **„Ich muß doch etwas machen;** mir ist zwar ganz mulmig im Bauch dabei."

Der endgültig doch befohlene Angriff scheiterte, wie vorausgesagt, unter schweren blutigen und Materialverlusten. Er sollte eine Kette weiterer schwerer Niederlagen an der Ostfront und den **endgültigen Verlust der operativen Initiative** an den Russen einleiten. Das nach den Vorgängen ebenso erstaunliche wie bedauerliche Ergebnis war, daß Hitler in Zukunft in operativen Fragen überhaupt nicht mehr auf den unbequemen und hartnäckigen Guderian hören wollte. Dies wirkte sich vor allem bei den Fehlentscheidungen über die Verwendung der Panzerdivisionen vor der Invasion unglücklich aus.

Hitler hielt sich für „den größten Festungsbauer aller Zeiten". Er glaubte an den Schwindel des Atlantikwalls. Von beweglicher Kampfführung, einer Stärke deutscher Führungschulung, verstand er nichts und verbot jedes elastische Fechten.

Guderians Denken wurzelte in der entgegengesetzten Auffassung. Er vertrat die „bewegliche Führung" der Panzerwaffe. Im übrigen teilte er einen Standpunkt des ihm unterstellten Verfassers. Dieser meldete ihm im Frühjahr 1943: „Der Wert des Atlantikwalls besteht lediglich in den Panzerdivisionen, die hinter ihm stehen."

Dieser Gegensatz konnte nie überbrückt werden, der zwischen dem Angriffssoldaten Guderian und der der Grabenkriegskonzeption Hitlers.

Es bleibt insgesamt festzustellen, daß der angebliche „nur Bulle" Guderian, von Dünkirchen an, über die nach Süden abschweifende Division nach Kiew, über den Kampf um Moskau und bei Kursk, bis Ende des Krieges **operativ** ausnahmslos richtig gesehen hatte. Die Ereignisse gaben seinen Auffassungen recht.

e) Generalstabschef nach dem 20. Juli

Von allen Zeitabschnitten seines bewegten Soldatenlebens gibt Guderians Übernahme der Stellung des Generalstabschefs nach dem 20. Juli am ehesten Rätsel auf. Seine sämtlichen Vorgänger unter Hitler waren bisher an der monotonen Art und am überheblichen militärischen Laientum des ehemaligen Gefreiten gescheitert. Die nunmehrigen Befugnisse dieser Stellung waren nur noch ein Restbestand des früher möglichen Einflusses auf die Operationen. Die Hitlerkriegsführung war um diese Zeit zu einer sinnwidrigen Aufsplitterung von Befugnissen und praktisch zu einer organisierten Führungsanarchie geworden.

Generaloberst Guderian mit seinem Stabe.

Das Arbeitsgebiet des neuen Generalstabschefs war auf Vorschläge für Ostoperationen beschränkt worden, die zumeist der Ablehnung verfielen.

Über den Geistes- und Gesundheitszustand von Hitler konnte Guderian sicherlich keine Illusionen mehr haben, auch nicht über seine eigene, hauptsächlich durch Überanstrengung im Panzerkrieg angeschlagene Gesundheit. Der pathologische Haß Hitlers gegen „die Generale und den Generalstab" war ihm zur Genüge bekannt. Guderian fühlte sich bis zu seinem Lebensende seinem preußischen Heimatland, dem Osten, und der Geistigkeit des preußischen Offizierkorps eng verbunden. Diese Heimat war jetzt aufs Äußerste bedroht.

Die Lage dort und die noch nicht geschwundene Hoffnung, zum Schutz des deutschen Ostens beitragen zu können, war für seinen Entschluß der Übernahme des dornenvollen Amtes in den Augen **der** Kameraden, die Guderian am besten kannten, das ausschlaggebende Motiv.

Daß Hitler fehl am Platze war, wußte er seit langem. Er hatte es in vertrauten Kreisen oft geäußert. Von einer gewaltsamen Lösung dieses Kernproblems konnte er sich nichts versprechen und lehnte sie ab, während ein Vernichtungskrieg gegen Deutschland noch tobte. Weil er durch seine bisherige Dienststellung als Generalinspekteur in der Lage gewesen war, den Puls der **fechtenden Truppe** zu fühlen, wußte er besser, wie ehemalige höchstverdiente Soldaten im Heimatkreise des 20. Juli, daß ein Teil der Armee den Glauben an Hitler noch nicht verloren hatte, ebensowenig die Marine, die Luftwaffe und die Waffen-SS.

Seine Amtszeit sollte dann ein vergebliches Ringen gegen Hitler selbst und gegen den gleichgesinnten militärischen und politischen Klüngel um ihn werden. Jodl empfahl die Auflösung des Generalstabes. Das war vor allem unrealistisch. Das Geistesgut dieser Organisation war im wesentlichen schon zerstört. Die älteren Träger ihrer Schule waren längst entfernt, Ludwig Beck, Adam, Halder; aus dem Felde die Feldmarschälle Ritter von Leeb, List, Freiherr v. Weichs und Manstein. Sie sahen sich zum Teil durch ideologisch für verläßlich gehaltene, reine Rangträger ersetzt. Sie sollen hier nicht genannt werden.

Wer von dem noch verbleibenden Rest der Aktiven hatte überhaupt noch Zutritt zu Hitler? Nach dem 20. Juli wurden bei Führungsbesprechungen, wie bei der vor der Ardennenschlacht 1944, die teilnehmenden Korpskommandeure und darüber auf **mitgeführte Waffen** kontrolliert. Wer wagte es außer Guderian noch, in gleicher Hartnäckigkeit und soldatisch eindeutiger Sprache Hitler zu widersprechen? Wer hat in der Schlußphase dieses hoffnungslos gewordenen Krieges das Risiko auf sich genommen, von Figuren wie Ribbentrop und Himmler Mitwirkung zu Waffenstillstandsverhandlungen zu fordern?

Man kann die Hintergründe von Guderians Entschluß, eine praktisch hoffnungslos gewordene Aufgabe wenigstens zu versuchen, psychologisch verstehen und muß sie mit seiner leidenschaftlichen Heimatliebe erklären.

Rückblickend bleibt dieser Entschluß aber zu bedauern.

III.

Einer der gebildetsten englischen Soldaten des 2. Weltkrieges, der Feldmarschall Wavell, hat 1945 über „Anforderungen an einen guten General" geschrieben. Er wollte „Robustheit" an erster Stelle sehen. Guderian besaß diese Eigenschaft in seelischer wie in physischer Hinsicht, letztere solange, bis er sich im Dienste des Vaterlandes verzehrt hatte.

Dies erfolgte zu früh. Sein Temperament flammte leicht hoch und wirkte verbrauchend.

Die front- und schlachtfeldfremden Bürogenerale um Hitler haben ihn ständig abgelehnt. Er war soldatisch eben ihr Gegenpol. Seine Waffe haben sie nicht verstanden. Keiner von ihnen, von diesen „Unentbehrlichen" Hitlers, hatte ihr angehört oder sie auf Schlachtfeldern erlebt.

Guderians Stärke im Frieden und im Krieg war fortschrittliches Soldatentum im weitesten Sinne, **nicht Politik in ihren verschiedenen Aspekten.**

Der „schnelle Heinz", wie ihn die Truppe nannte, war nie „von des Gedankens Blässe angekränkelt". Selbst folgenschwere Entschlüsse, in Ausbildungs- und Organisationfragen oder im Felde, konnten bei ihm in zehn Minuten fallen. Sein friderizianisch bestimmtes geistiges Erbe: „Die Preußen attaquieren allemahl zuerst" scheint heute mitsamt den zwar revolutionierten, aber verbliebenen Möglichkeiten der Panzerwaffe durch Einflüsse einer Art lähmender Maginotlinien-Mentalität gefährdet.

Die **deutsche** Nachkriegsgeschichte ist seiner Persönlichkeit und seinem Wirken nicht gerecht geworden, aus Gründen, die hier nicht weiter erörtert werden sollen.

Das bei seinen Mitkämpfern und Soldaten bewahrte Andenken würde ihm genügen.

Das feindliche Ausland wußte um seine militärische Bedeutung. Der „Rote Stern" brachte am 10. Februar 1960 ein Nachtgespräch des ausgezeichneten russischen Generalstabschefs Schaposchnikow mit einem neu ernannten Armeeführer. Es war im November 1941, als um Tula und vor Moskau gekämpft wurde.

„Wir wollen nicht vergessen", führte Schaposchnikow aus, „daß gegen Tula die Panzer Guderians geworfen sind. **Auf die Rechnung dieses erfahrenen Generals sind viele erfolgreiche Operationen zu buchen."**

Als Guderian am Ende des Krieges kapitulieren mußte, erfolgte dies bei der 101. US-Luftlandedivision. Der amerikanische Divisionskommandeur, selber ein erstklassiger Kampfsoldat, besuchte ihn in ritterlicher Form. Sein Name war Maxwell Taylor, heute der erste militärische Berater des Präsidenten der USA.

Für Heinz Guderian gilt das Dichterwort:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem."

Oberst a. D. Siegfried Erfurth

Rückblick auf die traditionelle deutsch-finnische Waffenbrüderschaft

1965 jährt sich zum 50. Mal der Tag, an dem das Kgl. Preuß. Jägerbataillon 27 im Lager Lockstädt bei Hamburg aufgestellt wurde. In dieses Bataillon strömten auf den abenteuerlichsten Wegen bald nach seiner Aufstellung am 25. 2. 1915 patriotisch empfindende finnische Freiwillige zur Waffenausbildung unter bewährten, kampferprobten deutschen Offizieren und Unteroffizieren, und viele junge Jäger aus Finnland besiegelten ihre Waffenbrüderschaft mit den deutschen Soldaten an der Ostfront des 1. Weltkrieges mit dem Heldentode.

Die Fahne des Jägerbataillons 27, auf die die finnischen Freiwilligen vereidigt wurden, hatte ein sich nach der Mitte verjüngendes blaues Kreuz auf weißem Grund, in der Mitte in Gold den aufrechtstehenden Löwen mit Schwert und Krone und in jeder der 4 Ecken einen nach der Mitte zufliegenden preußischen Adler mit der Königskrone innerhalb eines silbernen Kranzes. —

Im Dezember 1917 erklärte Finnland — nach dem Sturz der Zarenherrschaft — seine Unabhängigkeit. Dem Versuch russischer und finnischer Bolschewisten, eine bolschewistische Herrschaft zu errichten, traten die „weißen Garden" unter General Carl Gustav Frhr. Mannerheim entgegen. Iin diesen „weißen Garden" waren die Kader und die Offiziere fronterfahrene, finnische Ostkämpfer aus dem 27. Jägerbataillon. Auf Hilfsansuchen des finnischen Staatspräsidenten — späteren Reichsverwesers — Svinhufvud landete ein deutsches Expeditionskorps unter dem General Graf von der Goltz am 3. 4. 1918 bei Hangö, besetzte vom 11. bis 13. 4. 1918 Helsingfors (jetzt Helsinki) und schlug mit den finnischen Waffenbrüdern gemeinsam die Bolschewisten unter dem Oberbefehl des Generals Mannerheim vom 30. 4. bis 2. 5. 1918 bei Lahti (Kreis Tavastehus) entscheidend. Es war das zweite Mal, daß die deutsch-finnische Waffenbrüderschaft sich im Kriege bewährte. — Die monarchistische Mehrheit des Reichstages wählte am 9. 10. 1918 Prinz Friedrich Karl von Hessen zum König von Finnland. Dieser lehnte aber nach dem deutschen Zusammenbruch die Krone ab. Mannerheim wurde Nachfolger Svinhufvuds. Am 14. 10. 1920 erkannte Rußland im Friedensvertrag dessen mit seinen Waffenbrüdern erkämpfte Unabhängigkeit an. —

Am 23. 8. 1939 wurde von Hitler der deutsch-russische Vertrag geschlossen, der praktisch Finnland an die Sowjet-Union auslieferte. Am 26. 11. 1939 beschuldigte die Sowjet-Union Finnland der Grenzverletzung und am 30. 11. 1939 bombardierten sowjet-russische Flugzeuge die finnische Hauptstadt Helsinki. Hierauf proklamierte der finnische Staatspräsident den Kriegszustand. Am 14. 12. 1939 erklärte der Völkerbund die Sowjet-Union zum Angreifer und beschloß den Ausschluß der Sowjet-Union. Es entspann sich der sogenannte „Winterkrieg" 1939/40, in dem das finnische Heer, trotz der großen Unterlegenheit hinsichtlich der Zahl der Truppen und des Materials heldenmütig kämpfend, schließlich immer weiter zurückgedrängt wurde. Vom älteren deutschen Offizierkorps war das Vorgehen der deutschen politischen Führung in der finnischen Frage beschämend empfunden und nicht verstanden worden. Finnland mußte nach schweren Verlusten neben anderen schmerzlichen Leistungen an die Sowjet-Union Karelien mit Vipuri und Hanko abtreten. —

Am 22. 6. 1941 begann der deutsche Angriff auf die Sowjet-Union. Am 27. 6. 1941 erklärte sich Finnland im Kriegszustand mit der Sowjet-Union. Finnische und deutsche Truppen kämpften nun innerhalb von 24 Jahren zum dritten Mal in der Geschichte Schulter an Schulter in treuer Waffenbrüderschaft einen schweren Kampf zunächst mit wechselndem Erfolg gegen den Winter und den weit überlegenen gemeinsamen Gegner. Schließlich war Finnland ausgeblutet und seine Wirtschaft zum Erliegen gekommen.

Eine Weiterführung des Kampfes war für Finnland aussichtslos geworden, und die politische Führung sah sich genötigt, am 2. 9. 1944 den Gegner um Friedensverhandlungen zu bitten, um die Existenz des zahlenmäßig kleinen Volkes der Finnen nicht aufs Spiel zu setzen. Noch schwerere Opfer als nach dem „Winterkrieg" wurden dem finnischen Volke vom Sieger auferlegt. Die Karelische Landenge mit Vipuri, Gebietsteile nördlich des Ladogasees, bei Kandalakscha und große Gebiete in Nordlappland mit den Petsamo-Häfen gingen verloren und Finnland wurde in das Bündnissystem der Sowjet-Union einbezogen.

Die jungen freiwilligen finnischen Jäger, die im Kgl. Preuß. Jägerbataillon 27 ausgebildet waren und erstmals vor rund 50 Jahren im ersten Weltkrieg als unsere Waffenbrüder an unserer Seite gekämpft haben, sind nun in Ehren ergraut und alt geworden und tragen schwer am Schicksal, das ihrer Nation nach dem 2. Weltkrieg auferlegt wurde. Sicher ist, daß sie alle, soweit sie noch am Leben sind — wie alljährlich — am 25. Februar dieses Jahres mit besonderem Stolz an ihr nun 50 Jahre altes, liebes 27. Jägerbataillon, an ihre Kameraden und Waffenbrüder zurückdenken und ihre in so vielen blutigen Kriegen für ihr Vaterland gefallenen Jägerkameraden ehren werden.

Es sei an dieser Stelle erlaubt zu sagen, daß man in Deutschland die finnischen Soldaten und ihren toten Marschall, besonders aber die 27. Jäger und ihre Opfer im Stillen nie vergaß, sondern stolz auf die treuen, tapferen finnischen Verbündeten am 25. Februar 1965 manchen lieben und dankbaren Gedanken — gedacht als unverwelklichen Lorbeerkranz für unsere gefallenen und verwundeten Waffenbrüder und deren Angehörige — nach Finnland senden wird.

Anmerkung: Der Herausgeberkreis und mit ihm sicherlich eine große Anzahl alter und junger deutscher Soldaten entbieten den noch Überlebenden zum 50. Geburtstag ihres Jägerbataillons ihre ehrerbietigen und herzlichen Wünsche. Wir möchten noch erwähnen, daß am 30. 10. 1941 dem III. Btl. Inf-Rgt. 92 die Tradition der 27. Jäger übertragen wurde und seitdem bis zur Auflösung den Namen „III. (Jäger)/Inf-Rgt. 92/Jäger-Bataillon Finnland" trug.

Hoffmann-Werke
J. O. HOFFMANN · LINTORF BEZ. DÜSSELDORF

Erster Waffentag

»Kavallerie - Schnelle Truppen«

in Murnau

Zum 1. Mal nach dem Kriege wurde am 7. und 8. November 1964 in Murnau wieder ein Waffentag der Kavallerie und Schnellen Truppen in größerem Rahmen durchgeführt. Trotz der kurzen Vorbereitungszeit des jahreszeitlich späten Termins waren hierzu über 2 000 Besucher erschienen, darunter Regimentsvereinigungen aus allen Teilen Bayerns und der Rheinpfalz sowie Einzelbesucher und Besuchergruppen, die selbst die lange Anreise von Hamburg oder Schleswig-Holstein nicht gescheut hatten.

Als Ehrengäste konnte der 1. Vorsitzende des Waffenrings Kavallerie — Schnelle Truppen bei einem Empfang im Casino der Werdenfelser Kaserne in Murnau die Prinzen Konrad und Adalbert von Bayern, Generaloberst a. D.

Deßloch, General der Kavallerie a. D. Koch-Erpach, General der Artillerie a. D. Fahrmbacher, die Generalleutnante a. D. Angerstein, Fremerey, Lutz, Unrein sowie die Generalmajore a. d. Lombard und Ring, zahlreiche Vertreter von Regimentsvereinigungen, mehrere amerikanische Offiziere mit ihren Kommandeuren Colonel Paul V. Tuttle und Colonel Harry M. Myers, 4 Generale und 16 Stabsoffiziere der iranischen Armee und sonstige namhafte Persönlichkeiten des militärischen und öffentlichen Lebens begrüßen. Die Schirmherrschaft hatte der Befehlshaber im Wehrbereich VI, Generalmajor Heß, übernommen. Die Bundeswehrgeneralität war außerdem durch den Kommandeur der 1. Gebirgsdivision, Generalmajor Wirsing, und den stellvertretenden Kommandierenden General des II. Korps, Generalmajor Herzog, vertreten. Besonders groß war auch die Zahl der Grußadressen aus dem Kreis der ehemaligen Kavalleristen und Angehörigen der Schnellen Truppen, die zum Teil auch größere Geldspenden für den Aufbau der militärgeschichtlichen Sammlung zur Verfügung gestellt hatten.

Am Vormittag des 7. November 1964 zeigten Teile des Panzerbataillons 244 und der Panzeraufklärungskompanie 240 Gefechtsvorführungen auf dem Standortübungsplatz Spatzenhausen, darunter den Einsatz des Brückenlegepanzers zur Überwindung eines seeartigen Gewässers im sumpfigen Gelände. Am Nachmittag erfolgte die symbolische Standartenübergabe der Bayerischen Schweren-Reiter-Regimenter 1 (München) und 2 (Landshut) an die Panzerbataillone 244 (Murnau) und 243 (Landsberg) durch den letzten Kommandeur des 2. Schweren-Reiter-Regiments, Prinz Conrad von Bayern, der auch viele Jahre dem 1. Schweren-Reiter-Regiment angehört hatte. Vor dem Stabsgebäude der Panzerbrigade 24 waren die Panzer einer Panzerkompanie in Linie aufgefahren, davor standen im offenen Viereck die Kompanien der Panzerbataillone 243 und 244 mit dem Musikkorps der 1. Gebirgsdivision in Paradeaufstellung. Nach dem Abschreiten der Front durch die beiden Bataillonskommandeure und Prinz Conrad v. Bayern dankte der Kommandeur des Panzerbataillons 244, Oberstleutnant Dr. Schlüter, in einer kurzen Ansprache den Regimentsvereinigungen der 1. und 2. Schweren Reiter: Die alten Soldaten könnten davon überzeugt sein, daß die junge Bundeswehr die hohe Verpflichtung erkenne, und es sei ein gutes Zeichen, daß sich die beiden Schwesterregimenter auch die beiden Schwester-Panzer-Bataillone der Panzerbrigade 24 für ihre Überlieferungspflege ausersehen hätten. Besonders eindrucksvoll wirkte das farbenfreudige Bild der zahlreichen uniformierten Traditionsgruppen aller bayerischen Kavallerieregimenter und einiger Vertreter des ehemaligen Kosaken-Kavalleriekorps, die in ihrer malerischen Tscherkessa erschienen waren.

Während des ganzen Tages hatten die Besucher Gelegenheit, Waffen, Groß- und Sanitäts-Gerät sowie Unterkünfte und Einrichtungen der Panzerbrigade 24 zu besichtigen. Besonders starkes Interesse fand auch wieder die sehr erweiterte Ausstellung der militärgeschichtlichen Sammlung Kavallerie — Schnelle Truppen, die an diesem Tage ihren 5 000. Besucher zählte.

Am Abend sprach der 1. Vorsitzende des Waffenrings, General der Kavallerie a. D. Harteneck, zu den alten und jungen Soldaten und den Gästen aus der nahen und weiteren Umgebung. Er erinnerte an den Ausbruch des 1. und 2. Weltkrieges, mit dem jeweils eine Epoche der Kavallerie zu Ende ging. „Wenn wir uns an die Jahre des 1. und 2. Weltkrieges zurückerinnern, dann steht uns, den Angehörigen der Kavallerie und Schnellen Truppen natürlich unser Kriegserleben im Vordergrund . . . Im ersten Weltkrieg wurden neben der Divisionskavallerie noch 11 Kavalleriedivisionen mobil gemacht. In den 2. Weltkrieg ritt nur noch 1 Kavalleriedivision. Die Rolle der Kavallerie als Kampftruppe hatten die Panzerdivisionen übernommen. Die sich steigernde Feuerkraft zwang schon im Verlauf des 1. Weltkrieges die Reiter immer mehr zum Gefecht zu Fuß. Im 2. Weltkrieg hatte man die Folgerungen daraus gezogen. Die Romantik des Reitens mit der Lanze war nun völlig dem Feuerkampf gewichen. Das Pferd diente nicht mehr dem eigentlichen Kampf, sondern der schnellen aufgegliederten Bewegung beim Marsch und Gefecht. Wieder wie seit Jahrtausenden hat es sich dabei voll bewährt. Reiter und Pferd, auf Gedeih und Verderb verbunden, waren Kriegskameraden. Im Frieden war das Pferd Lehrmeister und Erzieher zur Geduld, zur Körperbeherrschung, zum Mut und zur Liebe zur Kreatur. ‚Omnis nobilitas ab equo' steht als Wahlspruch auf dem Zeichen unseres Waffenrings: Alles, was wir als Reitertugenden, alles, was wir als ritterlichen Geist und Edelmut empfinden, verdanken wir dem Pferde. Wir alten Kavalleristen denken mit Wehmut daran zurück, daß es im Kulturland Mitteleuropa im Zeitalter des Motors, der Panzertruppen und des Atoms in Zukunft keine Reitertruppe mehr geben wird. Wir denken aber in der Gewißheit zurück, daß der alte kavalleristische Geist wie ehemals in den Schnellen Truppen, in den Kampftruppen der Bundeswehr, weiterlebt . . ."

Einen Höhepunkt des Treffens bildete der Marsch einer Ehrenkompanie mit den 12 Standarten der ehemaligen bayerischen Kavallerieregimenter und der Standarte des Preußischen Husarenregiments Nr. 7 (Bonn) zu der vom Musikkorps der 1. Gebirgsdivision veranstalteten feierlichen Abendserenade im Schein der Fackeln. Den Abschluß des Tages bildete ein Kameradschaftsabend in der Kaserne der Panzerbrigade 24.

Die Veranstaltungen des 8. November eröffnete das Große Wecken durch das Musikkorps der 1. Gebirgsdivision und eine Ehrenkompanie, zusammengestellt aus allen Formationen des Standortes Murnau. Auf der anschließenden Mitgliederversammlung des Waffenrings wurde der bisherige 1. Vorsitzende, General der Kavallerie a. D. Harteneck, und der bisherige 2. Vorsitzende, Oberstleutnant v. Mitzlaff, wiedergewählt und das Arbeitsprogramm für das Jahr 1965 festgelegt.

Aufgrund des Erfolges des 1. Waffentages wurde beschlossen, eine ähnliche Veranstaltung im Jahre 1965 in Norddeutschland durchzuführen. Hierfür ist ein Bundeswehrstandort im Raum Hannover-Braunschweig vorgesehen. Nach Möglichkeit sollen Veranstaltungstermin und -ort frühzeitig festgelegt werden, um den Divisions- und Regimentsvereinigungen die Möglichkeit zu geben, ihre jährlichen Traditionstreffen mit dem Waffentag zusammenzulegen. Am Ort des nächsten Waffentags soll im Rahmen einer Wanderausstellung auch ein Teil der Bestände der militärgeschichtlichen Sammlung gezeigt und nach Möglichkeit auch ein Reitturnier veranstaltet werden.

BUCHBESPRECHUNGEN

„Pommersche Passion" von Dr. H. E. Jahn.

Zahlreiche Fotos, Ktn. u. Abb., 277 Seiten, 1964, Leinen DM 16,80. Gerdes-Verlag, Preetz.

Sicherlich ist es gut, in einer Zeit, in der — besonders bei unserem Nachbarn im Osten — die Frage der Verlängerung einer Verjährungsfrist für Kriegsverbrechen mit großer Leidenschaft diskutiert wird, sich einmal vor Augen zu führen, daß Scheußlichkeiten, wie sie uns die Kriegsverbrecherprozesse der letzten Zeit offenbarten, nicht nur „typisch deutsch" sind, sondern daß sie als Wesensmerkmal aller am Kriege Beteiligten gesehen werden müssen.

Diesen Beweis tritt die „Pommersche Tragödie" an. Die Dokumentation wird untermauert durch viele authentische Aussagen mit der makabren Umrahmung durch den Wehrmachtsbericht und Fotos von einmaliger Einprägsamkeit. Wo sah man jemals Aufnahmen von so erschütternder Beweiskraft „zu Tode geschleift — zu Tode gepeinigt — ermordeter Bauer, Genickschuß — ermordete Bäuerin, Stirnschuß . . ."?

Nicht aber, um diese vergessenen, verschütteten Erinnerungen wieder wachzurufen, wurde die „Pommersche Tragödie" geschrieben, viel, viel weiter ist der Bogen gespannt. Und so findet sich nach der minuziösen Darstellung der Besetzung Ost-Pommerns in der 2. Hälfte des Buches ein Abriß des deutsch-polnischen Verhältnisses, wie es sich durch die Jahrhunderte entwickelt hat. Der Leser wird damit aus der unmittelbaren Begegnung mit dem Leiden und Sterben einer unvergessenen Landschaft und ihrer Menschen plötzlich zu einer Abstraktion aufgefordert, wie sie die Betrachtung historischer Entwicklungen nun einmal bedingt. Das bedeutet in vielen Fällen wohl eine Überbeanspruchung des Lesers. Die Beerdigung des eigenen Vaters und ein Abriß der Entwicklungsgeschichte der Menschheit sind zwei Themen; man sollte nicht versuchen, sie in einem Band zusammenzufassen. Es muß dann notwendigerweise entweder das eine oder das andere Thema dabei zu kurz kommen. H. S.

Ein franz. Verlag, FAYARD, beabsichtigt, im März 1966 ein Buch mit dem Titel „Les Camarades" herauszugeben. Es wird aus Aussagen ehemaliger deutscher und französischer Soldaten des Krieges 1914—1918 sowie aus Kriegstagebüchern und persönlichen Tagebüchern der Toten bestehen. Zweck dieses Werkes ist, das Leben, den Mut und die Aufopferung der deutschen und französischen Soldaten zu schildern, die vier Jahre lang zur gleichen Zeit, an den gleichen Stellen und unter den gleichen Verhältnissen gelitten haben. Als Zeichen der Versöhnung unsere beiden Völker werden sich auf dem Einband des Buches ein deutscher und ein französischer Soldat die Hand reichen. Die verbindenden Worte und die Gestaltung des Buches liegen in den Händen von Roger Boutefeu; dieser ist bereit, in Deutschland die Personen zu befragen, die ihm ihre Erinnerungen schriftlich mitgeteilt haben.

Für die Zusammenstellung der Aussagen der ehemaligen deutschen Soldaten erbitte ich Ihre Hilfe und Ihren Rat.

Wir suchen keine großen Kriegsberichte oder literarischen Meisterwerke; 4 schlecht geschriebene Seiten können genau so interessant sein wie 20 Seiten vorzüglichen Stils.

Einsendungen sind zu richten an Librairie Artheme Fayard, 18, rue du Saint-Gothard, Paris 14 e.

Ernst Metz:

Hessische Uniformbilder des Biedermeier

Friedrich Lometsch Verlag, Kassel, DM 19,80.

Hessen war eines der ersten Länder, in denen sich die Anfänge eines stehenden Heeres zeigten. Denn ihre Soldaten blieben bereits im Mittelalter auch im Frieden als Kader bestehen. Aber erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam die einheitliche Bewaffnung und Ausrüstung sowie eine gleiche militärische Bekleidung auf. Kurz, es entstand die Uniform. Da Hessen fast immer in den Kriegen neben dem mächtigeren Preußen gekämpft hat, übernahm es mit seinen Uniformen in Farbe und Schnitt auch viel von Preußen.

Das Buch „Hessische Uniformbilder der Biedermeierzeit, 1825—1845" bringt nun auf 112 Seiten Bilder von 12 Regimentern aus der Zeit der Freiheitskriege bis 1848, d. h. jener Zeit, die später die „Biedermeierzeit" genannt wurde, in besonders schönem Vielfarbendruck. Diese Bilder zeigen nicht nur die schönen Uniformen, in denen sich der Mann „fühlte", sondern auch Ausschnitte von den damaligen so anheimelnden hessischen Städten, die vielfach noch heute etwas von diesem Charakter behalten haben. Die eingehenden Erläuterungen zu den einzelnen Bildtafeln bieten zugleich einen historischen Überblick über die ganze Zeit seit der Gründung der einzelnen Regimenter bis zu ihrer Auflösung, die außerordentlich fesselnd beschrieben sind.

Jeder an Uniformkunde Interessierter, vor allem aber auch die Soldaten, die jetzt im Hessenlande dienen, sollten dieses geschmackvoll aufgemachte und so lebendig geschriebene Buch lesen. O. M.

Jahrbuch der Luftwaffe

von Kurt Neher und Karl-Heinz Mende.

200 Seiten, Leinen, Bildband-Format A 4, DM 19,80. Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft, Darmstadt.

Mit dieser repräsentativ im Bildband-Großformat gestalteten Veröffentlichung wird der Öffentlichkeit ein Werk übergeben, aus dem die achtjährige Aufbauleistung der Luftwaffe ersichtlich ist. Neben Heer und Marine hat die Luftwaffe seit 1956 die ihr gestellte Aufgabe im Rahmen der atlantischen Verteidigungsgemeinschaft voll verantwortlich übernommen. Die Struktur ihrer Organisation und Gliederung, die Faktoren ihrer vielfältigen militärischen und technischen Funktionen, vor allem aber die menschlichen und soldatischen Bedingungen ihres Einsatzes zu erfassen und zu beschreiben. Der Inspekteur der Luftwaffe, Generalleutnant Panitzki, hat selbst in einem Geleitwort die Aufgabe umrissen, die den deutschen Luftstreitkräften zur Sicherung von Freiheit und Frieden in Europa gestellt ist. In diesem Jahrbuch schreibt er darüber:

„Das jetzt zum erstenmal vorliegende Jahrbuch sei im Sinne des Wappenspruchs der NATO „VIGILIA PRETIUM LIBERTATIS" ein Rechenschaftsbericht über die Aufbaujahre der Luftwaffe. Das Geschaffene gibt uns den Schutz, der dem Geist und Fleiß ein Wirken in Sicherheit erlaubt, der sich aber nur insoweit auswirken kann, als er von der verständnisvollen Mitarbeit aller getragen wird. Dazu ein Beitrag zu liefern, ist eine Aufgabe dieses Jahrbuches. Es erbringt in seiner vielfältigen Thematik zugleich den Nachweis für das immer stärkere Zusammenwachsen der Aufgabe des Soldaten mit den Leistungen der Technik. Wer die einzelnen Beiträge dieses Bandes sorgfältig liest, wird überdies auch erkennen, daß es für die Luftwaffe ein Hauptanliegen sein muß, sich mit ganzer Kraft darum zu mühen, junge Menschen für den Dienst in ihren Reihen zu gewinnen, die ebenso intelligent und vielseitig wie opferbereit und im wahren Sinne des Wortes zum Dienen entschlossen sein müssen."

Langenscheidts Konversationsbuch Englisch

283 Seiten, DM 4,80, Langenscheidt KG, Verlagsbuchhandlung, Berlin und München.

Diese Neuausgabe ist keine Überarbeitung der alten Auflage, sondern vielmehr ein völlig neues Buch mit vermehrtem Umfang. Sie enthält in systematischer Zusammenstellung Sätze und Satzgruppen, einander gegenüberstehend in englischer u. deutscher Sprache. Alle wichtigen Gebiete der täglichen Unterhaltung sind berücksichtigt: Erziehung, Kirche und Staat, Religion, Politik, Verkehrsmittel, Wetter usw. Außer den englischen Wendungen sind, sofern gebräuchlich, auch die entsprechenden Amerikanismen angegeben.

Thomas M. Forster:

NVA — Die Armee der Sowjetzone

Markus-Verlag GmbH, Köln 1964, 288 Seiten, 121 Abbildungen, DM 24,80.

Im August 1962 erschien als Sonderausgabe der „Wehrpolitischen Information" das Heft „Die nationale Volksarmee — Politführung und inneres Gefüge". Die teilweise überholten Informationen dieses seinerzeit recht guten Heftes werden nun durch das ausführliche Buch von Thomas M. Forster abgelöst. Das in drei Teile gegliederte Werk berichtet im ersten Teil über Wesenszüge und Geschichte, im zweiten über Organisation und Ausrüstung und im dritten über den Dienst. Wie der Verfasser betont, handelt es sich um keine „Geheimnisstudie". Als hauptsächlichste Quelle dienten die periodischen und nichtperiodischen Veröffentlichungen des Deutschen Militärverlages Ostberlin, sowie Aussagen geflüchteter ehemaliger Angehöriger der bewaffneten Kräfte der Sowjetzone.

Das Buch berichtet über Stärken und Schwächen der NVA, Gliederung und Kräfteordnung, die politische Organisation in der NVA und gibt einen umfassenden Überblick über die Rekrutierung („freiwilliger Zwang"), politische Schulung und militärische Ausbildung. Aber auch der Innendienst mit den für den einzelnen so wichtigen Gebieten wie Urlaub, Freizeit, Uniform, Auszeichnung und Besoldung ist nicht vergessen.

Forster kommt zusammenfassend zum Schluß, daß es ein entscheidender Fehler sei, die NVA als unzuverlässig und ohne jeden Kampfwert anzusehen. Sicher sei die Masse der Soldaten nicht zuverlässig im Sinne der SED, der materielle Kampfwert steige aber von Jahr zu Jahr, und die NVA brauche einen Vergleich mit westlichen Armeen nicht zu scheuen. Und der Spezialist erträgt auch das politische System und seine Auswirkungen . . .

Biographische Notizen über 50 führende Offiziere und Funktionäre, eine Bibliographie des Deutschen Militärverlages in Ostberlin sowie graphische Übersichten runden das Buch ab, dessen Lektüre einem jeden dringend empfohlen werden muß, der sich über die Lage des gespaltenen Deutschlands äußern will. hjk.

Weltgeschichte der Gegenwart

begründet von Fritz Valjavec, herausgegeben von Felix von Schroeder.

Francke Verlag Bern und München, 1962/1963.

Band I: **Die Staaten,** 830 Seiten, DM 48,—

Band II: **Die Erscheinungen und Kräfte der modernen Welt,** 732 Seiten, DM 48,—

Das Verlangen, die Ereignisse der jüngeren und jüngsten Vergangenheit möglichst bald in einer zusammenfassenden Darstellung zur Hand zu haben, um die Fülle des Geschehens der letzen Jahrzehnte für den Menschen von heute überblickbar und faßbar zu machen, führten zur Herausgabe der beiden Bände „Weltgeschichte der Gegenwart".

International bekannte Historiker konnten zu diesem Gemeinschaftswerk gewonnen werden, das mit größtmöglicher Objektivität und nach dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung über die Zeit seit dem Ersten Weltkrieg berichtet. Während im ersten Band die Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse in den einzelnen Staaten, geordnet nach Ländern und Ländergruppen, gebracht wird, behandelt der zweite und abschließende Band die „Erscheinungen und Kräfte der modernen Welt". Die ganze Breite der Lebenserscheinungen unserer modernen Zeit wird hier in einer Vielzahl von Beiträgen festgehalten. Es werden nicht nur die politischen Ereignisse in ihrem weltweiten Zusammenhang gesehen oder wirtschaftliche und soziale Fragen durch hervorragende Sachkenner dem Leser nahegebracht, sondern es wird auch den entscheidenden Einflüssen der Naturwissenschaften, Religionen und Technik ein breiter Raum gegeben.

Die beiden Bände geben eine ausgezeichnete Orientierung über unser 20. Jahrhundert. Es ist beeindruckend, wie aus dem fast unübersehbaren Stoffgebiet mit großer Sachkenntnis die für ein derartiges Handbuch notwendigen Leitlinien ausgewählt wurden. Es läßt sich natürlich hier nicht vermeiden, daß manche Probleme nur angerissen oder Hinweise gegeben werden konnten, was jedoch den Wert des Werkes keinesfalls schmälern kann.

Die Absicht des Herausgebers, eine interessierte breitere Öffentlichkeit über ein halbes Jahrhundert Weltgeschichte zu informieren, kann als voll gelungen bezeichnet werden. In erfreulicher Weise vervollständigen Tabellen und Übersichten dieses Nachschlagewerk, zu dem man immer wieder gern greifen wird. Das Werk kann nur empfohlen werden. sw

Schriftenreihe „Beiträge zur Wehrforschung" Band II/III **„Die Räumung des Kuban-Brückenkopfes im Herbst 1943"**, Friedrich Forstmeier. Wehr und Wissen Verlags GmbH, Darmstadt. 272 S., DIN A 5, Leinen, mit mehrfarbigen Falttafeln, DM 23,80.

Schon kurze Zeit nach Erscheinen des ersten Bandes der vom Arbeitskreis für Wehrforschung herausgegebenen Schriftenreihe „Beiträge zur Wehrforschung" „Britische Kommandotruppen und Kommandounternehmen im Zweiten Weltkrieg" bringt die Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft Darmstadt ein weiteres wehrwissenschaftlich beachtenswertes Werk „Die Räumung des Kuban-Brückenkopfes im Herbst 1943" im Rahmen dieser Schriftenreihe heraus.

Der Verfasser Friedrich Forstmeier legt mit dieser kriegsgeschichtlichen Untersuchung der Operation „Brunhild" erstmals eine umfassende und zuverlässige Darstellung über diese große militärische Operation vor.

Die „klassische" Planung und Durchführung des in sich geschlossenen, gut überschaubaren Räumungsunternehmens ist nicht nur für den Militär- und Kriegshistoriker, sondern ebenso für den Soldaten — wenn auch unter anderen Aspekten — von größtem Interesse.

Noch einmal, im fünften Kriegsjahr, erweisen sich bei dieser Operation Führung und Verbände der Wehrmacht auf der Höhe ihres Könnens, zu einem Zeitpunkt, als die Initiative im Großen bereits an den Gegner übergegangen war. Die Schwierigkeiten der Lage und der Lagebeurteilung, das Zustandekommen der Führungsentschlüsse, die Phasen der Operation sowie Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenwirkens von Heer, Marine und Luftwaffe, sind in diesem Werk klar herausgearbeitet.

Die Untersuchung stützt sich auf amtliches Aktenmaterial und Niederschriften militärischer Führer, ergänzt durch Befragungen und Mitteilungen anderer Teilnehmer der Operation. Einschlägige sowjetische Veröffentlichungen wurden mit herangezogen.

Die beigegebenen Dokumente bieten mehr als eine Dokumentation des Textteils, denn sie lassen die Atmosphäre des Geschehens deutlich werden und die Frage erkennen, mit denen sich die örtliche Führung auseinanderzusetzen hatte. Das in den Tabellen erfaßte statistische Material zeigt u. a. eine differenzierte Skala von Einzelmaßnahmen und gibt Einblick in den ausgedehnten organisatorischen Apparat, von dessen Funktionieren die erfolgreiche Durchführung des Unternehmens „Brunhild" entscheidend abhing. W. I.

An unsere Leser!

In der letzten Ausgabe des Vorjahres stellten wir fest, daß sich unsere Zeitschrift im Laufe der 5 Jahre ihres Bestehens erfreulich entwickelt hat.

Nunmehr können wir mitteilen, daß auch die Truppengattung, deren Namen auch unsere Zeitschrift trägt, sich wesentlich vergrößert hat.

Zu den Waffengattungen Infanterie und Panzertruppe sind als 3. Waffengattung die Heeresflieger und Luftlandetruppe getreten.

Während die LL-Truppen entsprechend ihrem Auftrag eigentlich schon immer zu den Kampftruppen gehörten, ist mit der Überführung der Heeresflieger in die Kampftruppen eine Maßnahme getroffen worden, deren ganze Auswirkung in der Zukunft liegt.

Wenn die Heeresflieger auch anderen Truppengattungen für bedeutende Aufgaben zur Verfügung stehen müssen, so muß doch schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß in Zukunft keine Truppengattung so auf die Heeresflieger angewiesen sein wird, wie gerade die Kampftruppen.

Es ist ein Verdienst führender Stellen in der Bundeswehr, schon jetzt die Voraussetzung zu schaffen, um unter Ausnützung der 3. Dimension die taktische Beweglichkeit der auf dem Gefechtsfeld stehenden Kampftruppen zu erhöhen. Für Aufklärungs-, Verbindungs-, Kampf- und Transportaufgaben werden die Heeresflieger zukünftig ein so enger Bestandteil der Kampftruppen sein müssen, wie es heute bereits gepanzerte Kettenfahrzeuge aller Art sind.

Es sei noch erwähnt, daß mit der Übernahme der Heeresflieger und Luftlandetruppe nunmehr auch über die bisherigen 4 KpfTrS hinaus die Heeresfliegerwaffenschule in Bückeburg und die Luftlande / Lufttransportschule in Schongau dem General der Kampftruppen unterstehen.

So gehen wir denn mit Verstärkung in das neue Jahr hinein und hoffen, daß das Jahr 1965 im allgemeinen und für uns im besonderen trotz mancher politischer Wolken ein gutes wird.

Herausgeberkreis Verlag Redaktion

Zum Sammeln geblasen!

Traditionstreffen

Kgl. Preuß. Inf.-Rgt. 58, Glogau, voraussichtlich 5. Mai. Anschrift: Diedler Heinersdorf, 2351 Bornhöved, Holstein.

Ehem. Braunschweigisches Husaren-Regiment Nr. 17. Regimentstag am 15. und 16. Mai 1965 in Braunschweig. Auskunft: W. Wellner, Braunschweig, Geysostr. 5, Tel. 3 18 21.

7. Panzer-Division (2. leichte Division): 7. Nachkriegstreffen am 29./30. Mai 1965 in der Stadthalle von Bad Godesberg. Gleichzeitig erscheint unsere Divisions-Geschichte „Die 7. Panzer-Division im Zweiten Weltkrieg". Näheres zu erfahren durch Hans Leibel, 563 Remscheid-Lennep, Fritz-Reuter-Straße 12.

Kameradschaftskreis der Gebirgstruppe, 24. 4. 1965, Einweihung des Kriegerfriedhofes in Monte Cassino mit internationalem Treffen aller Cassinokämpfer.

9. Panzer-Division (4. leichte) am 11./12. 9. 1965 in Wien.

Reiter- und Kavallerie-Regiment 10 (Züllichau und Torgau) am 3. und 4. 4. 1965 in Celle. Meldung bei Oberst Macholz, Bückeburg, Marstall.

Husaren-Regiment 8 am 8. und 9. 5. 1965 in Paderborn. Anmeldungen bei Heinrich Fechtler, Paderborn, Ferdinandstraße 78.

11. Panzer-Division, gemeinsam mit der 2. US-Kav.-Brigade am 15./16. Mai 1965 in Kassel.

2. Panzer-Division am 5., 6., 7. Juni in München.

Inf.-Rgt. 10, 10jähriges Bestehen am 12./13. Juni 1965 in Auerbach-Bensheim, Hotel zur Krone.

111. Inf.-Div. Treffen am 6. 3. 1965 im Ratskeller Hannover, Köblinger Straße 60.

Reiter-Rgt. 4 am 29./30. 5. 1965 in Vornholz bei Freiherrn von Nagel.

Panzerlehrtruppen am 12./13. Juni 1965 in Wetzlar. Näheres Hoffmann, Freibung i. Br. 3 Ährenstr. 18.

Reiter-Rgt. 1 (Pz.Gren.Rgt. 21) am 27. 3. 1965 in Hattenheim/Rheingau, Hotel Ress. Quartierwünsche bei Hans Fendrich, 6052 Mülheim/Main, Feldstr. 17.

Personalien

Am 31. März 1965 treten u. a. in den Ruhestand:

Generalleutnant Müller-Hillebrand, Shape, Paris.

Generaleutannt Heinrich Gaedcke, Kommandierender General des III. Korps

Generalmajor Walter Gericke, Kommandeur der 1. Luftlandedivision

Generalmajor Karl-Heinz Wirsing, Kommandeur der 1. Gebirgsdivision

Brigadegeneral Wilhelm von Roeder, P. AFCENT, Paris, früher Kdr. der Lehrbrigade in Munster.

Wir beglückwünschen

Am 26. 2. begeht das Mitglied unseres Herausgeberkreises, Generalleutnant a. D. **Thomale,** jetzt Präsident des Verbandes der deutschen Automobilindustrie, seinen 65. Geburtstag. Wir gedenken unseres getreuen Kameraden mit den herzlichsten Wünschen für sein weiteres Wirken in seiner jetzigen Tätigkeit.

Zum 75. Geburtstag am 14. 2. General der Artillerie **Monsignore Theisen.**

Oberst Stephan zu seinem 40jährigen Dienstjubiläum. Eingetreten Januar 1925 in das Musikkorps des II. InfRgt. 16, Hannover, war er auch nach dem Kriege dort Dirigent des niedersächsischen Sinfonieorchesters und danach des Rundfunkorchesters in Hamburg. Seit 1958 ist er Musikinspizient der Bundeswehr. In diesem Amt machte er sich u. a. auch als Organisator und Leiter von großen NATO-Musikfesten einen Namen und knüpfte so viele freundschaftliche Bande zur Militärmusik der NATO-Partner. Außerdem darf daran erinnert werden, daß die Musikkorps der Bundeswehr unter der Leitung Oberst Stephans durch Konzerte bis zum 1. Dezember 1964 rund 450 000,— DM Reingewinn für Wohltätigkeitszwecke eingespielt haben.

Orden u. Ehrenzeichen, Uniform-Effekten, Ausbildungs-, Soldaten- u. Liederbücher. Gelände- u. Sportausrüstungen. Prospekt Rüstkammer Assmannshausen. Postf. 00

Buchbesprechungen

Edwin Hennig, Universitätsprofessor, Dr. phil.:
„Zeitgeschichtliche Aufdeckungen"
Kart., 114 S., DM 6,80. Türmer Verlag, München.

Der bekannte Verfasser nennt seine Arbeit einen Beitrag zur Erforschung der jüngsten Vergangenheit. Es handelt sich hier um eine gezielte kommentierte Zitatensammlung, durch die einige gelöschte Seiten im Buche unserer jüngsten Geschichte rekonstruiert werden, die bislang durch ihr Fehlen eine objektive Antwort auf die Frage „Wie konnte es dazu kommen?" erschwert haben. Besonders der junge Leser wird bei diesen Aufdeckungen oftmals geneigt sein, ein „Hört - hört!" auszurufen. Der Autor wartet mit reichlichen Überraschungen auf, versucht dabei aber, gerecht zu bleiben. Aber er wird sich noch von mancher Seite den Vorwurf anhören müssen, durch einseitige Argumentation entschuldigen zu wollen. Es geht Professor Hennig nach seinen eigenen Worten „um Ergänzung eines bisher freigelegten Geschichtsbildes, nicht um Widerlegung". Recht hat er, wenn er meint, daß halbe Wahrheit unvermeidlich zur anderen Hälfte Unwahrheit ist. Das Buch wird nur reifen Lesern empfohlen, die vergleichen wollen und können. v. Sch.

Herbert Böhme: **„Die Idee Europas"**
Kart., 54 Seiten, 3,— DM, Türmer Verlag, München.

Die kleinformatige Schrift enthält die Wiedergabe des Festvortrages anläßlich der Tage deutscher Kultur 1963. Der Verfasser, einst prominenter SA-Lyriker, ist „Mitstreiter" im Deutschen Kulturwerk Europäischen Geistes und hat mit seinen Veröffentlichungen („Was ist des Deutschen Vaterland?") manchen Anklang, besonders bei der jungen Generation, gefunden. Trutzig und aufrüttelnd ist der Ton, etwas bombastisch die Sprache, anspruchsvoll die Argumentation. „Europa ist dabei, seinen köstlichen Namen zu verlieren, wenn es sich jetzt nicht besinnt, es steht in Gefahr unterzugehen, wie Athen und Rom untergingen, weil der Geist entwich, der ihnen Antlitz gab." Der Verfasser führt uns zur Idee zurück, die den besonderen Charakter Europas und seine Bestimmung prägt, er läßt sie uns an Vorbildern erleben und zieht mutig gegen alle und alles vom Leder, was nach seiner Ansicht dazu führt, daß Europa seinen „Geist aufgibt". Er erinnert uns an ein Europa — nicht der Nationen — vielmehr der Volkstümer, der Volkheiten, der Stämme eines den Kontinent befruchtenden Baumes, dem einst eine Idee innewohnte; er warnt vor dem Irrweg, die Volkszugehörigkeit überwinden zu wollen und fordert auf zur Besinnung auf das Vaterland, das Europa mitträgt.

Die Schrift reizt zur Diskussion, denn sie enthält manchen Zündstoff. Deshalb, und weil sie zu einem wichtigen Thema unserer Zeit und seinen heißen Eisen klare, wenn auch einseitige Stellung bezieht, ist sie lesenswert. v. Sch.

Leo Frhr. Geyr v. Schweppenburg, General d. Pz.Tr. a. D.

»Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945«

von Oskar Munzel, erschienen im Maximilian-Verlag Herford, 352 Seiten und 65 Abbildungen

Ein Buch, das fehlte. Es ist von einem denkbar bewährten Panzeroffizier geschrieben. Diese Bewährung bezieht sich auf ein Panzerwissen aus langer Kriegserfahrung, aus Leitung der Schulung älterer Offiziere der Panzerwaffe im letzten Teil des 2. Weltkrieges und in leitenden Stellungen in der Bundeswehr als Kommandeur der Panzerschule und als Inspekteur der Kampftruppen.

Wir beginnen unsere Stellungnahme mit dem ebenso bescheidenen wie eindrucksvollen Schlußsatz des inhaltsreichen Werkes. Es bezeichnet als dessen Zweck „einen Teil der gemachten Erfahrungen festzuhalten". Das Buch schildert den Lebensweg der seinerzeit neu geschaffenen jungen Waffen vom Werden an, ihr Wirken während des Krieges bis zur Urständ bei der deutschen Wiederbewaffnung.

Manche Anschauungen mußten sich wandeln, daher auch Formen. Die Zukunft der Waffe ist umstritten.

Sie war und wird hoffentlich auch in Zukunft einer der Vertreter und Träger einer ständigen Revolution gegen Überkommenes sein. Diese Eigenschaft war einer der Gründe, die sie bis in hohe Kreise der ehemaligen deutschen Armee und bei dem dieser erblich anhaftenden Traditionalismus unbeliebt gemacht hat.

Das Werk ist geeignet, als Lehrbuch zu dienen. Der vielseitige Inhalt bietet geistiges Werkzeug für das Verständnis und das Handwerksmäßige bei Handhabung der Waffe. Es enthält zahlreiche wichtige Sonderkapitel. Wir möchten bei manchen von ihnen bei einer zu erhoffenden 2. Auflage noch einige Ergänzungen sehen. Dieser Wunsch zur Ergänzung hat nichts mit der ausgesprochen positiven Bewertung zu tun.

Wenn wir von Erweiterung sprechen, so auch deswegen, weil beim Lesen oft ein Schwerpunkt auf dem Detail zu erkennen ist. Eine napoleonische Bemerkung wies ja schon früher denkendes Soldatentum auf die Bedeutung des Details hin. Die Exaktheit bis in Einzelheiten war übrigens eine der Stärken der alten preußischen Armee.

Was wir in einer etwaigen zweiten Auflage noch **vermehrt** ausgeführt sehen möchten, darf in einigen Stichworten angedeutet werden:

Strengste Betonung der Fahr- und Marschdisziplin. Dies ist bei dem Wirrwarr auf den deutschen Straßen und ihrer entsprechenden psychologischen Einwirkung auf den jugendlichen Ersatz besonders notwendig. Im zivilen Fahrwesen ist der Grund die allgemeine Weichheit gegenüber Verkehrssündern; die Folge sind Tausende von Toten.

Details und Stellungnahme zum sogenannten kriegsnahen Schießen, Durchsetzen der Verkoppelung des gleichzeitigen Lehrens von Schießen, Tarnen und Graben auf Kampfbahnen, wo immer es die örtlichen Verhältnisse gestatten.

Erweiterte Erläuterung der Gesichtspunkte für Nacht- und Nebelkämpfe mit entsprechenden Voraussetzungen bei der Ausbildung.

Beginn des Lehrens des Konzerts der Waffen schon in der Schlußphase der jetzt dreimonatlichen Grundausbildung oder zu Beginn der Ausbildung in kleinsten Verbänden durch Kommandierung von Rahmenformationen anderer Waffenzweige. —

Wenn man das Buch aus der Hand legt, geschieht es mit dem Gefühl der Befriedigung.

Es war betrüblich, früher zu erleben, wie fremd und teilweise verständnislos schon vor dem 1. Weltkrieg und in dessen Ablauf ein Teil höherer Führungskreise der Kavallerie, und ebenso im 2. Weltkrieg der Panzerwaffe gegenüberstanden. Psychologisch kann dies aus der überkommenen chinesischen Mauer zwischen den deutschen Sonderwaffenzweigen erklärt werden. Es eignet sich daher besonders für alle, die sich in die Geistigkeit und die Besonderheiten der Waffe einarbeiten wollen.

Heute ist es aber ein Gebot der Zeit, in modernen Armeen nicht nur davon zu sprechen, an „der Spitze des Fortschrittes zu marschieren". In manchen ausländischen Wehrorganisationen geschieht das schon dadurch, daß sie in der **Grundausbildung des Führerkorps** die bisher starren Schranken zwischen Armee und Luftwaffe niederreißen.

Ein weiter haftender Gedanke nach Kenntnis vom Inhalt des Buches, das aus so berufener Feder stammt, ist daher der Wunsch, daß es eigentlich eine Fortsetzung haben sollte. Sie müßte sich im wesentlichen auf das Gebiet der höheren Führung beziehen. General Munzel wäre durch seine Kriegserfahrung, durch seine in militärischer Auslandstätigkeit geschärfte Kritik und durch seine ehemalige Stellung als „General der Kampftruppen" in der Bundeswehr auch hier der gegebene Mann.

Diese vorzuschlagende Arbeit könnte in sinngemäßer Fortsetzung des vorliegenden Buches weiterhin Wesentliches bringen. Wir denken dabei an ein Anathema, die **reine Angriffswaffe**, die der Panzer darstellt, nicht in der **Verteidigung** zu kastrieren oder die Panzerverbände aufzusplittern. Wir erwähnen ferner die bisher meist ungenügend betonte Bedeutung des Feindnachrichtendienstes beim Einsatz der Panzerwaffe und die zu verbessernde Beschleunigung der Ergebnisse. Der Feindnachrichtendienst war traditionell ein Aschenbrödel der deutschen Generalstabsschule. Er ist in Eigenständigkeit z. B. der Korpsführung, bei der notwendigen „Führung von vorne" unabdingbar. Für die höhere Panzerführung kommt es doch in besonderem Maße darauf an, über die Gegner und seine schwächsten Stellen aus eigener Regie auf schnellstem Wege unmittelbar unterrichtet zu werden und dies dann in Sattelbefehlen einer Führung von vorne in sofortiges Zuschlagen umzusetzen. Das Ziel ist, immer schneller zu sein als der Gegner.

Diese Organisation des Zeitdrucks ist bisher trotz anderer Vorzüge der amerikanischen Führungskreise keine ihrer charakteristischen Eigenschaften.

Die großen Erfolge der deutschen Panzerwaffe zu Beginn des Krieges waren bei schweren Verlusten unter ihren höheren Führern im übrigen der Beweis für die Notwendigkeit dieser Führung von vorne und dies im Zusammenhang mit einem gutorganisierten schnellen Nachrichtendienst.

Als weitere Anregung für ein zweites Buch könnte der Wunsch nach Empfehlung und Begründung des nur angedeuteten reservelosen Fechtens (siehe S. 211) angeführt werden, ferner noch Ausführungen über die Grenzen des Umfanges der im Nachtkampf noch fest zu führenden gemischten Einheiten.

Im Gegensatz zu dem ersten Buch sind für dies zweite nur Direktiven erwünscht. Sie müssen aber völlig frei von jedem Schema sein.

Der Panzerkampf kennt, wie der frühere Kavalleriekrieg, nie gleiche Lagen.

Endlich könnte eine Fortsetzung der ersten Arbeit mit einem Kapitel über die zu erwartende Zukunft der Panzerwaffe verbunden werden.

Nach den zu vielen Zauberlehrlingen, die sich als Experten ausgeben, sollte einmal ein nicht schnorrender, bewährter Fachmann zu Wort kommen.

Wir möchten unsere Ausführungen nicht abschließen, ohne dem Verfasser zu danken.

Dieser „wirkliche" Experte hat vor allem Pharisäern und Schriftgelehrten im Parlament und sonstwo, auch vor den Weisen aus dem entfernten Morgenlande höchster Stäbe eines voraus: Die eigene Schlachtfelderfahrung in schwersten Lagen. Er hat sie dort, beginnend mit der Führung einer Panzerabteilung, und von da an ziemlich weit aufwärts bis zu höheren Führungsstellen sammeln können.

Sein Buch wird in Moskau, Jerusalem und in Kairo, letzteres die Stätte seines mehrjährigen Wirkens, sorgfältig gelesen und überdacht werden. Wir hoffen, das gleiche geschieht auch dort, wo es uns Deutschen besonders wichtig sein sollte.

Unterrichtshilfe für den Kompanie-Offizier

LERNEN UND LEHREN

Beilage zur Zeitschrift Kampftruppen

1/65

Befehl und Gehorsam III. Teil

In Heft 5 u. 6 / 1964 wurde das Thema „Befehl und Gehorsam" behandelt und wird mit dieser Fortsetzung abgeschlossen.

c) **Ausnahmen** sind zu **beachten:**

(1) Bei Übertretungen haftet der Vorgesetzte allein, z. B. wenn es sich um eine Ordnungswidrigkeit im Straßenverkehr handelt und gegen die Straßenverkehrsordnung verstoßen wird, beispielsweise bei einem Befehl zum Überholen bei Überholverbot, zum Parken bei Parkverbot, Singen bei nächtlichem Heimmarsch, usw.

(2) Schwere kriegsmäßige Übungen sind von Schikanen zu unterscheiden, z. B.

— Eine Gruppe soll im Rahmen einer Übung ein Sumpfgebiet überwinden, der Gruppenführer geht voran. Ein Soldat weigert sich in dem Glauben, der Befehl sei eine Schikane und verstoße gegen die Menschenwürde.

— Eine Gruppe wird an einem von Panzern vollkommen aufgeweichten Lehmhang hinabgejagt, und der Vorgesetzte schreit: „Ich werde Euch schon Ordnung beibringen!" „Hinlegen!"

— Frage: Wo liegt in den Beispielen Schikane und wo kriegsmäßige Übung?

— Wann muß ich gehorchen?

— Wann brauche ich nicht zu gehorchen?

Auswertung:

— Der gute Vorgesetzte gibt keinen Befehl, der nach Schikane aussieht.

— Der Untergebene führt den Befehl nicht aus, wenn er einwandfrei gegen die Menschenwürde verstößt.

Im **Zweifelsfalle** ist **erst** zu **gehorchen, danach** kann **Beschwerde** eingelegt werden.

d) Zusammenfassung:

1. Ich darf nicht gehorchen bei Vergehen und Verbrechen.
2. Ich brauche nicht zu gehorchen bei Verletzung der Menschenwürde,
   bei Befehlen zu nichtdienstlichen Zwecken.
3. In Zweifelsfällen, wenn ich die Tragweite meines Tuns in solchen Fällen nicht übersehen kann, gilt die Regel: Erst gehorchen, dann sich beschweren!

Schluß:

Im Herbst 1957 war in einer süddeutschen Stadt der amerikanischen Besatzungszone ein Reit- und Sportturnier. Bevölkerung und Besatzung standen einander abweisend und sehr zurückhaltend gegenüber. Nach Abschluß der Vorführungen gingen viele Menschen über die alte Holzbrücke der reißenden und etwas Hochwasser führenden Iller. Die Brücke brach unter dieser außergewöhnlichen Belastung zusammen und Männer, Frauen und Kinder stürzten aus 3 m Höhe ins Wasser. Ein amerikanischer Sergeant, der gerade am Ufer stand, faßte sofort alle anwesenden amerikanischen Soldaten unter seinem Kommando zusammen. Diese sprangen, sich gegenseitig am Koppel fassend, unterhalb der Brücke ins reißende Wasser, bildeten eine dichte Kette und konnten fast alle, die ins Wasser gestürzt waren, lebend aus den Fluten retten.

Die Rettungsaktion verlief so erfolgreich, weil alle unverzüglich, gewissenhaft, vollständig und nach besten Kräften dem Kommando des Sergeanten gehorchten.

Tafelanschrieb

Wie soll man gehorchen?
- unverzüglich
- gewissenhaft
- vollständig
- nach besten Kräften

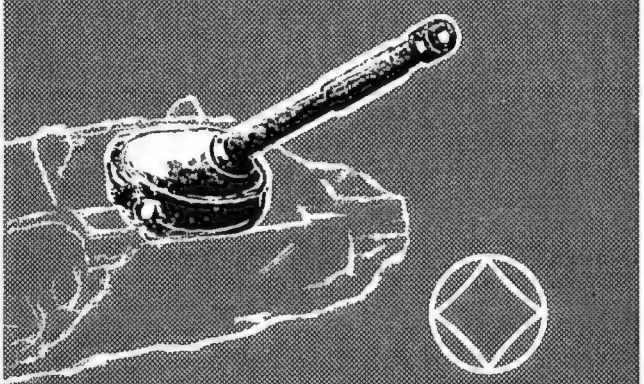
Der Gehorsam ist unerläßlich
- zur Selbsterziehung,
- zum Schutze des Nächsten
- zur Sicherheit der Einheit
- als Grundpfeiler der Armee

Verletzung des Gehorsams sind Verbrechen und Vergehen
- Ungehorsam
- Gehorsamsverweigerung
- Bedrohung und Nötigung von Vorgesetzten
- Tätliche Angriffe gegen Vorgesetzte

Harte Bestrafung bis zu 10 Jahren Zuchthaus.

Entbindung von der Gehorsamspflicht
- Ich darf nicht gehorchen bei Vergehen und Verbrechen
- Ich brauche nicht zu gehorchen bei Verletzung der Menschenwürde, bei nichtdienstlichen Befehlen

WAFFEN UND MUNITION



RHEINMETALL
DÜSSELDORF

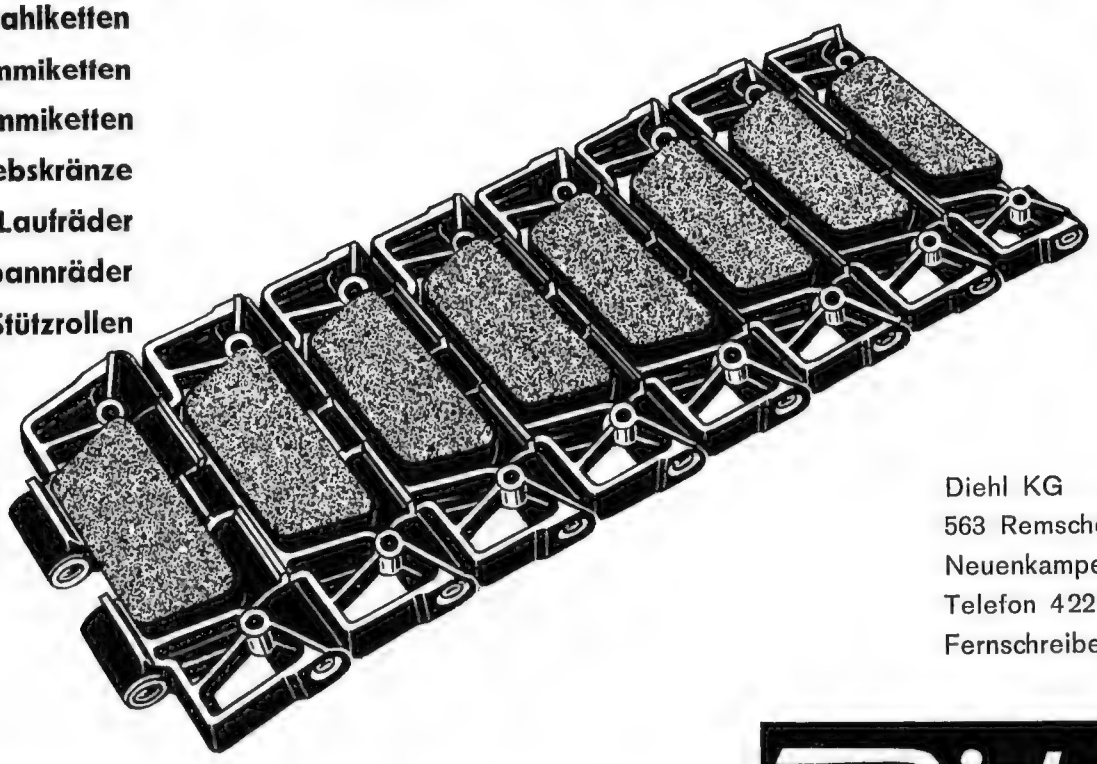
VDO liefert
und
repariert

sämtliche Kraftfahrzeug-Meßinstrumente

VDO TACHOMETER WERKE · FRANKFURT/M W 13
ADOLF SCHINDLING GMBH · GRÄFSTRASSE 103

Gleisketten und dazugehörige Fahrwerkteile

Stahlketten
Gummiketten
Stahl-Gummiketten
Antriebskränze
Laufräder
Spannräder
Stützrollen



Diehl KG
563 Remscheid
Neuenkamper Str. 35
Telefon 42215
Fernschreiber 851380

Diehl

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

»Eine der großen Zeitungen der Welt«
»Für die Gebildeten und Nachdenklichen aller Stände«
»Von der Nordsee bis zu den Alpen«

Seit Jahren sind diese Werbesätze im Inland und Ausland zu einem Begriff für die Frankfurter Allgemeine Zeitung geworden. Sie sind so untrennbar mit ihr verbunden wie der Satz »Dahinter steckt immer ein kluger Kopf«

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung ist verbreitet in der Bundesrepublik Deutschland, in Westberlin und in 101 Ländern der Erde. Mit einer Auflage von 285000 Exemplaren, darunter über 210000 Abonnenten, hat sie eine höhere Leserzahl erreicht, als sie früher sogenannte Reichszeitungen wie Frankfurter Zeitung, Berliner Tageblatt, Berliner Börsenzeitung, Vossische Zeitung und Deutsche Allgemeine Zeitung zusammengenommen hatten.

Kampftruppen

MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 2 April 1965
3L 8153 F Einzelheft DM 2,75

Novitäten Mai 1965

Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski, eingeleitet von General a. D. Hasso von Manteuffel
180 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck, Leinen DM 17,80.

Nach Hitlers Ausführungen war es seine Absicht, **„den westlichen Alliierten einige kräftige Schläge zu versetzen, bevor sie den Rhein erreicht oder gar überschritten hätten. Wenn Deutschland jetzt noch ein paar kräftige Schläge austeilen könne, dann müsse in jedem Augenblick die künstliche gemeinsame Front mit gewaltigem Donnerschlag auseinanderbrechen."** Der erste dieser Schläge sollte die Offensive in den Ardennen sein.

Die nun einsetzende, von Generaloberst Jodl als „unwiderruflich" bezeichnete Offensive, für die ausreichende Kräfte fehlten, kam am 25. Dezember zum Erliegen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich Angriffsspitzen der 5. Panzerdivision bis auf etwa 6 km an die Maas herangekämpft. Der Gegenangriff der Alliierten begann am 3. Januar 1945 und leitete die Zerschlagung der deutschen Kräfte westlich des Rheins ein.

Diese dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski, eingeleitet von General O. Gericke
280 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck und Skizzen im Text, Leinen DM 19,80.

„Von allen Operationen des Krieges steht der Angriff aus der Luft auf Kreta, was Kühnheit anbetrifft, an der Spitze. Weder zuvor, noch jemals danach wurde ähnliches versucht. Es war kein Luftangriff, sondern eine Invasion aus der Luft. Der Kampf wurde auch nicht in der Luft entschieden, sondern am Boden und ohne Unterstützung einer Landarmee. Seine bemerkenswerte Note war der Lufttransport, das Emporheben einer Armee in die Luft. Gleich der Schlacht von Cambrai im Jahre 1917 bedeutet dieser Angriff eine Revolution in der Taktik."

(Major-General J. F. C. Fuller)

Wie die Schlacht um Kreta geführt und gewonnen wurde, das wird in diesem Buch in knappen Schilderungen derer dargestellt, die an den Brennpunkten der Kämpfe dabei waren.

MAXIMILIAN-VERLAG · 49 HERFORD · POSTFACH 371

Dem Gedächtnis Otto von Bismarcks

Napoleon und Bismarck am Morgen nach der Schlacht von Sedan.
(Nach einem Gemälde von Wilhelm Camphausen)

Am 1. April 1965 gedachte die deutsche Nation der 150. Wiederkehr des Geburtstages des Fürsten Otto von Bismarck. Trotzdem der Bundestag sich zu einer Gedenkfeier entschloß und die Bundespost den Tag mit einer Sondermarke feierte, bleibt die Erinnerung an diesen großen Mann im Bewußtsein des Volkes auch in unseren Tagen gespalten. Vielen ist er gleichgültig geworden. Ihnen gilt sein Werk als abgetan, seine Anschauungen als überholt. Nur wenige sehen in Otto von Bismarck auch heute noch das Vorbild eines Staatsmannes, der der Gegenwart und der Zukunft etwas zu sagen hat. Manche Menschen sind nach wie vor überzeugt, dieser Mann des Wortes vom „Blut und Eisen" sei der Wegbereiter alles Unheils, das durch das Dritte Reich über uns kam.

Aber eine vorurteilslosere Betrachtung Bismarcks bahnt sich an. Wer war dieser Mann?

War er der Reaktionär, der sich dem Verlangen des Volkes nach Mitverantwortung im Leben des Staates verschloß? Sicherlich hat Bismarck als Verfechter der altständischen Ordnung begonnen. Aber bei der Begründung des Norddeutschen Bundes führte er das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht in die Verfassung ein, die vom Deutschen Reich 1871 übernommen wurde. Sicherlich stand er als Landedelmann der heraufkommenden Industriearbeiterschaft ohne genauere Kenntnisse ihrer Probleme gegenüber. Aber daß er nicht ohne Bemühen um Verständnis für die Fragen des modernen Industriestaates war, zeigt sein Gedankenaustausch mit Ferdinand Lassalle, dem Begründer der deutschen Sozialdemokratie zu Beginn der 60er Jahre. Sicherlich hat er die sozialistische Bewegung später mit Polizeigewalt unterdrückt, aber das Schicksal des deutschen Arbeiters verbesserte er entscheidend durch die bahnbrechende Sozialversicherung, deren Grundlagen noch heute Gültigkeit haben.

Der Kampf gegen die sozialistischen Organisationen wird Bismarck gern als ein Hauptfehler seiner Innenpolitik vorgeworfen. Aber konnte er in dieser damals rein „kommunistischen" Bewegung etwas anderes sehen als den Versuch, die bestehende Ordnung im Staat mit Gewalt umzustürzen?

Er hat sicherlich geirrt, wenn er meinte, Ideen durch Polizeimaßnahmen bekämpfen zu können. Aber niemand hat hellsichtiger als er den kommunistischen Zukunftsstaat als das bezeichnet, was er später wirklich geworden ist, „ein Zuchthaus inappelabeler Demagogen".

Bismarck hat nicht nur die sozialistische Bewegung unterdrückt, er hat auch einen erbitterten Kampf gegen die katholische Kirche geführt, der als „Kulturkampf" recht unzulänglich bezeichnet wird. Man sollte aber gerade heute daran erinnern, daß Bismarck niemals den katholischen Glauben angreifen wollte. Seine Einstellung zur katholischen Kirche war vielmehr durch die Staatsräson bestimmt, so wie er sie verstand. Der katholische Volksteil hatte die Wiederbegründung des Deutschen Reiches ohne Österreich mit Bedauern zur Kenntnis genommen. Der großdeutsche Gedanke war in ihm stets wach geblieben. Bismarck fürchtete, seine kleindeutsche Lösung mit dem Übergewicht des vorwiegend protestantischen Preußen könne durch ein Zusammenwirken des katholischen Deutschland mit Österreich, Italien, Frankreich und den Polen unterhöhlt werden. Sicherlich waren diese Sorgen zu einem guten Teil unbegründet und die Methoden des Kulturkampfes jedenfalls unklug und falsch. Aber man soll auch in diesem umstrittenen Kapitel bismarckschen Wirkens nicht die ernste Sorge des Staatsmannes um sein Werk übersehen.

Dem Vorgehen des Kanzlers gegen die Sozialisten und die Katholiken im Inlande stellt man häufig seine angeblich rücksichtslose Machtpolitik im Dienste Preußens und des Deutschen Reiches als gleichwertig an die Seite. Aber auch hier liegen die Dinge anders, als man sie gern vereinfachend darstellt. Bismarck wollte mit den Mitteln der Politik als der „Kunst des Möglichen" Deutschland die Machtstellung sichern, die seiner Stärke entsprach. Er wußte aber auch, daß unser Land in seiner gefährdeten Lage im Herzen Europas einer Politik des Maßes bedarf, um sich im Kreise seiner Nachbarn zu behaupten. Er erkannte, daß es wie kein anderer Staat auf Verbündete angewiesen ist.

Bismarck hat deswegen den Beraterkreis des Königs 1866 an einem Eroberungsfrieden gehindert. Durch seine milden Friedensbedingungen machte er den Weg frei für das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, das er aber nie bis zur Abhängigkeit von diesem spannungsreichen Staatswesen vertiefte. Der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens hat er nach dem Kriege 1870/71 nur zögernd zugestimmt. Er wußte, daß Frankreich diesen Verlust in Jahrzehnten nicht verschmerzen würde, und daß dem Deutschen Reich damit ein unversöhnlicher Gegner erstand. Eifrig war er bemüht, Frankreich für den Verlust seiner beiden Provinzen in Afrika zu entschädigen. In Europa galt sein Hauptbestreben der Aufrechterhaltung der geschaffenen Machtverteilung durch ein kompliziertes Bündnis- und Vertragssystem.

Otto von Bismarck betrachtete das Deutsche Reich nach den gewonnenen Einigungskriegen als saturiert. Er hat niemals an eine weitere Vergrößerung des deutschen Lebensraumes in Europa gedacht. Auch dem kolonialen Gedanken stand er lange ablehnend gegenüber, weil er das Reich nicht in vermeidbare Schwierigkeiten mit Großbritannien stürzen wollte.

Was kann uns nach all dem Bismarck heute noch bedeuten?

Wir sollten bei der 150. Wiederkehr des Geburtstages dieses großen deutschen Staatsmannes besonders der Tatsache gedenken, daß es ihm gelang, allen widrigen Umständen zum Trotz den alten Traum von der deutschen Einheit in Freiheit zu verwirklichen, und daß unter seiner Führung das Deutsche Reich ein starker Hort des Friedens in Europa und der Welt war.

Bismarcks Einigungswerk hat keinen Bestand gehabt. Die ihm aufgegebene Aufgabe stellt sich uns wieder. Vielleicht ist sie heute noch schwieriger zu lösen als damals.

Wenn das Werk Bismarcks für unsere Gegenwart noch eine Bedeutung hat, dann liegt sie vor allen Dingen in der Mahnung, die Schicksalsfrage der Nation mit Geduld und Tatkraft, mit Maß und Zähigkeit zu verfolgen. Wenn es uns gelingt, die deutsche Einheit in unserer Zeit wieder herzustellen und damit unseren Kontinent zu befrieden, dann haben wir auch ein Vermächtnis des Fürsten Otto von Bismarck erfüllt.

Oberbürgermeister Dr. Kurt Schober, Herford

Menschlichkeit und Führung in der modernen Gesellschaft

Den folgenden Ausführungen liegt ein Vortrag zugrunde, der versucht, die Aufgaben unserer Führungsschicht in der modernen Gesellschaft zu umreißen. Der nachstehende erste Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit den Fragen der Menschlichkeit und der Bildung in unserer Zeit. Der im nächsten Heft der Zeitschrift KAMPFTRUPPEN folgende zweite Teil stellt die Frage nach der Auslese und dem Ethos einer Führungsschicht in unserer technischen Welt.

Es wird heute viel davon gesprochen, daß unsere Gesellschaft „vermenschlicht" werden müsse, daß in den kalten bürokratischen und technischen Apparaturen der Gegenwart „der Mensch" nicht verlorengehen dürfe. Eine neue Humanität wird, wie wir alle fühlen, mit Recht gefordert.

Was ist darunter zu verstehen, und ist sie möglich?

Zunächst eine Vorbemerkung:

Was immer man im einzelnen unter „Menschlichkeit" verstehen möchte, der Glaube an ihre Realisierung setzt jedenfalls eine zuversichtliche Einstellung zum Menschen voraus, und schon diese ist vielen von uns fraglich geworden. Wir sind doch aus den Zeiten heraus, in denen man glaubte, es würde automatisch immer alles schöner und besser werden, ja, der Mensch würde immer vollkommener und besser werden.

Wir haben erlebt, daß diese Zuversicht durch Untaten vernichtet wurde, deren man den „modernen" Menschen nicht für fähig hielt. Die fortschrittsfreudige Vergangenheit hätte allerdings gut daran getan, sich gegen die Enttäuschung ihrer Hoffnungen mit Erkenntnissen zu wappnen, wie sie Kant in folgenden Worten zusammenfaßte: „Man kann sich eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man das Tun und Lassen der Menschen auf der großen Weltbühne aufgestellt sieht und bei hin und wieder anscheinender Weisheit im einzelnen doch alles im großen aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt findet, wobei man am Ende nicht weiß, was man sich von unserer auf ihre Vorzüge so eingebildeten Gattung für einen Begriff machen soll."

Wer die Weltgeschichte betrachtet, kommt sicherlich nicht umhin, Kant recht zu geben:

Der Mensch ist ein fragwürdiges Wesen.

Um so erstaunlicher ist es, daß man unter „Menschlichkeit" etwas versteht, das eigentlich mit dem Menschen, so wie er uns in der Erfahrung begegnet, kaum vereinbar erscheint: Die Sittlichkeit nämlich, deren Verwirklichung Kants praktischer Imperativ forderte: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der jedes anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest."

Die Tatsache nun, daß wir unter „Menschlichkeit" etwas begreifen, das das Individuum und die Gesamtheit nur mangelhaft verwirklichen, deutet schon darauf hin, daß der Mensch ein zwiespältiges Wesen ist: *Sein Wirken bleibt hinter den Maßstäben zurück, die er gleichwohl als gültig erkennt und anerkennt.*

Darin liegt die tiefste Tragik jeglicher menschlichen Bestrebung, daraus folgt seine unauslöschliche Sehnsucht nach Erlösung, mag diese wie immer Gestalt finden.

Wenn es eine Erkenntnis gibt, die sich aus den Katastrophen der letzten Jahrzehnte erhebt, dann ist es diese von der Brüchigkeit und der Heillosigkeit der menschlichen Natur, von ihrer „Unvernünftigkeit" trotz des Wissens um das, was „vernünftig" ist.

Wir blicken heute mit einer gewissen Verwunderung auf die Epochen eines optimistischeren Menschenbildes. Sokrates war überzeugt, man müsse den Menschen nur daran erinnern, was gut, vernünftig und richtig sei, dann werde er es schließlich auch tun, und das Zeitalter der Aufklärung hat diese Auffassung von der Lehrbarkeit der Tugend in einem ergreifenden Zivilisationseifer übernommen.

Inzwischen sind einige Jahrhunderte ins Land gegangen und haben einer realistischeren Beurteilung des Menschen den Weg geebnet. Diese Erfahrungen werden bestätigt in den Erkenntnissen der Psychologie, die die alte Theorie vom Menschen als Vernunftwesen überwand und an deren Stelle das Bild von den „Schichten der Persönlichkeit" setzte: Das Kreatürliche, das Animalische bleibt in den unteren Schichten des seelischen Lebens am Werke, mag auch darüber das Denkvermögen sich sehr hoch entwickeln.

Nun könnte angesichts dieser Lage jedes Bestreben hoffnungslos erscheinen, ein derartiges Wesen überhaupt zu disziplinieren.

So einfach dürfen wir es uns nicht machen. Bei aller Unzulänglichkeit menschlicher Bestrebungen zeigen doch nicht alle Epochen, nicht alle menschlichen Verhältnisse den gleichen Grad von Verlorenheit. Es gibt Beispiele genug, daß es gelingen kann, den Menschen dem Ziele der Menschlichkeit, d. h. zunächst der Sittlichkeit, näherzuführen. Das müßte umso eher möglich sein in einer Zeit, die den Menschen vorurteilsloser kennengelernt hat als es früheren Zeiten beschieden war, und die Mittel zur Beeinflussung und Formung des Menschen in der Hand hat, von denen man sich in vergangenen Epochen nichts träumen ließ. Freilich scheinen gerade diese Möglichkeiten, wie wir eingangs hörten, der „Unmenschlichkeit" Vorschub zu leisten. Wir werden darüber zu sprechen haben, wie weit sie in der Zukunft dem Menschen wirklich dienen können.

Welche äußeren Schwierigkeiten auch immer der Vermenschlichung des Menschen im Wege stehen, solche Bestrebungen müßten davon ausgehen, daß die bloße Entwicklung der Denktätigkeit noch zu keiner Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit zu führen braucht, daß diese vielmehr nur erreicht werden kann, wenn d i e unterhalb des Bewußtseins gelegenen Antriebe und Gefühlsregungen verstärkt werden, die mit dem Sittengesetz vereinbar sind. Die Denktätigkeit kann dabei wichtige Dienste leisten, sie kann aber auch Schaden anrichten.

Das führt uns auf eine Unterteilung der rationalen Kräfte, die von großer Bedeutung ist: *Denken kann zunächst sein und ist in der Regel ein Mittel im Lebenskampfe.* Als solches ist es unentbehrlich, als solches kann es aber auch das Wachsen des Sittlichen geradezu verhindern. Dann nämlich, wenn, um mit Kant zu sprechen, die anderen Menschen zu bloßen Mitteln werden, die zur Erreichung selbstischer Zwecke dienen, und wenn das Denken immer neue Wege ersinnt, diese Ziele zu erreichen. Eine derartige Anwendung der rationalen Kräfte pflegen wir als *„Intellektualismus"* mit Recht zu verurteilen, und gerade der einfache Mann hat ein feines Empfinden dafür, daß die intelligentesten Menschen nicht selten wenig „menschlich" sind. Ihn leitet dabei unbewußt die Vorstellung, daß das Denkenkönnen eigentlich noch zu anderen Zielen führen müsse, als zu denen der nackten Machtsteigerung des Einzelnen.

Er meint damit die Vernunfttätigkeit, die man als *Geist* bezeichnet; der Mensch hat nicht nur die Fähigkeit, mittels seines Denkens die Erreichung seiner auf unmittelbare Antriebe zurückgehenden praktischen Ziele zu erleichtern, *das Denken kann auch dazu dienen, das Erscheinungsgewirre der Welt zu ordnen und zu überschauen, ohne sofort zu fragen, welchen Nutzen diese Kenntnis für die Durchsetzung des Einzelnen im Lebenskampfe habe.*

Der Mensch hat mit ihr die Fähigkeit, die Welt und ihre Erscheinungen nach ihrem Sinn zu befragen — sich selber nach seinem Sinn zu befragen — und in diesem Fragen, und sei es auch nur für

einen Augenblick, seine Begierden zu vergessen. Was bedeutet aber dieses Vergessen der Begierden in dem interesselosen Betrachten der Welt?

Es bedeutet doch, *daß der Mensch einen gewissen Abstand von sich selbst bekommt*, daß er seiner Bedingtheit innerhalb des Weltganzen inne wird und sich diesem Ganzen einzuordnen lernt. Dabei erweist sich, daß er, anders als das Tier, zu seinen unmittelbaren Antrieben auch „nein" sagen kann. Der Philosoph Max Scheler hat den Menschen in diesem Sinne geradezu als „Neinsagen-Könner" bezeichnet.

Die ganze schwierige Spannung, in der der Mensch leben muß, kommt in dem *Dualismus zwischen Geist und Intellekt* zum Ausdruck. Wir können, wenn wir leben wollen, wenn wir uns im Leben behaupten wollen, nicht rein geistige Wesen werden. Wir sollen und wollen aber, lehrt uns unser Gewissen, ebenso wenig das Denkvermögen nur zum Werkzeug unserer Begierden machen. Die starke Ausbildung des Geistes führt leicht zu Weltfremdheit, der Intellektualismus zu distanzloser Weltverfallenheit.

Mir scheint es darauf anzukommen, zwischen Weltfremdheit und Weltverfallenheit die richtige Mitte zu finden, und das ist, glaube ich, auch das Ziel dessen, was man als „Bildung" zu bezeichnen pflegt.

Wer darf sich denn eigentlich einen Gebildeten nennen? Ich meine, daß das ein Mensch sein müßte, der es gelernt hat, die Natur- und Geisteswelt in Einzelheiten und in ihren großen Zusammenhängen zu überschauen, und der damit auch die Fähigkeit erlangt, sich von sich selbst zu distanzieren, ohne doch die aktive Beziehung zur Welt zu verlieren.

In diesem Sinne wäre ein weltfremder Gelehrter kein Gebildeter. Seine Distanz zur Welt ist zu groß. Wir können aber auch den weltverfallenen, intelligenten Ehrgeizigen nicht als einen Gebildeten bezeichnen; es fehlt ihm die Distanz zu sich selbst.

Daraus folgt jedenfalls, daß die Anhäufung von Wissen zur Bildung des Menschen nicht genügt. Es darf immer nur darauf ankommen, daß die intellektuellen Fähigkeiten des Menschen in ein ausgewogenes Verhältnis zu seinen Gemüts- und Antriebskräften gesetzt, und daß sie zur Disziplinierung *der* Kräfte verwandt werden, deren freie Entfaltung mit dem Sittengesetz nicht vereinbar ist.

Ich sagte zu Anfang, die Ausbildung des Menschlichen bestehe zuerst in der Entfaltung der sittlichen Kräfte, also in der Ausbildung des Empfindens für das, was wir unseren Mitmenschen schuldig sind. Wir würden aber, glaube ich, auch Kant falsch verstehen, wenn wir seine Forderung, den Mitmenschen niemals nur als Mittel für unsere Zwecke, sondern immer auch als Selbstzweck zu betrachten, im Sinne eines trockenen Moralisierens auffaßten.

Das Menschsein jedes anderen als Zweck ansehen bedeutet, anzuerkennen, daß jedem Menschen die Möglichkeit gegeben werden soll, die in ihm ruhenden Kräfte und Fähigkeiten zu entfalten, soweit solche Entfaltung nicht den Lebensbereich des anderen beeinträchtigt. Wir kommen damit zu einem Begriff der Humanität, der weit über die Forderung nach bloßem Wohlverhalten hinausgeht.

„Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln" sagt Kant richtig und folgt damit der Auffassung von wahrer Menschlichkeit, deren Begründung die Griechen für uns zu ewigen Vorbildern macht:

Das immanente Ziel des Lebens liegt in der Entwicklung aller Kräfte des Leibes, des Gemütes, der Vernunft, zu einer wie auch immer spannungsvollen Einheit, die wir als Persönlichkeit bezeichnen.

Das Eigentümliche der menschlichen Persönlichkeit nun ist, daß in ihr zwar lauter überindividuelle Werte und Kräfte sich verwirklichen, daß das aber auf eine Art und in einer Komposition geschieht, die in jedem Falle einzig ist, bei aller Neigung zum Typus, den das Menschliche nicht abstreifen kann.

Man hört öfters heute die Klage, die westliche Welt habe keine zugkräftigen Ideen mehr, die die Menschen zu begeistern vermöchten.

Das Abendland hat im Grunde nie eine andere Idee besessen als die der freien, sittlichen Persönlichkeit, die in der christlichen Auffassung von dem unendlichen Werte jeder einzelnen Seele angelegt ist. Ich sehe auch keine andere, die an ihre Stelle treten könnte. Der Nationalismus etwa oder der Sozialismus waren in Europa immer nur gewissermaßen Vordergrundsideale, die auf das Ideal der Persönlichkeitsbildung zurückverwiesen. Wenn man sich heute für diese Idee nicht begeistern kann, dann sind, glaube ich, dafür Eigentümlichkeiten unserer Gesellschaft verantwortlich, nicht aber die Idee selbst.

Eine Gefahr unserer Zeit liegt aber darin, daß Ideen, die der Persönlichkeitsbildung schroff entgegenstehen, mit dem Anspruche auftreten, die Führer zu wahrer Menschlichkeit und Humanität zu sein. Es ist hier besonders an den dialektischen Materialismus zu denken, der den „echten Humanismus" auf seine Fahnen geschrieben hat.

Die Frage liegt nahe und wird häufig gestellt, ob nicht eines Tages eine Versöhnung möglich sein müßte mit diesem Gedankengut, das jenseits des eisernen Vorhanges eine Welt prägt. Ich meine, daß eine Versöhnung unserer Ideen mit denen des dialektischen Materialismus tatsächlich unmöglich ist.

Die Unvereinbarkeit der beiden Welten gründet sich auf sehr verschiedene Auffassungen

a) von den treibenden Kräften der Weltgeschichte und daraus folgend
b) von dem Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft.

Der dialektische Materialismus behauptet, das geistige und seelische Leben sei das Sekundäre, das Abgeleitete gegenüber dem materiellen Leben der Gesellschaft als der objektiven Realität. „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt". Was sind aber die Bedingungen des materiellen Lebens, die nach marxistischer Auffassung „in letzter Instanz" das menschliche Denken und Handeln, und damit auch die Geschichte, bewegen? Es sind die „ökonomischen Verhältnisse", es ist die Art und Weise der Gewinnung der Mittel für den Lebensunterhalt, die das geistige Leben der Menschen bestimmt. Die wirtschaftliche Produktion aber ist immer und überall gesellschaftliche Produktion. Daraus ergeben sich für *die marxistische Ethik* bestimmte Folgerungen hinsichtlich des Verhältnisses des Einzelnen zur Gemeinschaft. Wenn der Mensch ein durch die ökonomischen Verhältnisse bedingtes Kollektivwesen ist, dann muß auch seine Sittlichkeit zuerst auf die Herbeiführung oder Erhaltung der „richtigen" ökonomischen Verhältnisse gerichtet sein. Daher gibt es für den dialektischen Materialismus im Grunde nur eine Sünde: die Sabotage am „Aufbau des Sozialismus".

Bilden nun aber tatsächlich die ökonomischen Verhältnisse die eigentlich treibenden Kräfte der Weltgeschichte? Es ist gewiß Marxens Verdienst auf ihre Bedeutung hingewiesen zu haben, aber daß die ökonomischen Verhältnisse „in letzter Instanz", wie Engels es formulierte, alles Handeln und Denken bestimmen, ist eine ebenso wenig beweisbare Behauptung wie die, daß das der „Wille zur Macht" tue, wie Nietzsche glaubte.

Der Mensch ist ein kompliziertes, von recht verschiedenartigen Kräften getriebenes Wesen, und jede Reduzierung seiner Eigenart auf eine „letzte Instanz" ist eine unstatthafte Vereinfachung seines Seelen- und Bewußtseinsaufbaues. Die Entfaltung der Persönlichkeit in ihrem individuellen Gestaltungsreichtum beruht ja gerade auf diesem komplizierten und vorläufig noch unübersehbaren Reichtum der den Menschen bedingenden Kräfte. Wir können daher in dem ökonomischen Materialismus nur eine vulgäre Vereinfachung sehen, mit deren Unhaltbarkeit auch die primitive ökonomische Kollektivethik dahinfällt.

In einem sowjetischen philosophischen Lehrbuch heißt es: „Sittlich und moralisch ist alles das, was die neue sozialistische Gesellschaftsordnung unterstützt." Aber wenn es nicht so ist, daß die ökonomischen Verhältnisse letzten Endes das menschliche Bewußtsein bestimmen, wenn also auch der Aufbau des Sozialismus nicht die notwendige Voraussetzung dafür ist, daß der Mensch „menschlich" wird, dann muß seine Sittlichkeit nicht zuerst in der Herstellung ökonomischer Kollektivordnungen bestehen.

Dann kann es bei der Ethik Kants bleiben, die eine volle Ausbildung der Persönlichkeit mit der Wahrung der Interessen aller ermöglicht, ohne daß *eine* Lenkungsinstanz die „Massen der Werktätigen zum Wohle der Gesellschaft zum Einsatz bringt".

Nun ist die abendländische Sozialethik keineswegs so unproblematisch, wie es hier den Anschein haben könnte. Die Meinungen darüber, wie denn in der Praxis die Grenzen gezogen werden sollen zwischen den Interessen der Einzelnen, oder wann das „Gemeinwohl" bei aller Anerkennung des Selbstwertes der Persönlichkeit beachtet werden muß, gehen auseinander. *Das Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft ist vielleicht nie ganz befriedigend zu lösen,* und unsere Geschichte zeigt hier denn auch ein merkwürdiges Schwanken von Zeiten starker Betonung der Rechte des Einzelnen zu Zeiten der Verlagerung des Schwergewichts auf die Interessen der Gesamtheit. Aber die Meinung, das Kollektiv sei Selbstzweck, nicht Mittel zum Zwecke zur Förderung jedes Einzelnen, ist in Europa nur als Übersteigerung des Prinzips vom Gemeinwohl aufgetreten und immer recht bald korrigiert worden.

Wir streifen hier ein Problem, das immer dann praktisch wird, wenn der Versuch gemacht wird, Menschen zu bilden.

Es zeigt sich dann, daß eine für alle Zeiten und Räume gültige Lebensform nicht zu finden ist. Die im Menschen schlummernden Kräfte sind so zahlreich und so vieler Gestaltungen fähig, die ihn formenden natürlichen und kulturellen Umwelten häufig so einseitig, daß der in der Wirklichkeit auftretende Mensch immer nur Bruchstücke eines idealen, vollen Menschen verwirklichen kann.

„Wir alle sind Fragmente unserer selbst", sagt Georg Simmel treffend.

So nimmt es nicht wunder, daß die bisherigen Versuche, Persönlichkeiten heranzubilden, immer bald zu bestimmten *Typen* führten, die einzelne Züge menschlichen Wesens stark betonten, andere dagegen vernachlässigten.

Ich erinnere an die Abwandlungen, die das europäische Ritterideal im Laufe der Jahrhunderte und von Land zu Land erfuhr. In seiner Idee war das Rittertum des Mittelalters ein großartiger Versuch, das Menschliche sowohl nach seiner sittlichen als auch nach seiner ästhetischen Seite voll zu entfalten. Das griechische Ideal der Kalokagathia, des Schön- und Gut-seins, in christlichem Gewande.

Nur einzelne Züge dieser Lebensform wurden verwirklicht etwa von dem auf die Gemeinschaft eingeschworenen preußischen Ordensritter oder von dem die äußere persönliche Unabhängigkeit über alles schätzenden englischen Gentleman, zwischen welchen beiden Gestalten nach Oswald Spenglers Meinung die dem Europäer möglichen typischen Lebensformen liegen.

Wir brauchen hier nicht den Gedanken zu verfolgen, inwiefern diese beiden Lebensformen in der einseitigen Ausbildung bestimmter menschlicher Kräfte so weit gingen, daß die Entfaltung von vollen Persönlichkeiten gerade wieder verhindert wurde. Die Überbetonung des Staatsgedankens einerseits und die Übersteigerung des ökonomischen Erwerbsstrebens andererseits haben immer wieder berechtigte Kritik an der Praxis des einen und des anderen Lebensbildes laut werden lassen.

Wir werden uns auch heute nicht einbilden dürfen, eine menschliche Lebensform entwickeln zu können, die von solchen Einseitigkeiten frei ist.

Aber sollte nicht der Versuch gemacht werden, die ritterlichen Ideale in einer unserer Zeit angepaßten Form zu verwirklichen?

Wie müßte dann der im menschlichen Sinne Gebildete unserer Tage aussehen?

(Forts. folgt)

Hauptmann Hans-Jürgen Wilhelmi

Offizier und Vaterland

A. **Einleitung**

„Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne endlich mir das Land! So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt! Das soll es sein! Das wackrer Deutscher, nenne dein!"
(E. M. Arndt, 1813)

In diesem Lied aus den **deutschen** Freiheitskriegen ist — so pathetisch es klingt — vieles ausgedrückt, was zur Erklärung des Vaterlandbegriffes gehört. —

Nur von den **deutschen** Verhältnissen soll die Rede sein, um den Gegenstand der Betrachtung nicht komplizierter zu machen, als er ohnehin schon ist. Glühendheiße Tränen, überschäumende Begeisterung, Illusionen, millionenfacher Tod, Enttäuschung, Spott und kaum zu verhehlende Verlegenheit — kurz: Geist, Gefühl und Leben sind es, die sich mit diesem Begriff verknüpfen.

B. **Das Wort Vaterland — Anlaß zur Verlegenheit**

Natürlich ist E. M. Arndts pathetische Begeisterung für das Vaterland unserem heutigen Zuschnitt unangepaßt. Sie enthält aber Vorstellungen, die uns bei der Klärung helfen:

— das Land mit seinen Grenzen,
— die gemeinsame Sprache,
— der gemeinsame Glaube.

Ebenso ist es das Land, in dem der Vater geboren wurde, und es ist das Land, dem ich mich gefühlsmäßig dadurch zugehörig fühle, daß mein Schicksal mit dem seinen in jeder Beziehung verbunden ist: durch die Geschichte, Leiden und Freude, die Familie, die Religion und die wirtschaftliche Existenz. Deshalb ist es auch einleuchtend, daß jemand, dem diese Bindungen fehlen, sein Vaterland **eher** zu verleugnen oder zu verraten bereit ist.

Der Begriff Vaterland drückt also die Gesamtheit kultureller, sittlicher und religiöser Eigenarten innerhalb eines bestimmten Raumes aus, in den der Mensch hineingeboren wird, der für ihn eine geschichtliche Tatsache ist.

Erleichtert wird dem jungen Menschen das Verständnis, wenn er die **Heimat** als Ausgangspunkt annimmt, die sich mit zunehmender Erkenntnis und Reife für ihn zum Vaterland erweitert. Die **Familie** ist beider Anfang, und was die Familie für die Heimat bedeutet, das bedeutet Heimat für Vaterland, nämlich Sicherheit, Treue, Freiheit, eigenes Schicksal.

Schwer wird es, wenn man der jungen Generation das Vaterland nahebringen will, da sie das **Pathos** ablehnt.

Pathos können wir gern entbehren, nicht aber das Vaterland. Wir dürfen heute auf vieles verzichten. Wir müssen uns unbedingt auf vielen Gebieten etwas Neues einfallen lassen; keine Notwendigkeit kann aber verlangen, daß wir auf das Vaterland verzichten, auch, wenn es in der Vergangenheit schwer gelitten hat und erst später wieder aus den Trümmern der unbewältigten Vergangenheit ausgegraben worden ist, als Programmpunkt der Parteien, für Neujahrsansprachen und nicht zuletzt auch bei Vereidigungsreden in unseren Kasernen.

Für den **jungen Offizier** — auch den Reserveoffizier — kommt es darauf an, zu prüfen und zu entscheiden, ob er für **dieses** Vaterland eintreten, von ihm und mit ihm leben und dafür sterben kann ohne wieder mißbraucht zu werden; und nach ihm richtet sich die Armee. —

Einfacher ist der Begriff der **Nation** als: das Volk, das, verbunden durch das gemeinsame geschichtliche Schicksal und das Bekenntnis zum gemeinsamen Vaterland in dessen Grenzen lebt. Wie wir an dem Beispiel der Zeit vor 1871 in Deutschland sehen, ist sie nicht an eine politische Organisationsform gebunden, sondern umfaßt alle Volksteile, die sich einem Vaterland zugehörig fühlen. **Fichte** spricht von der „deutschen Nation", an die er seine Reden richtet, und Treitschke bedauert die gefühlsbetonten vaterländischen Feste, die aber zur Erhaltung des gesamtdeutschen Einheitswillens nötig seien, da die parlamentarische Organisationsform noch fehle.

Wenn nun heute das Wort Vaterland gerade von jungen Leuten ungern in den Mund genommen wird, so ist das eine Folge des Tot-

schweigens durch die Kriegs- und Nachkriegsgeneration, eine Folge bitterer Enttäuschung und Erniedrigung, eine Folge des Eingestehens eigener Dummheit, wieder einmal auf das Vaterland hereingefallen zu sein, für das es nach Horaz süß und ruhmreich ist zu sterben. Wie häufig in solchen Fällen — gerade in Deutschland — kam es zu dem geistigen Trugschluß, von nun ab müsse alles, was mit Vaterland zu tun habe, abgelehnt werden; jeder, der davon rede, sei unglaubwürdig, und rot sei besser als tot.

Wie diese Bewegung geistiger und ideeller Spaltung unserer Bevölkerung, die für unser nationales Gefühl fatale Folgen hatte, im Osten Deutschlands geschickt und konsequent aufgefangen wurde, hören wir etwas später. Fest steht jedenfalls z. Zt., daß **der** Teil Deutschlands, in dem eine tolerante und sittlich hochstehende Form eigener Meinungsbildung gepflegt wird, im ersten Anlauf und auf dem handfesten Marktplatz politischer Anpreisungen der Raffinesse der kommunistischen Methode im Augenblick unterlegen ist; wie gesagt, nicht an sittlich ideellem, aber an praktisch politischem Wert. —

Zwei Jahre nach Aufstellung der Bundeswehr, 1958, entfernten Studenten in München die Worte „Dulce et decorum est pro patria mori" vom Portal des Universitätsgebäudes und bekundeten damit nicht nur die wohl berechtigte Ablehnung des Wortes „dulce" angesichts des phantasielosen Sterbens in der Materialschlacht, sondern wahrscheinlich auch, daß „patria" oder besser noch **„pro** patria", **für** das Vaterland etwas sein oder tun, ihnen nichts mehr bedeutete. — Welch ein Hinpendeln zum äußersten anderen Extrem! Welch ein Zeitgeist! Aber auch welch eine Ratlosigkeit in einem Deutschland der verlorenen Maßstäbe!

C. Der junge deutsche Offizier und die NATO

Anders als Studenten in München und auch anderswo schickten sich 1956 viele junge Leute nach dem Schulabschluß oder der Berufsausbildung an, Offizier der neuen deutschen Streitkräfte zu werden, unverständlich für die meisten Menschen ihrer Umgebung und dennoch unter dem offiziellen Argument, es gelte, die Freiheit und die demokratische Grundordnung in der Bundesrepublik zu schützen und darüber hinaus im Verband der NATO, auch im Ausland, gegen Angriffe aus dem Osten zu kämpfen. **Nur als Glied der NATO** wurde und wird auch heute die Bundeswehr betrachtet, und d. h., daß deutsche Soldaten genauso in der Türkei oder in Portugal ihr Leben einsetzen müssen für etwas, das **nicht** ihr Vaterland ist, wie in Deutschland selbst. Das hat, auf unser Thema bezogen, den Vorteil, daß deutsche Soldaten, im Ausland eingesetzt, nicht auf deutsche Soldaten schießen brauchen, und den Nachteil, daß das **Wehrmotiv** außerhalb des eigenen Vaterlandes schwächer wird, wenn nicht eine neue Beziehung zwischen den Soldaten und einem „erweiterten Vaterland" eintritt, die ich als Voraussetzung für die Kampfkraft ansehe.

Ich lasse bewußt diejenigen Offiziere vorerst aus dem Spiel, auf die das Kriegshandwerk an sich Reiz ausübt und für die die Verteidigung der freien Welt nur zweitrangigen Wert hat. Für alle anderen, die sich wirklich Rechenschaft über ihren Daseinszweck ablegen, kam es dringend darauf an, die „ungelösten Probleme" ihres Dienstes so schnell wie möglich aus dem „Raume", in dem sie irgendwo „standen", auf den festen Boden des gesunden Menschenverstandes herunterzuholen und dort zu lösen. Dazu war die **Vereidigung** der Soldaten nötig, die ihn verpflichtet, „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen".

Die Schwierigkeiten, die bei der Vorbereitung des Eides auftraten, gehen aus den **Berichten des Verteidigungsausschusses** des deutschen Bundestages hervor (§§ 7 u. 9 SG), in denen es u. a. heißt:

„Ferner gab der Begriff ‚Vaterland' Anlaß zu gründlicher Überlegung. Der Ausschuß wünschte klarzustellen, daß der Soldat Befehle und Anweisungen aus den Organen der Bundesrepublik entgegenzunehmen und treu zu erfüllen hat, daß er sich aber dabei für das Schicksal des gesamten deutschen Volkes, auch soweit es nicht im Geltungsbereich des Grundgesetzes lebt, verantwortlich weiß."

Die Art der großen militärischen Organisation und damit die ideellen Grundlagen haben sich seit jeher geändert. Heute tritt an den Offizier der Bundeswehr die dringende Forderung heran, über Deutschland hinaus **die Mitgliedstaaten der NATO,** also die Masse des freien Westens, zumindest als ein **„ideelles Vaterland"** anzuerkennen. Über die weitreichenden Folgen dieser Pflicht, die natürlich in ihrer direkten Auswirkung den Gehorsam gegenüber dem Dienstherren Bundesrepublik Deutschland bedeutet, dürfen wir als Offiziere uns niemals Illusionen hingeben, denn jede Krise innerhalb des nordatlantischen Bündnisses rüttelt ideell an den Grundlagen der Motive unseres Dienstes, denn die Bundeswehr ist als ein Verteidigungsbeitrag zur NATO gedacht, nicht als deutsche Privatarmee. Das französische Austrittsgebaren und der Ablauf der Vertragsdauer im Jahre 1969, also nach zwanzig Jahren, müssen uns zu ständiger wachsamer Orientierung an unserem deutschen und unserem „ideellen Vaterland" ermahnen. —

An diese Stelle gehört zweifellos ein **Blick auf die Verhältnisse in dem kommunistisch beherrschten Teil Deutschlands.** Der Marxismus-Leninismus erhebt einen Totalitätsanspruch an das Individuum und die Gemeinschaft von einem uns kaum vorstellbaren Ausmaß. Das Regime muß notgedrungen all **diejenigen** fürchten, die einen eigenen politischen Weg gehen oder aufgrund selbständigen Denkens nicht gemäß der offiziellen Parteilinie „mithassen" und „mitglorifizieren".

Die Armee insbesondere muß unlöslich an den Machtapparat des Staates gebunden und streng und zuverlässig in ihrer Ideologie sein, um ihren Zweck zu erfüllen. Das kommt in ihrem **Eid** zum Ausdruck: „Ich schwöre: meinem Vaterlande, der Deutschen Demokratischen Republik, allzeit treu zu dienen, sie auf Befehl der Arbeiter- und Bauernregierung unter Einsatz meines Lebens gegen jeden Feind zu schützen, den militärischen Vorgesetzten unbedingt Gehorsam zu leisten, immer und überall die Ehre unserer Republik und die ihrer Nationalen Volksarmee zu wahren." —

Das **Vaterland** ist also die DDR, die Befehlsstelle die Regierung. Der Soldat der NVA wird durch diesen Eid verpflichtet, **für die politischen Ziele der herrschenden Klasse** sein Leben einzusetzen.

Die Politorgane der Armee haben die wichtige Aufgabe, die Soldaten „zu bewußten konsequenten Kämpfern für die Sache der Arbeiterklasse und ihrer Partei und für den Arbeiter- und Bauernstaat zu erziehen." Dabei kommt es auf Patriotismus, unversöhnlichen Haß gegen die westdeutschen Militaristen und auf den sogenannten „sozialistischen Internationalismus" an, der uns gedanklich dem „ideellen Vaterland" des Bundeswehrsoldaten wieder nahebringt, das für den NVA-Soldaten eben, der Ideologie des „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" gemäß, die Sammlung aller sozialistischen Kräfte der Welt bedeuten soll. —

Kein Gefühl der Belastung durch die eigene Vergangenheit ist spürbar, da die Abspaltung der sozialistischen Klasse vom deutschen Staat der Vergangenheit im Bewußtsein des Kommunisten kein Schuldgefühl hinterläßt, sondern alles den Imperialisten, Monarchisten, Monopolkapitalisten und deren Nachfolgern, nämlich uns, in die Schuhe schiebt.

D. Das preußische Erbe

Viele Worte aus dem alten Preußen Friedrichs d. Gr. lassen sich ohne jeden Zweifel in der Armee verwenden; Sparsamkeit, Bescheidenheit, Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit, Treue und Tapferkeit sind Beispiele dafür. An die Stelle der Bindung an den Monarchen ist eine sittlich ernste Einstellung getreten, die Einsicht in die Notwendigkeit der Erhaltung von Recht und Freiheit gegenüber den Mächten der Unfreiheit und des Unrechts. Das ist das soldatische Ethos des jungen Offiziers der Bundeswehr, und zweifellos bedient er sich des preußischen Erbes, wenn er sich in den Dienst einer „höheren Sache" stellt, hinter der das eigene Interesse zurückzutreten hat. Ohne Ethos geht es nicht! —

Jeder Offizier muß vor allem daraus lernen, welche „ewigen Werte" es denn sind, die es zu einer ehrenvollen Aufgabe machen, dafür mit ganzer Person einzutreten, denn er verläßt sich nicht mehr darauf, daß immer der **Staat** es ist, der sie verkörpert.

Daher seine Abneigung gegen eine Bindung an eine Person, die den Staat repräsentiert. Nichts kann auf die Dauer dem Ethos des soldatischen Dienstes abträglicher sein als sein Mißbrauch und die Abnutzung der persönlichen Bereitschaft zum Dienst an einer „höheren Sache", z. B. durch mehrere Eide, wie sie von manchen älteren Soldaten in unserem Jahrhundert geleistet worden sind. —

E. Vaterland und Demokratie

Wer den Staat nicht liebt, kann doch sein Vaterland lieben; so bewiesen es die Sozialdemokraten bei Ausbruch des 1. Weltkrieges, indem sie dem Ruf des Kaisers zu den Waffen ohne Zögern folgten. Will es auch heute so scheinen, als gelinge es der Demokratie nur mühsam, beliebt zu werden und Zugang zu den Herzen der Deutschen zu finden, so müssen wir doch zugeben, daß sie die ideell beste Staatsform ist und mithin sich mit dem Vaterlandsbegriff am besten vereinbaren läßt ohne den Verdacht teuflischer Raffinessen einer Diktatur oder unkontrollierbarer Machtgelüste. Kein Zögern also erscheint verständlich, sich dem Ruf eines solchen Staates nach Sicherung von Recht und Freiheit anzuschließen, auch wenn ein Teil unserer Nation unter einer Staatsform lebt, die sich ebenfalls Demokratie nennt, die aber ganz zweifellos niemand bei uns, der ernstgenommen zu werden beansprucht, etwa als Rechtsnachfolgerin des deutschen Reiches anerkennt. Die demokratische Grundordnung unserer Bundesrepublik ist es also, die als vorläufige politische Organisationsform jenes Teiles Deutschlands betrachtet wird, der Anspruch auf die Vertretung der Interessen Gesamtdeutschlands erhebt.

Die demokratische Staatsform wirkt sich in allen Lebensbereichen aus und erzeugt damit positive und bedauerliche Erscheinungen. Zu den positiven gehört zweifellos die Erziehung zur Mitverantwortung und zur bestmöglichen, freien Entfaltung des einzelnen Staatsbürgers. Zu den bedauerlichen gehört bei uns in der BRD aber auch die Möglichkeit zu „nahezu ausschließlicher Orientierung am eigenen Interesse". Selten wohl hatten die schicksalhaften öffentlichen Angelegenheiten unseres Volkes so wenig echte wahrhaftige Anteilnahme wie heute. Und mit dem Nachlassen des Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten und mit zunehmender Entfernung von persönlicher und materieller Not sinkt auch der Gedanke an das Vaterland ins Unterbewußtsein ab und verkümmert als gestaltende, maßgebliche Größe. —

Die Bundesrepublik als Abwehr- oder ideelle Angriffsbasis gegen den Kommunismus erscheint notgedrungen so lange unwirksam, als nicht die **Demokratie** selbst als Mittel und Lebensgrundlage gegen ihn wahrhaftig anerkannt wird. Nach Ideen gegen den Kommunismus zu verlangen und die Demokratie selber für untauglich zu halten, ist der Anfang der Selbstaufgabe. Alle möglichen Wege werden gesucht, der kommunistischen Ideologie schlagkräftig zu begegnen. Dabei verliert man den handfesten demokratischen Grundgedanken aus dem Auge.

Der junge Offizier, darin großgeworden, ist aufgerufen, der Demokratie in seinem Vaterland **die** Geltung zu verschaffen, die es allein vor der Verwirrung der Begriffe und Ideen und damit der Niederlage gegenüber jedem zielstrebigen Gegner bewahrt. Hat die demokratische Haltung bei uns diese überzeugende Kraft erlangt, dann wird es jedem Soldaten leichter fallen, die Bundesrepublik als Ausgangspunkt und „Modell und als stellvertretende Vorform eines jemals etwa wieder zu erlangenden deutschen Nationalstaates" (Eugen Lemberg) anzuerkennen.

Die Behauptung Lembergs scheint mir geeignet, neben den zivilen auch die soldatischen „Kräfte der Hingabe" zu wecken, die einem Nationalstaat eigentümlich sind. Da die Demokratie nicht unser Anliegen allein ist, sondern verbindlich in allen maßgeblichen Ländern des freien Westens, erhält sie für uns Soldaten eine gesteigerte Wirkung als Motiv dienender Hingabe. Bei aller Anerkennung dieser Werte der Demokratie darf allerdings nicht vergessen werden, daß noch zu viele Menschen bei uns und außerhalb (z. B. Bertrand Russel in England) sie nicht mit dem ganzen Einsatz der Person zu verteidigen gedenken. Lieber rot als tot ist ihr Ruf, und damit schaufeln eigentlich **die** Leute der Demokratie unbewußt ihr Grab, die am heftigsten für ihre vollständige Verwirklichung eintreten. Ist denn aber **das** meine ureigene Überzeugung, wofür ich nicht bereit bin, mit dem Leben einzutreten? Auch diejenigen überzeugten Demokraten, die so ernsthaft für die Männer des 20. Juli eintraten: denken sie nicht an die Worte des Generals v. Tresckow: „Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben einzusetzen"? —

F. Das Vaterland als Wehrmotiv

Dem jungen Offizier stellt sich die Frage: Wie bilde ich gute Soldaten aus? Die Antwort lautet: Durch die Qualitäten des Offizier- und Unteroffizierkorps. Die Einsicht des Soldaten in die Notwendigkeit einer Maßnahme rangiert erst an zweiter Stelle. Sie wird aus Mangel an Intelligenz beim einzelnen und staatsbürgerlicher Erziehung außerhalb der Bundeswehr häufig gar nicht erreicht. Das persönliche Vorbild des militärischen Führers und die harten Forderungen, die er als Autorität stellt, bringen militärische Leistungen hervor, denn **er** repräsentiert dem Soldaten gegenüber die Autorität und den Willen des Staates. Da es nach wie vor **nicht** süß und ruhmreich ist, für das Vaterland zu sterben, ebenso wenig aber, in Friedenszeiten unbequemen und unfreiwilligen Dienst zu leisten, müssen unnachgiebige Forderungen in Disziplin und Ausbildung **das** ersetzen, was drohende Kriegsgefahr von selber schafft: die Einsicht nämlich. Wer an das israelische Beispiel denkt, weiß, daß diese Armee trotz mancher Mängel in der äußeren Disziplin hervorragende Leistungen vollbringt, da die Gefahr, das Vaterland zu verlieren, sie täglich auf unnachahmlich aktuelle Weise bedroht. —

Bei uns ist es deshalb notwendig, daß der Offizier folgendes richtig erkennt: Jeglicher Wehrdienst braucht auch ein **Wehrmotiv.** Für die Bundeswehr ist es die Verteidigung des Vaterlandes. Da in der Bundesrepublik der Staat dem einzelnen aber sehr weitgehende individuelle Freiheiten zugesteht, auf der anderen Seite die geistige und gefühlsmäßige Vorbereitung auf die Rolle des Staatsbürgers noch mangelhaft ist, muß der Offizier ohne Zögern **dort** mit harten Maßnahmen militärische Erfordernisse durchsetzen, wo die persönliche Einsicht nicht vorhanden ist und nicht geweckt werden kann. Das Recht dazu erhält er erst durch sein **persönliches** Bekenntnis zu seinem Vaterland. —

„Die Freiheit vom Staat ist das Gegenteil eines Wehrmotivs", die Bindung an ihn eine wesentliche Voraussetzung für den guten Soldaten. Der Offizier hat seinen Soldaten zu zeigen, daß das Vaterland nicht nur **für ihn** da ist, sondern auch Ansprüche an ihn stellen kann.

Beobachtungen in der amerikanischen Armee haben ergeben, daß die Soldaten der streng nach demokratischen Prinzipien ausgebildeten Infanterieverbände in Korea an Kampfwert nicht zu vergleichen waren mit den Soldaten der Marine und der Luftwaffe, die wesentlich kompromißloser ausgebildet worden waren. Nur 15 bis 25 % einer Einheit machten von der Waffe im Kampf Gebrauch, u. z. nicht etwa aus humanitären Gründen, sondern weil sie den harten Anforderungen des Kampfes nicht gewachsen waren. —

Die Masse der deutschen Soldaten des 1. und 2. Weltkrieges kämpfte in dem Bewußtsein, der eigenen nationalen Sache damit einen Dienst zu erweisen; die Gefahren des Krieges und der Tod werden aber nach neuen soziologischen Untersuchungen weniger aus Vaterlandsliebe als aus dem Zugehörigkeitsgefühl zur **Gruppe** der Kameraden erduldet. Die „Tradition ist deshalb auch in die Vergangenheit projizierter Korpsgeist", d. h. der Frontsoldat fühlt sich allen Soldaten verbunden, die vor ihm und mit ihm im Kriege Gefahr bestanden und Qualen erlitten haben. Heute kommt es darauf an, den Soldaten angesichts des geteilten Deutschlands in seiner Einsichtsfähigkeit nicht zu überfordern, sondern ihn verantwortungsbewußt zu führen und auszubilden.

Soldaten sind in der Regel keine Studenten und ihr Offizier kein Dozent, der mit ihnen ein Colloquim über das Vaterland abhält. Soldaten haben aber einen Kopf zum Mitdenken und ein Herz, das sich, wenn auch mühsam, für Deutschland entfachen läßt. Wer dies durch Beispiel und verantwortungsbewußten Führungswillen schafft, leistet, so scheint es mir, seinem Vaterland als Offizier den besten Dienst. —

Literatur:

Otto Zwengel: „Soldatische Erziehung"

Margret Boveri: „Verrat im XX. Jahrhundert (III)", Hamburg 1957

„Das Fischer-Lexikon", (Staat und Politik), Frankfurt/M. 1957

Heinrich von Treitschke: „Freiheit, Einheit, Völkergemeinschaft"

Wolf Schneider: „Das Buch vom Soldaten", Düsseldorf 1964

Emil Obmann: „Soldaten, Bürger, Militaristen", Stuttgart 1958

Major Dr. Trentzsch: „Der Soldat und der 20. Juli", Darmstadt 1956

Schicksalsfragen der Gegenwart (IV), (Heuß, Lemberg)

W. Martini: „Freiheit auf Abruf", Köln-Berlin 1960

D. Dr. Eugen Gerstenmaier: „Das deutsche Nationalbewußtsein", 1964

Oberstleutnant Berthold Schirmer

INNERE FÜHRUNG (II)

Probleme, Grundsätze und Folgerungen

Wir bringen nachstehend den II. Teil der Vorschläge, die u. E. sehr beachtenswert sind und zu denen wir um Stellungnahme sehr bitten.
Red.

Was ist auf dem Gebiet der Inneren Führung in der Zukunft zu tun?

1. Nachstehende Gesetzesänderungen und Maßnahmen auf dem Gebiet der Inneren Führung halte ich in der Zukunft für erforderlich:

a) **Die Anwendung des § 29 Abs. 1 Nr. 3a des Wehrpflichtgesetzes**

Der § 29 Absatz 1 Nr. 3a der neu in Kraft getretenen 3. Novelle zum Wehrpflichtgesetz bestimmt:

„Ein Soldat, der auf Grund der Wehrpflicht Wehrdienst leistet, ist zu entlassen, wenn nach seinem bisherigen Verhalten durch sein Verbleiben in der Bundeswehr die militärische Ordnung oder die Sicherheit der Truppe ernstlich gefährdet würde."

Der Tatbestand des § 29 Abs. 1 Nr. 3a des Wehrpflichtgesetzes ähnelt dem § 55 Abs. 5 Soldatengesetz mit dem Unterschied, daß § 29 Abs. 1 Nr. 3a des WpflG es auf eine ernstliche Gefährdung der Sicherheit der Truppe abstellt, während § 55 Abs. 5 SG eine ernstliche Gefährdung des Ansehens der Bundeswehr verlangt.

Hinsichtlich der Anwendung des § 29 Abs. 1 Nr. 3a WpflG muß besonders betont werden, daß diese niemals dazu führen darf, auf billige Art „unbequeme" Wehrpflichtige loszuwerden. Darüber hinaus sollte die Bestimmung bei wehrunwilligen Wehrpflichtigen, die ihre Entlassung durch Begehung von Dienstvergehen erzwingen wollen, nur mit allergrößter Vorsicht angewandt werden, weil es in solchen Fällen aus Abschreckungsgründen unter Umständen zweckmäßiger sein könnte, das Nachdienen gemäß § 5 Abs. 5 WpflG anzuordnen, wenn hierfür die Voraussetzungen vorliegen.

Es dürften z. B. keine Bedenken bestehen, Wehrpflichtige wegen ernstlicher Gefährdung der militärischen Ordnung nach § 29 Abs. 1 Nr. 3a des Wehrpflichtgesetzes in Zukunft zu entlassen, wenn sie schwerwiegende Gehorsamsverweigerung, tätliche Angriffe gegen Vorgesetzte, eigenmächtige Abwesenheit, Fahnenflucht, Kameradendiebstahl, Diebstahl von Bundeseigentum, Sittlichkeitsdelikte aller Art oder Verbrechen wie z. B. Mord oder Raub begangen haben, ohne daß noch der Ausgang des Strafverfahrens abgewartet werden muß. Bei Straftaten nach dem Wehrstrafgesetz, insbesondere aber bei Gehorsamsverweigerung und tätlichen Angriffen gegen Vorgesetzte sollte darauf geachtet werden, daß vor einer Entlassung aus Gründen der Aufrechterhaltung der Disziplin und der Abschreckung von dem Bataillonskommandeur unverzüglich empfindliche Arreststrafen verhängt werden.

Die Bestimmung des § 29 Abs. 1 Nr. 3a des Wehrpflichtgesetzes mit seinem Tatbestandsmerkmal der ernstlichen Gefährdung der Sicherheit der Truppe kann nicht nur in Fällen von Hochverrat, Landesverrat, Verfassungsverrat oder verräterischen Beziehungen angewandt werden, sondern auch in Fällen, wo z. B. ein Wehrpflichtiger während seiner Dienstzeit so erhebliche Schulden macht, daß sein Verbleiben in der Bundeswehr aus Sicherheitsgründen nicht mehr verantwortet werden kann. Auch in Fällen von Fahnenflucht dürfte meistens eine ernstliche Gefährdung der Sicherheit der Truppe gegeben sein.

Begeht aber ein Wehrpflichtiger nur einfache Dienstvergehen, die keine strafbaren Handlungen sind, wie z. B. Zapfenstreich-, Urlaubsüberschreitung, Bruch des Bereitschaftsdienstes oder Alkoholgenuß im Dienst, so sollte nach meiner Auffassung in der Regel eine Entlassung nach § 29 Abs. 1 Nr. 3a des Wehrpflichtgesetzes erst vorgenommen werden, wenn eine zweimalige Arreststrafe des Bataillonskommandeurs wirkungslos geblieben ist **und** der Wehrpflichtige danach erneut ein Dienstvergehen begangen hat. Legt man bei der Entlassung nach § 29 Abs. 1 Nr. 3a WpflG in Zukunft keinen strengen Maßstab an, dann kann dies dazu führen, daß nicht nur die Einheiten im Personalbestand erheblich geschwächt werden, sondern auch wehrunwilligen Wehrpflichtigen ein Anreiz gegeben wird, durch Begehung einfacher Dienstvergehen ihre vorzeitige Entlassung aus der Bundeswehr zu erreichen.

Wenn in Zukunft Wehrpflichtige nach dem neuen Tatbestand des § 29 Abs. 1 Nr. 3a WpflG entlassen werden, ist immer daran zu denken, daß es für kriminelle Wehrpflichtige noch den § 29 Abs. 4 Nr. 2 WpflG gibt, der bestimmt:

„Er kann entlassen werden, wenn gegen ihn auf Freiheitsstrafe von 3 Monaten oder mehr erkannt ist."

Die Bestimmung des § 29 Abs. 4 Nr. 2 des Wehrpflichtgesetzes wird immer dann anzuwenden sein, wenn der Sachverhalt wegen Leugnens des Angeklagten erst in der Hauptverhandlung vor dem Strafrichter geklärt werden kann oder Unklarheiten hinsichtlich der Schuldfrage, wie z. B. der Zurechnungsfähigkeit, bestehen.

b) **Dienstgradverlust bei Entlassungen nach § 29 (4) Nr. 2 und nach § 29 (1) Nr. 3a WpflG**

Die im vorangegangenen Abschnitt erwähnte dritte Novelle zum Wehrpflichtgesetz mit ihrem § 29 (1) Nr. 3a ist noch nicht befriedigend, weil diese — ebenso wie § 29 (4) Nr. 2 des WpflG — keinen Dienstgradverlust enthält.

Begehen z. B. ein Soldat auf Zeit in den ersten 4 Dienstjahren und ein Wehrpflichtiger — beide mit dem Dienstgrad Gefreiter — eine schwerwiegende Gehorsamsverweigerung und einen tätlichen Angriff auf einen Vorgesetzten **und** werden nach § 55 (5) SG und nach § 29 (1) Nr. 3a oder § 29 (4) Nr. 2 WpflG entlassen, so verliert der Soldat auf Zeit gemäß § 56 (2) SG seinen Dienstgrad, während der Wehrpflichtige trotz seiner Entlassung seinen Dienstgrad behält.

Der Hinweis, daß wegen des Dienstgradverlustes gegen den Wehrpflichtigen ein disziplinargerichtliches Verfahren durchgeführt werden könnte, ist abwegig, weil ein solches Verfahren, wie später noch auszuführen sein wird, viel zu kostspielig, aufwendig und zeitraubend ist.

Wenn schon bei Soldaten auf Zeit in den ersten 4 Dienstjahren eine fristlose Entlassung nach § 55 (5) SG den Dienstgradverlust kraft Gesetzes zur Folge hat, so müßten erst recht Wehrpflichtige, die nach § 29 (1) Nr. 3 a oder nach § 29 (4) Nr. 2 des Wehrpflichtgesetzes entlassen werden, ihren Dienstgrad verlieren. Die jetzige und künftige gesetzliche Regelung auch unter Berücksichtigung der dritten Novelle zum Wehrpflichtgesetz führt zu einer ungleichen Behandlung von Soldaten auf Zeit und Wehrpflichtigen und ist demnach unbefriedigend.

Es ist daher zu fordern, daß in die vierte Novelle zum Wehrpflichtgesetz eine Bestimmung aufgenommen wird, die beinhaltet, daß ein Wehrpflichtiger, der nach § 29 (1) Nr. 3 a oder nach § 29 (4) Nr. 2 des Wehrpflichtgesetzes entlassen wird, seinen Dienstgrad verliert.

c) **Aufstellung von Bewährungseinheiten für Nachdiener und Wehrunwillige**

Immer mehr häufen sich die Fälle, daß Wehrpflichtige und auch Soldaten auf Zeit, insbesondere Z 2, durch fortgesetzte Dienstvergehen und durch strafbare Handlungen ihre vorzeitige Entlassung zu erzwingen versuchen.

Im Fall des Funkers M. mußten insgesamt 362 Tage Nachdienen gem. § 5 (5) WpflG festgesetzt werden. Da mit Sicherheit anzunehmen war, daß M. weitere Dienstvergehen begehen würde, die Arreststrafen und damit erneutes Nachdienen zur Folge gehabt hätten, hat ihm sein Disziplinarvorgesetzter bis zu seiner Entlassung die Ausübung des Dienstes gem. § 22 SG verboten. Ein ähnlicher Fall hat sich bei dem Lehrbataillon HOS III in München ereignet, wo der Btl.-Kommandeur wegen der Widersetzlichkeiten

Reichspräsident-Ebert-Kaserne in Hamburg.

Am 28. 2. 1965 erfolgte die feierliche Umbenennung der bisherigen Iserbrook-Kaserne anläßlich des 40. Todestages des ersten deutschen Reichspräsidenten Friedrich Ebert in REICHSPRÄSIDENT-EBERT-KASERNE. Der Kommandeur der Logistikschule der Bundeswehr, Flottenadmiral Klemm, hielt die Begrüßungsansprache. Die Festansprache hielt Innensenator H. Schmidt. Eine Ebert-Büste wurde enthüllt, die im Vorraum des Stabsgebäudes der Logistikschule ihren Platz finden wird. Neben der Wache am Eingang der Kaserne wurde ein Namensschild angebracht. (Foto: Conti-Press)

des betreffenden Soldaten keine andere Wahl hatte, als ihm während der Zeit des Nachdienens bis zur Beendigung der Dienstzeit die Ausübung des Dienstes gem. § 22 SG zu verbieten. Diese Fälle beweisen, daß jedes Festsetzen von Nachdienen gem. § 5 (5) SG seinen Sinn verliert, wenn der Disziplinarvorgesetzte wegen der Widersetzlichkeiten des betreffenden Soldaten gezwungen wird, ihm gem. § 22 SG bis zur Beendigung der Dienstzeit die Ausübung des Dienstes zu verbieten.

Der Wehrpflichtige W., der wegen fortgesetzter Fahnenflucht nach rechtskräftiger Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe von 8 Monaten Jugendstrafe gem. § 29 (4) Nr. 2 WpflG entlassen wurde, hat vor dem Strafgericht erklärt, daß er lieber ins Gefängnis ginge, als noch einen Tag Dienst in der Bundeswehr zu machen. Die Fälle, daß Wehrpflichtige eigenmächtige Abwesenheit oder Fahnenflucht in der Absicht begehen, um ihre vorzeitige Entlassung zu erzwingen, haben zugenommen. Auch bei Gehorsamsverweigerungen und tätlichen Angriffen auf Vorgesetzte habe ich diese Feststellungen treffen müssen. So hat z. B. am 17. 9. 1964 der Gefreite K., dessen Umwandlung von Z 4 auf Z 2 abgelehnt werden mußte, seinem Kp.-Chef erklärt, daß er keinen Befehl mehr ausführe, bis er seine Entlassung erzwungen habe. Diesen Entschluß hat er in die Tat umgesetzt, keinen Befehl mehr ausgeführt und auf diese Weise seine fristlose Entlassung gem. § 5 (5) SG erzwungen.

Für solche Fälle gibt es nach meiner Auffassung keine anderen Möglichkeiten, als entweder das Wehrstrafgesetz zu ergänzen und - analog der Dienstentziehung durch Täuschung gem. § 18 WStG - eine Bestimmung einzufügen, die das Begehen von Dienstvergehen in der Absicht, eine vorzeitige Entlassung zu erreichen, unter Strafe stellt oder die Möglichkeit zu schaffen, daß diese Soldaten zusammen mit den Wehrpflichtigen, die gem. § 5 (5) WpflG nachzudienen haben, in Bewährungseinheiten untergebracht werden. Der Aufstellung von Bewährungseinheiten gebe ich wegen der erzieherischen Wirkung auf wehrunwillige Wehrpflichtige den Vorzug.

Es sollte auf alle Fälle verhindert werden, daß wehrunwillige Wehrpflichtige ihre Entlassung durch Begehung von Dienstvergehen oder strafbaren Handlungen erzwingen können.

d) **Beseitigung von Mängeln im Musterungsverfahren**

Das jetzige Musterungsverfahren ist unzulänglich, weil immer wieder kriminelle und asoziale Wehrpflichtige zum Grundwehrdienst einberufen werden. Erst wenn sie während ihres Grundwehrdienstes eine strafbare Handlung begangen haben, erfährt man, wie in den geschilderten Fällen P. und W., daß sie vor ihrer Einberufung zur Bundeswehr mehrfach aus der Fürsorgeerziehung ausgebrochen waren und wegen Diebstählen, Betrügereien und Urkundenfälschungen bereits erhebliche Jugendstrafen erhalten hatten. Der Gesetzgeber sollte dafür Sorge tragen, daß kriminelle und asoziale Wehrpflichtige entweder überhaupt nicht einberufen werden oder daß diese — wie in dem vorangegangenen Abschnitt vorgeschlagen — in Bewährungseinheiten zusammengefaßt werden.

e) **Änderung des Erlasses Fü B I 3 — Az 13-05-03 vom 10. 4. 1962 betr. Trunkenheit am Steuer**

Da ein stetiges Ansteigen der Trunkenheitsdelikte festzustellen ist, bedarf es einer Überprüfung, ob die Bestimmungen des obigen Erlasses noch ausreichend sind.

Der obige Erlaß bestimmt, daß bei schweren Verkehrsverstößen, ausnahmslos aber bei Trunkenheit am Steuer, ein disziplinargerichtliches Verfahren einzuleiten ist, soweit es sich um Berufssoldaten oder Soldaten auf Zeit handelt, die Offiziere oder Unteroffiziere sind.

Das ständige Ansteigen der Trunkenheitsdelikte beweist aber, daß der Erlaß weder eine erzieherische noch eine abschreckende Wirkung besitzt. Ich führe dies darauf zurück, daß in Fällen von einfacher Trunkenheit am Steuer ohne Folgen die disziplinargerichtliche Verurteilung zu einer Gehaltskürzung von $^1/_{10}$ oder $^1/_{20}$ der Dienstbezüge auf die Dauer von 6 Monaten oder mehr meist erst wegen des anhängigen Strafverfahrens **1—1 $^1/_2$ Jahre nach der Tat** erfolgt. Hinzu kommt, daß in diesen Fällen die Laufbahnstrafe der Gehaltskürzung in erster Linie die Familie und nicht den Täter trifft. Für abschreckend und wirksam halte ich in derartigen Fällen **nur eine disziplinare Bestrafung,** die unmittelbar nach Begehung der Straftat, nicht aber nach 1—1 $^1/_2$ Jahren ausgesprochen wird.

In Fällen von einfacher Trunkenheit am Steuer wäre es daher weit wirksamer, wenn Arreststrafen von 2—3 Wochen verhängt und außerdem personelle Maßnahmen, wie z. B. Zurückstellung von einer Beförderung, Herunternehmen von einer höherwertigen Stelle oder Ablösung von dem bisherigen Funktionsposten ergriffen werden würden.

f) **Verkürzung der disziplinargerichtlichen Verfahren**

Die Dauer der disziplinargerichtlichen Verfahren muß auf jeden Fall verkürzt werden. Besonders ungünstig wirkt sich die Länge der disziplinargerichtlichen Verfahren dann aus, wenn Strafverfahren anhängig sind. Wenn in einem Strafverfahren eine Revision durchgeführt wird, dann kann dieses u. U. 1—1 $^1/_2$ Jahre dauern. Anschließend folgt in einem solchen Fall das disziplinargerichtliche Verfahren, welches ebenfalls 1—1 $^1/_2$ Jahre dauert, wenn eine Berufung bei den Wehrdienstsenaten in München durchgeführt wird. Der betreffende Soldat erhält dann vielleicht erst 3 Jahre nach der Tat eine Laufbahnstrafe wie z. B. Versagen des Aufsteigens im Gehalt auf die Dauer von 2 Jahren. Eine solche Verfahrensweise bedeutet nicht nur eine unerträgliche Belastung für den Betroffenen, sondern hindert auch die personalbearbeitende Stelle in der Zeit, in der die Verfahren anhängig sind, personelle Entscheidungen wie z. B. Beförderungen oder Versetzungen durchzuführen. Die gültige Wehrdisziplinarordnung ist nach meiner Auffassung zu sehr der Bundesdisziplinarordnung angeglichen. Offensichtlich ist übersehen worden, daß die Beamten unter ganz anderen Verhältnissen als die Soldaten ihren Dienst verrichten und keinem Wehrstrafgesetz mit seinen zahlreichen Tatbeständen unterworfen sind.

Es ist daher zu fordern, daß die Wehrdisziplinarordnung analog § 212 StPO ein „beschleunigtes Verfahren" erhält, welches dann Anwendung zu finden hat, wenn der Sachverhalt einfach und die sofortige Aburteilung des Beschuldigten möglich ist. Dies wird fast immer, von Ausnahmen abgesehen, der Fall sein. Außerdem müßte die starre Bindung des disziplinargerichtlichen Verfahrens hinsichtlich seiner Aussetzung wegen des sachgleichen Strafverfahrens in § 62 (1) Satz 1 WDO beseitigt werden.

Darüber hinaus sollte die Laufbahnstrafe der Gehaltskürzung (§ 44 WDO) überhaupt abgeschafft werden, weil diese mehr die Familien als die Soldaten selbst trifft. Auch die Laufbahnstrafen der Versagung des Aufsteigens im Gehalt (§ 45 WDO) und der Zurückstufung in eine niedrigere Dienstaltersstufe (§ 46 WDO), die ebenfalls die Familien besonders trifft, sollten wegfallen und durch eine **neue Laufbahnstrafe der Beförderungssperre** ersetzt werden. Diese Maßnahme trüge weiterhin nicht nur zu einer Vereinfachung

des disziplinargerichtlichen Verfahrens bei, sondern entspräche auch mehr den militärischen Belangen.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die jetzige Verfahrensweise nach der WDO nicht nur unbefriedigend, sondern auch ungeeignet ist, weil sie viel zu lange Zeit in Anspruch nimmt. Laufbahnstrafen in disziplinargerichtlichen Verfahren sind nur dann sinnvoll, wenn sie schnell verhängt werden.

g) **Schaffung einer Militärstrafgerichtsbarkeit und Zusammenlegung des Strafverfahrens mit dem disziplinargerichtlichen Verfahren**

Auf die Dauer ist es als untragbar anzusehen, daß nur Zivilisten als Schöffen über militärische Straftaten wie z. B. Gehorsamsverweigerung, Ungehorsam, tätliche Angriffe auf Vorgesetzte, Verabredungen zur Unbotmäßigkeit, Meuterei, Dienstentziehung durch Täuschung, eigenmächtige Abwesenheit, Fahnenflucht, entwürdigende Behandlung, Mißbrauch der Befehlsbefugnisse entscheiden, ohne die hierzu erforderlichen militärischen Kenntnisse zu besitzen.

Es ist weiter unerträglich, daß die Soldatenstrafsachen, die besonders eilbedürftig sind, vor den ordentlichen Gerichten verhandelt und in den allgemeinen Terminplan eingefügt werden.

Als Übergangslösung sollten wegen der generellen Eilbedürftigkeit der Soldatenstrafsachen Militärgerichte oder Wehrstrafgerichte eingerichtet werden, wie Landgerichtsrat Waechter in seinem ausführlichen Aufsatz „Soldat und Strafrichter" in der „Wehrkunde" 1964 Seite 370—372 eingehend begründet hat.

Rittau hat in seinem Kommentar zum Soldatengesetz § 7 Anm. 3 überzeugend nachgewiesen, wie nachteilig sich bei der Reichswehr die Abschaffung der Militärgerichtsbarkeit ausgewirkt hat und hierzu bemerkt:

„Man kann hiernach die Soldaten der Bundeswehr nur bedauern, wenn ihnen jetzt trotz aller trüben Erfahrungen wieder zugemutet wird, den Leidensweg zu gehen, den die Angehörigen der Reichswehr von 1926 bis 1935 erprobt haben, sobald auch nur der Verdacht einer strafbaren Handlung auf sie fiel . . ."

Die von Rittau erwähnten Befürchtungen haben sich bewahrheitet. Die Bestimmung des § 21 (2) WDO ist nicht geeignet, die Unzuträglichkeiten und die bestehenden Bedenken gegen die Verhandlung von Soldatenstrafsachen vor den ordentlichen Gerichten zu zerstreuen.

Darüber hinaus sollten, ähnlich wie im amerikanischen und englischen Recht, Strafsachen und Disziplinarsachen in einem einzigen Verfahren abgeurteilt werden. Die Rechtsstaatlichkeit bleibt gewahrt, wenn die Vorsitzenden der Gerichte unabhängige Richter sind.

Die heutigen Truppendienstkammern könnten dann militärische Schöffengerichte werden, die über Straftaten und Dienstvergehen von Soldaten in einem Urteil zu entscheiden hätten. Hierzu wäre es erforderlich, daß die Wehrdisziplinaranwälte staatsanwaltliche Befugnisse erhalten. Zur Sicherung der betroffenen Soldaten könnte auch zusätzlich noch eine Berufungsinstanz in Form einer militärischen Strafkammer, bestehend aus 3 Berufsrichtern und 2 Soldaten, geschaffen werden. Die beiden Wehrdienstsenate hätten dann die Funktionen von Militärstrafsenaten zur Entscheidung über Revisionen gegen Urteile der Militärstrafkammern.

Da die jetzige Verfahrensweise viel zu aufwendig, kompliziert, langwierig und zeitraubend ist, sollte im Hinblick auf die Artikel 96 a, 96 Abs. 3 und 101 GG eine entsprechende Änderung herbeigeführt und gem. Art. 101 Abs. 2 GG durch Gesetz eine eigene Militärstrafgerichtsbarkeit geschaffen werden.

h) **Änderung des § 1 (4) SG, der Vorgesetztenverordnung und der Grußordnung**

Um dem Unteroffizierkorps mehr Selbstvertrauen, Ansehen im Volk und mehr Autorität zu geben, die andauernden und sich immer mehr häufenden Fälle von Gehorsamsverweigerungen und tätlichen Angriffen auf Vorgesetzte einzudämmen und die Disziplin in der Truppe zu stärken, sollte nicht nur § 1 (4) Satz 2 SG ersatzlos gestrichen, sondern auch eine entsprechende Änderung der Vorgesetztenverordnung und der Grußordnung herbeigeführt werden. Solange es vorkommt, daß unsere Unteroffiziere von disziplinlosen, widersetzlichen, renitenten und aufsässigen Soldaten mißhandelt oder bedroht werden, erscheint es zur Aufrechterhaltung der militärischen Ordnung und zur Stärkung der Autorität des Uffz.-Korps dringend geboten, die oben vorgeschlagenen neuen Regelungen herbeizuführen.

Offiziere und Unteroffiziere sind überfordert, wenn für sie in § 10 (2) SG bestimmt ist:

„Er hat die Pflicht zur Dienstaufsicht und ist für die Disziplin seiner Untergebenen verantwortlich",

ohne daß ihm der Gesetzgeber die erforderlichen gesetzlichen Bestimmungen zur Erfüllung dieser Pflicht gibt. Hierzu gehört aber eine Änderung des § 1 (4) SG und der Vorgesetztenverordnung.

Besonders unbefriedigend ist die Bestimmung des § 6 der Vorgesetztenverordnung, die von einem Offizier oder Unteroffizier, wenn er dies für notwendig hält, erst **eine Erklärung zum Vorgesetzten** verlangt, weil eine Notlage sofortige Hilfe erfordert oder zur Aufrechterhaltung der Disziplin oder Sicherheit ein sofortiges Eingreifen unerläßlich ist oder eine einheitliche Befehlsgebung an Ort und Stelle unabhängig von der gliederungsmäßigen Zusammengehörigkeit zur Behebung einer kritischen Lage hergestellt werden muß.

In den genannten Fällen halte ich eine besondere Erklärung zum Vorgesetzten für unnötig, überflüssig und unzweckmäßig, weil viele Offiziere und Unteroffiziere wegen der besonderen Erklärung und wegen der Einschränkung — wenn sie dies für notwendig halten — von Eingriffen abgehalten werden. Diese Feststellungen habe ich wiederholt auf den Bahnhöfen in Düsseldorf und in Köln treffen müssen, wo mehrfach ein Eingreifen von Offizieren und Unteroffizieren zur Aufrechterhaltung der Disziplin unerläßlich gewesen wäre, besonders dann, wenn betrunkene Wehrpflichtige, ausgestattet mit Strohhüten und Stöcken, nach Beendigung ihrer Dienstzeit nach Hause gefahren, gröhlend und johlend im Bahnhofsgelände herumgezogen sind und sich nur mühsam auf den Beinen gehalten haben. Es sollte einmal bedacht werden, daß durch ein derartiges Verhalten das Ansehen der Bundeswehr in der Öffentlichkeit in einem erheblichen Maße geschädigt wird.

Es muß daher gefordert werden, daß § 6 der Vorgesetztenverordnung dahin abgeändert wird, daß der Befehl an den Soldaten die Erklärung zum Vorgesetzten ersetzt und die Einschränkung — wenn er dies für notwendig hält — entfällt.

Diese Neuregelung hätte sicher auch den großen Vorteil, daß dann weniger von der vorläufigen Festnahme gemäß § 9 (1), 2 Nr. 2 b WDO Gebrauch gemacht wird.

Ich halte es für bedenklich, das Vorgesetztenverhältnis erst im Verteidigungsfall auf den Dienstrang abzustellen, weil auch in dieser Frage die alte militärische Regel Gültigkeit hat, daß das, was im Frieden nicht geübt wird, in einem Krieg nicht funktioniert. Außerdem erscheint es mir nicht möglich, erst in einem Verteidigungsfall die Soldaten mit einer neuen Vorgesetztenverordnung vertraut zu machen, weil es dann vordringlichere Aufgaben gibt, als Belehrungen über neue Bestimmungen durchzuführen.

Entscheidend für meinen Vorschlag ist, daß eine strenge Dienstaufsicht von den Disziplinarvorgesetzten durchgeführt wird. Dienstaufsicht ist, wie Generalmajor a. D. Walter in seiner Abhandlung in der „Truppenpraxis" 1964 Seite 165 ausgeführt hat, das ständige Prüfen und Sorgen des Vorgesetzten um Haltung, Pflichterfüllung, Können und Fürsorge in seinem Verbande.

i) **Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft**

Entscheidende Aufgabe der Inneren Führung muß es in Zukunft sein, der Regierung und dem Parlament immer wieder Vorschläge zu unterbreiten, die auf eine Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft hinzielen. Hierzu gehört nach meiner Auffassung vor allem ein grundlegender Wandel in unserem gesamten Erziehungs- und Bildungswesen.

j) **Erziehung der Soldaten zur Disziplin und Wahrhaftigkeit**

Was soll man von einem Hauptfeldwebel halten, der grundsätzlich keine Versetzungsanträge auf dem Dienstwege stellt, sondern seine Versetzungswünsche nur gegenüber dem Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages äußert? Noch bedenklicher ist es, wenn dieser Hauptfeldwebel am 15. 9. 1964 in einer Beschwerdeschrift über seine früheren Vorgesetzten schreibt:

Künstlicher Nebel — — — — Sekunden beim Ausbooten aus dem Panzer. Blitzschnell verläßt die Besatzung ihren „krankgeschossenen" Panzer hinter einer schützenden Nebelwand anläßlich einer gelungenen Übung des Panzer-Grenadier-Bataillons 41. (Foto: Eberth)

„Die schon vorher erwähnte Machtprobe scheint sich nun kurzfristig den Leuten zuzuneigen, welche seinerzeit (1962) die Fehlentscheidungen trafen."

„Ist nun ein Hauptfeldwebel mit 27jähriger Dienstzeit, ein Familienvater mit 2 schulpflichtigen Kindern, ein Unteroffizier mit durchweg über dem Durchschnitt liegenden Beurteilungen gegen das Ansehen eines Offiziers zu stellen, welcher durch seine Fehlentscheidungen sein Ansehen ohnehin schon in Frage stellte."

Wie soll man Portepee-Unteroffiziere beurteilen, die Beschwerdeentscheidungen des nächsten Vorgesetzten und des nächsthöheren Vorgesetzten, nachdem diese rechtskräftig geworden sind, ohne Kommentar zur Überprüfung an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages schicken?

Solche Soldaten zu erziehen und erforderlichenfalls bei schwerwiegenden Falschangaben und groben Beleidigungen bestrafen zu lassen, ist Aufgabe aller Disziplinarvorgesetzten.

Es ist an der Zeit, daß der in Bearbeitung befindliche Erlaß über Behandlung von Eingaben an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages herauskommt.

Außerdem halte ich es für notwendig und unerläßlich, daß der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages konkretisierte Weisungen, d. h. eine Art Dienstanweisung erhält, die bestimmt, welche Vorgänge er zu bearbeiten hat und welche Vorgänge ohne Kommentar an den Absender zurückzusenden sind. Das Letztere sollte in all den Fällen geschehen, in denen Beschwerdeverfahren, Strafverfahren, disziplinargerichtliche Verfahren oder Verwaltungsstreitverfahren anhängig sind.

Außerdem sollte der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages von sich aus einem Soldaten schonungslos die Meinung sagen, der grundsätzlich keine Versetzungsanträge auf dem Dienstweg stellt und Versetzungswünsche nur ihm unterbreitet oder der kommentarlos unanfechtbare Beschwerdeentscheidungen zur Überprüfung übersendet oder der nachweisbare Falschangaben macht und seine Eingabe in einer beleidigenden Form abfaßt.

Um diese Vorschläge zu realisieren wäre es aber erforderlich, daß die Grundsätze der Inneren Führung in Form eines Erlasses veröffentlicht würden.

k) **Traditionserlaß**

Damit der geistige Standort der Bundeswehr näher bestimmt wird, sollte bald der in Bearbeitung befindliche Traditionserlaß herauskommen. Hierdurch entfiele eine große Unsicherheit innerhalb des Offizierkorps. In diesem Punkte besteht eine wesentliche Aufgabe der Inneren Führung, weil es allmählich Zeit wird, daß soldatische Tugenden wieder lebendig und bewährte Erfahrungen in unsere heutige Lebensform übernommen werden.

Es sollte eine echte Tradition und keine verschwommene geschaffen werden. Hierzu gehört, daß eine richtige Beziehung zum Begriff der Ehre hergestellt wird. Gewiß ist in der Zeit des Nationalsozialismus mit der Ehre ein arger Mißbrauch getrieben worden. Dies kann aber nicht dazu führen, daß es für den Soldaten der Bundeswehr keine Ehre mehr gibt. Es sollte nach meiner Auffassung klargestellt werden, daß der Dienst in der Bundeswehr — die Verteidigung von Recht und Freiheit des deutschen Volkes — ein Ehrendienst ist und daß die Ehre des Soldaten im Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens liegt.

Ich bin der Ansicht, daß das „Handbuch Innere Führung", soweit dieses sich auf den Seiten 49—77 mit Konvention und Tradition befaßt, einer grundlegenden Änderung und Überarbeitung bedarf. Statt seitenlanger Ausführungen über die Uniform und Stilverwandtschaften sollten besser die wichtigsten Epochen unserer Geschichte dargestellt werden, damit eine echte Tradition und eine lebendige Verbindung zur Vergangenheit entstehen. Dies ist für unsere jungen Offiziere besonders wichtig.

Man kann nach meiner Auffassung keine echte Tradition schaffen, die sich nur auf die Reformer Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Clausewitz, Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt sowie auf den Widerstand gegen Hitler mit dem 20. Juli 1944 stützt und hierbei wesentliche Epochen unserer Geschichte, wie z. B. das Zeitalter der großen deutschen Kaiser im Mittelalter, der Reformation, Friedrichs des Großen, Bismarcks oder die zwei Weltkriege unerwähnt oder unvollständig dargestellt läßt. Die Tradition muß sich auf Tatsachen gründen und darf nicht im luftleeren Raum schweben.

Schließlich vermisse ich auch heute noch eine verbindliche Stellungnahme zu den Kriegsverbrecherprozessen vor den Alliierten-Gerichten, soweit es sich hierbei um die Verurteilung von deutschen Soldaten handelte. Ich denke besonders an die Verfahren gegen die Feldmarschälle Ritter von Leeb, List und von Manstein. Es ist unbefriedigend, auf der einen Seite des 20. Juli 1944, obwohl es unerläßlich und damit erforderlich ist, zu gedenken, und auf der anderen Seite die jeder Rechtsgrundlage entbehrenden Kriegsverbrecherprozesse (vgl. Kaufmann: Schicksalsfragen der Gegenwart, Band I Seite 273—288 und Paget: Manstein — Seine Feldzüge und sein Prozeß, Seite 15, 86) unerwähnt zu lassen.

Solange in diesen wichtigen Fragen eine Stellungnahme fehlt, wird der Ausspruch von der „unbewältigten Vergangenheit" nicht aufhören. Hier Abhilfe zu schaffen, dürfte eine wesentliche Aufgabe der Inneren Führung sein. Hierbei verkenne ich allerdings nicht die bestehenden Bedenken politischer Art, da die damaligen Richter heute unsere Verbündeten sind.

2. Im Hinblick auf meine 11 Vorschläge gewinnen nachstehende Ausführungen des Generalmajors a. D. Curt-Ulrich von Gersdorff in seinem Aufsatz „Der Fall Bundeswehr" in der „Wehrkunde" 1964 Seite 405/406 besondere Bedeutung. Eine Reihe der von ihm aufgeworfenen Fragen glaube ich mit meinen Vorschlägen beantwortet zu haben. In diesem Aufsatz heißt es u. a.:

„Daneben sollte die ganze innere Ordnung der Bundeswehr im Hinblick auf die Disziplin überprüft werden. Nicht alles, was 1956 gut gemeint war, hat sich in der Praxis bewährt. Es gibt keinen Stillstand. Wie steht es z. B. mit der Lücke in der Befehls- und Disziplinargewalt zwischen den Kommandierenden Generalen und dem Verteidigungsminister? Können Generalinspekteur und Inspekteure für Geist und Disziplin der Truppe, für die Beachtung der Grundsätze der Inneren Führung verantwortlich sein, wenn sie weder befehlen, noch notfalls bestrafen können? Wie ist dem Papierkrieg zu steuern, der die Vorgesetzten der Truppe entzieht? Ist nicht zu viel von den Ausnahmefällen, in denen der Soldat nicht zu gehorchen braucht oder nicht gehorchen darf, zu wenig aber von dem Gehorsam die Rede gewesen? Ist die erzieherische Wirkung des Disziplinarwesens ausreichend oder bedarf dieses der Ergänzung? Sind Wehrstrafgerichte notwendig? Das sind Fragen, denen man sich jetzt ganz objektiv zuwenden sollte. Nagold und ähnliche Vorkommnisse entspringen vor allem dem Ungehorsam, mangelnder Disziplin und Dienstaufsicht."

Eine Stellungnahme zu der von Generalmajor a. D. v. Gersdorff in seinem Aufsatz erwähnten Lücke in der Befehls- und Disziplinargewalt zwischen den Kommandierenden Generalen und dem Bundesminister der Verteidigung steht mir als Offizier der Bundeswehr nicht zu. Vielleicht bringt in dieser Hinsicht einmal das nach § 66 SG vorgesehene Organisationsgesetz eine Klärung.

Scharnhorst's Worte: „Man muß das Ganze stets vor seinen Teilen sehen" dürften für uns alle richtungweisend sein.

Überwinden von Hindernissen

von Major Karl-Heinz Gött

Über den Hinderniswert von schmalen, tiefen Gräben mit steilen Böschungen bestehen unterschiedliche Meinungen. Die Leistungen unserer Kampfpanzer hinsichtlich Watfähigkeit, Steigfähigkeit und Überschreitfähigkeit sind bekannt. Sie können als Höchstwerte angesehen werden, die nur dann zu erreichen sind, wenn die Besatzung, vor allem der Fahrer, gut ausgebildet ist.

Für das Überwinden von schmalen, tiefen Gräben durch Panzer lassen sich keine feststehenden Regeln aufstellen. Zeit, Kräfte und Material — je nach zur Verfügung stehender Menge — können den Erfolg wesentlich beeinflussen. Außerdem ist selbstverständlich die taktische Lage zu berücksichtigen.

Im Folgenden sollen Möglichkeiten für das Überwinden schwieriger Gräben untersucht werden, um sowohl den Pionieren als auch der Kampftruppe Anregungen für die Ausbildung zu geben.

Eine PzBrig. hat den Auftrag, für den Fall eines feindlichen Einbruches Gegenangriffsmöglichkeiten in verschiedenen Richtungen zu erkunden und vorzubereiten. Das voraussichtliche Angriffsgelände liegt rückwärts des VRV. Es kann also ohne wesentliche Störung durch den Feind erkundet werden. Die PzPiKp. hat den besonderen Auftrag, Bewegungen in allen Richtungen sicherzustellen. Bei der Erkundung wird festgestellt, daß in einer Angriffsrichtung, noch dazu kurz vor dem möglichen Angriffsziel, ein schmaler, tiefer Graben vorhanden ist, über dessen Hinderniswert bei Pionieren und Kampftruppe unterschiedliche Meinungen bestehen. Es handelt sich um einen Bach mit nebenstehendem Profil (Bilder 1 u. 2).

Bild 1

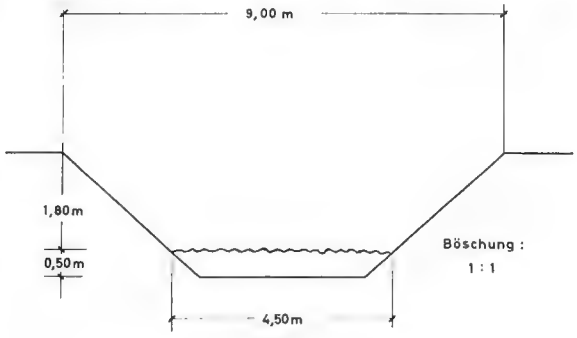


Bild 2

Dem Pionier kommen beim Anblick dieses Profils unangenehme Erinnerungen an Panzergräben, die im letzten Kriege der angreifenden Truppe unerwartete Schwierigkeiten bereitet haben. Von der Kampftruppe wird das Hindernis nicht einheitlich gewertet; teils stimmt man den Pionieren zu, teils ist man sehr optimistisch und glaubt, daß es sich überhaupt nicht um ein Hindernis handelt. Da keine Einigung über den Hinderniswert zu erzielen ist, schlägt der Pionier einen Versuch vor, der im Verfügungsraum durchgeführt werden kann.

Ein Bach wird so hergerichtet, daß er das gleiche Profil bekommt wie der Graben im Angriffsgelände. Dann wird versucht, den Graben mit einem Kampfpanzer zu überwinden. Das Ergebnis zeigen die Bilder 3 bis 6. Auf Bild 3 ist der Pz. in dem Augenblick zu sehen, in dem er in den Graben hineingefahren ist. Bild 4 zeigt ihn einige Minuten später, nachdem er mehrmals versucht hat, die Gegenböschung zu ersteigen. Was sich am Fuß der Böschung abgespielt hat, zeigen die Bilder 5 und 6. Bild 5 stellt schematisch die Situation von Bild 3 dar. Der Pz. ist in den Graben hineingefahren und steht mit seinem Bug vor der Gegenböschung. Auf Bild 6 sehen wir, was auf Bild 4 nicht zu erkennen ist: Bei seinen Versuchen, die Gegenböschung zu ersteigen, hat sich der Pz. mit seinen Ketten in den weichen Untergrund hineingearbeitet und auch die Böschung noch unterwühlt. Dieser Versuch wird dreimal jeweils von verschiedenen Fahrern wiederholt, jedesmal mit dem gleichen Ergebnis. Die Pz. müssen von einem BergePz. rückwärts aus dem Graben gezogen werden.

Bild 3

Bild 4

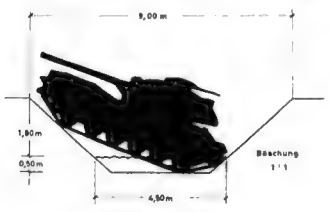


Bild 5

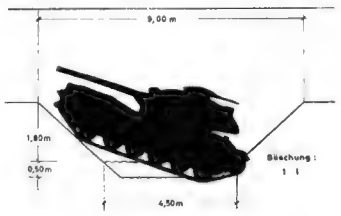


Bild 6

Der Grund für den großen Hinderniswert eines so kleinen Grabens liegt in seiner geringen Breite. Wäre der Graben breiter, so daß der Pz. zunächst hineinfahren, auf dem Grund waagerecht stehen und dann die Gegenböschung hinauffahren könnte, würde es wohl kaum Schwierigkeiten geben. Gerade die geringe Breite aber bewirkt, daß der Pz. von der steilen Abfahrt unmittelbar in die Steigefahrt übergehen muß. Das gelingt ihm nicht.

Nun entsteht die Frage, wie Pz. im Angriff ein solches Hindernis überwinden können. Als einfachste Lösung stehen die Pz.Schnellbrücken der PzPiKp. zur Verfügung. Da aber ein breites Übergehen an möglichst vielen Stellen verlangt wird, die Brig. in der Regel auch mehrere Angriffsgruppen nebeneinander einsetzt, müssen zusätzliche Mittel und Wege gefunden werden.

Der Einsatz der RäumPz. zum Abflachen der Böschungen kommt in der Phase der Vorbereitung nicht in Frage, da dadurch einmal die Gefahr einer Anstauung des Baches entsteht, zum anderen dem

Feinde ebenfalls Übergangsstellen geschaffen werden. Die Räum-Pz. können also nur während des Angriffes eingesetzt werden. Ihr Einsatz erfordert Zeit. Um möglichst viele vorbereitete Übergangsstellen zur Verfügung zu haben, müssen für die Phase der Vorbereitung Behelfslösungen gefunden werden.

Dabei werden mehrere Möglichkeiten erprobt:

1. Auffüllen des Grabens etwa bis zur Hälfte mit vorbereiteten Faschinen, die auf den Pz. mitgeführt und in den Graben geworfen werden. Die für einen Übergang erforderliche Menge kann ein Pz.Zug mitführen.

   Vorteil: Jeder Pz.Zug kann da übergehen, wo er sich im Angriff befindet. Die Übergangsstellen brauchen weder erkundet noch gekennzeichnet zu sein.

   Nachteil: Über eine vielleicht lange Strecke sind die Pz. mit Faschinen beladen. Das bedeutet vom Gewicht her keine besondere Belastung, es können aber Drehbewegungen des Turmes dadurch behindert werden. Bei einem feindlichen A-Angriff besteht die Gefahr, daß durch die brennenden Faschinen der Pz. in Brand gerät. Auf jeden Fall muß immer eine Pz.-Besatzung ausbooten, um die Faschinen möglichst übereinander in den Graben zu werfen. Das kostet Zeit und bedeutet Verzicht auf den Schutz der Panzerung.

2. Die Faschinen liegen getarnt in der Nähe erkundeter Übergangsstellen auf dem diesseitigen Ufer. Unter dem Feuerschutz der Pz. werden sie von PzGren. oder Pz.Pionieren in den Graben geworfen.

   Vorteil: Die Pz. werden nicht zusätzlich belastet und können sich ihrer Aufgabe, Bekämpfung des Feindes, voll widmen.

   Nachteil: Zeitbedarf! Die Pz. sind an bestimmte Übergangsstellen gebunden. Es müssen zusätzliche Kräfte, an jeden Übergang eine Gruppe, herangeführt werden.

3. An Stelle der Faschinen werden Koppelpfähle von den umliegenden Viehweiden zusammengetragen und in den Graben geworfen, so daß ein Übergang ähnlich dem mit Faschinen entsteht.

   Vorteile und Nachteile ähnlich wie bei 2.

4. Bei nicht zu niedrigem Wasserstand wird in den Graben eine Anzahl von Übergängen aus Jochen gebaut (Bild 7). Die Oberkante der Joche soll 10 bis 20 cm unter dem Wasserspiegel liegen, damit sie vom Feind nicht leicht erkannt werden. Diese Übergänge lassen sich in der Phase der Vorbereitung, falls ausreichend Zeit und Kräfte zur Verfügung stehen, an mehreren Stellen bauen. Es genügt, wenn Pioniere bei jedem Übergang die Leitung übernehmen, die Kampftruppe kann Hilfskräfte abstellen.

   Wichtig ist die richtige Dimensionierung der einzelnen Unterstützungen. Stützhöhe und -weite sollten nicht mehr als 2,0 m betragen. Der Übergang sollte mindestens 6,0 m breit sein, das heißt, daß in jedes Joch mindestens 7 Stiele von 20 bis 22 cm ϕ eingebaut werden müßten. Holme und Schwellen sollten 26 bis 30 cm Kantenabmessung haben. Entscheidend für die Haltbarkeit des Überganges ist die Verstrebung der Unterstützungen untereinander, da der Schub hier erheblich größer ist als bei einer Brücke mit Fahrbahn. Eine vierfache Verstrebung, an beiden Außenseiten und in den Spuren aus Hölzern von 20 cm ϕ oder Stärke müßte ausreichen, da die Streben bei der geringen Stützhöhe und -weite verhältnismäßig kurz werden. Wesentlich ist auch, daß alle Teile fest und haltbar miteinander verbunden sind. Bauklammern und einfache Laschen oder Winkel reichen nicht aus. Winkel und Laschen müssen mindestens so lang sein, daß jeder Schenkel mit 2 bis 3 Schrauben an einem Bauteil befestigt werden kann. Noch besser sind Bolzen von ausreichender Länge und Stärke. Auf jedem Ufer ist ein Widerlager erforderlich, das wie ein Uferbalken fest in der Böschung liegt. Die Gefahr, daß der Übergang nach einer gewissen Zeit an Festigkeit und damit an Tragfähigkeit verliert, besteht nicht. Im Gegenteil ist damit zu rechnen, daß durch den Verkehr sich die Unterstützungen in den Grund drücken und dadurch noch fester stehen.

   Zeit- und Kräftebedarf für solch einen Übergang lassen sich nicht genau angeben. Je besser die Voraussetzungen sind, um so schneller ist der Übergang mit um so weniger Kräften gebaut.

   Zu den Voraussetzungen gehören:
   — vorhandenes Material,
   — ausreichendes Gerät für die Bearbeitung des Materials,
   — je nach Lage Sicherung und Luftschutz.

   Ein PzPiZug, der seinen Lkw 1,5 t mit Anbaugerät zur Verfügung hat, kann bei vorhandenem Material gleichzeitig 3—4 Joche in 1 bis 2 Stunden zusammensetzen und einbauen. Ein Zug der Kampftruppe, dem lediglich die in jedem Btl. vorhandene Kettenmotorsäge 500 mm zur Verfügung steht, wird längere Zeit benötigen. Der Einbau der einzelnen Joche sollte keine Schwierigkeit bereiten. Hierfür steht als Gerät bei jeder Truppe der 4-t-Autokran bereit, mit dem die fertigen Teile ins Wasser gesetzt werden können. Um ein Aufschwimmen der Joche bein Einbau zu vermeiden, ist es zweckmäßig, sie mit Steinen zu belasten. Die Bilder 7 und 8 zeigen einen Pz. beim Übergang.

Bild 7

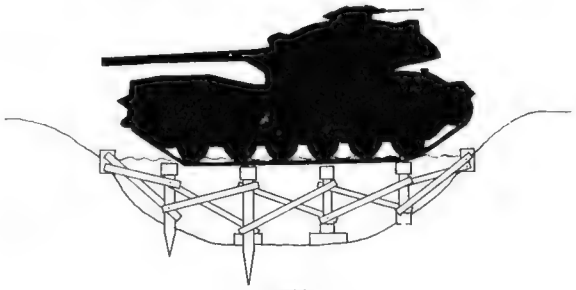


Bild 8

Nach Fertigstellung wird es schwer sein, die beim Bau des Überganges entstandenen Spuren zu beseitigen bzw. die Baustelle am Ufer zu tarnen. Es sollte angestrebt werden, den Bau nur von einem Ufer aus durchzuführen und auf diesem Ufer dann so viele Spuren zu hinterlassen, daß der Feind aus diesen überhaupt keine Schlüsse mehr ziehen kann.

Vorteile: Die Kampftruppe kann ohne Zeitverlust angreifen. Alle Vorbereitungen können in der Phase der Vorbereitung getroffen werden. Zusätzliche Kräfte sind beim Übergang nicht erforderlich.

Nachteile: Zeit, Kräfte und Material müssen bei der Vorbereitung in ausreichender Menge zur Verfügung stehen. Dazu gehört auch Zeit für eine Erkundung.

Aufgabe des Truppenführers ist es, nach Beratung durch seinen Pionierführer alle Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen und zu beurteilen, ob ein großer Aufwand von Zeit, Kräften und Material in der Phase der Vorbereitung in Kauf genommen werden kann. Mit Sicherheit kann festgehalten werden: Je besser die Vorbereitungen sind, um so weniger Schwierigkeiten treten beim Angriff auf, um so mehr können im Angriff alle Kräfte und Mittel für die Durchführung des Auftrages konzentriert werden.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß hier nur einige Möglichkeiten aufgezeigt werden sollten, die sich bei Versuchen bewährt haben. Die Vor- und Nachteile sind erkannt und aufgezeichnet. Es kommt auf die Geschicklichkeit der Truppe an, welche Möglichkeit sie ausnutzt oder ob sie andere, vielleicht sogar bessere Wege findet.

Ministerialdirigent H. Frahm, Bonn

Warum kaufen wir heute so viele Waffen im Ausland

Wir bringen anliegende sehr klare Ausführungen aus der Monatsschrift des Verbandes der Beamten der Bundeswehr, um vor allem auch unseren außerhalb der BW stehenden Lesern die Gründe für eine internationale dringend notwendige Zusammenarbeit zu erläutern. Es ist hieraus auch ersichtlich, daß eine nur bilaterale Vereinbarung, beispielsweise allein mit Frankreich, in heutiger Zeit nicht mehr möglich ist. *Red.*

Von dem Rüstungsmaterial, das für die Bundeswehr benötigt wird, wird die knappe Hälfte aus dem Ausland bezogen. Diese Bezüge im Ausland werden in diesem Jahre bei einem Beschaffungsvolumen von etwa 7 Milliarden DM eine Größenordnung von etwa 3 Milliarden DM haben. Die Frage wird immer wieder gestellt, warum wir so viele Waffen im Ausland kaufen, wo andere Industriestaaten doch einen größeren Teil der Waffen, wenn nicht alle, im eigenen Lande produzieren.

Die Unklarheit über die Gründe dieses Verhaltens, das in der Vergangenheit kein Vorbild hat, führt zu Spekulationen, wobei nicht selten die Behauptung zu hören ist, politischer Druck sei für die Entscheidung für diese oder jene Waffe bestimmend gewesen.

Zunächst lag es natürlich einfach daran, daß wir keine Rüstungsindustrie im Lande hatten, als 1956 beim Aufbau der Bundeswehr Waffen im Ausland gekauft wurden. Bekleidung und Uniformen für die Soldaten, ebenso auch Ausrüstungsgegenstände konnte man bald wieder in Deutschland einkaufen, nicht aber auch eigentliche Waffen und eigentümliches militärisches Gerät. So mußten wir dieses Material aus dem Ausland beziehen, soweit es uns nicht von den USA aus vorhandenen Beständen zur Verfügung gestellt wurde. Es handelte sich ja nicht darum, nur Fabriken für Rüstungsmaterial zu bauen, vielmehr mußte das neue Gerät erst entwickelt werden. Und das dauert seine Zeit. In diesem Jahr beginnen wir mit der Produktion eines von der Bundeswehr selbst entwickelten Kampfpanzers. Für die Vorbereitung dazu war der Zeitraum von 1956 bis 1964 nötig. Zunächst mußten die militärischen Vorstellungen von einem neuen Panzer erarbeitet und mit den technischen Möglichkeiten in Einklang gebracht werden. Dann begannen die Entwicklungsarbeiten in der ganzen Breite der Industrie, die an einem solchen Objekt beteiligt ist: Motor, Getriebe, Optik, Waffen, Turm, Kette, schließlich das Ganze des Panzers. Nach der technischen Entwicklung und Erprobung die Erprobung durch die Truppe und der Bau weiterer und verbesserter Entwicklungs- und Erprobungsmuster.

Entscheidend für die veränderte Rüstungspolitik war aber nicht die Tatsache, daß wir keine eigene Rüstungsindustrie mehr hatten. Die wesentliche Veränderung, die eingetreten war, war die Tatsache, daß wir die Verteidigung im Rahmen eines Bündnissystems zu sehen hatten. Anders als jetzt war die deutsche Rüstungspolitik der Vergangenheit gekennzeichnet durch Rüstungsautarkie: wir produzierten alle Waffen im eigenen Land.

Das nordatlantische Verteidigungssystem der NATO ließ es zu, die Fragen der Rüstung nicht mehr im engen nationalen Rahmen zu lösen, sondern die Vorteile des größeren Raumes für die Bundeswehr zu nutzen. Das was für die allgemeine Wirtschaftspolitik gilt, nämlich, daß ich die Ware dort kaufe, wo sie mir am wirtschaftlichsten angeboten wird, konnte, wenn auch auf die westlichen Staaten beschränkt, nun auch auf das Gebiet der Rüstung übertragen werden.

Der arbeitsteiligen Wirtschaftspolitik konnte eine arbeitsteilige Rüstungspolitik an die Seite gestellt werden. Wir kauften die Waffen in den verbündeten und befreundeten Staaten, die sie uns nach Art, Qualität und Preis am günstigsten anboten. Wir brauchten nicht für alle Waffen eigene Produktionsstätten aufzubauen. Das wäre bei den vielfach nur niedrigen Stückzahlen unwirtschaftlich gewesen. Eine dem Bündnissystem besonders angemessene Art der Rüstung ist dabei die der Gemeinschaftsproduktion, bei der mehrere Staaten sich für die Verwendung eines bestimmten Gerätes entscheiden und dessen Produktion nun gemeinschaftlich, verteilt auf alle beteiligten Staaten, einleiten und durchführen.

Man darf sich nicht darauf beschränken, für die auf Einbeziehung des Auslands gerichtete Rüstungspolitik nur wirtschaftliche Gründe anzuführen. Bestimmend waren letztlich ebenso militärisch-logistische Überlegungen. Das Bündnissystem der NATO ist ausgerichtet auf die Verteidigung gegen einen möglichen Angriff durch die Staaten des Ostblocks. Der mögliche Angriff, gegen den zu verteidigen es sich vorzubereiten gilt, droht in Mitteleuropa. Die Bundesrepublik wäre im Falle eines solchen Angriffs Frontgebiet. Nun ist es aber nicht zweckmäßig, die Waffenfabriken im Frontgebiet zu haben, sie liegen besser in der Tiefe des Raumes, wo Störungen nicht so leicht eintreten können und wo die erforderlichen Transportwege nicht gefährdet sind. Militärisch-logistische Erwägungen ließen es also zweckmäßig erscheinen, die Rüstungsfabriken nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch weiter im Westen, ja sogar in Amerika zu haben.

Es gibt Leute, die meinen, man hätte die Rüstungsindustrie doch in der Bundesrepublik aufbauen und Vorbereitungen treffen sollen, um in einem Verteidigungsfalle die Fabriken mitsamt den benötigten Arbeitskräften in weniger gefährdete Länder zu verlagern. Aber diese Vorstellungen über die Möglichkeiten von Verlagerungen sind unrealistisch. Unrealistisch, weil es kaum möglich sein wird, im Falle eines Angriffs die Verlagerungen noch durchzuführen und die Produktion an einem anderen Ort in Gang zu bringen. Unrealistisch auch deshalb, weil kaum eine Waffe, kaum ein Gerät in einer einzigen Fabrik gefertigt wird. Zahlreiche Zulieferanten liefern Vormaterial oder Teile. Mit der Verlagerung allein der Fabrik, in der das Endprodukt gefertigt wird, wäre es nicht getan. Die Rüstungspolitik im Rahmen der NATO ließ es zu, sich das geeignetste Material auszusuchen, es wegen der möglichen Arbeitsteilung wirtschaftlich günstig zu beschaffen und logistische Anliegen zu verwirklichen. Es darf nicht übersehen werden, daß das Vorliegen einer weiteren wichtigen Voraussetzung Grundlage für diese Rüstungspolitik war.

Wenn ich etwas im Ausland kaufen will, brauche ich nicht bloß das Geld um es zu bezahlen, ich benötige es in ausländischer Währung: ich brauche Devisen. Eine notwendige Voraussetzung für den Bezug von so viel Rüstungsmaterial im Ausland war es, daß wir genügend Devisen hatten, um dieses Material im Ausland auch bezahlen zu können. Dank der Leistungsfähgkeit der deutschen Industrie haben wir bisher ausreichend fremde Zahlungsmittel gehabt, um diese Käufe tätigen zu können. Wir haben in den letzten Jahren immer mehr Waren in das Ausland exportiert als wir solche aus dem Ausland importiert haben. Soweit den Lieferungen in das Ausland nicht entsprechende Bezüge aus dem Ausland gegenüberstanden, ergab sich ein Guthaben an ausländischen Zahlungsmitteln, das für Rüstungskäufe verwendet werden konnte. Gerade jetzt haben sich unsere Devisenüberschüsse wieder erhöht, verursacht durch die wirtschaftliche Situation in einigen der EWG-Partnerstaaten. Die hohen Exportüberschüsse bezeugen, daß die in Deutschland hergestellten Waren nach Qualität und Preis wettbewerbsfähig sind. Solche Exportüberschüsse haben aber auch negative Wirkungen. Sie führen im Inland zu Preiserhöhungen.

Für alle im Inland hergestellten Waren werden Löhne und Steuern gezahlt, ohne daß es dabei eine Rolle spielt, ob die Waren im Lande verbleiben oder ausgeführt werden. Aus Löhnen und Steuern entsteht Kaufkraft am Inlandsmarkt. Für diese Kaufkraft steht aber kein entsprechendes Warenangebot zur Verfügung, wenn ein großer Teil der produzierten Ware exportiert und nicht Waren in entsprechender Menge importiert werden. Kaufkraft und Warenangebot stimmen nicht überein. Auf das der Höhe der Kaufkraft nicht entsprechende Warenangebot reagiert der Markt mit einer Erhöhung der Preise für die nicht ausreichend angebotene Ware. Devisenüberschüsse haben so eine preissteigernde Wirkung, wir importieren mit den Devisen Inflation. Die aufgezeigten negativen Wirkungen unserer hohen Exporte können wir durch höhere Importe ausgleichen. Hier zeigt sich eine in der augenblicklichen konjunkturellen Situation besonders wichtige, die Konjunktur und den Preisauftrieb dämpfende Wirkung unserer Rüstungskäufe im Ausland.

Der Devisenausgleich ist eine Nebenwirkung unserer Rüstungskäufe im Ausland. Solche Gesichtspunkte des Devisenausgleichs spielen auch noch in anderem Betracht eine große Rolle.

So wie für die wirtschaftliche Situation der Bundesrepublik der Devisenüberschuß ein bestimmendes Merkmal ist, war es in den letzten Jahren für die USA umgekehrt der Devisenmangel. Von den Ursachen für diesen Devisenmangel der USA ist hier ein Bereich aufzuführen. Die USA haben politische Verpflichtungen in vielen Teilen der Welt zu erfüllen. Militärische Einheiten sind in einer Reihe von ausländischen Staaten stationiert, manchen Staaten wird unentgeltliche Hilfe durch Lieferung von Waren und Waffen oder durch unmittelbare finanzielle Unterstützung gewährt. In der Bundesrepublik insbesondere liegen amerikanische Truppeneinheiten. Die amerikanischen Soldaten verbrauchen bei uns im Lande Besoldung und Wehrsold wie die deutschen Soldaten. Aber anders als bei den deutschen Soldaten müssen die USA für diese bei uns verausgabten Beträge Devisen aufbringen. Durch die Stationierung ihrer Truppen in der Bundesrepublik erleiden die USA laufend hohe Devisenverluste. Dieser Devisenabfluß ist eine der Ursachen, daß es in den USA eine nicht unbeträchtliche Arbeitslosigkeit gibt.

Dem Zuviel an Devisen in der Bundesrepublik steht ein Devisenmangel der USA gegenüber, wobei einer der Gründe für diesen Mangel in der Stationierung der amerikanischen Soldaten in Deutschland liegt. Hier liegen die Ursachen für das besondere Interesse, das die USA daran haben, daß wir einen großen Teil unserer Waffenkäufe in den Vereinigten Staaten tätigen. Es ist das Bemühen, daß möglichst ebenso viel Geld wie von den amerikanischen Streitkräften in der Bundesrepublik ausgegeben wird und damit der deutschen Wirtschaft zugute kommt, auch von der Bundeswehr in den USA für Rüstungskäufe aufgewendet wird und damit der amerikanischen Industrie zufließt.

Was für das Verhältnis zu den USA gilt, gilt in ähnlicher Weise für das Verhältnis zu England. Britische Truppen sind in der Bundesrepublik stationiert, auch England ist bemüht, für die bei uns getätigten Ausgaben einen Ausgleich durch deutsche Käufe in Großbritannien herbeigeführt zu sehen.

Die dargelegten militärischen und wirtschaftlichen Gründe lassen den Bezug von Waffen und Gerät aus dem Ausland zweckmäßig erscheinen. Das eingeschlagene Verfahren müßte daher eigentlich auf allseitige Zustimmung rechnen können; das ist aber keineswegs der Fall.

Wenn Widerstände in der Bundeswehr selbst vorhanden sind, dann liegt wohl ein tief eingewurzeltes Vorurteil zugrunde, daß nur die im eigenen Lande entwickelten und produzierten Waffen gut seien. Eine lange Zeit rüstungswirtschaftlicher Autarkie hat Vorstellungen geprägt, deren Korrektur nach einem verlorenen Krieg besonders schwer ist. So ist hier und da ein Mißtrauen vorhanden, das durch nichts wirklich begründet ist. Warum sollte auch etwa die Munitionsindustrie unserer Verbündeten nicht in gleicher Weise in der Lage sein, brauchbare Munition zu fertigen wie die des eigenen Landes. Dabei ist doch diese eigene Industrie noch dadurch benachteiligt (das gilt für die ganze eigene Rüstungsindustrie), daß sie über 10 Jahre lang keine Munition produzieren durfte mit allen Folgen des Verlustes von fachkundigem Personal und Erfahrung und dem Verlust des Anschlusses an moderne Forschungsergebnisse.

Auf dem Sektor der zivilen Verbrauchgüter haben wir uns daran gewöhnt, Schweizer Uhren zu kaufen und japanische Radiogeräte, und wir sehen es als einen Vorteil an, daß uns die Produktion der ganzen Welt zur Auswahl angeboten wird. Dahin muß auch die Bundeswehr kommen. Sie muß den Vorteil erkennen, der darin liegt, Kanonen aus England oder elektronische Geräte aus den USA zu beziehen, wenn dieses Material den eigenen Anforderungen am besten entspricht. (Letzteres ist das Entscheidende und wird hoffentlich nur unter diesem Gesichtspunkt durchgeführt. Die Red.)

Der Widerstand der Industrie des eigenen Landes ist schon viel verständlicher. Früher bekam die eigene Industrie alle Aufträge auf Lieferung von Rüstungsgüter; heute steht sie auf vielen Gebieten in scharfem Wettbewerb mit Anbietern aus anderen Ländern. Es gibt in einigen Bereichen einen internationalen Markt für Rüstungsgüter mit scharfem Wettbewerb. So wie die Vorteile des Marktes auf dem Gebiet der zivilen Produktion dem Verbraucher zugute kommen, wirken sich hier die Vorteile für die Bundeswehr aus.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß von seiten der Industrie auf angebliche Auslandsaufträge zuweilen auch dann hingewiesen wird, wenn diese in Wahrheit gar nicht die Ursache für aufgetretene Störungen sind. Da hat eine Firma einen Auftrag nicht bekommen, weil eine andere deutsche Firma ein günstigeres Angebot machte und daher bei der Ausschreibung Erfolg hatte. Die unterlegene Firma behauptet nun, der Auftrag sei ins Ausland gegangen, wobei auf Wettbewerbsverzerrungen im Vergleich zum Ausland hingewiesen wird. Oder in einem anderen Fall drängt eine Firma auf Anschlußaufträge für eine Fertigungsstraße, die mit Bundeswehraufträgen belegt ist. Sie weist alle Stellen beschwörend auf die Gefahr hin, daß vielleicht Arbeitskräfte entlassen werden müßten, wenn der ausländische Konkurrent den Auftrag bekäme. Und sie verschweigt, daß sie auf einer anderen Fertigungsstraße für die Bundeswehr in einem Umfang Aufträge auszuführen hat, der sie nötigt, ausländische Arbeitskräfte heranzuziehen.

Was vorstehend für die Produktionsaufträge gesagt wurde, gilt nicht in gleicher Weise auch für Forschungsaufträge und für Aufträge auf Entwicklung von neuen Waffen und Gerät. Forschungs- und Entwicklungsaufträge der Bundeswehr sind von großer allgemeiner volkswirtschaftlicher Bedeutung. Unsere Wirtschaft ist gehalten, in großem Umfang Forschung und Entwicklung zu betreiben, um im Wettlauf um den technischen Fortschritt in der Spitzengruppe zu bleiben; Entwicklungsaufträge der Bundeswehr sind hierbei eine willkommene Ergänzung. Hinzu kommt, daß die militärischen Entwicklungsvorhaben auf einigen Gebieten für den technischen Fortschritt überhaupt bestimmend sind. Dabei hat das konkrete Ziel des Entwicklungsvorhabens militärischen Charakter, während das erreichte Ergebnis auch der Allgemeinheit und der gesamten Wirtschaft als technischer Fortschritt zugute kommt. Das gilt für das Gebiet der Elektronik, der Rechengeräte, der Antriebe, derMiniaturisierung, um nur einige Gebiete zu nennen. Ein moderner Industriestaat kann nicht darauf verzichten, sich gerade auf den Gebieten der Forschung und Entwicklung selbständig zu betätigen, auf denen der technische Fortschritt erreicht wird. Man darf sich nicht darauf beschränken, den technischen Fortschritt aus anderen Staaten zu übernehmen. Für die Vergabe von Entwicklungsaufträgen in andere Länder gilt also das, was über Produktionsaufträge gesagt wurde, nicht. Tatsächlich verbleiben die hierfür aufgewendeten Gelder auch im wesentlichen im Inland.

Hier ist nun jedoch auf einen wichtigen Umstand hinzuweisen, für den wieder ein Blick auf die Verhältnisse in den USA nötig ist. Die USA wenden für die Verteidigung jährlich etwa 210 Milliarden DM auf gegenüber einem Verteidigungshaushalt der Bundesrepublik von etwa 19 Milliarden DM. Aus dem Verteidigungshaushalt der USA fließen für Forschung und Entwicklung etwa 20 Milliarden DM, während wir hierfür 600 Millionen DM aufwenden. Zu den erwähnten Beträgen kommen in den USA umfangreiche Mittel für die nicht zum Verteidigungshaushalt ressortierende Weltraumforschung hinzu. Die ungeheuren Summen, die in den USA für die militärische Forschung und Entwicklung zur Verfügung stehen, bedeuten, daß man dort in der Lage ist, für neue Waffensysteme Geldbeträge aufzuwenden, wie sie für die Bundesrepublik oder für westeuropäische Staaten undenkbar wären. Für die Entwicklung eines Typs eines Flugzeuges oder eines Typs einer Rakete Beträge in der Größenordnung von 1—4 Milliarden DM aufzuwenden, das läßt ein jährliches Geldvolumen von 600 Millionen DM einfach nicht zu. Es doch zu tun bedeutet, in gefährlicher Weise andere Bereiche zu vernachlässigen.

Welche Konsequenzen ergeben sich hieraus. Die eine Möglichkeit wäre die, das für die Entwicklung von Rüstungsmaterial zur Verfügung stehende Geld bis zum letzten Pfennig im eigenen Land auszugeben, wie das hier und da vorgeschlagen wird. Die nationale Industrie würde vielleicht zufrieden sein. Die hergestellten Waffensysteme müßten jedoch zwangsläufig zweit- oder drittrangig sein, denn ich kann nicht mit 600 Millionen DM das erreichen, wofür ein anderer viele Milliarden ausgibt.

Die andere allein sinnvolle Möglichkeit ist die, auch auf dem Gebiet der militärischen Entwicklung durch Zusammenarbeit und Arbeitsteilung zu einer rationellen Verwendung der nur beschränkt vorhandenen Mittel zu kommen. Eine Lösung ist nur in der Zusammenarbeit mit den verbündeten und befreundeten Staaten zu sehen. Auch auf dem Gebiet der militärischen Entwicklung wäre eine nationale Autarkie verderblich. Die Notwendigkeit, die Bundeswehr mit modernsten Waffen auszurüsten, läßt den Weg zurück in die nationale Eigenständigkeit nicht zu.

Aus einer Zugführerperspektive . . .

von Leutnant E. Hartl

Der Tod ist für uns „moderne" Menschen schon fast zu etwas alltäglichem geworden, und Rücksicht und Mitleid mit dem Leid und dem Schmerz des anderen sind offensichtlich im Schwinden begriffen. Wie könnte es sonst vorkommen, daß Menschen sterbende Menschen auf unseren Straßen überrollen, liegenlassen und fliehen? Solche Nachrichten, von der einschlägigen Presse im Kleindruck übergangen, jagen uns höchstens einen momentanen Schauder über den Rücken, im übrigen aber wischt das tägliche Routinevergessen alles hinweg, wie ein feuchtes Tuch den Staub der vergänglichen Zeit. Täglich verunglücken Tausende auf den Straßen der Welt, stürzen Menschen aus den Lüften, versinken andere in den Meeren oder werden in Bergwerken begraben; stündlich sterben in den Wirren unverständlicher Gemetzel, Demonstrationen und Prügeleien, Soldaten, Zivilisten und Polizisten bei der Ausübung ihres Dienstes, im guten und im schlechten Glauben an die Vernunft und die Notwendigkeit ihres Daseins und Strebens. Die Welt aber verändert ihr Gesicht nicht, verliert nicht die Sprache in den Fieberträumen menschlichen Versagens.

Der Tod ist für uns Menschen von heute zu etwas selbstverständlichem geworden, und doch hat sich Achtung und Trauer im fühlenden Herzen erhalten und ist nicht abgestumpft, wie man vielleicht von rein optischen Eindrücken her schließen könnte.

Jeder, der den Prozeß um den Tod des Rekruten Deigl mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich um diese Notwendigkeit klar geworden sein. Die Hauptverhandlung war schon deshalb unausweichlich, weil die falschen Töne, die sich während der Vorbereitungszeit zum Prozeß in weite Kreise der Öffentlichkeit eingeschlichen hatten, zum Verstummen gebracht werden mußten. Zwar wurde von vornherein vernünftig die Anklage auf fahrlässige Tötung fallengelassen, aber nun mußten sich die Ausbilder den Vorwurf der Verletzung der Aufsichtspflicht und den Verstoß gegen Vorschriften und gegebene Befehle gefallen lassen. Einen Vorwurf, den man tatsächlich tausenden von Menschen machen könnte, nur mit dem Unterschied, daß dort oft die direkten und indirekten Folgen unter Umständen nicht so schwerwiegend und tragisch sind, wie in diesem Fall. Gerade die Begriffsfassung der „unterlassenen Aufsichtspflicht" stellt in der Praxis eigentlich einen recht dehnbaren Begriff dar, denn man kann, sofern geschickt argumentiert wird, damit alles oder nichts beweisen. Die deutsche Rechtsprechung geht zwar von dem Prinzip aus, daß der Angeklagte bis zu seiner Verurteilung als nichtschuldig zu betrachten ist und erst der Beweis seiner Schuld durch das Gericht erbracht werden muß. Für die Öffentlichkeit aber stellt sich, oft unter dem Einfluß der Massenkommunikationsmittel, schon in der Regel mit der Anklage die Frage: „Wie groß ist eigentlich diese Schuld?"

Auch bei ganz klaren Beweisfreisprüchen klingen bei gern voreingenommenen Menschen Töne nach, deren Dissonanzen nicht so schnell zum Verstummen zu bringen sind. Schon aus diesem Grund muß die klärende Wirkung der objektiven Verhandlung begrüßt werden. Es liegt aber auch in der Natur der Dinge, daß jede Handlung Vor- und Nachteile beinhaltet, sich in Licht und Schatten spiegelt, und es drängt sich dem Laien unwillkürlich die Frage auf, ob das überhaupt nötig war? Das Bild von drei angeklagten Ausbildern, der vorangegangene Entschluß nicht zu verhandeln, die Revision durch die vorgesetzte Behörde, auf die Beschwerde der Staatsanwaltschaft die Hauptverhandlung zu eröffnen, und der spätere Antrag der Staatsanwaltschaft auf Freispruch, sprechen ohne Zweifel für das ehrliche Bemühen deutscher Gerichte um eine gerechte und objektive Urteilsfindung. Gerade dieses Bild trägt aber auch dazu bei, junge, wertvolle Männer als potenzielle Ausbilderanwärter zu desinteressieren, ganz abgesehen von den Bedenken, die es bei Unteroffizieren und Offizieren auslösen muß. Die Möglichkeit „das kann auch dir passieren" als Reaktion ist menschlich verständlich und findet ihren Widerhall in einer permanenten Schwerhörigkeit der Öffentlichkeit auf den Appell, das Ausbilderkorps der Bundeswehr durch fähige Männer aufzustocken.

Bei einer genaueren Analyse des Prozesses fällt noch etwas auf, das einer Betrachtung wert erscheint! Immer wieder hört man die stöhnenden Klagen junger Kompaniechefs über den Wust der Papierflut, die über sie hereinbricht, sobald sie das Kommando übernehmen, und immer kritischer werden die Stimmen, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Nun ist der Ruf nach Verbesserung nicht ungehört verhallt. Von den ersten einschneidenden Verbesserungsmaßnahmen profitiert schon die Truppe. Ein Teil der Last wurde den Chefs von den Schultern genommen und ihnen dadurch mehr Bewegungsfreiheit und Spielraum für ihre eigentlichen Aufgaben geschaffen. Aber es darf nicht allein bei dieser Möglichkeit stehengeblieben werden, die augenblickliche und künftige Flut zu dämmen und langsam abzubauen. Es muß tatkräftig an der Verwirklichung einer anderen Hilfe gearbeitet werden: Ordnung in ein Papierchaos zu bringen, das über die Bundeswehr seit ihrer Entstehung pausenlos hereingebrochen ist.

11 Hitzebefehle — z. T. aus dem Jahre 1957, sicher mit Ergänzungen und Bezugnahmen — wären für die angeklagten Ausbilder beinahe zu gefährlichen Fußangeln geworden, nachdem zumindest zwei von ihnen diese Befehle entweder gar nicht oder nur teilweise kannten. Dazu wäre zu bemerken, daß unsere jetzigen Rekrutenoffiziere Dienstjahrgänge von 60—61 haben, die jungen Chefs aber 1957 selbst noch Rekruten waren, also weit entfernt, sich mit den Befehlen für Einheitsführer zu beschäftigen. Die Forderung daraus ist recht einfach und liegt offen auf der Hand! Übernimmt ein junger Offizier eine Einheit, so hat er sich, je nach Größe des Verbandes, des Materialumfanges und der Ausrüstungsbestände, nicht nur sofort mit der Ausbildung zu beschäftigen und Materialzählungen zu beaufsichtigen, sondern oft in nächtlicher Fleißarbeit durch übervolle Schreibstuben zu lesen, um wenigstens ungefähr einen Überblick über das geforderte Pensum zu bekommen. Dadurch kommt es dann zu einer automatischen Verlagerung seiner Tätigkeit an den Schreibtisch. Wird so nicht Oberflächlichkeit im Frontdienst geradezu animiert?

Die Hitzebefehle sind nur ein Beispiel aus dem Prozeß, und sie sind ursprünglich ohne Zweifel aus einer Notwendigkeit und aus dem Gedanken heraus gegeben worden, die junge Truppe zu lehren und sie vor Schaden zu wahren. Wie es sich aber gezeigt hat, erreicht man durch eine solche detailierte Verfahrensweise unter Umständen genau das Gegenteil. Es ließen sich genügend andere Beispiele finden! Oberleutnant Nöberl, verurteilt in einem Leserbrief (Information f. d. Truppe 1/65) diese „Papiergläubigkeit" wie er sich ausdrückt und spricht den Verdacht aus, daß der „Vorgang" einer allgemeinen Absicherung dient. Nun kann man es vielleicht nicht ganz so verallgemeinern, aber es gibt einen simplen Scherz, der vielleicht die Gefahr am deutlichsten zeigt.

Ein Offizier trifft auf dem Kasernenhof einen Kameraden und stellt diesem die Frage: „Hast Du schon von dem neuen Befehl gehört?" Darauf der andere: „ Nein, ist er aber schon gelocht?" Auf die erstaunte Gegenfrage: „Warum?" kommt die lakonische Antwort: „Dann kann man ihn gleich abheften!"

Sicher ein Scherzwort, wie es junge, aufgeschlossene und vielleicht auch etwas übermütige Männer erfinden, um sich am Spaß zu freuen, der einen ernsten Hintergrund ironisiert.

Der Prozeß in Stuttgart unterschied sich in vielem von dem sog. Nagoldprozeß. Eins war ihnen jedoch gemeinsam! Hier wie dort waren die angeklagten Ausbilder im Glauben „es richtig gemacht, und im Interesse der Truppe gehandelt zu haben". Die Ausbilder von Nagold wurden teilweise sehr hart verurteilt, schon deshalb, weil es einen Mann mit einer ideellen Berufsauffassung mehr trifft, für Handlungen bestraft zu werden, die er individuell in einem höheren Interesse für richtig gehalten hat, auch wenn sie falsch waren. Die Ausbilder von Eßlingen wurden freigesprochen, und man hat ihnen bestätigt, zumindest ein Teil der Presse, daß sie von der Substanz her gute Ausbilder und Vorgesetzte waren. Um diese Substanz aber ging es, wenigstens dem Anschein nach, in den vorangegangenen Diskussionen. Die Bundeswehr hat in einer Zeit der Konsolidierung begonnen, die Qualität auf Kosten der Quantität zu verbessern. Auch diese Maßnahmen sind schon angelaufen und zeitigen die ersten Erfolge. Doch wie der Fall Deigl zeigt, ist auch der gute und perfekte Ausbilder unter Umständen zumindest nicht vor einer Anklage gefeit. Muß es nun nicht endlich Aufgabe einer verantwortlichen Öffentlichkeit sein, nicht Urteile und Meinungen vorwegzunehmen, die sich später als falsch herausstellen und revidiert werden müssen? Sollte es tatsächlich nicht möglich sein, endlich das im Unteroffizier und Offizier zu sehen, was er wirklich ist:

Ein Diener unseres Staates, in einer Zeit, in der man vom Dienen fürwahr wenig hält.

Aus der Kampftruppenschule I

26. 2. — 20 Lehrlinge wurden in der Aula der Kreisberufsschule zu Gesellen des Kfz-Handwerks freigesprochen. BrigGen Lorch stellte in seiner Ansprache u. a. fest, daß das in diesem Jahr besonders gute Prüfungsergebnis (Notendurchschnitt 2,4) der sichtbare Erfolg sowohl der guten Zusammenarbeit zwischen allen Stellen des unterfränkischen Handwerks und der Bundeswehr als auch des Fleißes der Lehrlinge sei. Als besonderer Erfolg sei zu werten, daß 19 Lehrlinge als S. a. Z., einer als ziviler Handwerker, bei der Bundeswehr bleiben werden. Man könne diesen Jahrgang guten Gewissens aus dem Bereich der Schule entlassen und allen nachfolgenden Lehrgängen in jeder Beziehung als vorbildlich empfehlen.

BrigGeneral Lorch überreicht Feldwebel Brand (S. a. Z.) und den beiden prüfungsbesten Gesellen Buchpreise. Links KfzMeister Grampp (Prüfungsausschuß), rechts Senator Schrepfer, Präsident der Handwerkskammer.

Der Präsident der Handwerkskammer, Senator Schrepfer, betonte, daß der Ruf nach besserer Bildung und Verlängerung der Schulzeit durchaus kein Allheilmittel sei. Man müsse sich hüten vor der „Verschulung" der Ausbildung. Die Ausbildung im Handwerk durch den Meister sei Bildung und Erziehung zugleich. Auf diesem Wege vermöge auch in Zukunft das Handwerk seine kulturpolitische und gesellschaftliche Aufgabe zu erfüllen.

Eine besondere Note erhielt die diesjährige Feier durch die Freisprechung von sieben S. a. Z. (= Soldaten auf Zeit) zu Gesellen des Kfz-Handwerks. Damit wurde die Arbeit des Berufsförderungsdienstes auch einmal der Öffentlichkeit vorgestellt. Diese sieben Soldaten mit Dienstgraden vom Gefreiten bis zum Feldwebel waren in den vergangenen 14 Monaten zum Kfz-Handwerker ausgebildet worden und hatten dafür bis zu 500 Übungsstunden und ein umfangreiches Selbststudium in ihrer Freizeit bewältigen müssen. Damit erlangten diese Soldaten einen beruflichen Abschluß bzw. einen zweiten Beruf, der ihnen wesentlich verbesserte Fortkommensmöglichkeiten nach dem Ausscheiden einräumt. Nicht zuletzt ist die berufliche Qualifikation für die betreffenden Einheiten ein erheblicher Gewinn. Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses betonte, daß mögliche Vorbehalte gegen diesen Weg der Ausbildung durch den Fleiß und die Passion dieser Soldaten sowie einen Notendurchschnitt von 2,5 von vornherein widerlegt seien.

5. 3. — Zum Abschluß der Veranstaltungsreihe „Die Parteien haben das Wort" waren von der SPD die Abgeordneten Herr Felder und Herr Langenbeck, MdB, Herr Zoltmann, MdL, und der Wahlkreiskandidat der SPD, Herr Kather, zur Aussprache mit den Offizieren und Unteroffizieren gekommen. In einer kleinen Diskussionsrunde bekannte sich MdB Felder auch im Namen seiner Partei uneingeschränkt zu den geltenden Richtlinien der Inneren Führung, gab aber zu bedenken, daß es zu ihrer Verwirklichung noch einer ganzen Reihe von Voraussetzungen bedürfe, so z. B. die Gewinnung von mehr Unteroffizieren, noch bessere Ausbildung und Weiterbildung der Führer aller Grade und weitgehendere Fürsorgemaßnahmen.

Am Abend referierte der Bundestagsabgeordnete Felder zum Thema „SPD und Landesverteidigung". Der Abgeordnete gab einen geschichtlichen Abriß, der geprägt war vom persönlichen Erleben des Referenten, der als jüngster Reichstagsabgeordneter der SPD den Zusammenbruch der Weimarer Republik miterlebt hatte. Die Fehler und Mißverständnisse jener Zeit seien für ihn und seine Partei, aber auch für die Bundeswehr eine Quelle teuer erkaufter Erkenntnis für die Gegenwart und Zukunft. Zu jeder Zeit sei die SPD positiv zur Landesverteidigung eingestellt gewesen, jedoch seien die Form und die Stellung der bewaffneten Macht im Staate oft genug für die SPD nicht akzeptabel gewesen. Dies habe sich grundlegend geändert, der beste Beweis sei diese Veranstaltung. In der anschließenden Diskussion auf die noch ausstehende Notstandsgesetzgebung angesprochen, wurden zwei unabdingbare Voraussetzungen von dem Abgeordneten genannt: Erhaltung der Gewaltenteilung und der Pressefreiheit auch in Zeiten des Notstandes.

9./10. 4. — Der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, besuchte die Schule. Nach einer Einweisung in den Lehrauftrag sowie die Mittel und Wege, die zur Ausführung zur Verfügung stehen, wohnte der Inspekteur dem Dienst der Einzelkämpfer, der Ausbildung von Fähnrichen, Fahrlehrern und UffzAnwärtern bei. Während eines Herrenabends mit den Offizieren der Schule und der Lehrtruppe entwickelte der General seine Vorstellungen von der Waffengattung Infanterie, aus der er selbst stammt: oberstes Ziel habe die Austauschbarkeit der Offiziere zwischen gepanzerten und ungepanzerten Grenadieren zu sein. Nur dann könne erreicht werden, daß nicht Teile der Infanterie am Kampffahrzeug „kleben", der andere Teil dagegen unbeweglich werde. **Alle** Infanteristen müßten beweglich sein, sonst seien die Grundsätze unserer heutigen Führungsvorschriften nicht in die Tat umzusetzen. Der Inspekteur erläuterte ferner seine Auffassungen von einer nützlichen Kritik.

Die Maßnahmen der Führung würden bestimmt von einer Vielzahl von Faktoren verschiedenster Art, die zu übersehen häufig nur dem möglich sei, der an der betreffenden Stelle stehe. Es sei deshalb unrichtig und gefährlich, ohne hinreichende Kenntnis der Details Urteile zu fällen. Der beste Weg sei der Vorschlag nach oben, denn auf Ratschläge und Erfahrungen könne und wolle man nicht verzichten.

Der Bundesminister der Verteidigung begrüßt die Lehrgruppenkommandeure. Links BrigGeneral Lorch, Kdr der KpfTrSchule I und der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière.

Am **10. 4.** vormittags traf der Bundesminister der Verteidigung bei der Schule ein. Nach einer Einweisung durch den Schulkommandeur wohnte er in einem OffzAnwärter-Lehrgang der aktuellen Information bei und ließ sich während der Besichtigung der Lehrlingswerkstatt und des Wohnheimes eingehend von der Entwicklung dieses Teiles der Schule berichten. Ebenso wie der Inspekteur des Heeres, würdigte der Minister die Arbeit all derer, die mit so viel Passion das militärhistorische Ausbildungszentrum eingerichtet haben. Während des gemeinsamen Mittagessens überreichte BrigGen Lorch das Gastgeschenk der Schule und brachte zum Ausdruck, daß dieser Besuch ein Ansporn für alle Angehörigen der Schule sein werde, so wie bisher ihre Pflicht zu tun. Der Minister führte aus, daß er sich freue, Dank sagen zu können für die hier wie an so vielen anderen Plätzen in der Bundeswehr geleistete Arbeit, die nun auch in weiten Kreisen der Öffentlichkeit Anerkennung gefunden habe. Schwierigkeiten gebe es noch genug: eine davon sei die ausgelastete Kapazität des Baumarktes, ein Umstand, der besonders auch auf Hammelburg ausstrahle. —er.

12. Panzerdivision wurde der NATO unterstellt

Würzburg stand am 10. 4. ganz im Zeichen der Bundeswehr. Tausende Würzburger säumten den Residenzplatz, vor dessen historischer Kulisse in einem militärischen Festakt der letzte Großverband des deutschen Heeres unter NATO-Kommando gestellt wurde. Etwa 2 500 Soldaten waren stellvertretend für alle Angehörigen der 12. Panzerdivision nach einem Marsch durch die Straßen der Stadt vor der Residenz angetreten, als der Divisionskommandeur, GenMaj v. Butler, dem Bundesminister der Verteidigung meldete.

Bundesverteidigungsminister v. Hassel, GenMajor v. Butler, Kdr 12. PzDiv, dahinter General Trettner und GenLt de Maizière auf dem Residenzplatz in Würzburg.

Von den zahlreich erschienenen Ehrengästen seien u. a. genannt: Luftmarschall Sir Thomas Pike, Stellvertreter von General Lemnitzer, General Crepin, Oberbefehlshaber Europa Mitte, General Graf v. Kielmannsegg, Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte Europa Mitte, General A. P. O'Meara (Centag), der Generalinspekteur der Bundeswehr, General Trettner, der Inspekteur des Heeres, GenLt de Maizière, die Oberbefehlshaber der 7. (US) Armee, 1. (Fr) Armee und 4. ATAF, sowie der Vorsitzende des Verteidigungsausschusses MdB Jäger, der Wehrbeauftragte, MdB Hoogen, und Staatssekretär Gumbel.

Dann wandte sich der Minister zunächst an die Soldaten der 12. Panzerdivision. Er bezeichnete diesen Tag als Wendepunkt in der kurzen Geschichte der Division, deren Aufstellung er mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und deren Angehörigen er auch im Namen der Bundesregierung zu danken habe für die stete Pflichterfüllung in der Kleinarbeit des dienstlichen Alltags und das zielstrebige Handeln bei der Erfüllung des erteilten Auftrages. Die Übergabe bedeute für die Sache der Freiheit, die die Bundesrepublik nur in der großen Schicksals- und Schutzgemeinschaft der NATO zu finden vermöge, eine Verstärkung durch eine hervorragend ausgebildete und modern ausgerüstete Panzerdivision. Die Leistungsfähigkeit habe die Division in mehreren Manövern bewiesen und besonders erfreulich sei die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Kameraden der benachbarten französischen und amerikanischen Truppenteile. In Zukunft gelte es, diesen guten Ruf im neuen Befehlsbereich zu halten und weiter zu festigen. Die Bevölkerung in den nördlichen Teilen Bayerns und Baden-Württembergs rief der Minister auf, weiterhin den Soldaten, die am Ärmel die Würzburger Sturmfahne tragen, mit Verständnis, tatkräftiger Hilfe und persönlichen Kontakten bei ihrer Aufgabe zu helfen, denn die Bundeswehr stehe mitten im Volke und verdiene das Vertrauen aller. — General Trettner vollzog dann die förmliche Übergabe an den Luftmarschall Sir Thomas Pike, der der Division die Grüße ihres neuen Oberkommandierenden, General Lemnitzer, überbrachte. Es sei ein historischer Tag, denn die Bundesrepublik erfülle heute eine vor zehn Jahren eingegangene Verpflichtung. Die Unterstellung bedeute einen erheblichen Zuwachs an Menschen und Material, aber Zahlen allein sagten noch nichts über die Schlagkraft. Das Oberkommando habe sich aber überzeugen können, daß die ihm unterstellten deutschen Verbände äußerst schlagkräftig seien und er sei überzeugt, daß das für die 12. Panzerdivision ebenso gelte. Luftmarschall Sir Pike wünschte dann dem Kommandeur, den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Division erfolgreiche Arbeit, Soldatenglück und Frieden.

Am Abend gab der Verteidigungsminister einen Empfang, dem sich als Ausklang des Tages ein Großer Zapfenstreich anschloß. Noch einmal nahm der Minister das Wort und wandte sich vor allem an die Bevölkerung Würzburgs mit der Bitte, als Einwohner der Garnisonsstadt der ehemaligen „Neuner" und des Infanterieregiments 55 auch den Soldaten der Bundeswehr Vertrauen entgegenzubringen. —er.

Das Lüneburger Panzerbataillon 83 gewinnt „Canadian Army Trophy"

Nachdem das Panzerbataillon 83 im vergangenen Jahr im Schießen um die von der Kanadischen Armee gestiftete „Canadian Army Trophy" einen zweiten Platz belegt hatte, gewann es in diesem Jahr zusammen mit den Belgiern den internationalen Schießwettbewerb, an dem sich außerdem noch Kanada, die Niederlande und das Vereinigte Königreich beteiligten. Jede Nation stellte eine Bataillonsmannschaft, bestehend aus drei Zügen. Erst 24 Stunden vor dem Schießen bestimmte der Oberschiedsrichter den schießenden Zug.

Das Schießen besteht aus sieben Übungen mit Panzer- und Sprengmunition auf feste und bewegliche Ziele, die, erst im letzten Augenblick durch Zielfeuer und Aufklappen erkennbar, in unregelmäßiger Folge (bestimmt durch den Oberschiedsrichter) zu bekämpfen sind. Treffer in Verbindung mit Zeitfaktoren bringen das Ergebnis.

In diesem Jahre teilen sich nun das Panzerbataillon 83 und die belgischen 4eme Lanciers den Siegerpreis, einen etwa 40 cm hohen, versilberten Centurion-Panzer auf Sockel. Die begehrte „Trophy" wurde am 13. Februar in der Lüneburger Schlieffenkaserne in einem feierlichen Festakt dem Bataillonskommandeur, OTL Briesemann, überreicht. Neben vielen zivilen Gästen, darunter Reg.-Präsident Kästner, Lüneburg, wohnten u. a. der Vertreter des Befehlshabers der Landstreitkräfte Europa-Mitte, General Graf Kielmansegg, GenMaj McDonald, der KG I. Korps GenLt Meyer-Detring, der belgische Divisionskommandeur GenMaj Boussemaere, GenMaj d'Engelbronner (NORTHAG), der Kommandeur der 3. PzDiv GenMaj von Tempelhoff und der Inspizient der Panzertruppe, Brigadegeneral Carganico, bei.

Die CANADIAN ARMY TROPHY aufgebaut auf einem Tisch vor den Siegermannschaften (rechts der BtlKdr Oberstleutnant Briesemann). Der Preis ist ein englischer CENTURION-Panzer aus reinem Silber, ungefähr 50 cm lang und 25 cm hoch. Er verbleibt jeweils ein Jahr bei der siegenden Mannschaft.

Nach der Verleihung der Plaketten an die beiden Sieger-Züge durch GenMaj McDonald und den kanadischen Brigadier Chubb zu den Klängen des Marsches der 4eme Lanciers und des Großen Kurfürsten-Reitermarsch gab es den Vorbeimarsch einer Panzerkompanie mit gemischten belgisch/deutschen Besatzungen. Das war der bildhafte Ausdruck dessen, was GenLt Meyer-Detring meinte, als er sagte: „Betrachten Sie dieses Ergebnis nicht nur vom Gesichts-

punkt sportlichen Wettkampfes. Die Trophäe der Kanadischen Armee weist uns gleichzeitig den Sinn und Geist von Gemeinschaft und Kameradschaft, welche sich über den Atlantik hinweg in unserer Verteidigungsgemeinschaft ausdrückt."

Für 1964 galten folgende Bedingungen:

Jede Nation hatte aus dem schießenden Bataillon eine Mannschaft, bestehend aus 15 Panzerbesatzungen, gegliedert in 3 Züge, zu melden und vorzustellen. Der Oberschiedsrichter bestimmte am Tage vor dem Wettkampfschießen den Zug (5 Pz.-Besatzungen), der zum Wettbewerb anzutreten hatte.

Der Wettkampf enthielt 7 Übungen mit Panzer- und Spreng-Munition und zwar auf feste und bewegliche Ziele in verschiedenen Entfernungen, die unregelmäßig durch die einzelnen Besatzungen (bestimmt durch den Oberschiedsrichter), erst im letzten Augenblick durch Aufklappen und Zielfeuer erkennbar, zu bekämpfen waren.

Treffer in Verbindung mit Zeitfaktoren ergaben nach einer komplizierten Rechnungsmethode das jeweilige Ergebnis.

Das PzBtl 83 wurde auf einstimmigen Beschluß des internationalen Schiedsrichter-Komitees bei LANDCENT gemeinsam mit den Belgiern als Sieger erklärt.

Die weitere Placierung ergab die Reihenfolge: Vereinigtes Königreich; Niederlande; Canada.

Militärische Wettkämpfe waren harter Test für Reserveoffiziere

Teilnahme an den CIOR-Wettkämpfen in Kopenhagen spornte besonders an

Durch stetes gutes Abschneiden bei den Wettkämpfen des Interalliierten Reserveoffizierverbandes haben sich die deutschen Teilnehmer einen Ruf erworben, der ihnen für die Zukunft zur Verpflichtung geworden ist. Um diesen Ruf zu wahren, müssen die Anstrengungen verdoppelt werden; denn die befreundeten Nationen lassen nichts unversucht, auch ihre Mannschaften zum Erfolg zu führen. Aus diesem Wetteifern ergibt sich zwangsläufig eine intensive Vorbereitung der Teilnehmer. Für die Reserveoffiziere der Bundeswehr werden in diesem Jahr in allen Wehrbereichen Ausscheidungswettkämpfe durchgeführt. Nur wenige überstehen diese Prüfungskämpfe und hoffen, als Vertreter der Bundesrepublik in Kopenhagen zu starten. Die endgültige Entscheidung darüber fällt jedoch erst in Mittenwald im Juni, wo auf Bundesebene Ausscheidungen zur Ermittlung der deutschen Mannschaft veranstaltet werden. — Im Wehrbereich III wurden am 20. Februar vom Verteidigungsbezirkskommando 31, Köln, militärische Wettkämpfe ausgerichtet. Aus allen Landesteilen kamen die Bewerber für eine Fahrkarte nach Kopenhagen nach Köln. In der Pionierkaserne in Köln-Longerich erhielten sie Bekleidung und Truppenverpflegung.

Oberst Schemmel, Kommandeur des VBK 31, wünschte allen Teilnehmern in einer kurzen Ansprache viel Erfolg, bevor diese den

Leutnant d. R. Neisberger nimmt mit der Maschinenpistole sein Ziel aufs Korn.

Die Teilnehmer beim Langstreckenlauf über 5 000 Meter.

Bus bestiegen, der sie zum ersten Wettkampfort, dem Schießstand in Köln-Dellbrück brachte. Für den Kampf- und Schiedsrichterdienst hatten sich Kölner Reserveoffiziere zur Verfügung gestellt. In Riegen eingeteilt, begaben sich die Wettkämpfer auf ihren Schießstand. Die erste Übung wurde mit dem G3-Gewehr geschossen. Im Anschlag liegend freihändig mußte diese Disziplin in zwei Minuten absolviert werden. Dazu bekam jeder Schütze zehn Patronen in einem Magazin. Leutnant d. R. Wallner erzielte 94 Ringe und wurde von keinem anderen übertroffen. Auf dem Nachbarstand wurde die Pistole 38 als Waffe benutzt. Hier dominierte Lt. d. R. Neisberger, der mit acht Schuß 67 Ringe schaffte. Auch die Zeit war wieder mit beteiligt. Jeder Schütze mußte in zwei Minuten die Übung beendet haben. Mit der Maschinenpistole wurde einen Stand weiter geschossen. Diese Übung stellte hohe Anforderungen an die Teilnehmer. Jeder empfing 25 Schuß und mußte damit in 15 Sekunden zwei Ziele bekämpfen. Nicht immer gelang es, alle Patronen zu verschießen. Der aufmerksame Schiedsrichter stoppte unbarmherzig die Zeit und befahl das Ende der Übung. Leutnant d. R. Wallner zeichnete sich erneut aus und übernahm die Führung nach dem Schießwettkampf. Zum nächsten Wettkampfteil, dem Hindernislauf, fuhren die Teilnehmer nach Köln-Müngersdorf. Im Sportzentrum der belgischen Streitkräfte wurde diese Disziplin ausgetragen. Ein 500 Meter langes Oval, das mit 20 Hindernissen bestückt war, mußte von den Reserveoffizieren überwunden werden. Als erster Läufer nahm Leutnant d. R. Unseld den Wettkampf auf. Schon nach wenigen Metern versperrte ein gewaltiges Kletternetz den Weg des Läufers. Mit schnellen Schritten erreichte Leutnant Unseld den Scheitelpunkt, überwand ihn mit einem Überschlag und landete wohlbehalten wieder auf der Bahn. Jetzt säumten einige Balkenhindernisse die Strecke. Auch diese wurden mit Elan genommen. Eine steil emporragende Betonmauer bereitete dem Teilnehmer die größten Schwierigkeiten. Mit einem Seil ging es die senkrechte Wand hinan. Aus vier Meter Höhe führte ein Mutsprung den Läufer zurück auf die Erde. Als dann im zweiten Drittel der Strecke mit dem „irischen Tisch" ein weiteres Hindernis überwunden war, hatte der Teilnehmer es geschafft. Mit letzter Kraft strebte er auf den restlichen Metern dem Ziel zu. Deutlich sah man ihm die Strapazen an, die diese Disziplin verursacht hatte. Erst nach einer längeren Erholungspause hatten sich die Reserveoffiziere so gekräftigt, daß sie zum letzten Teil der Wettkämpfe, dem Langstreckenlauf, sich bereitstellten. Als der Startschuß verklungen war, setzte sich Leutnant d. R. Allmer an die Spitze des Läuferfeldes. Schon nach zwei Runden zogen die Reserveoffiziere Unseld und Grundmann an ihm vorbei und kamen gemeinsam ins Ziel. Dritter wurde Allmer, der sich dadurch in der Gesamtwertung erheblich verbesserte. Sieger dieser Ausscheidungswettkämpfe wurde jedoch Leutnant d. R. Unseld, gefolgt von Lt. d. R. Wallner. Auf dem dritten Platz landete in Leutnant Kehren ein Vertreter der maritimen Streitkraft. Außer diesen drei Teilnehmern qualifizierten sich noch neun Reserveoffiziere aus dem Wehrbereich III. Nächstes Ziel sind die Bundesausscheidungen in Mittenwald in der Kampftruppenschule IV Luttensee. Oberst Schemmel gab in der Kaserne nach der Rückfahrt die Ergebnisse bekannt und entließ die Teilnehmer mit den besten Wünschen für ein weiteres erfolgreiches Abschneiden.

Oberstabsarzt Dr. med. Schönfeld

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz für Anfänger

Wir werden in Zukunft von Zeit zu Zeit ein Sanitäts-Quiz bringen, um unseren Lesern die Möglichkeit zu geben, den Stand ihrer eigenen Sanitätsausbildung zu überprüfen. Außerdem läßt sich das Sanitäts-Quiz in geeigneter Form sehr gut in der Ausbildung verwenden. Red.

Lage:

Bei der Gefechtsausbildung mit ABC-Schutzmaske im Hochsommer stürzt ein Soldat und bleibt mit verkrampfter Arm- und Beinstellung liegen. Nach Abnahme der ABC-Schutzmaske zeigt sich ein schweißüberströmtes, hochrot-gedunsenes Gesicht. Der Mann reagiert auf Anruf mit unartikulierten, ächzenden Lauten und verkrampft weiter Gesicht-, Arm-, Finger- und Beinmuskulatur. Die Messung der Körpertemperatur unter der Achsel durch den Kompanie-Sanitäter ergibt 37,3° C, Puls 108.

Frage:

a) Handelt es sich
1. Um einen Hitzschlag?
2. Um eine Epilepsie?
3. Um einen Sonnenstich?
4. Um eine Hitze-Erschöpfung?
5. Um eine Simulation?

b) Was ist zu tun
1. Künstliche Beatmung?
2. In den Schatten legen und Bekleidung öffnen?
3. Dünne Salz-Lösung zu trinken geben?
4. Den Truppenarzt holen?
5. Zum Truppenarzt bringen?

Richtige Antworten:

Hitze-Erschöpfung a) 4.

In den Schatten legen, Bekleidung öffnen. Nach Wiedererlangen des Bewußtseins Salzlösung zu trinken geben und zum Truppenarzt bringen b) 2., 3., 5.

Bemerkungen:

Zu a) 1.:

Unter einem Hitzschlag versteht man eine Wärmestauung wegen behinderter Wärmeabgabe bei hoher Außentemperatur und hoher Luftfeuchtigkeit. Die Körpertemperatur von 37,3° deutet auf eine leichte Wärmestauung hin, bei der jedoch ein Hitzschlag noch nicht einsetzt. Beim Hitzschlag hat der Pat. außerdem eine trockene, gerötete Haut, nachdem er stark geschwitzt hat.

Zu a) 2.:

Ein typischer epileptischer Anfall geht nach dem Krampfstadium in einen Tiefschlaf über. Der Pat. entleert dabei häufig Blase oder Mastdarm, beißt sich in die Zunge.

Die Anfälle treten auch aus völliger Ruhe auf.

Zu a) 3.:

Ein Sonnenstich entsteht durch direkte Bestrahlung des unbedeckten Kopfes, das heißt, durch Erwärmung des Schädels. Auch hier können Krämpfe und Bewußtlosigkeit auftreten. Das typische Symptom des Sonnenstichs ist die bestehende Nackensteifigkeit; Versuche, den Nacken zu beugen, werden durch die starke Schmerzhaftigkeit (auch von Bewußtlosen) durch Steifhalten des Nackens verhindert.

Zu a) 4.:

Hitze-Erschöpfung oder Hitzekrämpfe können eintreten, wenn durch verstärkte Schweißabsonderung dem Körper große Salzmengen entzogen werden. Bei Erniedrigung der Salzkonzentration im Blut tritt eine Krampfbereitschaft der Muskulatur ein und es entwickelt sich das Krankheitsbild, welches in der Lage geschildert wurde.

Zu a) 5.:

Situation, Puls und Temperatur sprechen gegen eine Simulation.

Die Campingzeit beginnt...

Alles für Wochenend und Sonnenschein finden Sie im großen Neckermann-Katalog Frühling-Sommer 1965:

Komfortable Zelte, Luftmatratzen, Schlafsäcke, praktische Kochgeräte und Camping-Geschirr. Dazu schicke Freizeit- und Sportkleidung, neueste Strand- und Bademoden, Schlauchboote mit Motor, hochwertige Transistorgeräte und die sensationelle Neuheit: Den tragbaren Fernsehapparat Neckermann „Weltblick-Alltransistor" zum Mitnehmen.

Alles Qualitätswaren zu günstigen Neckermann-Preisen. Bestellen Sie noch heute den Katalog, er kommt gratis!

Neckermann

DAS GROSSE VERSANDHAUS

ABT. W 857 6000 FRANKFURT 1

Zu b) 1.:

Künstliche Beatmung ist nur notwendig, wenn die selbständige Atmung eines Pat. ausfällt oder unzureichend ist. Im geschilderten Falle also nicht.

Zu b) 2.:

In den Schatten legen und die Bekleidung öffnen hat zunächst zur Folge, daß der Pat. aufhört zu schwitzen und seine Körpertemperatur sich normalisiert.

Zu b) 3.:

Bei Wiedererlangen des Bewußtseins (Bewußtlosen gibt man wegen der Erstickungsgefahr nie etwas zu trinken!) kann die Zufuhr verdünnter Salzlösungen die Salzkonzentration im Blut und damit den Krankheitszustand rasch normalisieren. In der Bw steht als Fertigpräparat „Liquisorb" zur Verfügung, welches im Sanitätsbereich empfangen werden kann. Im Notfall stellt man sich aus Kochsalz eine Lösung her: etwa ein Kaffeelöffel auf eine Feldflasche Wasser.

Zu b) 4.:

Den Truppenarzt zu holen wäre unsinnig, da er im Übungsgelände wahrscheinlich nicht die notwendigen ärztlichen Maßnahmen durchführen kann.

Zu b) 5.:

Ein rascher Abtransport zum Truppenarzt ist notwendig, wobei der Erkrankte nicht allein gelassen werden darf. (Merke: Bewußtlose oder Bewußtseinseingeschränkte bedürfen ständiger Aufsicht, auch auf dem Transport!)

Lagerung: Auf die Seite, Mundöffnung nach unten gerichtet, um evtl. Erbrochenes oder Blut nach außen abfließen zu lassen, Beine angewinkelt, zur Lagestabilisierung oberes Bein nach vorn ziehen.

Neuer Kommandeur der 5. Pz.-Div.

Feierliche Übergabe im Schloß Oranienstein

Das herrliche „Kaiserwetter", die barocke Fassade des Stammschlosses der Oranier und das sprießende Grün der Schloßanlagen bildeten den eindrucksvollen Rahmen einer militärischen Zeremonie, die mit Beginn des Monats April anläßlich der Übergabe und Übernahme der 5. Panzerdivision stattfand. Wagen um Wagen mit zivilen und militärischen Kennzeichen aus dem Divisionsbereich und darüber hinaus aus den anderen Gebieten fuhren im Schloßhof vor. Ehrenposten salutierten. Wagenschläge öffneten sich. Die zahlreichen Gäste, die Herren in dunklem Anzug oder in Uniform, die Damen in passender Garderobe, begaben sich zum Empfang des scheidenden Divisionskommandeurs in den „Blauen Saal" des Nassau-Museums „Oranien".

Gutes Verhältnis mit Zivilbevölkerung

Der Hausherr, Generalleutnant Schnez, und seine Gattin sowie der neue Kommandeur, Brigadegeneral Hükelheim, und seine Gattin begrüßten die Gäste herzlich. In seiner Ansprache brachte Generalleutnant Schnez das gute Verhältnis zum Ausdruck, das während seiner fast dreijährigen Amtszeit zwischen der 5. Panzerdivision und der Zivilbevölkerung bestand. Besonders hob er die gute Zusammenarbeit mit den kommunalen Behörden, mit den Regierungsstellen, mit den kirchlichen Stellen beider Konfessionen, mit benachbarten Bundeswehr- und NATO-Stellen und nicht zuletzt mit den verschiedenen kulturellen und politischen Institutionen des Landes hervor. Als Vertreter der Regierung ergriff Regierungspräsident Dr. Schmitt das Wort. Auch er betonte das gute Verhältnis zwischen den Angehörigen der Division und der Zivilbevölkerung. Der Bürgermeister der Stadt Diez dankte namens der Stadtverwaltung und der Bevölkerung dem scheidenden General und überreichte eine wertvolle Lithographie als Geschenk und einen Blumenstrauß an die Gattin des Kommandeurs. Gleichzeitig rief er dem neuen Divisionskommandeur ein herzliches Willkommen zu und ehrte dessen Gattin ebenfalls mit einem Blumenstrauß. Zum Sprecher der gesamten Division machte sich Brigadegeneral Guderian, als er dem scheidenden Kommandeur zurief, er habe die unterstellten Soldaten dienstlich oft gefordert, aber nie überfordert.

Am Rednerpult: GenLt. Schnez, rechts der neue Kdr., BrigGen. Hükelheim.

Stander und Schlüssel als Symbole übergeben

Mit flotter Marschmusik marschierten die Ehrenformationen, je ein Zug Panzergrenadiere, Panzersoldaten, Artilleristen und Grenadiere der Stabskompanie unter Vorantritt der Fahnenabordnung in den sonnenüberfluteten Schloßhof ein. Vom Hauptgebäude flatterte die Hausfahne Oraniens. Oberst Schlabitz meldete die Ehrenformation an Generalleutnant Schnez und unter den Klängen des Präsentiermarsches schritt er mit seinem Nachfolger, Brigadegeneral Hükelheim, die Front ab. Zuerst intonierte das Heeresmusikkorps 5 unter der Leitung von Major Schlüter zu Ehren des scheidenden Divisionskommandeurs den „Marsch des schwäbischen Kreisregiments". Als Ausdruck der Verbundenheit mit den Niederlanden klang der Marsch „Mars der Medici" auf. Es folgte der „Dessauer" und des „Großen Kurfürsten Reitermarsch" in Erinnerung an das Haus Oranien.

Der Abschied fiele ihm schwer, so begann Generalleutnant Schnez seine Ansprache. Die Division, der schöne Divisionssitz und das romantisch gelegene Diez seien ihm sehr ans Herz gewachsen. Er dankte allen Divisionsangehörigen für die Treue zum Dienen, ihre gute Haltung und wünschte allen viel Glück. Er gab ihnen mit auf den Weg, treu zu den guten alten Soldatentugenden zu stehen, fortschrittlich in der modernen Gesellschaft und revolutionierend in Technik und Taktik zu sein. Mit Überreichen des Schlüssels des Schlosses Oranienstein und des Kommandeurstanders an seinen Nachfolger wurde die Übergabe symbolisch vollzogen. Anschließend stimmten alle Soldaten das bekannte Panzerlied an. Brigadegeneral Hükelheim versprach seine ganze Kraft für die Division einzusetzen und das Übernommene zu erhalten und zu verbessern. Durch ihre Existenz und ihren Einsatzwert habe die Division seit ihrer Zugehörigkeit zur NATO einen Krieg in Mitteleuropa verhindert. Er bat alle, auch weiterhin an der Erhaltung des Friedens durch treuen Dienst mitzuarbeiten. Er bezeichnete es als ein besonderes Glück, Oranienstein als Sitz des Stabes zu übernehmen. Nach der Kommandoübergabe klang die Nationalhymne auf. Soldaten und Gäste waren tief gerührt, als Generalleutnant Schnez mit seiner Gattin unter den Klängen eines Abschiedsliedes sein Stabsquartier verließ, um zukünftig die hohe Dienststellung eines Kommandierenden Generals anzutreten. Es ist für ihn eine große Befriedigung, in der neuen Verwendung seiner ehemaligen Division nahezubleiben.

Klein

Den Gegner geworfen

Rahmenübung der 5. Panzerdivision in der Eifel

Dunkle Wolken waren über den Vulkankuppen und Kraterseen der Eifellandschaft aufgezogen, als sich die Brigade-, Regiments- und Bataillonsstäbe der 5. Panzerdivision mit ihren Stabs- und Versorgungsteilen und ihren Gefechtsfahrzeugen an den Waldrändern und in Geländefalten zur ersten größeren Übung des Jahres einrichteten.

Diese Stabs- und Fernmelderahmenübung hatte den Zweck, die Zusammenarbeit der Brigade- und Bataillonsstäbe untereinander und mit den Divisionstruppen in verschiedenen Phasen zu schulen und die feldmäßige Stabsarbeit in der Befehlsgebung, im Meldewesen und in der Ausnutzung der Funkverbindungen zu fördern. Im Unterschied zu Manövern, an denen alle Soldaten mit allen Waffen, Geräten und Fahrzeugen teilnehmen, waren es diesmal nur die Führungsteile, die übten. Nur einige, für die Führung und Leitung einer groß angelegten Übung notwendigen Truppenteile, so z. B. das Fernmeldebataillon, wirkten als Volltruppe mit.

Düsenjäger, Blitz und Donner

Die Übung, die pünktlich begann, rollte in fünf Phasen ab. Einige hundert Gefechtsfahrzeuge, Befehlspanzer, Stabswagen, geländegängige LKWs und Kräder bewegten sich durch die Eifel und nahmen ihre Ausgangsstellungen ein. Durch die Dörfer und Städte flitzten Meldefahrzeuge. Die Bevölkerung verfolgte interessiert den Ablauf. Jugendliche säumten die Straßen. Wo ein einweisender Feldjäger oder eine Soldatengruppe stand, bildete sich bald ein Zuschauerring. Freundliche Worte wechselten hin und her. Manchmal stellten sich Kinder beim Verpflegungsempfang mit in die Reihe der Soldaten und die Feldköche waren dann beim Austeilen nicht kleinlich.

Die Lage ging davon aus, daß der Feind im Angriff von Osten nach Westen den Rhein bei Köln und Bingen und im Neuwieder Becken überschritten und im Abschnitt des Korps einen tiefen Einbruch erzielt hatte. Die Division, zunächst Reserve, hatte den Auftrag, einen Verfügungsraum zu erreichen und je nach Lageentwicklung die Feindkräfte im Neuwieder Becken westlich des Rheins anzugreifen und zu vernichten. Zunächst wurde eine Brigade in der Verzögerung eingesetzt. Nach Zuführung weiterer Kräfte griff die Division im zugewiesenen Gefechtsstreifen an und warf den Gegner an den Rhein zurück. Der Angriff wurde durch Düsenjäger wirkungsvoll unterstützt. In den Donner eines frühen Aprilgewitters mischte sich der Lärm der Düsenmaschinen.

26 Stunden durchlaufend

Die 26-Stunden-Übung, die in der Hauptsache in der Nacht jedem Übungsteilnehmer restlosen Einsatz abforderte, wurde ein Erfolg. Dies stellte auch der Kommandeur, Brigadegeneral Hükelheim, in der Schlußbesprechung in Koblenz vor den versammelten Kommandeuren und Leitungsoffizieren fest. Die 5. Panzerdivision hatte wieder einmal unter Beweis gestellt, daß sie gut ausgebildet und für den Ernstfall bereit ist.

Klein

Oberst a. D. Borcherdt

Die Heeres-Luftaufklärung bis 1918 (II)

Wandlung der Kriegsführung nach dem ersten Weltkriege

Versailles und seine Auswirkungen

Der Vertrag von Versailles verbot Deutschland nicht nur schwere Waffen aller Art und Flugzeuge, sondern auch das Anlegen von Befestigungen an der West- und Südgrenze. Gegen einen etwaigen Angriff hätte die schwache Reichswehr nur **hinhaltenden Widerstand** leisten können, um später, bei günstiger Gelegenheit, zum Gegenangriff überzugehen. Damit stand fest, daß ein **Stellungskrieg,** wie er von Ende 1914 bis 1918 im Westen geführt wurde, sich nicht wiederholen würde. In der wiedergewonnenen **beweglichen Kriegsführung** gab es auch für die **Erdaufklärung** wieder neue Aufgaben. Der starke Anteil von Kavallerie, den die Reichswehr besaß, erleichterte ihre Durchführung. Bei der **Luft**aufklärung, die verboten war, mußte man sich auf das Negative beschränken. D. h, die Truppe mußte durch gute Tarnung sich der Sicht der **feindlichen** Aufklärer zu entziehen versuchen.

Neue Theorien Panzerkrieg und Luftkrieg

Theoretisch befaßte sich die Reichswehr selbstverständlich auch mit fliegerischen Fragen. In einer Studie wurden der Einsatz und die Führung von Fliegerverbänden festgelegt. Durch eine Geheimklausel des Vertrages von Rapallo war es möglich, in Rußland ehemalige Weltkriegsflieger und junge Offiziere fliegerisch zu schulen. Aus Tarnungsgründen schieden diese Offiziere vorübergehend aus der Reichswehr aus. Aber auch taktisch-technische Forderungen für Flugzeuge, Waffen und Geräte wurden gestellt, Prototypen gebaut und im Ausland erprobt.

Militärschriftsteller des Auslandes stellten neue Theorien über den modernen Krieg auf, die den Sieg schneller erringen und dadurch den Krieg verkürzen sollten, so die Engländer Fuller und Liddel Hart und der Franzose de Gaulle für große Panzerverbände; der Italiener Douhet aber wollte mit einer gewaltigen Bomberflotte in kurzer Zeit den Krieg allein entscheiden, das Heer sollte nur den Grenzschutz übernehmen.

(Die gleiche Ansicht, nur jetzt mit Atomwaffen, haben die Franzosen auch heute. Hoffentlich irren sie nicht diesmal wieder. Die Red.)

Heeresaufklärer in der neuen Wehrmacht

Änderungen in der Heerestaktik und Folgerungen für die Luftaufklärung

Alle diese Gedanken spielten beim **Aufbau der neuen Wehrmacht** 1934 eine Rolle.

Jedoch auch von 1934—36 bestand die Masse der Armee noch aus Infanterie-Divisionen. Ihre Bewegung bestimmte noch immer der Marschtritt der Bataillone und die Gangart der vielen pferdebespannten Fahrzeuge. Wie einst 1914 rechnete man damit, daß eine Division auf 2 oder 3 Straßen den Vormarsch antreten würde, rechts und links davon die Nachbartruppen. Man schätzte, daß bei Feindberührung eine Truppe täglich kaum 20 km zurücklegen würde. Für die Luftaufklärung ergab sich daraus (im Gegensatz zum Stellungskrieg):

1. Ein Feind in der Bewegung ist leichter zu erkennen als im gut ausgebauten Stellungsnetz.
2. Die Vermehrung der Fahrzeuge erleichtert die Beobachtung des Straßenverkehrs.
3. Die Erdabwehr, besonders der Flakartillerie, im Kampfgebiet kann nicht mehr überall so stark sein. Sie konzentriert sich auf wichtige Punkte wie Artilleriestellungen, Flußübergänge, Bahnausladungen usw.
4. Die Standorte der eigenen Truppe wechseln dauernd, die Aufklärungsräume müssen daher öfters, wenn nicht täglich, neu befohlen werden.
5. Der Artilleriefliegerdienst wird sehr viel komplizierter, sowohl die Zielansprache wie auch das Einschießen, da der Flieger den Standort der **eigenen** Batterie nicht kennt.
6. Die Beweglichkeit der Staffel spielt eine größere Rolle (Einrichtung eines Gefechtslandeplatzes).

Ganz wesentlich änderte sich jedoch die Heereskriegsführung durch die Aufstellung schneller Truppen und ihre Verwendung in großen Panzerverbänden, die nach erfolgtem Durchbruch, ihre Beweglichkeit ausnützend, auf das befohlene Ziel vorstoßen sollten, ohne sich darum zu kümmern, was rechts und links von ihnen stand und sich dort abspielte. Diese Taktik stellte für die Luftaufklärung folgende Probleme:

1. Die Kampflagen wechselten sehr viel schneller, es mußte schneller aufgeklärt und gemeldet werden.
2. Die Luftaufklärung in den Flanken gewann größere Bedeutung.
3. Die Räume wurden noch größer.
4. Die Nacht- bzw. die Aufklärung im Morgengrauen war wichtig, weil ein Gegner, der nicht die Luftüberlegenheit besitzt, mehr bei Nacht marschiert.
5. Im Wirbel dieses Panzerkrieges geraten Freund und Feind stark durcheinander, der Flieger muß laufend feststellen und melden, **wo Feind** und **wo eigene Truppen** sich befinden.
6. Die Bodenteile der Staffel müssen, in der Marschkolonne eingefädelt, den Panzern folgen können und sich auf dem Marsch wie auf dem Flugplatz selbst verteidigen können. Das ist nicht einfach für Soldaten, deren Hauptaufgabe auch im Kampf der technische Dienst ist.

Organisation

Die **Luftwaffe** wurde 1933/34 als **3. Wehrmachtsteil** aufgestellt. Dieser Gedanke war nicht neu. In einer Denkschrift vom 10. 3. 1916 forderte der damalige Feldflugchef bereits die Zusammenfassung des gesamten Flugwesens von Heer und Marine als **Kaiserlich Deutsche Luftstreitkräfte** (s. v. Hoeppner „Deutschlands Krieg in der Luft" S. 82—85 und Neumann „Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege" S. 305—315).

Aus politischen Gründen mußte der Aufbau streng getarnt erfolgen. Die ersten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften kamen aus der Reichswehr, aus der sie offiziell ausschieden. Es wurde die Uniform des deutschen Luftsportverbandes getragen, nur mit 2 Schulterklappen bzw. schmalen Achselstücken. Die Uniform blau-grau mit Schlips und Kragen erregte damals Aufsehen und wurde bespöttelt. Doch auch Schlips und Kragen hatten ursprünglich taktische Bedeutung. Die Flieger-Offiziere des ersten Weltkrieges, meist nur zur Fliegertruppe **kommandiert,** trugen ihre alten Infanterie- usw. Uniformen mit hohen und festen Uniformkragen. Diese erschwerten das Beobachten des Luftraumes erheblich. So fingen einige „Gents" an, den Kragen zu öffnen und darunter einen weichen Kragen mit Schlips zu tragen.

Es mußte auch aus Tarnungsgründen mit dem deutschen Gruß gegrüßt werden und auch die Dienstgrade waren getarnt (z. B. Flieger-Kommodore = Oberst). Am 1. 4. 1935 fiel die Tarnung fort.

Das Aufbauprogramm, ein 5-Jahresprogramm, das 1934 aufgestellt wurde, wurde bereits bis 1938 durchgeführt. Es sah an Frontverbänden (ohne Seefliegerverbände) Aufklärungsflieger, Jagdflieger, Kampfflieger und Sturzkampfflieger vor.

In der neuen Luftwaffe standen 36 Aufklärungsstaffeln 162 Staffeln für Kampfzwecke gegenüber. Das Verhältnis war also nicht einmal 1 : 4 gegenüber fast 1 : 1 1918. Hinzu kam noch, daß die Hälfte der Fernaufklärer für die operative Luftwaffe vorgesehen war. Bis zur Sudetenkrise (Herbst 1938) wurden noch 12 H-Staffeln und 2 F-Staffeln als Mobstaffeln aufgestellt, nach der Krise wieder aufgelöst, um 1939 endgültig aufgestellt zu werden.

Bei **Kriegsbeginn 1939** standen für Aufklärungsaufgaben des Heeres zur Verfügung: 30 Aufklärungsstaffeln H und 10 Aufklärungsstaffeln F (s. auch Baumbach „Zu spät" S. 48).

1940, noch während des Frankreichfeldzuges, wurden noch 5 weitere H-Staffeln neu aufgestellt.

Zum Rußlandfeldzug wurde die Zahl noch einmal erhöht, ich glaube noch einmal 20 H- und 4 F-Staffeln. Diese Erhöhung ging jedoch auf Kosten der Zahl der Flugzeuge der Staffel. Die meisten Staffeln hatten nur noch 7 statt wie bisher 12, von denen ein Flugzeug nicht gepanzert war und kein Funksprechgerät hatte. Bereits 1941/42 wurde aus Mangel an Flugzeugen aber wieder eine große Zahl von Staffeln aufgelöst.

Die **neue Luftwaffe** sollte eine schnell bewegliche **Angriffsluftwaffe** sein, keine Hilfstruppe des Heeres und der Marine. Beim Aufbau lag deshalb der Schwerpunkt:

1. Bei den Kampf-, Sturzkampf-, Zerstörer- und Fernaufklärerverbänden, dann folgten
2. die Jagdverbände und die Flakverbände. Erst dann folgten
3. die Heeresaufklärer und die Seeflieger.

(S. Kesselring „Soldat bis zum letzten Tag", S. 40.)

Laut Mobplan der Luftwaffe sollte die Fliegertruppe **in Frieden und Krieg mobil** sein. Für die Führung der **Heeresflieger** traf dies keineswegs zu. Ihre Führung war schwierig, weil sie aus dem Gesamtrahmen herausfielen. Im ersten Aufbaujahr, 1934, unterstanden die wenigen Verbände (darunter 3 F-Staffeln) dem Kommandeur der 1. Fl.Division, er war in Personalunion Kommandeur der Heeresflieger, als solchem unterstanden ihm die 2 H-Staffeln. Beide Stäbe lagen zusammen in Berlin-Zehlendorf. Ab 1. 4. 1935 unterstanden die fliegenden Verbände, deren Zahl sich allmählich vermehrte, den **Höheren Fliegerkommandeuren** im Luftkreis (nur in Ostpreußen dem Luftkreis unmittelbar). Diese Unterstellung galt **friedensmäßig** auch für die Heeresaufklärer. Der Stab „Kommandeur der Heeresflieger" wurde am 1. 4. 1935 aufgelöst. Am 1. 4. 1935 wurden jedoch im Reichsluftfahrtministerium die ersten Waffeninspektionen aufgestellt. Die Fliegerinspektion 1 (später Luftwaffen-) war die der **Aufklärungsflieger und des Luftbildwesens** (Inspekteur Oberst, zuletzt General der Flieger **Klepke).** Sie bestand aus einer Gruppe Aufklärung und einer Abteilung Luftbildwesen.

Die **Aufgabe der Inspektion** war: Für Einheitlichkeit der Ausbildung zu sorgen, Richtlinien für den Einsatz aufzustellen, Vorschriften auszuarbeiten bzw. mitzuprüfen, taktisch-technische Forderungen für Flugzeuge, Waffen und Geräte aufzustellen. Außerdem war der Inspekteur Berater des Oberbefehlshabers des Heeres in allen Luftwaffenangelegenheiten. Bei der Truppe hatte er **Inspektions-** aber keinerlei **Befehls**befugnis. Ihre weitere Aufgabe war, die wenigen Verbände dem Heer sinnvoll zuzuweisen und durch zweckmäßige Ausbildung und Ausrüstung sicherzustellen, daß sie ihre Aufklärungsaufträge durchführen konnten.

Nach Wiederherstellung der Wehrhoheit war für das Heer zunächst eine Stärke von 12 Korps zu je 3 Inf.-Divisionen und eine selbständige Kavallerie-Brigade vorgesehen. Bald wurden 3 Divisionen zu Panzerdivisionen umgerüstet. 1918 hätten 12 Korps und 36 Divisionen zur Aufklärung 48 Fliegerabteilungen bekommen. Das war jetzt unmöglich. So klärten nun auf: a) für eine Heeresgruppe eine Aufklärungsstaffel F, b) für eine Armee eine Aufklärungsstaffel F, c) für ein Korps eine Aufklärungsstaffel H. Später für die Panzerverbände: a) für die Panzergruppe eine Aufklärungsstaffel F, b) für ein Panzerkorps eine Aufklärungsstaffel H, c) für eine Panzerdivision eine Aufklärungsstaffel (H) (Pz).

Einsatzmäßig waren alle Staffeln also **selbständige** Verbände im Gegensatz zum Frieden. Da gleichzeitig nun noch Flak- und Luftnachrichtenverbände dem Heer **taktisch unterstellt** wurden, traten für die Führung all dieser Verbände zum Heer: a) Ein General der Luftwaffe beim Oberbefehlshaber des Heeres, b) ein Kommandeur der Luftwaffe bei der Heeresgruppe bzw. beim AOK oder Panzergruppe, c) später noch ein Gruppenführer der Flieger bei einem Pz.-Korps.

Die Aufstellung der Stäbe wurde mobmäßig **nur vorbereitet.** Die **Offizierstellenbesetzung** behielt sich das **Personalamt** vor. Die Organisation war schon deshalb unzweckmäßig, weil die Stellung der Kommandeure der Luftwaffe die eines Brigade-Kdrs. war (während der Friedensgruppenkommandeur meist ein Major war). Da diese Kommandeure von Schulen oder Stäben kommen sollten, war ihnen naturgemäß der augenblickliche Stand der Heeresaufklärung nicht so vertraut. Die Inspektion hat deshalb mehrmals Vorstöße gemacht, um dies zu ändern, aber ohne Erfolg. 1937 wurde General der Flieger Wachenfeld (nach Auflösung der Luftkreise) General der Luftwaffe beim Oberbefehlshaber des Heeres; sein Stab bestand nur aus je einem jungen Flieger-, einem Flak- und einem Luftnachrichtenoffizier. Auch hatte er keinerlei Befehlsbefugnisse. Nach seiner Verabschiedung (Januar 1938) wurde General Klepke in Personalunion General der Luftwaffe und zugleich Inspekteur 1. Beide Stäbe saßen aber **getrennt,** was den Schriftverkehr erschwerte. An den Befugnissen änderte sich auch jetzt noch nichts.

Ein Vorstoß nach der Sudetenkrise, die Koluftstäbe bereits friedensmäßig aufzustellen und die Staffeln in eine Aufklärungsflieger-Abteilung, bestehend aus Stab, Fliegende Staffel und 2 Feldflugplatzbetriebskompanien, umzugliedern, blieb wegen verschiedener Ansichten innerhalb der Inspektion stecken.

Nach der Verabschiedung von General der Flieger Klepke und der Ernennung von General Bogatsch zu seinem Nachfolger, erfolgte eine grundlegende Umorganisation. Die zwei bisherigen Stäbe wurden vereinigt und die Dienststelle erhielt die langnamige Bezeichnung: „General der Luftwaffe beim Oberbefehlshaber des Heeres und Befehlshaber der Heeresflieger (Luftwaffen-Inspektion 1)" (Gen. d. Lw. b. Ob. d. H. u. B. d. H., Fl. [L. In. 1]). Die bisherige Abteilung Luftbildwesen schied aus der Inspektion aus. Der neue Stab war einerseits Dienststelle des R.L.M., andererseits Kommandobehörde; denn sämtliche Heeresaufklärungsfliegerverbände wurden ihr auch truppendienstlich unterstellt, nur die Aufklärungs-Lehr-Gruppe, die bisher der Inspektion unterstand, kam als III. (Aufklärungs-)/Lehr-Geschwader 2 zur Luftwaffen-Lehr-Division. Eine Verlegung von mehreren Staffeln war erforderlich. Nach Umrüstung auf Do 17 war es unzweckmäßig, noch 3 F-Staffeln in Ostpreußen zu belassen, sie konnten bei der räumlichen Beschränkung kaum noch fliegen. Die Gruppe Insterburg wurde deshalb aufgelöst, 2 F-Staffeln und eine H-Staffel wurden ins Reich verlegt. Die Staffeln sollten auch enger an die Heeresgruppenkommandos (F-Staffeln), an die Korps (H-Staffeln) und an die PzDiv. (H/Pz.) herangelegt werden. Mehrere Gruppen wurden daher gemischt. Immer war das aber nicht möglich, weil die Plätze, z. B. Göppingen, für Fernaufklärer nicht ausreichten. Teilweise war auch jetzt noch die Entfernung zwischen Kommandobehörde und Staffel sehr groß. So war das Hamburger Korps auf eine Staffel in Münster angewiesen.

Die 2 Aufklärungsgruppen in Ostpreußen und Österreich unterstanden dem Stabe unmittelbar, die anderen wurden 3 Geschwaderkommodoren unterstellt. Auch diese Gliederung war nur friedensmäßig. Die Geschwaderstäbe hatten die Mobilmachung für die Heeresgruppenkolufts, die Gruppenstäbe die für die Kommandeure der Luftwaffe bei den AOKs vorzubereiten. Da die 3 Geschwaderkommodore nur als Koluft bei einem AOK vorgesehen waren, wurden auch sie von ihren Stäben getrennt. Die Mobilmachung 1939 bereitete nur deshalb keine Schwierigkeiten, weil sie langfristig vorher durchgeführt wurde.

Bis 1942 verblieb es bei dieser Organisation. Man muß wohl sagen, daß die Stäbe reichlich groß waren. Das lag aber an der zahlreichen Flakartillerie, die dem Heer zugeteilt werden sollte (anfangs sogar Regimenter). Deshalb erhielt der Koluft Brigadekommandeursrang. Ja, wenn ich mich recht entsinne, war es bis 1936 auch geplant, ihm Jagdgruppen zu unterstellen. Selbst für den Nachschub war zunächst ein eigener Heeresluftpark geplant. Ebenso war er verantwortlich für den zivilen Luftschutz im Operationsgebiet. Da die Staffeln ja **einzeln** den Korps oder einer Panzerdivision taktisch unterstanden, war die Führungstätigkeit auf truppendienstliche Angelegenheiten, den Nachschub (soweit dieser von der Luftwaffe kam) und auf eine Dienstaufsicht beschränkt.

Eine neue, grundlegende Änderung der Organisation wurde 1942 durchgeführt. Der Stab General d. Lw. b. Ob. d. H. und sämtliche Koluft-Stäbe wurden aufgelöst, ebenso die seit Kriegsbeginn wieder aufgestellte Inspektion der Aufklärungsflieger. Beim OK der Luftwaffe gab es dafür die Dienststelle „General der Aufklärungsflieger" (nur mit Inspektionsbefugnissen). (Zuerst war dies General Lohmann, dann General v. Barsewisch). Bei jeder Heeresgruppe und jeder Armee trat zu der Gruppe Ic (Feindnachrichten) ein erfahrener Luftwaffenoffizier als Ic (Luftwaffe). Drei Staffeln wurden jetzt wieder zu einer Gruppe vereinigt. Es gab wieder **reinrassige** Nah- und Fernaufklärungsgruppen (NAG u. FAG). Das Bodenpersonal wurde jedoch zum größten Teil zu einer Betriebskompanie, das Nachrichtenpersonal zu einer Nachrichtenkompanie, die Flaktrupps zu einem Flakzug zusammengezogen. Nur das Spitzenpersonal verblieb den Staffeln.

Die Gruppen unterstanden den Fliegrkorps. Von diesen wurden sie einer Armee oder einem Panzerkorps auf Zusammenarbeit zugewiesen. Jedoch auch die Gruppenstäbe hatten ihre Staffeln meist nicht zusammen im Einsatz. Die Betriebskompanien, die Nachrichtenzüge und der Flakzug mußten auch dauernd auseinandergerissen werden. Truppendienstlich war das sicherlich nicht günstig.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Geschichte der Heeresunteroffizierschulen

Dipl.-Ing. Hans Heber, Oberstleutnant

Mit der Eröffnung der Heeresunteroffizierschule Sonthofen am 1. 10. 1964 und der kommenden Aufstellung weiterer Unteroffizierschulen knüpfen wir an eine jahrhundertealte Tradition an. Denn viele der besten und tapfersten Unteroffiziere, die in Krieg und Frieden Rückgrat der deutschen Armee waren, sind aus den alten Unteroffizierschulen hervorgegangen, in denen sie nicht nur charakterlich geformt wurden, sondern auch das nötige praktische und geistige Rüstzeug erhielten, um ihren Untergebenen gute Vorgesetzte zu werden und sich im Alltag zu behaupten. Unsere Veteranen der jüngst vergangenen Unteroffizierschulen denken bei ihren Kameradentreffen in Freude und Dankbarkeit an jene Zeit der Ausbildung zurück.

Wenn wir die Entwicklung der Unteroffizierschulen betrachten, müssen wir die Geschichte bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Es war die Zeit der Preußenkönige, die nicht nur mit eiserner Disziplin, scharfem Drill und persönlichem Einsatz ihre Armeen aufbauten, sondern auch erkannten, daß der Landesherr seinen Soldaten hinsichtlich der Versorgung mehr bieten müsse als bisher. So meinte König Friedrich Wilhelm I.: „Wir müssen für unsere Freunde, die alten Soldaten, sorgen" und nahm sich vor allem der Kinder der Gefallenen und schwer Blessierten an, indem er für sie im Jahre 1722 in Potsdam das erste Militärwaisenhaus gründete. Ihm folgten später kleinere Zweiganstalten, darunter auch katholische, in Thüringen, Pommern, Schlesien und Westfalen. Diese Militärwaisenhäuser können wir als Vorläufer der Unteroffizierschulen bezeichnen. Andere Fürsten folgten dem Beispiel der Preußen. So gründete Kurfürst August III. 1798 die kursächsische Militär-Knaben-Erziehungsanstalt, die ab 1815 unter preußischer Verwaltung stand. Zu gleicher Zeit wurde auch die kursächsische Knaben-Erziehungsanstalt Klein-Struppau b. Pirna eröffnet. In Bayern richtete der Kurfürst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein größeres Wohnhaus in der Münchener Au als Waisenhaus für Doppelwaisen seiner Soldaten ein. 1756 verfügte er in einer Vorschrift, daß in allen Regimentern Regimentsschulen einzurichten seien, in denen nicht nur Soldatenkinder, sondern auch junge fähige Soldaten und Pfeifer- und Trommlerbuben durch tüchtige und begabte Mannschaften und Unteroffiziere im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten seien. Somit wurden erstmalig Soldaten in eigens dafür errichteten Regimentsschulen weitergebildet und die allgemeine Bildungsgrundlage für die Unteroffiziere geschaffen.

Militärwaisenhaus Potsdam.

So setzte sich bei den Landesherren allgemein die Tendenz durch, ihre Soldaten und vor allem die Unteroffiziere geistig und bildungsmäßig mehr zu heben. Denn gerade der Unteroffizier mußte neben seinen Fähigkeiten als Drillmeister, der den Soldaten die vielen Griffe und Wendungen am Gewehr beibrachte und die Durchführung des Inneren Dienstes zu überwachen hatte, immer mehr persönliche und menschliche Qualitäten aufweisen. Verschiedene Unteroffizierdienstposten, z. B. die der Korporale in der Artillerie, verlangten neben dem allgemeinen militärischen Wissen für die damalige Zeit außerordentliche Kenntnisse an Mathematik und Algebra für die ballistischen Berechnungen sowie an Chemie und Physik zur Herstellung des Pulvers und der Geschütze. Um der damaligen Truppe „Korsettstange" zu sein, d. h. bei Ausfällen innerhalb der geschlossenen Front die Lücken sofort wieder zu schließen, brauchte er neben seiner persönlichen Zuverlässigkeit auch einige Erfahrung und Schulung für die Behandlung von Untergebenen. Daher richtete in der preußischen Armee Generalfeldmarschall v. Boyen, ein Mitarbeiter von Scharnhorst, neben Garnisonschulen für Soldatenkinder auch noch einen Unterrichtszirkel für die persönliche Weiterbildung der Unteroffiziere und Mannschaften in seiner Garnison Bartenstein ein.

Durch die Niederlage der preußischen Armee in den Kämpfen gegen Napoleon in den Jahren 1806/7 erwies es sich als notwendig, den Unteroffizierstand zu verjüngen. Damals war das preußische Heer mit seinen oft 50- und 60jährigen Unteroffizieren und Offizieren in vorderster Linie veraltet und die neue Art der Kriegführung Napoleons forderte eine Reorganisation des ganzen preußischen Heeres, die unter Scharnhorst begonnen wurde. Eine Verfügung aus dem Jahre 1812, herausgegeben vom Allgemeinen Kriegsdepartement, besagte außerdem, daß neben der Ausbildung von Unteroffizier- und Feldwebelnachersatz auch Sorge dafür getragen werden müsse, daß diese ausscheidenden Soldaten durch gründlichen allgemeinbildenden Unterricht leichter ins Zivilleben eingeordnet werden könnten. Am 5. Juni 1824 gründete Friedrich Wilhelm III. die erste Unteroffizierschule in Potsdam, die als Schulabteilung dem dortigen Lehrbataillon angeschlossen wurde. In dieser Unteroffizierschule fanden nach ärztlicher Untersuchung ehemalige Schüler des Militärwaisenhauses Aufnahme als Soldaten, nachdem sie bei einem Handwerksmeister eine 4jährige Lehre durchgemacht hatten. Sie mußten für „jedes Jahr der von seiten des Staates genossenen Wohltaten" 2 Jahre im stehenden Heer dienen. Die Stärke der Unteroffizierabteilung betrug ursprünglich 300, später 400 Mann. Dem preußischen König war diese Schule besonders ans Herz gewachsen, er finanzierte sie aus seiner eigenen Tasche. Um das Jahr 1824 wurde auch die Erziehungsanstalt Annaburg erweitert, damit in der preußischen Armee mehr Unteroffiziere für die einzelnen Unteroffizierfunktionen herangebildet werden konnten. Nach diesen ersten Gründungen, aus dem Geist der Freiheitskämpfe entstanden, wurde in den nächsten Jahrzehnten wenig für die Unteroffiziere getan. Auch spielte das Heer keine besondere Rolle mehr, da in ganz Europa ein gemeinsamer ewiger Friede zu herrschen schien und die Einigung Deutschlands, der Aufstieg des Bürgertums wie der Aufbau der Industrie mit den sozialen Spannungen und dem aufkommenden Reichtum die Geister viel mehr in ihren Bann zog. So stand es schlecht um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation des Unteroffiziers, bis der Kriegsminister v. Roon im preußischen Landtag von 1850 bis 59 ununterbrochen eine Besserstellung dieses Berufsstandes beantragte. Denn die schlechte wirtschaftliche Lage der Unteroffiziere hatte es mit sich gebracht, daß oftmals nur zweifelhafte Existenzen den Nachersatz bildeten. Die große Heeresreform im Jahre 1859/60 unter Kriegsminister v. Roon, die eine Erweiterung und Neuorganisation des Heeres anordnete, hatte unter anderem die geistige und charakterliche Förderung des Unteroffiziers zum Ziel. Deshalb wurde eine neue Unteroffizierausbildungsanstalt in Jülich im Jahre 1856 aufgebaut. Die Etatstärke dieser Schule betrug 1 Kdr., 17 Leutnante (einschl. 4 Kompanieführer und 1 Adj.), 25 Unteroffiziere des Stabes, 37 kommandierte Frontunteroffiziere, 400 Unteroffizierschüler (damals Zöglinge genannt), 12 Spielleute, 16 Handwerker und 1 Büchsenmacher. Die preußischen Unteroffizierlehranstalten Potsdam und Jülich arbeiteten eng zusammen, wobei Potsdam den Stamm des Ausbildungspersonals für Jülich abstellte. Die eigentliche Bezeichnung „Unteroffizierschule" erhielten diese beiden Anstalten im Jahre 1860. Ziel beider Schulen war es, über eine gründliche militärische Ausbildung hinaus, deren Hauptgewicht auf Exerzieren, Gelände- und Schießunterricht und auf die Weckung der notwendigen Führereigenschaften gelegt wurde, eine gute Allgemeinbildung zu vermitteln. Ein Erlaß des preußischen Kriegsministeriums vom 5. 11. 1866 schrieb den Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, in Deutscher Sprache, ferner das Anfertigen aller Arten von Dienstschreiben, militärischer Rechnungsführung sowie einen Überblick über Geschichte, Planzeichnen

und Gesang vor. Später wurde sogar Französisch in den Unterrichtsplan aufgenommen.

Wie heutzutage war die Armee bemüht, genug Freiwillige für die Unteroffizierschulen zu bekommen, da durch die Heeresreform die Zahl der Linienregimenter verdoppelt und der Bedarf an gut ausgebildeten Unteroffizieren dadurch wesentlich erhöht worden war. Voraussetzung für die Aufnahme in diese Schulen war ein Mindestalter von 17 und ein Höchstalter von 20 Jahren sowie die Fähigkeit, „leserlich und richtig zu schreiben, ohne Anstoß zu lesen und in den 4 Spezies zu rechnen". Ein großer Teil des Nachersatzes kam aus dem Mannschaftsstande. Für bestimmte Unteroffizierfunktionen, für die Artillerieunteroffiziere usw., wurden schon bei der Annahme von jeher größere Ansprüche gestellt.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen folgende andere Unteroffizierschulen dazu:

1867—68	die Unteroffizierschule in Biebrich (ab 1911 in Wetzlar-Weißenfels)
1871	in Ettlingen b. Karlsruhe (gegr. vom badischen Kriegsministerium)
1879	Marienwerder
1893	Fürstenfeldbruck (Obb.)
1901	Treptow an der Rega
um 1910	Schweinfurt (Unterfranken Bayern)
1913	Ellwangen a. d. Jagst (Wttbg.)

Die Unteroffizierschüler führten seit dem 9. 10. 1869 die soldatische Bezeichnung „Füsilier" oder „Gefreiter" der Unteroffizierschule NN. Von 1881 bis 1899 übernahm die Armee von den Schulen 10814 Unteroffiziere, von denen insgesamt 9777 gut einschlugen, 3836 wurden von ihnen zu Feldwebeln, bzw. Zahlmeistern befördert. Durch den großen Bedarf an Unterführern im ersten Weltkrieg erhöhte sich auch die Zahl der Unteroffizierschulen. Neue Schulen entstanden in Jena, Frankenstein, Mölln. Hauptziel dieser Schulen war die Ausbildung des Unteroffiziers der Infanterie, um für den Einsatz an der Front möglichst rasch gute und zuverlässige Unterführer zu erhalten. Manch junger Unteroffizierschüler wurde zum Offizier befördert. In Preußen waren es allein 150; 139 erhielten wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feind das Goldene Militärverdienstkreuz.

Ehrenmal der ehemaligen Uffz.-Vorschüler und Uffz.-Schüler in Jülich.

Seit Bestehen dieser Schulen bestand das größte Problem darin, den nötigen Nachersatz zu erhalten, der neben körperlicher, geistiger und charakterlicher Eignung auch noch ein gewisses Maß an Allgemeinbildung besitzen sollte. Ab 1877 wurden diese Schwierigkeiten in weitgehendem Maße durch die Gründung der **Unteroffiziervorschulen** behoben, deren Ziel es sein sollte, neben der bildungsmäßigen Förderung die Schüler geistig und körperlich so zu schulen, daß nach Übernahme in die Unteroffizierschulen mit einer fortgeschrittenen militärischen Ausbildung begonnen werden konnte. Auch sollten durch die Vorschulen die künftigen Unteroffiziere „vor dem Geist des immer bedrohlicher in den Köpfen herumspukenden Marxismus" bewahrt bleiben. So entstand die erste dieser Vorschulen in Weilburg an der Lahn, und es folgten ihr in kurzen Zeitabständen folgende Vorschulen, die z. T. an die im Standort liegenden Unteroffizierschulen angegliedert wurden: 1888 in Annaburg, 1891 Jülich, 1894 Fürstenfeldbruck, 1896 Bartenstein, 1897 Gräfenberg, Wohlau, Sigmaringen und Marienberg (Erzgeb.). Aufgenommen wurden Schüler, die das 16. Lebensjahr erreicht hatten, die Genehmigung des gesetzlichen Vormundes vorweisen konnten und sich verpflichteten, nach der Ausbildung an der Vorschule in die Unteroffizierschule einzutreten. Meist erfolgte die Versetzung zur Unteroffizierschule nach 2jährigem Besuch der Vorschule. In der 2jährigen Ausbildungszeit sollten die Vorschüler in einem 18—21stündigen Unterricht in den Fächern der Allgemeinbildung geschult werden, wobei Deutsch und Rechnen an der Spitze standen. Daneben galt als Bildungsziel, in ihnen all die charakterlichen und geistigen Kräfte zu entwickeln, die zum Beruf eines Unteroffiziers unbedingt erforderlich sind. Es sollte Gemeinschaftsgefühl, Kameradschaftssinn, Gehorsam geweckt und Findigkeit, Geistesgegenwart und Entschlußfreudigkeit gefördert werden. Viel Wert wurde auch auf die körperliche Ertüchtigung durch Turnen und Geländedienst gelegt, und Schul- und Gefechtsschießen bildeten eine Vorbereitung für die späteren Gefechtsübungen. Den Unterricht an den Vorschulen erteilten Offiziere, Unteroffiziere und Zivillehrer.

Die Vorschulen und Unteroffizierschulen wurden nach dem ersten Weltkrieg durch das Versailler Diktat aufgelöst und die Reichswehr mußte sich mit der Ausbildung der Unteroffiziere in Sonderlehrgängen bei den Regimentern behelfen. Erst nach Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1936 wurden wieder Vorschulen und Unteroffizierschulen eingerichtet, an denen nur eine Auslese von Offizieren und Unteroffizieren unterrichten durfte. Die ersten Schulen entstanden im Jahre 38/39 in Potsdam, Sigmaringen und Frankenstein. Nach Ausbruch des Krieges wurden neue Vorschulen gegründet, so in Dresden, Hannover, München, Wiener Neustadt, Feldkirch, Deggendorf, Mährisch Ostrau, Trubau, Ettlingen, Behrent b. Danzig, Treskau, Marienberg, Weilburg, Wiesbaden, Biebrich, Naumburg, Freiwalden, Ravensburg, Weinberg und Jülich. Die Schüler sollten bis zur Erreichung des militärpflichtigen Alters an diesen Vorschulen für ihren Unteroffizierberuf vorbereitet werden. Die Schüler hatten an diesen Schulen 2 Ausbildungsmöglichkeiten, einmal war das Ziel die Mittelschulreife, außerdem war die Möglichkeit zur Erlernung eines Handwerkes gegeben, wobei diese Ausbildung mit der Gesellenprüfung (als Schreiner, Kraftfahrzeugschlosser, Mechaniker) abschloß. In beiden Ausbildungsrichtungen wurde aber dafür gesorgt, daß der Sport, die Grundlage der körperlichen Ertüchtigung, nicht zu kurz kam. Das Lehrziel dieser Schulen, einen Gesellenbrief oder die Mittelschulreife, erreichten allerdings die wenigsten, da die Front dringend nach einem guten Nachersatz rief, und dementsprechend der Schwerpunkt der Ausbildung auf die Förderung des militärischen Könnens gelegt wurde. In dieser Zeit entstanden noch folgende Unteroffizierschulen: Posen, München, Eutin, Lübben, Bergzabern, Deggendorf, Düren, Jauer, Wetzlar, Kolberg, Striegau, Meseritz, Arnswalde, Marienwerder, Wörgl, Neubreisach, Rohslau, Zerbst, Jena, Eisenach, Insterburg, Amberg, Weingarten, Mittenwald und Brannenburg. Charakterlich, geistig und haltungsmäßig besonders gut veranlagte Unteroffizierschüler wurden in die Sonderschule Biebrich überwiesen, wo sie zum Abitur geführt und anschließend als Offizierbewerber vorgeschlagen wurden. Die psychologische Prüfstelle eines Wehrkreises stellte ihre Eignung zum Fahnenjunker fest, und die Regimenter schlugen sie dann zur Beförderung zum Leutnant vor.

Starke Spannungen zur Partei führten zur Schließung dieser Vorschulen, an deren Stelle die Wehrertüchtigungslager der HJ traten, und die Sonderschule Biebrich verlor ihren Charakter als Auswahlschule. Die dauernde Verschlechterung der Kriegslage bewirkte eine Verkürzung der Ausbildungszeit an den Schulen. Dazu kam, daß ein Teil der Schulen Bombenangriffen zum Opfer fiel. Gegen Ende des Krieges wurden z. T. ganze Schulverbände noch vor Beendigung der Ausbildung an die Front geworfen. Bei diesen Einsätzen schlugen sich die Schüler, fast noch Kinder, so tapfer wie alle anderen, die aus den Unteroffizierschulen hervorgegangen waren. Viele von ihnen wurden für ihren Einsatz und ihre Tapferkeit mit hohen Auszeichnungen belohnt. Sie kamen nach dem Zusammenbruch arm und abgerissen nach Hause, jedoch ihre Allgemeinbildung und ihre innere Festigkeit kam ihnen zugute, sodaß sich die meisten von ihnen auch im Zivilberuf als gewissenhafte, redliche, fleißige und strebsame Menschen erwiesen.

So gaben die guten Erfahrungen, die in unserer jüngeren und älteren Vergangenheit mit den Unteroffizierschülern gemacht worden waren, den Anstoß zum Aufbau unserer ersten Unteroffizierschule in Sonthofen.

Willy Hofinger

Fliegeralarm auf Bestellung

Man muß sich nur zu helfen wissen!

Anfang 1944 fanden die ersten Luftangriffe auf Innsbruck statt. Niemand durfte auf der Straße sein außer dem Luftschutzoffizier, dem Truppenkommandeur und dem Standortältesten, einem alten General aus dem ersten Weltkrieg. Diese drei mußten, beziehungsweise sollten!

In der Mönchskaserne, mitten in Innsbruck, war das dort stationierte Gebirgsjägerbataillon untergebracht. Der Kommandeur, ein Bayer, wohnte im Hotel Kreid, gleich am Bahnhof. Sepp, sein Bursche, ein Tiroler, hatte eigentlich bei Alarm nichts auf der Straße verloren. Trotzdem kam er zu seinem Vorgesetzten um einen Sonderausweis. „Wos host denn Du auf da Straßn verlorn, wenn Fliegerangriff is?" Und Sepp erwiderte treuherzig: „Ihre Kchlamottn in den Keller bringen!" Den Einwand des Alten, daß es darauf auch nicht mehr ankomme, wenn das ganze Hotel zusammengebombt würde, ließ Sepp nicht gelten. Es wäre doch schade um die schönen Uniformstücke. Dann wären da auch noch die Heeresdienstvorschriften, die HDv's, die immer wieder gebraucht würden und die man heute sowieso nicht mehr bekomme und die unersetzlich seien usw. usw. Er bekam seinen Sonderausweis!

Bisher hatten wir immer noch Glück gehabt mit den Angriffen. Einmal waren wir gerade auf der Hungerburg zur Ausbildung, als die Bomben fielen, ein anderes Mal auf dem Berg Isel auf den Schießständen. Natürlich waren auch nachts Alarme und wir mußten in die Luftschutzkeller, aber, wie gesagt, bisher hatten wir immer noch Glück.

Eines nachts kam Sepp um einhalb zwei Uhr in die Kaserne, riß das große Tor auf und schrie: „Fliegeralarm!!!" Und draußen war er wieder. Die Sirenen heulten auf und 800 Mann stürzten in die Kellerräume. Zum Glück erfolgte kein Angriff an diesem Tag. Der Luftschutzoffizier, der im Keller auch seinen Befehlsstand hatte, fragte vorsichtshalber noch bei der Fliegerwarnzentrale nach, was gespielt würde. Die Antwort, daß der feindliche Verband vorbeigeflogen sei und es sich zudem um Fliegerwarnung, nicht um einen ausgesprochenen Alarm gehandelt habe, genügte zur Entwarnung.

Einige Monate später waren wir wieder im Einsatz. Und da erfuhr ich von Sepp den Rest und den Grund dieses Fliegeralarms. Sepp fragte mich vorsichtshalber noch, als wir in einer alten und schlecht beleuchteten Keusche abends zusammensaßen: „San ma jetzt außa Dienscht?" Natürlich, jetzt abends und nach dem Einsatz, ist doch kein Dienst mehr, wenn uns der Feind in Ruhe läßt! Mir schwante schon etwas, drum fügte ich noch an: „Ganz privat, Sepp!" „Wissens, zwegns dem Fliegeralarm domols, n Insch'pruck!" „Warum, was war denn mit diesem Alarm?" „Der, nachts um halb zwa." Ich war selber nicht in der Kaserne, aber ich habe davon gehört. „Wissens, dös war gar kaner!" Natürlich war es einer. Aber es war wirklich keiner, Sepp hatte den Alarm für sich gemacht. Um 10 Uhr war Zapfenstreich. Um einhalb zwei Uhr aber kam erst Sepp. Überschreiten des Zapfenstreiches hätte drei Tage gekostet. Das hatte er als Bursche des Kommandeurs doch nicht notwendig. Darum hatte er sich vorsorglich einen Sonderausweis besorgt. Ich fragte ihn nicht einmal, ob er ihn öfter „verwendet" hat, so perplex war ich. Jetzt konnte er die Geschichte ja erzählen, denn hier im Einsatz half ihm dieser Ausweis nichts mehr; sonst hätte er damit bestimmt noch gewartet.

Später einmal sagte mir Sepp: „Man muaß nich reich sein, man muaß sichch nur zu helfen wissn!" Und da mußte ich ihm beipflichten. Heute ist Sepp Malergeselle irgendwo in Tirol. Von ihm bekam ich nach dem Kriege, als ich noch im Gefangenenlager war und wir keinerlei Post bekamen — die erste illegale Karte. Sepp wußte sich zu helfen — in jeder Situation.

Gute Nerven langes Leben

Wer ein eigenes Haus hat, möglichst fern vom Verkehrslärm, der schont und stärkt seine Kräfte und Nerven Tag für Tag.

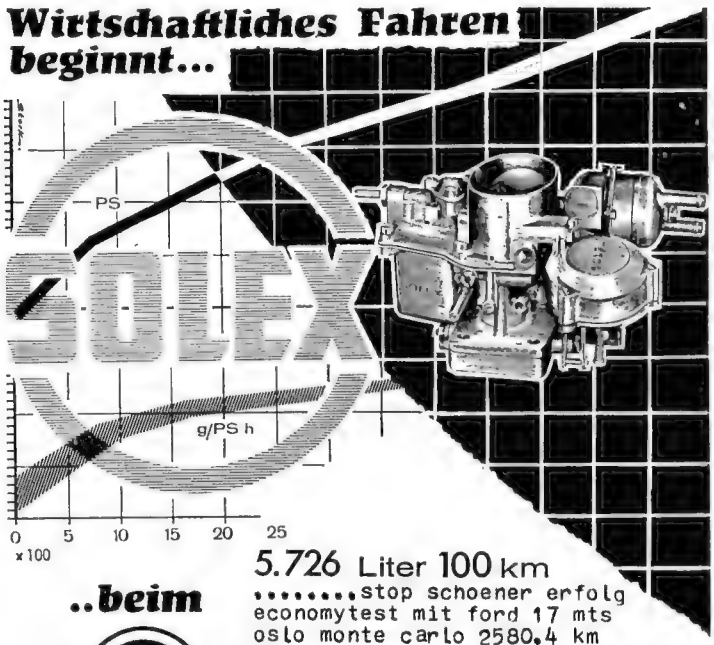
Wollen Sie also länger und schöner leben? Dann beginnen Sie so schnell wie möglich mit dem BHW-Bausparen. Damit sichern Sie sich den Anspruch auf ein langfristiges, zinsbilliges, unkündbares Baudarlehen.

BHW-Bauspardarlehen sind vielseitig verwendbar
Mit einem BHW-Bausparvertrag können Sie eine Vielzahl von eigentumsbildenden oder eigentumserhaltenden Zwecken finanzieren. Über die Verwendungszwecke im einzelnen unterrichtet Sie unsere Schrift „Heimstätten für Angehörige des öffentlichen Dienstes", die wir Ihnen gern kostenlos zusenden.

BHW

Beamtenheimstättenwerk

Gemeinnützige Bausparkasse für den öffentlichen Dienst GmbH
325 Hameln • Postfach 666 • Telefon (05151) 861



DEUTSCHE VERGASER GESELLSCHAFT
NEUSS BERLIN

Hauptmann Herbert Winkelmann

. . . wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!

Sie kennen es alle, dieses alte Sprichwort:

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!"

Um 1500 herum hieß es noch so: „Einer hat von außen so lange Fried, als lang sein Nachtper wil!" Wenn wir recht überlegen, dreht sich heute in unserer turbulenten Zeit der weltanschaulichen und weltmachtpolitischen Kämpfe nicht alles um dieses alte, schlichte und so weise Sprichwort? Sind wir nicht diesem sozialen Prozeß der menschlichen Beziehungen zueinander unentrinnbar ausgesetzt? Ist nicht der menschliche Wille — im persönlichen Leben wie im Leben der Völker untereinander — der Zentralbegriff der Gesellschaftswissenschaft? Ist nicht bei allen Geschehnissen, die Menschen betreffen, der erste Wunsch das Verlangen nach Sicherheit und Frieden? Oder haben nur die Menschen, die unter Herrschaftssystemen leben, die sie sich selbst gewählt haben, diesen Wunsch? Nein, dreimal nein, kann nur die Antwort auf diese Frage sein. Alle Menschen, hüben und drüben, haben den Wunsch, friedlich miteinander zu leben und zu arbeiten.

Wer oder was aber, so fragen wir uns, trägt immer wieder neue Unsicherheit, Unruhe, Furcht und Schrecken in unser Leben hinein? Es sind dies die Menschen, die sogenannte Pseudo-Wissenschaften von Ideen, also Ideologien, schaffen, um damit ihre weltherrschaftlichen Ansprüche zu rechtfertigen. Ihr Motto ist: Die Zerstörung unserer freiheitlichen Ordnung und die Errichtung von totalitären Systemen in allen Ländern der Welt. Sie maßen sich an, die Vollstrecker der Geschichte zu sein. Sie allein wollen alle Zusammenhänge der Menschheitsgeschichte kennen. Sie allein wollen in der Lage sein, mit mathematischer Genauigkeit die Zukunft der Menschheit vorherzusagen. Daß diese Selbstherrlichkeit nur aus der marxistisch-leninistischen Ideologie stammen kann, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Wir alle in der westlichen Welt wollen nicht auf der Grundlage von Ideologien die Welt erobern und unterjochen, wir wollen unsere Kultur, unsere Wesensart, unsere Menschenwürde und schließlich all das, was wir uns persönlich an ethischen und materiellen Werten geschaffen haben, erhalten und — notfalls verteidigen! Und das wird dann eintreten, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, daß wir in unserer Denkungsart in Ruhe und Sicherheit leben.

Gute Außenpolitik — Gutes Einstellen auf äußere Gegebenheiten

Seit Jahrtausenden sind diese menschlichen Erfahrungen bis zum heutigen Tage gleich geblieben. Die Staats- und Wehrpolitik muß mit fremden Kräften rechnen, die ihre eigenen Absichten günstig oder ungünstig beeinflussen können. Die umwälzendste Beeinflussung dieser Art in der Neuzeit begann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit den Lehren von Karl Marx und Engels, die, das sei zugegeben, zu Anbeginn tatsächlich das Ziel hatten, den ausgebeuteten Arbeitermassen des aufkommenden Industriezeitalters lebenswürdige Verhältnisse zu schaffen. Heute sind diese Theorien veraltet, da ihnen in unserer jetzigen sozialen, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Welt der Boden entzogen worden ist. Weil die Berufsrevolutionäre des Marxismus und Leninismus genau wissen, wie fragwürdig ihre Ideen heute geworden sind, versuchen sie mit Pseudowissenschaftlichkeit und Dialektik wie die Katze um den heißen Brei herum zu reden, um sich selbst zu rechtfertigen. Sie müssen immer wieder den Finger erheben und in die Welt posaunen: Wartet nur, bis wir die ganze Welt erobert haben, dann wird die Welt durch den Kommunismus als letztes Ziel beglückt werden. Dazu sagt Lenin in seiner „Strategie der Weltrevolution" aus dem Jahre 1915 folgendes: „Die freie Vereinigung der Nationen im Sozialismus ist unmöglich ohne einen mehr oder weniger langwierigen, hartnäckigen Kampf der sozialistischen Republiken gegen die rückständigen Staaten." Diese Grundsätze haben bis heute für die Funktionäre der östlichen Ideologie ihre Gültigkeit behalten und werden auf uns in allen Varianten angewandt; sei es durch den Kalten Krieg mit den Mitteln der Erregung von Furcht und Schrekken, der Infiltration, der Zersetzung und der psychologischen Beeinflussung, oder durch begrenzte Kriege, Revolutionen an den Orten in der Welt, wo Menschen der Verhetzung durch verlogene Versprechungen zum Opfer fallen. Das Chaos und die Demoralisierung eines Volkes sind der Nährboden für ihre Weltbeglückungsparolen. Und solchen Parolen sind wir, das dürfen wir nie aus dem Auge verlieren, täglich ausgesetzt.

Die Clausewitz'sche Auffassung, daß die Politik der Vater des Krieges sei und der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit den Mitteln der Gewalt bedeute, spielt im sowjetischen Denken eine besondere Rolle. Der führende sowjetische Militärtheoretiker Schaposchnikow schreibt:

„Wenn der Krieg nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, ist auch der Frieden eine Fortsetzung des Kampfes mit anderen Mitteln."

Damit sind die Grenzen zwischen Krieg und Frieden verwischt. Die Grundform der gesellschaftlichen Auseinandersetzung ist demnach der Kampf. Dieser Kampf ist wiederum in zweifacher Form vorstellbar:

1. Krieg: Auseinandersetzung mit militärischen Mitteln.
2. Frieden: Auseinandersetzung mit konspirativen Mitteln.

Unter diesem Gesichtspunkt wird der Frieden zum „Kalten Krieg", der in dem Augenblick zum „Heißen Krieg" umschlagen kann, wo das Sowjetsystem seine Weltherrschaftsziele nicht mehr auf dem Wege der Konspiration erreichen kann.

Kontrollierte Abrüstung — Letztes Ziel

Hier gibt es nur eine Alternative: Wenn wir morgen noch in Freiheit und Menschenwürde unser Brot essen wollen, müssen wir heute bereits dafür Opfer bringen. Es ist gewiß nicht angenehm, um mit einem Beispiel zu sprechen, wenn man einem Autobeifahrer vor Antritt der Fahrt den Sicherheitsgurt umlegt mit dem Bemerken: „Schnallen Sie ihn gut an, damit Sie mit aller Wahrscheinlichkeit bei einem Unfall, der geschehen könnte, überleben." Psychologisch verständlich, wenn keiner gern an künftige Gefahren erinnert sein will, aber jeder von uns ist ein Vogel Strauß, wenn er nicht täglich, stündlich die Gefahr sieht, die uns und unsere freiheitliche Ordnung bedroht. Der Schrei der Sowjetmachthaber nach totaler Abrüstung vor einer Kulisse von Panzern, Raketen, Atomwaffen, Flugzeugen und Millionen von Soldaten ist unglaubwürdig. Die einzige Weltmacht, die als erste ihre Abrüstung nach dem Kriege ernst nahm, waren die USA. Sie zeigten durch die Tat — durch das Verschrotten von Tausenden von Panzern und Flugzeugen und die Reduzierung ihrer Armee auf ein Mindestmaß —, daß es ihnen mit dem Frieden in der Welt nach dem Zweiten Weltkrieg ernst war, und sie mußten auf der anderen Seite sehen, wie die Sowjetunion ihre Rüstung beibehielt, modernisierte und noch vergrößerte.

Laßt uns erst den guten Willen und die Tat der Sowjetunion zur Abrüstung sehen, dann wird die freie Welt gewiß nicht nachstehen, denn **sie** hat nicht die Absicht und auch gar keinen Grund, eine Weltrevolution zu entfesseln! Die freie Welt will nicht der böse Nachbar sein, der den anderen nicht in Frieden lassen will. Das dürfte selbst der bösartigste Zeitgenosse anerkennen.

Ein großes Ja zur Atomabrüstung, aber nie auf einer einseitigen Basis! Wir kämen ja Selbstmördern gleich, wollten wir einseitig die modernsten Waffen abrüsten und einem rigorosen Gegner nur mit schönen Worten entgegen treten. Jeder freie Bürger ist angesprochen, sich hierüber Gedanken zu machen. Wir werden unweigerlich im Wohlleben ersticken, wenn nicht jeder von uns ein wenig auch die ethischen Werte sieht, die es auf unserer Welt zu erhalten gilt. Jeder von uns sollte daran denken, daß alle diejenigen, die bereit sind, sich für die Verteidigung und Festigung der westlichen Welt einzusetzen, einen Beitrag dazu leisten, daß unsere kulturellen Werte, unsere Zivilisation und nicht zuletzt unser heutiger Wohlstand erhalten bleiben. Es ist nicht nur Sache der demokratischen Organisationen, der Parteien, der Gewerkschaften und mitten darin unserer Bundeswehr, die Sache der Freiheit nachdrücklich zu verfechten und in Lebensfragen einig zu sein, es ist dies die Sache eines jeden Bürgers, einer jeden Frau und eines jeden Mannes, die es für so selbstverständlich halten, sich zu verteidgen, wenn ihr persönliches Eigentum von Verbrechern bedroht und angegriffen wird. Der Leitsatz, den die Soldaten der NATO auf ihre Fahne geschrieben haben, sollte für jeden verantwortlichen Staatsbürger ebenso gelten: „Die Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit."

M. J. Rathbone

Die Zukunft des Erdöls

Auch im Atomzeitalter wird das Erdöl seine entscheidende Wichtigkeit behalten. Mancherorts neigt man zwar dazu, dem Öl wie der Kohle eine zweit- oder drittrangige Bedeutung zuzumessen. Jedoch ohne Öl ist heute und in absehbarer Zukunft jede Armee bewegungs- und einsatzunfähig. Daher erscheint uns nachstehender Beitrag besonders aufschlußreich. Red.

Das Erdöl wird noch für lange Zeit eine wichtige Energiequelle bilden. Zwischen heute und dem Jahre 1980 dürften in der Welt schätzungsweise 270 Mrd. Barrel (1 Barrel = 158,9 Liter) Erdöl verbraucht werden.

Da aber die gegenwärtigen bestätigten Welt-Ölreserven sich nur auf rund 300 Mrd. Barrel belaufen, werden einige sicherlich mit Sorge fragen, ob denn die vorhandenen Ölreserven für die künftige Bedarfsdeckung überhaupt ausreichen.

Nun, ich teile ihre Befürchtungen nicht. Denn seit das Erdöl ein Hauptbrennstoff ist, haben sich die bestätigten Ölreserven von Jahr zu Jahr erhöht, und zwar schneller als der Verbrauch.

Der „Schwamm" wird immer stärker ausgepreßt

In den dreißiger Jahren z. B. betrug das Verhältnis von Ölreserven zur Jahresproduktion 14 : 1, heute ist es 30 : 1.

Es dürfte außer Zweifel stehen, daß auch weiterhin so viele neue Reserven erschlossen werden können, daß der für die kommenden Jahre zu erwartende Mehrverbrauch voll gedeckt wird — einmal durch die Erschließung neuer Ölfelder, und zum anderen durch eine stärkere Ausbeutung bereits bekannter Lager.

Wir entdecken ständig neue technische Möglichkeiten, den „Schwamm" immer stärker auszupressen — einen immer größeren Prozentsatz der bekannten Öllager auszubeuten. Diese Entwicklung ist bereits so weit fortgeschritten, daß die Ölindustrie ohne weiteres die bekannten Reserven um rund die Hälfte höher veranschlagen könnte.

Aber auch bei den Raffinationstechniken sind im Hinblick auf die in Zukunft zu befriedigenden Bedürfnisse große Fortschritte zu erwarten. Die Überschallflugzeuge werden neue Treibstoffe höherer thermischer Stabilität benötigen, und für die höher verdichtenden Motoren der Automobile von morgen müssen neue Treibstoffe und neue Schmieröle entwickelt werden.

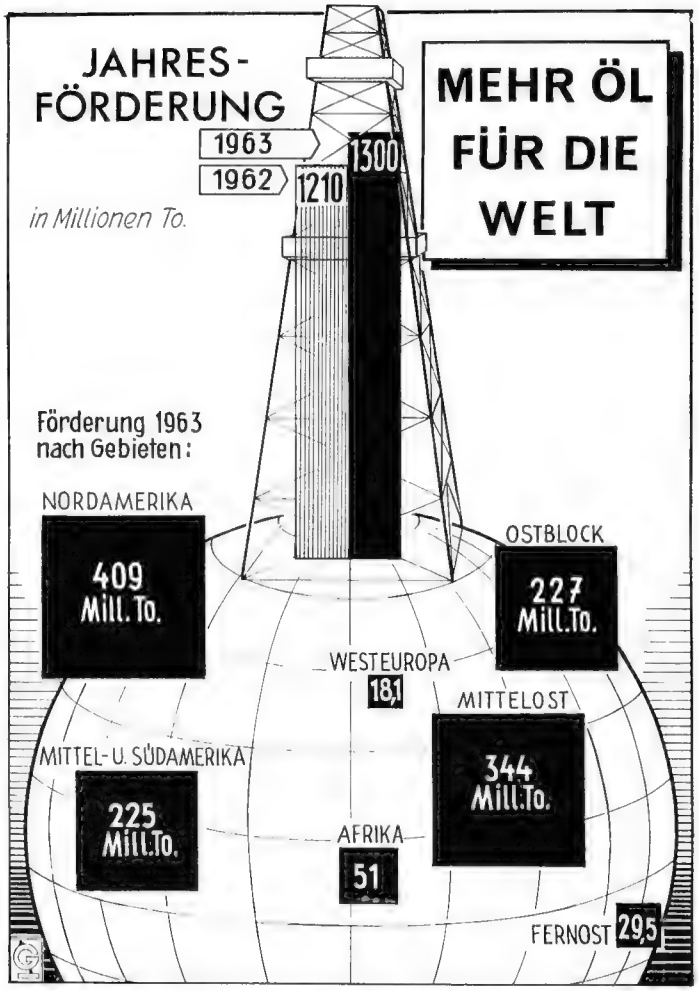
Öl bleibt Hauptenergiequelle

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Erdöl auch weiterhin eine große Zukunft hat. Diese Feststellung gründet sich dabei einmal auf den zu erwartenden steigenden Weltenergiebedarf, der sich aus der Bevölkerungszunahme und dem steigenden Lebensstandard ergibt, und zum anderen auf die Ergebnisse unserer Forschungen, die darauf abzielen, das Erdöl den veränderten Energiebedürfnissen anzupassen.

Die Petrochemie

Das Wort „Petrochemie" hat erst in der letzten Generation Eingang in unseren Sprachschatz gefunden. Trotzdem sind die Menschen heute mit dem Synthesekautschuk, den Industriefasern und den Kunststoffen schon so vertraut wie bisher mit Naturkautschuk oder Papier. Schon in naher Zukunft werden aus Erdöl hergestellte Baustoffe für uns etwas genauso Alltägliches sein.

Sowohl auf dem industriellen als auch auf dem landwirtschaftlichen Sektor erwarten wir eine starke Zunahme der Anwendungsmöglichkeiten für Erdöl. Hochöfen können seit kurzem durch das Einblasen von Heizöl oder Erdgas wirtschaftlicher betrieben werden, und Kunstdünger auf Stickstoffbasis, Insektizide, Fungizide und andere aus Erdöl gewonnene Produkte spielen in der modernen Landwirtschaft eine immer größere Rolle.



Um 7,4 % hat die Ölförderung der Welt im vergangenen Jahr zugenommen und einen Höchststand von über 1,3 Mrd. to erreicht. Erstmalig überrundete dabei die Förderung des Ostblocks mit 227 Mio to die der mittel- und südamerikanischen Länder, die nur 225 Mio to erreichten.

Besonders hohe Zuwachsraten erzielten Libyen mit einer Förderung von 21 Mio to und das kleine Fürstentum Abu Dhabi am Persischen Golf. Die Förderung in den Vereinigten Staaten nahm um 3,5 %, die der Sowjetunion um 10,2 % zu. Rückläufige Produktionsziffern weisen von den insgesamt 55 ölfördernden Ländern lediglich Argentinien, Italien und Brunei (Borneo) auf. Nach wie vor klein ist der Anteil Westeuropas an der Welterdölförderung: er beträgt nur 1,4 %.
(Shell-Erdöl-Nachrichten)

Nahrung aus Erdöl

Die wohl revolutionärste Anwendungsmöglichkeit für das Erdöl heißt: „Nahrung aus Erdöl". Ich verweise hier nur auf das neuentwickelte sogenannte Biosynthese-Verfahren, bei dem das Öl in eiweißhaltige Nahrung umgewandelt wird. Diese Art Nahrungsmittel ist bisher lediglich im Laboratorium erzeugt worden, aber inzwischen wurde dieses Herstellungsverfahren reif für die Massenproduktion.

Welche großen Möglichkeiten hier gegeben sind, sei nur an einem Beispiel erläutert: Der Mindestbedarf an tierischem Eiweiß von rund 1 Milliarde Menschen, vor allem in asiatischen und afrikanischen Ländern, könnte dadurch gedeckt werden, daß pro Tag nur 200 000—300 000 Faß Erdöl in Proteine umgewandelt würden — eine Menge, die gerade 1 % der täglichen Produktion entspricht.

JUNG
JUNGENTHAL

Lokomotiven jeder Antriebsart und Spurweite
Instandsetzung von Lokomotiven und Kesseln jeden Fabrikates
Schmiedestücke roh und bearbeitet
Apparate für chemische und andere Industrien - Trockenanlagen
Allgemeiner Maschinenbau
Abteilung Werkzeugmaschinenbau: Drehmaschinen

ARN. JUNG LOKOMOTIVFABRIK GMBH, JUNGENTHAL b. Kirchen-Sieg

Fernsprech-Sammelnummer: (0 27 41) 28 42 Amt Betzdorf
Fernschreiber 08721 319

Generalmajor a. D. Wang Chia-nan

Erinnerungen an die Tätigkeit ehemaliger deutscher Berater in Nanking

Als der „Feldzug nach Norden" aus Canton, der Basis der Nationalen Revolutionären Armee im Sommer 1928 erfolgreich zur Vernichtung der Oppositionskräfte der „Warlords" und somit zur Vernichtung des ganzen Landes führte, dachte Marschall Tchiang Kai-schek, der Oberbefehlshaber der chinesischen Nationalen Revolutionären Armee, schon an die Modernisierung seiner Armee, um sie fähig zu machen, auch in einem zukünftigen Kriege mit einem **Außengegner** das Vaterland schützen zu können. Er war von Anfang an davon überzeugt, daß er dieses Ziel nur durch Beratung und Hilfe von guten und erfahrenen Offizieren eines befreundeten Staates erreichen könne. Da deutsche Offiziere von der ganzen Welt für ihr „know how" hinsichtlich der Ausbildung der Truppen und der allgemeinen Kriegskunst immer anerkannt waren, entschloß sich der Marschall, deutsche Offiziere als seine militärischen Berater nach Nanking kommen zu lassen.

Erste Tätigkeit

Um den Wunsch des Marschalls zu erfüllen, kam im Herbst 1928 Oberst Bauer mit zwei jungen Offizieren, Leutnant Humel, ein Infanterist, und Oberleutnant Stölzner, ein Fernmeldemann, als erster Trupp und Bahnbrecher der deutschen Beraterschaft in Nanking, der Hauptstadt der Chinesischen Republik, an. Aller Anfang ist schwer! So war die erste Arbeit von Oberst Bauer zur Modernisierung der chinesischen Armee auch nicht ganz leicht. Er wußte aber ganz genau, womit man anfangen mußte. Daher wurde eine **Lehrtruppe** auf seinen Vorschlag aufgestellt. Diese bestand aus je einer Infanterie- und schweren Kompanie, einer berittenen Kompanie, einer Pionier- und Fernmelde-Kompanie sowie einer Batterie. Gleichzeitig wurden ein Offizierlehrgang und ein Dolmetscher-Lehrgang aufgezogen mit dem Zweck, die Offiziere der aufgestellten Lehrtruppe nach deutschen taktischen Auffassungen auszubilden und die notwendigen Dolmetscher für den späteren Bedarf vorzubereiten. Die beiden deutschen jungen Offiziere mußten sich hauptsächlich mit der Ausbildung der beiden Lehrgänge beschäftigen.

Als diese anfängliche Tätigkeit in vollen Schwung gebracht war, starb Oberst Bauer, im Winter 1928, seltsamerweise an Pocken. Als sein Nachfolger kam Oberstleutnant Kriebel im Frühling 1929 nach Nanking, um die Tätigkeit der deutschen Beraterschaft weiter zu entwickeln.

Um die Ausbildung der aufgestellten Lehrtruppe praktisch und gründlich durchzuführen, wurde die Zahl der deutschen Berater sehr schnell vergrößert. Zunächst war es erforderlich, daß für jede Waffengattung mindestens ein deutscher Berater zur Verfügung stand. So waren bis zum Sommer 1929 Hauptmann Meyer als Kavallerist, Hauptmann Heise als Artillerist, Oberleutnant Müllenhof als Pionier eingetroffen. Der Dienst bei der Lehrtruppe machte den deutschen Beratern große Freude, weil die Ausbildung schnell vorwärts kam und die chinesischen Offiziere und Mannschaften mit großer Begeisterung lernten und alles fleißig taten, was ihnen von den deutschen Beratern gesagt und gezeigt wurde. Diese Lehrtruppe unterstand direkt dem damaligen Generalleutnant Feng I-pei, der bei den deutschen Beratern sehr beliebt und ein großer Förderer des Deutschtums in China war.

Neben der Lehrtruppe wurde zur gleichen Zeit ein Fliegerlehrgang aufgezogen, wo auch junge chinesische Fliegeroffiziere ausgebildet werden sollten. Beauftragt mit dieser wichtigen Tätigkeit wurden Hauptmann Lehmann und Hauptmann Moltke. Zur Ausbildung der jungen Flieger wurden damals Junkermaschinen benutzt. Es war den Erdsoldaten immer eine große Freude, wenn sie die auch von deutschen Beratern ausgebildeten Flieger über ihre Köpfe fliegen sahen. Einer dieser jungen Flieger ist jetzt der Oberbefehlshaber der Nationalen Chinesischen Luftwaffe, Generaloberst Hsü Huang-scheng, der später noch einige Jahre in Deutschland weiter ausgebildet wurde.

Als die Ausbildung der Lehrtruppe weiter vorwärts geschritten war, konnte man die Lehrtruppe im Laufe des Jahres 1929 zu einem Lehrregiment vergrößern. Die Ausbildung und Ausrüstung des Lehrregiments gingen so schön und schnell voran, daß schon im Frühling 1930 die Aufstellung einer ganzen Lehrdivision zur Verwirklichung gebracht werden konnte. Der beliebte Generalleutnant Feng I-pei war ihr erster Divisionskommandeur.

Kurz nach der Aufstellung der Lehrdivision fand eine zweitägige Kriegsübung im Rahmen eines verstärkten Regiments außerhalb der Oststadtmauer in der Gegend zwischen dem Purpurberg und dem Lotossee statt. Der Marschall war einer der Zuschauer. Es war den übenden Soldaten eine Freude und Begeisterung, den Knall der Übungsmunition von den 15 cm Haubitzen zu hören und das Zusammenarbeiten der Verbundenen Waffen selbst vorzuführen. Höhepunkt der Übung sollte der Sturm auf die Stadtmauer sein. Bevor die Trompete zum Abschluß der Übung geblasen wurde, konnte man noch ganz deutlich sehen, wie der Marschall selbst auf die Mauer geklettert war und ganz oben stand.

Der damalige Kommandeur des eingesetzten Sturmbataillons ist der jetzige Oberbefehlshaber des Heeres der Chinesischen Republik, Generaloberst Liu An-chi.

Deutsche Ausbildung auf der Kriegsschule

Neben der Vorbereitung für die Aufstellung und Ausbildung der Lehrdivision hatte man von Anfang an die Ausbildung der Offizieranwärter in der Kriegsschule nicht außer acht gelassen. Um die Ausbildung auf der Kriegsschule auch nach deutschem Muster durchführen zu lassen, wurde einigen Beratern wie Oberst Bade, Oberst Hermann, Hauptmann Strepel, Major Hunorstein, Hauptmann Damerau usw. der Auftrag gegeben, die dortige Gefechtsausbildung und Geländeübungen zu leiten und ständig dem Kommandeur der Schule, nämlich dem Marschall selbst, Vorschläge für Erneuerungen zu machen. Jedesmal, wenn man im Gelände Kriegsschüler üben sah, konnte man die Tätigkeit eines beistehenden deutschen Beraters erkennen. Die Ausbildung kam ebenso schnell vorwärts wie die bei der Lehrdivision. Nur zu oft kommt man heute in Taiwan mit Generälen zusammen, die damals auf der Kriegsschule von deutschen Offizieren ausgebildet wurden.

Erwähnenswert ist es, daß es damals in der Kriegsschule einen Sonderlehrgang für Deutsch gab, wo junge Offiziere die deutsche Sprache ein bis zwei Jahre hindurch lernen konnten, um nachher nach Deutschland zur weiteren und vertieften Ausbildung bei der Truppe, in die Waffenschulen oder auf die Kriegsschule geschickt zu werden. Einer dieser jungen Offiziere war Hauptmann Kiu Tsing-tsiuan, der 1935—37 die Kriegsakademie besuchte und nach der Rückkehr nach China im Kampf gegen die Kommunisten das V. mechanisierte Korps führte und im Winter 1948 in der Schlacht von Hsü-chow fiel.

Die anderen, mehr als zwanzig jungen Offiziere, die zur gleichen Zeit nach Deutschland geschickt wurden, hatten die dortigen Kriegsschulen und Waffenschulen besucht und auch lange Zeit Truppendienst mitgemacht, bevor sie nach China zurückkehrten, um gleich an dem Krieg gegen Japan teilzunehmen.

Teilnahme am Feldzug gegen die „Warlords" in Honan

Im Mai 1930 wurde der Marschall gezwungen, in einen Feldzug gegen die „Warlords" Yen und Feng zu gehen. Die meisten Kämpfe fanden in der Provinz Honan, der Lunghai Eisenbahn entlang, statt. Von den nationalen Streitkräften wurden über zwanzig Divisionen eingesetzt, darunter die 1. Lehrdivision und die aus der Lehrtruppe der Kriegsschule schnell aufgestellte 2. Lehrdivision. Diese beiden Lehrdivisionen hatten zum größten Teil deutsche Waffen und waren von deutschen Beratern ausgebildet. Die Soldaten hatten sich in allen Kämpfen auf Grund ihrer guten deutschen Ausbildung ausgezeichnet.

Während des Feldzugs kam der General der Infanterie Wetzell als Generalberater an. Er wohnte mit seinem Adjutanten, Major Schaumburg, in dem Sonderzug des Marschalls und machte den Feldzug mit. Jedesmal, wenn der Marschall eine wichtige Operationsbesprechung hatte, war General Wetzell dabei. Der Marschall wollte seinen Entschluß nicht fassen, ehe er General Wetzells Ansicht bzw. Vorschlag gehört hatte. Die Kämpfe waren nicht leicht und die Verluste beiderseits hoch. Zuerst versuchte man einen Durchbruch in der Mitte der feindlichen Stellung zu machen, um dann den Feind beiderseits aufzurollen und ihn zu schlagen. Dieser

Versuch gelang leider nicht, weil die nationalen Streitkräfte nur über wenig Artillerie verfügten. Ich hörte einmal General Wetzell sagen: „Ja, wenn ich 4 Kavalleriedivisionen hätte, so könnte ich in 2 Wochen den Krieg beenden!" Er meinte, man könnte dann mit diesen beweglichen Divisionen, die feindliche Südflanke umgehend, weit nach Cheng-chow in den feindlichen Rücken stoßen, um den Feind zum Aufgeben des Kampfes zu zwingen. Die Kavalleriedivisionen waren natürlich nicht da, aber der Gedanke mit der Umgehung war gesund und wurde später auch mit Infanteriedivisionen verwirklicht. Dadurch wurde der Feldzug bis Ende September siegreich abgeschlossen.

Als Lehrer an der Kriegsakademie

China hatte damals auch eine Kriegsakademie, die zuerst in Peking war und deren Ausbildungsdauer auf 3 Jahre festgesetzt war. Als Lehrer hatte man neben chinesischen Offizieren immer Japaner gehabt, die die Schüler meistens nur lehrten, wie man einen Verteidigungskrieg führt. Im Winter 1930 wurden die Japaner entlassen und die Akademie nach Nanking verlegt. An Stelle der Japaner wurden jetzt deutsche Offiziere als Lehrer verwendet. So waren unter anderen Generalleutnant Speemann, Generalmajor Starke, Generalmajor Gudovius und Generalmajor Streccius als Taktiklehrer für den 10., 11. und 12. Lehrgang tätig. Während die ersten drei Generale taktischen Unterricht an je einem Lehrgang gaben, unterrichtete General Streccius die Schüler aller 3 Lehrgänge über Lufttaktik.

Die Schüler lernten im ersten Jahre Regiments-, im zweiten Jahre Divisions- und im dritten Jahre Korpstaktik und aufwärts. Am interessantesten waren die Reiseübungen, die den Schülern Gelegenheit gaben, alles im Hörsaal auf der Karte Gelernte nochmals im Gelände praktisch zu vertiefen, und zwar wurden alle taktischen Probleme über Marsch, Begegnungsgefecht, Angriff, Verteidigung, hinhaltender Widerstand, Rückzug wie auch das Zusammenwirken aller Waffen gründlich durchgesprochen. Man konnte von den deutschen Lehrern Unendliches lernen, und auch manche Lösungen der jungen Schüler waren ausgezeichnet. Einige Reiseübungen fanden weit bis in die Innere Mongolei außerhalb der Großen Mauer statt.

Aufstellung von Waffenschulen

Auf Grund der Erfahrungen vom Feldzug in Honan, der deutlich den Mangel an dem wirksamen Zusammenarbeiten aller Waffen gezeigt hatte, hielt es General Wetzell, der jetzt Hauptmann Krummacher als Adjutanten hatte, für dringend notwendig, die Waffenschulen aufzustellen. Entsprechende Vorschläge wurden gleich nach dem Ende des Feldzuges gemacht und angenommen. So wurden zum ersten Male in der chinesischen Armee Waffenschulen aufgestellt. Die Ausbildung in diesen Schulen lag natürlich auch in der Hand der deutschen Berater. Zugeteilt zu den verschiedenen Schulen waren damals Oberst Wick der Infanterieschule, Oberst Lassen der Kavallerieschule, Major Weber der Pionierschule, Major Beelitz und Hauptmann Gilbert der Artillerieschule, Major v. Knobelsdorff der Nachrichtenschule, pp.

Für alle Schulen wurde ein geeigneter Platz gefunden und dort gute Kasernen und die notwendigen Übungsanlagen gebaut. Die Artillerieschule in Tangschan mit einem in der Nähe liegenden Artillerieschießplatz, den man wohl mit dem Artillerieschießplatz in Jüterbog vergleichen konnte, war die modernste.

Vorbereitungen zur Abwehr gegen eine befürchtete japanische Invasion

Die Gefahr einer japanischen Invasion wurde seit dem siegreichen Abschluß des Feldzuges gegen die letzten „Warlords" immer größer. Zur Vorbereitung der nationalen Verteidigungsmaßnahmen gegen diese befürchtete Invasion wurden auch deutsche Berater herangezogen. So hatten z. B. deutsche Feuerwerker, die Herren Schultze und Lange, als Berater für Feuerwerkwesen, geholfen, alle Festungsgeschütze entlang des Yangtse Flusses instand zu setzen, so daß sie im Ernstfall die ihnen gestellten Aufgaben erfüllen konnten.

Eine mögliche Landung der japanischen Seekräfte an der Flachküste von Hangchow hatte man vermutet. Infolgedessen wurden dort schon im Frieden Stellungen erkundet und festgelegt, wobei auch ständige Befestigungsanlagen vom Berater Major Weber, entworfen und vorgeschlagen wurden. Leider wurden diese Stellungen nicht rechtzeitig ausgebaut. Deswegen konnten die Japaner im November 1937 nach mehrmonatigen verlustreichen Kämpfen um Shanghai hier landen und die chinesischen Streitkräfte zum Rückzug nach Nanking zwingen.

Zur Verstärkung der Küstenartillerieanlagen hatte man einen deutschen Marineoffizier, Kapitän Raven, als Berater. Auf seinen Vorschlag hin wurden auch junge Offiziere der chinesischen Marine nach Deutschland geschickt, um dort bei der Marine ausgebildet zu werden, besonders in der Kampfweise der Schnellboote und im Legen der Seeminen. Einer dieser jungen Offiziere ist jetzt der Oberbefehlshaber der nationalen chinesischen Marine, Admiral Ni Yü-si.

Mitwirken bei der Bekämpfung der Kommunisten in Kiangsi

Es war eigentlich die Aufgabe der Nationalen Regierung, dem chinesischen Volke nach den „drei Volksprinzipien" von Dr. Sun Yat-sen ein schöneres Leben für die nächste Zukunft sicherzustellen. Sie hätte sich aber nur dann in Ruhe bemühen können, diese Aufgabe zu erfüllen, wenn sie nicht sowohl von einem äußeren Feind wie auch von einem inneren Feind gestört worden wäre. Leider mußte sie gleich nach dem Feldzug gegen die „Warlords" in Honan schon mit der Bekämpfung gegen die viel gefährlicheren Kommunisten, deren Führer Mao Tse-tung war, in Kiangsi beginnen. Einige deutsche Berater hatten die Aufgabe, die von ihnen ausgebildeten Verbände bei diesem Kampf zu beraten. Der Einsatz einer modern ausgerüsteten Bofors-Artillerieabteilung konnte einen außerordentlich guten Erfolg erzielen. Schließlich wurden die Kommunisten gezwungen, Kiangsi zu räumen und sich auf den sogenannten „fünfundzwangtausend Li Marsch" zu setzen. (Li = ½ km — auch „langer Marsch" genannt), um einer totalen Vernichtung zu entgehen.

Inzwischen wurde General Wetzell Ende 1934 von Generaloberst von Seeckt abgelöst. Da Generaloberst von Seeckt wegen Erkrankung nur für kurze Zeit in Nanking weilen konnte, übernahm General d. Inf. von Falkenhausen die Stellung als Generalberater und blieb mit der deutschen Beraterschaft bis zur Gesamtrückkehr aller Berater nach Deutschland.

Abfahrt von Hankow

Als der Krieg mit Japan im Sommer 1937 in Shanghai ausbrach, arbeiteten die deutschen Offiziere immer noch mit ganzem Herzen, jeder an seiner Stelle, mit den chinesischen Soldaten zusammen. Sie konnten sich noch selbst davon überzeugen, wie hervorragend die von ihnen ausgebildeten Divisionen kämpften. Doch nun war plötzlich der Befehl zur Rückkehr von Hitler gekommen und sie mußten sich alle nach Deutschland zurückmelden. Der Moment der Abfahrt von Hankow war schwer. Viele, Deutsche und Chinesen, haben geweint.

Obwohl die deutsche Beraterschaft seitdem nicht mehr da war, hat man im Kreise der chinesischen Offiziere, die damals mit den deutschen Offizieren zusammen gewesen sind, weiterhin die Überzeugung, daß das deutsche Soldatentum gut war und auch gut bleiben wird.

Aufstieg zur kaufm. Führungskraft durch finanziell gefördertes Fachstudium zum Betriebs- und Marktwirtschaftler (HWL)

Kaufleute, Damen und Herren, mit abgeschlossener Lehre und zwei Jahren Berufspraxis, qualifizieren sich frühzeitig durch 16-monatiges Studium, gefördert mit finanz. Fortbildungsbeihilfen — ohne Rückzahlung — durch das Individ. Förderungsprogramm der Bundesregierung. Bitte Studien- u. Vorlesungsverzeichnis W 65/16 anfordern.

Akademie für praktische Betriebswirtschaft, 7760 Radolfzell / Bodensee, im Oesterr. Schlößchen

Generalfeldmarschall von Mackensen und die »Gesellschaft für Heereskunde«

Generalfeldmarschall v. Mackensen ist untrennbar von der Geschichte der Leibhusaren. Als Einjähriger zog er mit den 2. Leib-Husaren 1870 ins Feld und wurde später aktiver Offizier dieses Regiments. Vom 17. 6. 1893 bis 27. 1. 1898 war er Kommandeur der 1. Leib-Husaren und am 14. 9. 01 wurde er der erste Kommandeur der neugebildeten Leib-Husaren-Brigade. Schließlich wurde er am 27. 5. 1908 a la suite der 1. Leib-Husaren gestellt und trug seit diesem Tage fast ständig den ihm so lieb gewordenen schwarzen Attila.

Aus der Feder des Generalfeldmarschalls erschien schon 1892 die Geschichte der beiden Regimenter, die ausschließlich auf eingehendem Quellenstudium beruhte und manches Dunkle, das über der ersten Zeit des alten Regiments und seinen Kriegstaten noch lag, lichtete. Illustriert war das Werk von dem Militärmaler Professor Richard Knötel, dem Mitbegründer der „Gesellschaft für Heereskunde". (Dem Uniformkenner und Militärmaler von Weltruf, Richard Knötel, folgte mit der gleichen Aufgabenstellung sein Sohn, Herbert Knötel, „d. J.". Aber, auch das ist festzustellen: „d. J." hat diese Aufgabe gemeistert! Herbert Knötel war lange Jahre Vorsitzender und zuletzt Ehrenvorsitzender der Gesellschaft, bis er am 8. November 1963 seine Augen schloß.)

Aus den Sitzungsprotokollen der am 1. Dezember 1898 im Künstlerhause in der Bellevuestraße in Berlin gegründeten „Gesellschaft für Heereskunde" geht hervor, daß ihr als einer der eifrigsten Mitglieder der damalige Oberst v. Mackensen angehörte. Im Protokoll über die Sitzung vom 20. April 1899 ist dann auch zum erstenmal sein Name genannt; er war damals Flügeladjutant des Kaisers. Anläßlich des 80. Geburtstages ihres Ehrenvorsitzenden Generalfeldmarschall v. Mackensen hat die Gesellschaft eine Festnummer ihrer Zeitschrift herausgegeben, in der Herr Dr. Martin **Lezius** die besonderen Verdienste ihres Ehrenvorsitzenden um die Gesellschaft würdigt. Der hochbetagte Generalfeldmarschall hat es sich auch nicht nehmen lassen, an der Sitzung am 11. November 1937 teilzunehmen, die der 40. Wiederkehr der Gründung der „Gesellschaft für Heereskunde" gewidmet war.

Auf alle Verdienste einzugehen, die der Generalfeldmarschall v. Mackensen sich um die heeresgeschichtliche Forschung erworben hat, ist hier nicht möglich. Selbst als Kommandierender General des XVII. A.K. ließ er es sich nicht nehmen, persönlich die Vierteljahresschrift für jetzige und ehemalige Leib-Husaren „Der Leib-Husar" zu redigieren. Nur als ein Beispiel seiner heereskundlichen Arbeit sei hier auf die Klärung der Streitfrage hingewiesen, woher der Totenkopf an der Pelzmütze der Leib-Husaren stamme.

Woher stammt der Totenkopf an der Pelzmütze der Leibhusaren?

Wie oft ist die Frage schon gestellt worden! Zu ihrer Beantwortung fehlte es bisher an jeder urkundlichen Unterlage. Umsomehr hat die Legende sich damit beschäftigt. Nur auf diese konnte in den Antworten hingewiesen werden.

Das Herzoglich-Anhaltische Haus- und Staats-Archiv in Zerbst, das bei den nahen Beziehungen des anhaltischen Fürstenhauses zur Armee König Friedrichs des Großen eine der wertvollsten Fundgruben urkundlicher Nachrichten für die Entwicklungsgeschichte unseres Heeres geworden ist — es verwahrte ja auch das von König Friedrich II. vollzogene Original des Stiftungsbriefes des „Regiments schwartze Husaren" — hat für die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung des Totenkopfes an der Kopfbedeckung der letzteren in seinen Beständen eine Erklärung finden lassen, welche endlich an die Stelle der Überlieferung und der Legenden eine amtlich berichtete Tatsache setzt.

Fürst Victor Amadeus Adolf von Anhalt aus dem Hause Hoym-Schaumburg, einer Nebenlinie des Fürstenhauses Anhalt-Bernburg, wollte seine Söhne, Christian und Franz Adolf, in den preußischen Heeresdienst eintreten lassen und sandte zur Erledigung der Vorfragen seinen Hofrat Starke nach Berlin. Dieser hat sich vom 15. April 1741 bis zu Anfang des Jahres 1742 dort aufgehalten. Seiner Sendung entsprechend hat er in Berlin mit an Hof und Staat maßgebenden Persönlichkeiten verkehrt. Seine Berichte an seinen „Durchlauchtigsten Herrn" beruhen also auf zuverlässigen Informationen. Diese Berichte gefunden und darauf aufmerksam gemacht zu haben, ist dem Geheimen Archivrat Dr. Wäschke in Zerbst zu danken.

Unterm 9. September berichtet Starke, daß „wieder 3 neue Husaren-Regimenter aufgerichtet werden" sollen, daß „über das eine der Fürst von Dessau die Kommission" habe, und daß diese „schwartz mundieret" werden, „auf den Mützen aber mit weißem Zwirn einen Totenkopf mit 2 Totenbeinen gesticket" erhalten solle, „welches fürchterlich genug aussehen soll". Das „Regiment schwartze Husaren" war, als dieser Befehl geschrieben wurde, tatsächlich auf Grund des königlichen Befehls vom 9. August unter der Leitung des alten Dessauers im Lager von Göttin bei Brandenburg an der Havel in der Bildung begriffen, d. h. am 5. September hatte Fürst Leopold von Anhalt das Regiment mit 5 Eskadrons von je 88 Mann ins Leben gerufen. Starkes Bericht vom 9. September bestätigte also, daß König Friedrich dem neuen Regiment von vornherein eine schwarze Uniform und den Totenkopf an der Kopfbedeckung bestimmt hatte.

Aus einem Bericht Starkes vom 24. Oktober 1741 erfahren wir, daß von den befohlenen drei Husaren-Neubildungen „schon eine Eskadron von den schwartzen" in Berlin angekommen ist. „Sie sehen aber lange so fürchterlich nicht aus, wie man sich anfangs vorgestellet, denn der Todtenkopf auf der Mütze ist weggeblieben und die auf den Kleidern befindlichen weißen Rundschnüre und Knöpfe erheben das schwartze sehr; die Kerle selbst scheinen auch so eisenfreßig nicht zu sein." Das in der Aufstellung begriffene, nach einer neuen Order vom 24. September 1741 auf 10 Eskadrons zu je 102 Husaren zu bringende Regiment lag am 24. Oktober also noch in den nach der Aufhebung des Göttiner Lagers bezogenen märkischen Quartieren und wurde aus denselben nach Maßgabe der Fertigstellung seiner Bekleidung und Ausrüstung schwadronsweise nach Berlin herangezogen. Erst im Januar 1742 war es dort, bis auf acht noch fehlende Offiziere, vollzählig vereinigt. Daß die erste in der schwarzen Uniform eingekleidete Eskadron im Oktober den Totenkopf noch nicht trug, hatte seinen Grund in den Rückfragen, über welche ein weiterer Bericht Starkes vom 7. November Auskunft gibt.

Dieser Bericht vom 7. November ist zugleich der für die Beantwortung der Frage nach der Entstehung des Totenkopfes entscheidende; er lautet: „Die schwartzen Husaren sollen ein Corps von 1020 Köpfen werden. Sie bekommen doch noch den Totenkopf auf die Mütze, womit es folgende Bewandnis hat. Der König haben dem Obrist v. Massow eine österreichische Pandurenmütze geschickt und befohlen, für die schwartzen Husaren danach die neuen Mützen machen zu lassen. Wie der Obrist solche einem Hutmacher zustellet und verakkordiret, der Hutmacher aber diese Mütze von einander nimmt, findet er inwendig unter dem Aufschlag einen auf Wachstuch gemalten Todtenkopf und bringet solchen mit Verwunderung zu dem Obristen. Dieser berichtet davon nach Schlesien und erhält darauf Order, weil die Österreicher den Todtenkopf verdeckt trügen, sollen die Husaren denselben öffentlich tragen. Die Todtenköpfe werden von weißem Zwirn, Augen und Zähne aber von braunen gestickt und so dann auf die Mützen gesteckt, welche nach Art der Heyduckenmützen gemacht sind; nur daß der lange Zippel vom Aufschlag an der Seite nicht steif wegstehet, sonder an den Ohren herunterbaumelt. Dermalen sind schon 2 Eskadrons von den schwartzen hier."

Die Anregung, die Kopfbedeckung der schwarzen Husaren auf der Stirnseite mit einem Totenkopf versehen zu lassen, hat also König Friedrich der Große einer Gepflogenheit österreichischer Panduren entnommen. Der kriegerische Eindruck der neuen Truppe sollte durch diese Äußerlichkeit erhöht werden und das geschah.

Die Berichte des Hofrates Starke erweisen sich jeder Nachprüfung auf ihre Zuverlässigkeit gewachsen. Auch die von ihm am 7. November 1741 berichtete „Bewandtnis" hinsichtlich des Ursprunges des Totenkopfes an unserer Kopfbedeckung hat sicherlich ihre Richtigkeit und damit ist die interessante Frage entschieden.

BUCHBESPRECHUNGEN

G. Tornau / F. Kurowski

„Sturmartillerie - Fels in der Brandung"

364 Seiten, 83 Fotos u. 6 Waffentafeln, Ganzleinen, DM 28,—, Maximilian-Verlag, 49 Herford.

Fast 20 Jahre nach Kriegsende haben die Verfasser der Sturmartillerie ein literarisches Denkmal gesetzt. Noch ist es möglich, aus dem Schatz der Erinnerungen und aus persönlichen Aufzeichnungen für Heerestruppen Zusammenfassungen niederzuschreiben. Gerade für diese Truppenteile, die nicht kriegsgliederungsmäßig zu Divisionen gehörten, sind solche Dokumente besonders wichtig, da sonst bald wesentliche kriegsgeschichtliche Ereignisse der Vergessenheit anheimfallen.

Alle Waffengattungen haben der schwer ringenden Infanterie geholfen und doch schreibt Feldmarschall von Manstein in seinem dem Buch vorangestellten Grußwort: „Ich gedenke in Dankbarkeit dessen, was die Sturmartillerie als beste Helferin der Infanterie im letzten Kriege geleistet hat."

Warum die Sturmartillerie nur während des 2. Weltkrieges als Waffengattung bestand und nicht wieder in die Bundeswehr aufgenommen wurde, beschreibt der ehemalige General der Kampftruppen und Inspizient der Panzertruppe, Generalmajor a. D. Munzel, in seinem Geleitwort. Er appelliert an die jungen Panzermänner von heute, es den Männern der Sturmartillerie gleichzutun, um durch eine solche Haltung dazu beizutragen, den Frieden zu erhalten.

Die Verfasser stellen in ihrer Einleitung klar heraus, was sie mit dem vorliegenden Werk beabsichtigen. Diese Feststellung ist notwendig, weil das Buch nicht von einer Hand geschrieben ist, sondern aus den verschiedensten Federn stammt. Damit wird die Gesamtkonzeption auf eine objektive Grundlage gestellt. Es ist ein besonderer Reiz des Buches, die unterschiedlichsten Darstellungsarten wie ein buntes Mosaik zu bringen. Dadurch wirkt das Werk besonders lebhaft und vielgestaltig.

Auch kritische Leser sollten es nur von diesem Gesichtspunkt her betrachten. Der gelegentlich herausleuchtende Waffenstolz wird sicher von keinem der Mitarbeiter als Waffendünkel aufgefaßt, es ist vielmehr der Schwung und die Einsatzbereitschaft, die aus diesen Worten herausgelesen werden sollten.

Wenn sich in der ersten Auflage noch gelegentlich kleine Fehler oder Unrichtigkeiten in der historischen Darstellung eingeschlichen haben, so tut dies der Gesamtabsicht keinen Abbruch.

Die Entwicklungsgeschichte der Sturmartillerie, die auf 16 Seiten ausführlich beschrieben wird, zeigt, welche Auseinandersetzungen bis zur endgültigen Entscheidung stattfanden, und wie lebendig die Waffengattung in Gliederung, Ausrüstung, Bewaffnung und Taktik in all den Jahren ihres Bestehens war. Aus den Vorstellungen, die sich aufgrund der Erfahrungen des 1. Weltkrieges ergaben bis zu den endgültigen Formen als „beste Helferin der Infanterie", die oft als „Mädchen für alles" verwendet wurde, sieht man, welche Kräfte wirksam waren und welche Notwendigkeiten sich im Laufe der Zeit ergaben.

Der Hauptteil des Buches bringt die Geschichte sämtlicher Truppenteile der Sturmartillerie. Von lebhaften Einzelschilderungen bis zu nüchternen Auszügen aus Kriegstagebüchern oder Wehrmachtsberichten entsteht hier das bunte Bild der Sturmartillerie, wie sie an allen Fronten des 2. Weltkrieges kämpfte.

In einer anschaulichen „Übersicht über die Waffengattung Sturmartillerie" werden die „Sturmartillerieschule", die „Ersatz- und Ausbildungsabteilungen", die „Aufstellungs- und Ausbildungsstäbe", die „Lehrtruppenteile" und sämtliche „Feldtruppenteile" noch einmal zusammengefaßt.

Besonders muß man anerkennen, daß die Verfasser auch die „Gliederungsbilder der Sturmartillerie" sowie die „Kriegsstärkenachweise" und den 1. Teil der Vorschrift „Führung und Kampf der Sturmartillerie" in diesem Buch bringen.

Die Auszüge der „Nennungen im Wehrmachtsbericht" sprechen eine deutliche Sprache von der Gesamtbedeutung der Sturmartillerie.

Die Listen „Träger des Eichenlaubs zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes", „Träger des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes", „Träger des Deutschen Kreuzes in Gold", „Träger der Ehrenblattspange" sind ein äußeres Zeichen für die Leistungen aller Angehörigen der Waffengattung. Die Sturmartilleristen wollten nichts besseres sein als alle Soldaten, sie wollten sich aber in ihrem Einsatz für die Infanterie von niemandem übertreffen lassen.

Abbildungen der Wappenschilder der verschiedenen Truppenteile schließen das Buch ab.

Alle alten Sturmartilleristen werden den Verfassern für die viele Arbeit, die sie bei der Zusammenstellung hatten, sehr dankbar sein. Einen besonderen Dank verdient der Verlag für die Aufmachung des Buches, dessen große Zahl hervorragender Kriegsphotos das Werk wesentlich belebt und in seinem Wert hebt.

Die Sturmartillerie ist in der Panzertruppe des Heeres aufgegangen. Die Panzersoldaten der Bundeswehr werden ebenso wie die Panzergrenadiere und die übrigen Waffengattungen das Buch gern zur Hand nehmen. Es kann daher auch für die Truppenbüchereien und für Bestleistungspreise sehr empfohlen werden. Alfred Müller

Arthur Gordon

Die Fliegerei

Illustrierte Geschichte von den Anfängen bis zur Raumfahrt.

C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh.

Dieses repräsentative Buch entrollt in Wort und Bild die gesamte Geschichte der Luftfahrt, ausgehend von den frühesten Mythen und Sagen und den Entwürfen eines Leonardo da Vinci bis zur Raketen- und Satellitentechnik unserer Zeit. Die Taten und Konstruktionen der alten Flugzeugpioniere aller Länder werden vorgeführt, dann die rasche militärische Entwicklung der Fliegerei im 1. Weltkrieg, hierauf die Anfänge und Ausweitung des Verkehrsflugwesens und des Flugsportes, bis mit dem Ende der Aera der Zeppelinschen Luftschiffe auch die Romantik des Fliegens vergeht. Die technische Entwicklung der 30er Jahre leitet über zum 2. Weltkrieg, der die Macht und den Schrecken der Luftwaffe an allen Fronten und im Hinterland widerspiegelt. — Im letzten Kapitel wird die potenzierte Abschreckungsmacht der heutigen Luftrüstungen deutlich, ebenso ihr Einsatz im Kalten Krieg und ihre letzten technischen Errungenschaften des Überschallfluges und Senkrechtstarts. Daneben steht im Vordergrund die weltumspannende Zivilluftfahrt mit ihren modernen Strahlantriebs-Luftriesen und Flugplatzanlagen.

Am Schluß des Buches findet der Leser die Darstellung des bemannten Weltraumfluges als letzte Konsequenz der modernen Raketentechnik von heute. Der Verfasser ist Arthur Gordon. Er schrieb die Geschichte der im Zweiten Weltkrieg auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingesetzten 8. amerikanischen Luftflotte. Ferner arbeitete er an dem vor wenigen Jahren in den USA erschienenen Buch „Countdown for Decision" mit. Das Einführungswort schrieben General Spaatz, der schon im 1. Weltkrieg Flieger war, und Generalleutnant Ira C. Eaker; beide befehligten im Zweiten Weltkrieg die amerikanischen Luftstreitkräfte an entscheidender Stelle. Die Übersetzung und Bearbeitung der hier erwähnten deutschsprachigen Ausgabe besorgte Diplom-Ingenieur Georg Hensel, Dozent an der Staatlichen Ingenieurschule zu Ulm.

Die Verbindung von repräsentativem Bildmaterial (es sind rund 600 ein- und mehrfarbige Photos und Zeichnungen, darunter 118 Typenzeichnungen), und sachlich orientierendem und ins Detail führendem Text macht das Buch zu einem dauernden Wertobjekt und einer erstrangigen Informationsquelle. Die deutsche bzw. deutschsprachige Bearbeitung glich dabei das amerikanische Übergewicht aus durch weitgehende Berücksichtigung der deutschen und gesamteuropäischen Belange. — Wir finden u. a. auch die Leistungen unserer schweizerischen Flugpioniere Oskar Bider und Walter Mittelholzer gewürdigt.

So entstand eine im Weltmaßstab gesehene Geschichte der Fliegerei, in der auch die kulturhistorische und menschliche Seite neben den technischen, politischen und militärischen Aspekten nicht zu kurz kommt.

Werner Buxa

„Weg und Schicksal der 11. Inf.-Division"

Verlag Podzun, Bad Nauheim.

Bereits die zweite Auflage über die Geschichte der 11. Inf.-Division liegt nun vor, in die u. a. einige Korrekturen und Vervollständigungen eingearbeitet wurden. Nüchtern und klar, wie die ostpreußische Landschaft, so ist diese Geschichte geschrieben, sachlich, mit großer Sachkenntnis und aus dem Herzen heraus. Wer diese Division erlebt hat, weiß, daß sie etwas Besonderes war. Die glückliche Mischung des harten, zuverlässigen Masuren mit dem lebensfrohen Menschen aus Rheinland/Westfalen hatte sich trotz des nie aufhörenden Zustroms neuen Blutes bis zum Schluß des Krieges nicht verändert. Die Division wurde aus ostpreußischen Regimentern des 100 000-Mann-Heeres mit ältesten preußischen Traditionen aufgestellt. Ihre Offiziere und Unteroffiziere waren zumeist Ostpreußen. Außer der Teilnahme am Frankreichfeldzug kämpfte die Division ständig im Nordabschnitt der Ostfront, wobei die Kämpfe am Wolchow, im Brückenkopf Kirschi, die Abwehrschlachten bei Ssinjawino und die Abwehrschlachten im großen abgeschnittenen Frontbogen von Kurland mit dem Namen dieser Elitedivision eng verbunden sind. Wie das heute innere Führung genannte Verhalten der Division in Ordnung war und daraus resultierend die Leistungen an der Front in jeder noch so schwierigen Lage stets von den vorgesetzten Dienststellen besonders anerkannt werden konnte, geht aus jeder Seite dieses Buches hervor. Daher kann es nicht verwundern, daß auch nach dem Kriege der Zusammenhalt der Division besonders gut ist. Welch' Geist in dieser Truppe herrschte, tritt besonders auch in den letzten zwei Kapiteln „Worüber die Elchköpfe lachten" und „Gedichte, die unsere Kameraden schrieben" hervor. Sehr gut ausgewählte Bilder und einige Übersichtsskizzen beleben den Inhalt und eine Reihe statistischer Angaben schließen dieses schöne, auch für größere kriegsgeschichtliche Arbeiten wertvolle Buch ab. O. M.

„Jenseits von Individualismus und Kollektivismus — Studien zum gegenwärtigen Zeitalter."

Von Georg Weippert. 332 Seiten, Ganzleinen, 22,— DM. 1964, Verlag Joachim Schilling, Düsseldorf.

Die hier vorliegende scharfsinnige Analyse der Gesellschaftsstruktur der Gegenwart vermittelt durch einige teils früher, teils in neuerer Zeit verfaßten Aufsätzen die grundsätzlichen Ansichten von Georg Weippert, dem bekannten Ordinarius für Soziologie und Wirtschaftswissenschaft an der Universität Nürnberg. Die Tatsache, daß hier wissenschaftliche Arbeiten zusammengefaßt wurden, die in ihrer Entstehung mehr als 30 Jahre auseinanderliegen, tut der fundamentalen Aussagekraft der Thesen von Weippert keinerlei Abbruch. Nach näherer Durchsicht des Werkes erscheint es dem Leser tatsächlich auch insofern hervorragend gelungen, als Weippert in seinen Aufsätzen nicht nur unsere durch tiefgreifende Unsicherheit gekennzeichnete Gegenwart diagnostiziert, sondern vielmehr auch Möglichkeiten zu ihrer Bewältigung aufzeigt.

Aus dem Inhalt: Der Mensch als homo politicus — Herrschaft ohne Gewalt — Zur Soziologie der Jugend — Die Ideologien der „Kleinen Leute" und des „Mannes auf der Straße" — Das Dorf in der industriellen Entwicklung der Gegenwart — Produzieren, Konsumieren und die Rolle der Konsumgenossenschaften — Die Technik und das Eliteproblem — Technik und Gesamtgesellschaft.

K. E. Sch.

J. Lützow

Anwendungsbereiche und Grenzen von Operations Research.

Verlag Dr. Borgmann, Dortmund, Ostenhellweg 56.

Kürzlich las man in den Zeitungen, daß das Verteidigungsministerium zum Zweck der Ausbildung für langfristige Planungen amerikanische Fachleute erhält, die bei dieser Entwicklung zunächst helfen sollen. Zweifellos hat auch die obige kleine Schrift den Anstoß für eine Entwicklung gegeben, die jetzt verwirklicht werden soll.

Rationalisieren, sparen von Zeit und Geld durch planmäßige Steuerung und möglichste Ausschaltung von Fehlentwicklungen ist bei den hohen Kosten, die jeder neue technische Versuch macht, das Gebot der Stunde. Hierzu gibt nun der frühere Oberst und jetzige Ministerialrat J. Lützow in dieser Broschüre eine Reihe wertvoller Anregungen, die jeden angehen, der sich mit der Forschung und Technik befaßt. Es ist ein breites und tiefes Feld, das schwer zu beackern sein wird. Sollen doch in Zukunft möglichst sichere Analysen gemacht werden. Gewisse Ungewißheiten werden natürlich nie ausgeschaltet werden können. Sie sind gewissermaßen der Antipol zu Operations Research. Vor allem ist es notwendig, daß klare Vorstellungen von der Art, wie unsere Landesverteidigung gemeinsam mit unseren Verbündeten durchzuführen ist, bestehen. Dies scheint uns besonders schwierig und hängt auch von dem jeweiligen Willen der Parlamente ab, für den man nicht auf lange Sicht garantieren kann.

Rechenmaschinen werden stets nur gewisse quantitative Grenzen finden können. Aber damit ist immerhin schon manches gewonnen. Rechenmaschinen führen zwar keinen Krieg, aber sie sollen in Zukunft mehr den altbewährten Zirkel und das Lineal auf der obersten Stufe hinsichtlich des mil. Rechnens mit Zeit und Raum ergänzen. Mit Recht sagt Lützow, daß sie die Denknotwendigkeit des Menschen nie ersetzen können, sondern diese muß sich sogar steigern.

Man muß dem Verfasser sehr dankbar sein für seine zahlreichen Hinweise. So wird an einem Beispiel der Luftverteidigung einer modernen Feldarmee sowie an anderen der Weg solcher Analyse gegangen. Für uns ist besonders das Beispiel Panzer-Lebensdauer interessant. Zeigt es doch, wie der Einfluß des Praktikers auf den Analytiker sein muß. Kurz, Operations Research ist eine neue Wissenschaft, die mancherlei Methoden anwenden muß und die wohl erst am Anfang ihres weiteren Ausbaues steht. Es gab im alten Heer bzw. der Luftwaffe damals nur allererste Anfänge. Heutzutage ist sie aber besonders notwendig. Die Schrift kann daher jedem strebsamen Soldaten empfohlen werden, der sich tiefer mit technischen Problemen befassen möchte. Mögen wir durch Einsparung an anderer Stelle und gute Bezahlung der hierfür vorgesehenen Kräfte den Nutzeffekt auch verwirklichen können! O. M.

Leserbriefe

Entgegnung zu der Stellungnahme der kriegsgeschichtlichen Abteilung der niederländischen Armee, siehe Ausgabe 5/64.

Ein Leser unserer Zeitschrift, Regierungsrat Schoeppe, bemerkt zu dieser Stellungnahme:

„Es mag dahingestellt bleiben, ob die unter a) veröffentlichte Berichtigung im vollen Umfange der geschichtlichen Wahrheit entspricht. Es trifft zwar zu, daß die Niederländer im Jahre 1939 ihre Neutralität ausdrücklich erklärt haben. Solche Erklärungen pflegen jedoch mitunter nur deklamatorischen Wert zu besitzen, und man könnte infolge des Verhaltens des Betreffenden unter Umständen zu einer anderen Schlußfolgerung kommen. Immerhin haben die Niederländer die Spionagetätigkeit der Engländer in ihrem Lande nicht nur nicht behindert, sondern den dort tätigen Agenten zu ihrem Schutz einen Offizier der niederländischen Armee offiziell beigegeben. Ob das noch mit einer wirklichen Neutralität vereinbar ist, möchte ich dahingestellt bleiben lassen.

Auf der anderen Seite treffen aber die Behauptungen der Berichtigung unter b), Rotterdam sei eine **offene Stadt** gewesen, in keinem Falle zu. Die historische Wahrheitsforschung hat in der Zwischenzeit diese Behauptung nicht nur widerlegt, sondern einfach ad absurdum geführt und als das, was sie wirklich ist, entlarvt, nämlich eine ganz üble Kriegspropagandalüge. Selbst der Hitler und dem Nationalsozialismus durchaus nicht freundlich gegenüberstehende Historiker Hans Adolf Jacobsen hat sich in seinem Artikel „Der Deutsche Angriff auf Rotterdam" in der „Wehrwissenschaftlichen Rundschau" 1958 Seite 257ff. eindeutig dazu bekennen müssen, daß Rotterdam eine **verteidigte Stadt** war. Die deutschen Truppen — Fallschirmjäger und Luftlandetruppen — hatten den Südteil der Stadt bereits genommen und sich vor den Maasbrücken innerhalb Rotterdams festgelaufen. Da diese Truppen über keine schwere Artillerie verfügten, kamen sie in arge Bedrängnis. Um sie zu entsetzen, wurde die Bombardierung des Nordteils von Rotterdam angeordnet. Hierbei kam es dann durch unglückliche Umstände, die sowohl von deutscher wie von der niederländischen Seite zu vertreten sind, zu dem bedauernswerten Luftangriff auf die Stadt.

Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß durch den Umstand, daß Rotterdam verteidigt wurde, der Artikel 25 der Haager Landkriegsordnung von 1907 für die Stadt entfiel und somit der Angriff nicht gegen das Völkerrecht verstieß.

Im übrigen setzt sich diese Auffassung auch langsam in Holland durch, wie der Artikel des Oberstleutnants a. D. H. C. Bajetto in der Monatszeitschrift „De Militär Spectator" vom Januar 1959 beweist. Auch dieser holländische Offizier folgert aus dem Ablauf des Angriffes, daß das Bombardement erlaubt war, weil Rotterdam eine verteidigte Stadt war. Er bekennt weiter, daß das Bombardement ausschließlich ein militärisches Ziel im Auge hatte.

Abschließend erlaube ich mir, noch auf die Ausführungen bei Czesany in „Nie wieder Krieg gegen die Zivilbevölkerung" auf Seite 75, Eberhard Spetzler „Luftkrieg und Menschlichkeit" Seite 245 ff. und Schultheis „Europäischer Geschichtskalender 1940" Seite 96 hinzuweisen.

Die Darstellung der kriegsgeschichtlichen Abteilung der Niederländischen Armee dürfte durch diese Autoren eindeutig widerlegt sein.

Um der geschichtlichen Wahrheit willen wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie diese Berichtigung ebenfalls in Ihrer Zeitschrift veröffentlichen."

Bemerkung der Schriftleitung:

Wir sind leider nicht in der Lage, zu diesen Fragen von uns aus abschließend Stellung zu nehmen und schließen daher hiermit diese Angelegenheit ab, nachdem wir 2 verschiedene Auffassungen zur Kenntnis gebracht haben.

Ein franz. Verlag, FAYARD, beabsichtigt, im März 1966 ein Buch mit dem Titel „Les Camarades" herauszugeben. Es wird aus Aussagen ehemaliger deutscher und französischer Soldaten des Krieges 1914—1918 sowie aus Kriegstagebüchern und persönlichen Tagebüchern der Toten bestehen. Zweck dieses Werkes ist, das Leben, den Mut und die Aufopferung der deutschen und französischen Soldaten zu schildern, die vier Jahre lang zur gleichen Zeit, an den gleichen Stellen und unter den gleichen Verhältnissen gelitten haben. Als Zeichen der Versöhnung unserer beiden Völker werden sich auf dem Einband des Buches ein deutscher und ein französischer Soldat die Hand reichen. Die verbindenden Worte und die Gestaltung des Buches liegen in den Händen von Roger Boutefeu; dieser ist bereit, in Deutschland die Personen zu befragen, die ihm ihre Erinnerungen schriftlich mitgeteilt haben.

Er schreibt uns:

„Für die Zusammenstellung der Aussagen der ehemaligen deutschen Soldaten erbitte ich Ihre Hilfe und Ihren Rat.
Wir suchen keine großen Kriegsberichte oder literarischen Meisterwerke; 4 schlecht geschriebene Seiten können genau so interessant sein wie 20 vorzüglichen Stils."

Einsendungen sind zu richten an Librairie Artheme Fayard, 18, rue du Saint-Gothard Paris 14 e.

Zum Sammeln geblasen!

Traditionstreffen

„Windhund-Division" (116. Pz.-Gren.- und 16. Inf.-Div. mot): 9. Div.-Treffen der Nachkriegszeit am Sonnabend, dem 15. Mai 1965 im Hans-Sachs-Haus zu Gelsenkirchen (14.30 Uhr Arbeitstagung, 19.30 Uhr Festabend). Näheres: Verbands-Vorstand, 4630 BO-Werne, Postfach 90022.

Kameradschaftliche Vereinigung des ehem. Inf.-Rgts. 77 (IR. 77, Gren.-Rgt. 241, 453, 464, 473). 15./16. Mai 1965 6. Wiedersehenstreffen in Bad Godesberg und Bonn (Einladungen mit Einzelheiten folgen). Anfragen bzw. Anmeldungen an Josef Henrich, 53 Bonn, Hausdorffstr. 230.

23. Mai 1965, 11 Uhr, Einweihung des neu erbauten Ehrenmales auf dem Neuen Friedhof Hohe Luft in Bad Hersfeld. Auskunft erteilt die Geschäftsstelle in 627 Idstein/Taunus, Escherstr. 8.

1. Panzer-Division (Weimar). 22. Mai 1965, 18 Uhr, 6. Div.-Treffen mit Festakt „30 Jahre 1. Panzer-Division" in der Kulturhalle zu Bad Hersfeld.

Traditionsverband der ehem. 79. ID. 22./23. Mai 1965 in Merzig/Saar, 7. großes Divisionstreffen. Anfragen bzw. Anmeldungen an die Geschäftsstelle des Traditionsverbandes 79. ID., Limburg (Lahn), Werner-Senger-Str. 4.

Kameradschaft ehem. Panzer-Regiment 35, Bamberg. Regimentstreffen vom 5.—7. Juni 1965 in Bamberg, Harmonis-Gaststätten.

Kameradenbund IR. 10 (Traditionstruppenteile des IR. 10 der ehem. Kgl. Sächs. Armee, sowie Angehörige der aus dem IR. 10 hervorgegangenen Regimenter). 12./13. Juni 1965 in Auerbach-Bensheim, Hotel „Zur Krone" anl. des 10jährigen Bestehens Jubiläumstreffen mit einer Feierstunde am Ehrenmal des Rgts. in Jugenheim (Bergstraße). Anfragen bzw. Anmeldungen Oberst a. D Huth, 2 Hamburg-Groß-Flottbeck, Baron-Voght-Str. 202, Tel. 82 65 18.

Beförderungen

Aus dem jetzigen und früheren Bereich der Kampftruppen wurden befördert:

Brigadegeneral **Jordan,** Paul, General der Kampftruppen, zum Generalmajor;

Brigadegeneral **Drews,** Werner, Kommandeur der 2. Panzergrenadierdivision, zum Generalmajor;

Brigadegeneral **Reidel,** Herbert, Kommandeur der 7. Panzergrenadierdivision, zum Generalmajor;

Oberst **Wätjen,** Rudolf, Kommandeur der Panzerbrigade 21, zum Brigadegeneral;

Oberst **Milzow,** Hermann, als neuer Chef des Stabes COMLANDJUT, zum Brigadegeneral;

Oberst **Pöschel,** Kommandeur der Gebirgsbrigade 23, zum Brigadegeneral.

„RITTERKREUZTRÄGER DER PANZERTRUPPE"

Für eine neue Arbeit über den Lebensweg deutscher Soldaten der Panzertruppe und ihren Kriegseinsatz werden Soldaten der Panzertruppe j e d e n Dienstgrades gesucht, die mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurden.
Besonders erwünscht sind Soldaten und Offiziere, die heute in der Bundeswehr stehen.
Zuschriften sind zu richten an FRANZ KUROWSKI, 4600 Dortmund-Oespel, Brinksitzerweg 8.

Orden u. Ehrenzeichen, Uniform-Effekten, Ausbildungs-, Soldaten- u. Liederbücher. Gelände- u. Sportausrüstungen. Prospekt Rüstkammer Assmannshausen. Postf. 00

Wir beglückwünschen:

Am 12. 4. 1965 beging das Ehrenmitglied unseres Herausgeberkreises, **Generaloberst a. D. Hoth,** seinen 80. Geburtstag.

Generaloberst Hoth nahm im 2. Weltkrieg am Polenfeldzug, Frankreichfeldzug sowie Rußlandfeldzug teil und war zuletzt Oberbefehlshaber der 4. Panzerarmee. Wegen hervorragender Führung mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz und den Schwertern ausgezeichnet, kehrte er erst 1954 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Seitdem lebt er in Goslar. (Seinen ausführlichen Lebenslauf brachten wir bereits in „Kampftruppen" 3/1963.)

Wir wünschen dem Jubilar weiterhin Gesundheit und persönliches Wohlergehen.

Unterrichtshilfe für den Kompanie-Offizier

LERNEN UND LEHREN

Beilage zur Zeitschrift Kampftruppen

2/65

Kameradschaft

Vorbemerkung:

Zu Beginn der Wehrdienstzeit fällt es vielen jungen Soldaten schwer, sich in der neuen Gemeinschaft zurechtzufinden. Nicht allein die Tatsache, daß sie vielleicht Einzelkinder sind oder aus einer anspruchsvollen Umgebung stammen, kann die Schwierigkeiten begründen, sondern die Ursache liegt tiefer, und zwar in der seelischen Entwicklung des Jugendlichen. Er ist noch so sehr mit seiner eigenen Person beschäftigt, daß er den Weg zum Nächsten im weiteren Sinne noch nicht findet. Hinzu kommt noch der für diese Altersstufe typische Drang nach Selbständigkeit und Ungebundenheit, manchmal nach „grenzenloser, traumhafter Freizeit". Daher ist es zu erklären, daß in einigen Fällen das streng geregelte Zusammenleben in eng gedrängter Gemeinschaft wie ein Schock wirken kann, was besonders leicht der Fall ist, wenn der Jugendliche dauernd Menschen anerkennen oder um sich haben muß, die ihm unsympathisch sind. Erst durch eine gänzliche Umstellung in seiner inneren Haltung kann er lernen, die eigenen Grenzen zu erkennen, auch einmal andere Ansichten gelten zu lassen und seinen Mitmenschen Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft entgegenzubringen.

Es gehört aber mehr als nur diese Unterrichtsstunde dazu, den Jugendlichen zu diesem Ziel zu führen. Laufende Belehrungen, gütige oder strenge Hinweise, vor allem aber die vorbildliche Haltung des Vorgesetzten sollen dem jungen Menschen bewußt werden lassen, daß Kameradschaft nicht allein in Ausnahmesituationen wie Not und Gefahr gilt, sondern daß sie ein fester Bestandteil seiner inneren Haltung im Alltag werden muß. Sie kann ihm helfen, den Mitmenschen Achtung zu erzeigen, dem Vorgesetzten durch freudige Mitarbeit entgegenzukommen und später für seine eigenen Untergebenen Verständnis aufzubringen.

Die vorgeformten Beispiele, die in dieser Lehrstunde verwendet werden, sollen nur wegweisend sein. Es können auch Vorkommnisse behandelt werden, die die Kameradschaft innerhalb der jeweiligen Einheit betreffen. Lehrziel der Stunde muß sein, daß jeder erkennt, „Kameradschaft heißt, zum Opfer bereit sein für den andern".

A) **Hinführung und Einleitung**

1. Herausstellen des Themas

   In manchen Berufs- und Lebensgemeinschaften ist es Sitte, einander nicht mit Namen und Titel anzureden, sondern eine Anrede zu gebrauchen, die sämtliche Standesunterschiede verwischt und die Zusammengehörigkeit einer bestimmten Gemeinschaft ausdrückt, wie die Anrede: Kumpel, Kamerad usw. Durch Frage und Antwort wird erarbeitet, daß diese Anreden eine Gemeinschaft umgrenzen, die einen bestimmten Beruf ausübt, manchmal auch in Not und Gefahr ihren Mann stehen muß. In ihr kann ein jeder sich auf die Anständigkeit des anderen verlassen. Dabei wird das Thema der Stunde, der Begriff „Kameradschaft" herausgestellt.

2. Erklärung des Wortes „Kameradschaft"

   Wenn wir die Wurzel des Wortes „Kameradschaft" finden wollen, müssen wir in die Zeit des ersten soldatischen Zusammenlebens der Landsknechte zurückblicken. Alle, die in einer Stube (it. **camera**) zusammenlebten, hatten die gleichen Rechte und Pflichten, waren K a m e r a d e n , und bildeten daher eine Kameradschaft.

3. Erläuterung des Begriffs Kamerad

   Wenn wir die Kameraden, die in einer Stube leben, betrachten, so stellen wir als typisches Merkmal heraus, daß sie hinsichtlich ihrer Herkunft, ihres Aussehens und Charakters, ihrer Bildung und ihres Vermögens bunt durcheinander gewürfelt sind. Das Gleiche gilt für die Kameraden, die in einem Fahrzeug, auf einem Schiff, in einem Panzer zusammen sind. Der niedrigste wie der höchste Soldat teilen miteinander Not und Gefahr, gleich welchen Dienstrang sie innehaben, sie sind einander Kameraden.

B) **Hauptteil**

I. Was verlangt die Kameradschaft zuerst von mir im gegenseitigen Verkehr?

1. Selbsterziehung. Sie läßt sich erlernen.

a) Beispiele:
— Durch Sauberkeit in der Körperpflege, im Anzug, durch Ordnung im Schrank, beim Stubendienst usw.
— Durch Zuverlässigkeit bei der Durchführung von Befehlen, bei Einhalten von Versprechen.
— Durch Offenheit und Bescheidenheit im persönlichen Verkehr.
— Durch Selbstbeherrschung bei Zornausbrüchen und in gespannten Situationen.
— Durch Rücksichtnahme auf den Nächsten im Alltag.

b) Frage:
— Welche Eigenschaften sind Voraussetzung für solches Verhalten?
— Wie wirkt sich eine derartige Haltung auf die Gemeinschaft aus?

c) Auswertung:
— Was ich von den anderen verlange, muß ich zuerst von mir selbst fordern.

2. Ehrfurcht und Achtung vor dem Nächsten.

a) Beispiele: Verstöße gegen dieses Gebot.
— In Abwesenheit eines Kameraden soll dieser nicht durch üble Nachreden verleumdet werden.
— Die Post, die einer auf dem Tisch liegen ließ, darf nicht gelesen werden.
— Verboten ist es, kleine Dinge des Alltags, wie ein liegengelassenes Handtuch, wegzunehmen.
— Es gehört sich nicht, den Nächsten mit herabsetzenden Ausdrücken zu beschimpfen.
— Unfair ist es, die religiöse Einstellung und Tätigkeit des Nächsten anzugreifen oder lächerlich zu machen. Keinem Mitmenschen kann eine bestimmte parteipolitische Meinung durch unsachliche Vorwürfe aufgezwungen werden.

b) Frage:

— Warum kann bei solchen Verstößen weder Zusammenhalt noch Kameradschaft entstehen?
— Wie soll man sich gegen den Nächsten im persönlichen Verkehr verhalten?
— Welches sind die Hauptgrundsätze im täglichen Zusammenleben?

c) Auswertung:

— Achte die Gesinnung, die Haltung, den Besitz, den Charakter des Nächsten!

II. Meine Haltung zum Nächsten sei tätige Hilfe.

1. Im täglichen Dienst.

a) Beispiele:

— Es gibt öfters Gelegenheit, einen Kameraden auf seine Bitte hin als Feuerwache zu vertreten oder für ihn einen Sonderdienst oder eine bestimmte Aufgabe zu übernehmen. Natürlich muß der Bittende bei Gelegenheit zu einer Gegenleistung bereit sein.
— Manchmal werden Kameraden mit einer Aufgabe nicht fertig, weil sie sie nicht verstanden haben oder unpraktisch veranlagt sind. Auch da ist Hilfe angebracht.

b) Frage:

— Bei welchen Gelegenheiten kann man in der eigenen Kompanie in ähnlicher Weise helfen?
— Wie soll sich die Hilfsbereitschaft gegenüber Egoisten auswirken?

c) Auswertung:

— Kleine gegenseitige Hilfeleistungen schweißen eine Gruppe zusammen.

2. Bei seelischer Belastung. Solche Belastungen können eintreten bei Tod von Angehörigen und sehr nahestehenden Personen oder in schwierigen persönlichen Lagen.

a) Beispiele:

— Der Soldat Schwermann, dessen Eltern schon lange geschieden waren und die sich um ihn nicht gekümmert hatten, kam am Sonntagabend ganz verstört von seiner Freundin in die Kaserne zurück. Seine Kameraden fragten ihn, was ihm fehle. Seine Antwort lautete: „Nun bin ich ganz allein!" Er wich allen Fragen aus, so daß sich seine Kameraden um ihn sorgten. Als Schwermann nachts das Zimmer verließ, ging ihm einer nach. Schwermann konnte gerade noch gefaßt werden, wie er einen Strick am hohen Fensterhaken festmachen wollte.
— Der Soldat Falkner war der uneheliche Sohn einer Magd und wuchs auf einem Bauernhof ohne engere Bindung an die Familie auf. Nach Besuch der Volksschule steckte man ihn in eine Lehre als Hotelboy. Danach wurde er Soldat, und während dieser Zeit brach der 2. Weltkrieg aus. Bevor Falkner zur Feldtruppe in Marsch gesetzt wurde, heiratete er mit seinen 20 Jahren eine um 6 Jahre ältere Frau. Auf den langen Märschen klagte er nie und ging still in sich gekehrt mit seinen Meldehunden.
  Zwei Tage vor dem Angriff auf die griechischen Stellungen hallte ein Schuß durch die Nacht. Falkner hatte sich als Posten in seinen Fuß geschossen und er gestand dann später: „Ich habe so Heimweh und Angst. Ich will heim!" Das Kriegsgericht verurteilte ihn wegen Selbstverstümmelung.

b) Frage:

— Was fehlte den Kameraden in diesen Fällen?
— Wie hätte man bei solch schweren seelischen Belastungen helfen können?

c) Auswertung:

Kümmere dich um den Kameraden,
— der sich allein fühlt,
— der kein Zuhause hat,
— der schwere Schicksalschläge erleidet,
— der zur Schwermut neigt.

Ein jeder soll sich in seiner Gruppe geborgen fühlen.

3. Durch gegenseitige Erziehung.

Es gibt genug Gelegenheiten, an der Erziehung der Kameraden mitzuhelfen.

a) Beispiele:

— Gefr. Sturm kommt mit seinem Vorgesetzten nicht zurecht, er fühlt sich dauernd bedrängt, sogar schikaniert und steigert sich in seiner Hysterie in immer größere Abneigung, sogar in Haß.
— Schütze Maß läßt in seinen Leistungen nach, kommt immer zu spät und ist nie recht bei der Sache.
— Der Kanonier Schlax macht seinen Stubendienst sehr lässig, so daß der UvD beim Zapfenstreich immer Beanstandungen machen muß und dabei die schon schlafenden Kameraden weckt.

b) Frage:

— Welche Beispiele können noch angeführt werden?
— Wie soll man solche Kameraden behandeln und erziehen?
— Wie stellen Sie sich zum „Kasernengeist"?

c) Auswertung:

— Es ist angebracht, den Kameraden in einer Aussprache aufzuklären und zu mahnen, wenn möglich ihm zu helfen.
— „Kasernengeist" ist schwere Körperverletzung und wird gerichtlich bestraft.
— Bei vorsätzlichem und dauernd bösartigem Verhalten gegen die Kameradschaft ist Meldung beim Vorgesetzten angebracht.

4. Durch Zurückhalten von Handlungen, die ein Vergehen oder ein Verbrechen sind. Wir müssen den Kameraden daran hindern.

a) Beispiele:

— Sich bei Trunkenheit ans Steuer eines Wagens setzen oder sich in der Öffentlichkeit schlecht benehmen.
— Die vorgeschriebene Fahrgeschwindigkeit überschreiten.
— Fahnenflüchtig werden oder sich zum Diebstahl verleiten lassen.

b) Frage:

— Welche Folgen haben solche Vergehen?
— Wie halte ich meine Kameraden am besten davon ab?
— Warum verlangt die Kameradschaft von mir, dies zu tun?

c) Auswertung:

— Durch gutes Zureden und Darlegung der möglichen Folgen kann der Nächste von strafbaren Handlungen zurückgehalten werden.
— Wenn gutes Zureden nicht hilft, ist sofort Gewalt anzuwenden, um eine Straftat zu verhindern.

5. Im Technischen Dienst, in der Fahrzeug-, Waffen- und Gerätepflege.

a) Beispiele:

Ohne Schwierigkeiten können Kfz-Unfälle, die im täglichen Leben immer wieder vorkommen, aufgezählt werden.
— Viele Unfälle entstehen durch nachlässigen Instandsetzungsdienst.
— Oftmals sind Kameraden ganz der Arbeit der Wartungskameraden ausgeliefert (beispielsweise der Pilot in seiner Jagdmaschine).
— Mutwillig und grob fahrlässig behandelte Ausrüstungsstücke und Waffen müssen oft von den Kameraden noch in ihrer Freizeit instandgesetzt werden, damit alles zur rechten Zeit einsatzbereit ist.

b) Frage:

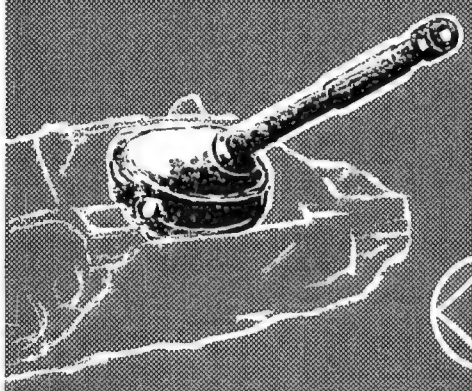
— Wie ist jeder Auftrag im Technischen Dienst auszuführen?
— Warum muß jede technische Arbeit mit besonderer Sorgfalt getan werden?

c) Auswertung:

— Ein jeder muß sich auf die zuverlässige Arbeit des andern verlassen können.

Fortsetzung folgt

WAFFEN UND MUNITION



RHEINMETALL

DÜSSELDORF

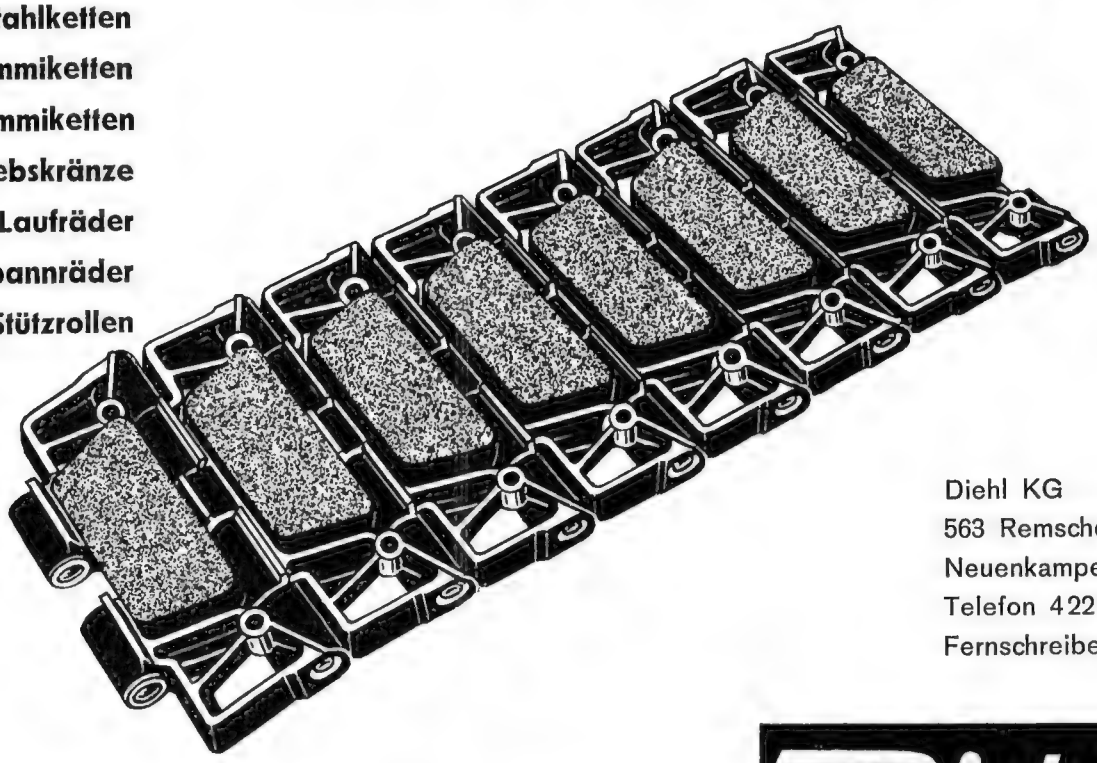
VDO liefert
und
repariert

sämtliche Kraftfahrzeug-Meßinstrumente

VDO TACHOMETER WERKE · FRANKFURT/M W 13
ADOLF SCHINDLING GMBH · GRÄFSTRASSE 103

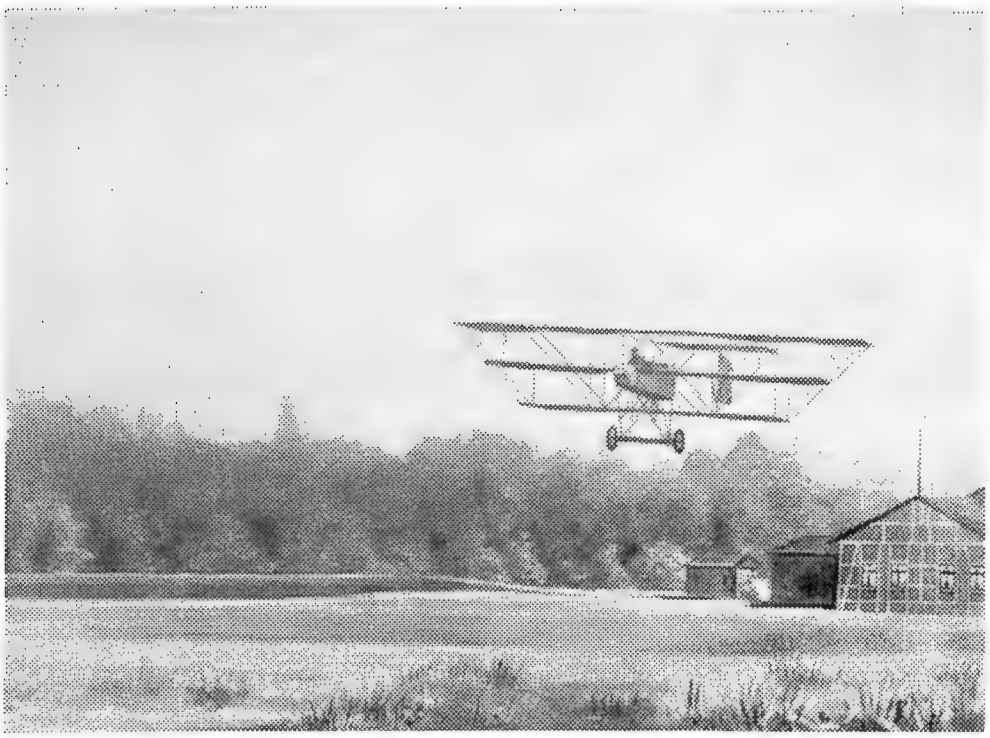
Gleisketten und dazugehörige Fahrwerkteile

Stahlketten
Gummiketten
Stahl-Gummiketten
Antriebskränze
Laufräder
Spannräder
Stützrollen



Diehl KG
563 Remscheid
Neuenkamper Str. 35
Telefon 42215
Fernschreiber 851380

Diehl



Hist. Bildarchiv Handke

Als der deutsche Flugpionier Euler im Jahre 1911 in seinem Dreidecker über Hessen kreuzte, war das eine Sensation. Heute beträgt die Zahl der Flugpassagiere in der Bundesrepublik weit über zehn Millionen im Jahr.

Das bewirkten der technische Fortschritt und die Werbung.

Die Königin der Werbemittel ist die Anzeige. Besonders wirksam ist eine Anzeige in einer Zeitung, deren Leser die Meinung über eine Sache bilden und daher die sogenannten „opinion leaders" sind. Diese Leser – es sind die Gebildeten und Nachdenklichen aller Stände – hat täglich mit einer Million die

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Kampftruppen

MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 3 Juni 1965

3 L 8153 E Einzelheft DM 2.75

Hist. Bildarchiv Handke

Als der deutsche Flugpionier Euler im Jahre 1911 in seinem Dreidecker über Hessen kreuzte, war das eine Sensation. Heute beträgt die Zahl der Flugpassagiere in der Bundesrepublik weit über zehn Millionen im Jahr.

Das bewirkten der technische Fortschritt und die Werbung.

Die Königin der Werbemittel ist die Anzeige. Besonders wirksam ist eine Anzeige in einer Zeitung, deren Leser die Meinung über eine Sache bilden und daher die sogenannten „opinion leaders" sind. Diese Leser – es sind die Gebildeten und Nachdenklichen aller Stände – hat täglich mit einer Million die

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Oberbürgermeister Dr. Kurt Schober, Herford

Menschlichkeit und Führung in der modernen Gesellschaft (II)

Der in der letzten Ausgabe der Zeitschrift KAMPFTRUPPEN veröffentlichte 1. Teil dieses Aufsatzes behandelt die Fragen der Menschlichkeit und Bildung unserer Zeit. In der hier vorliegenden Fortsetzung wird der Versuch gemacht, Bedingungen für das Entstehen und Wirken von Führungsschichten in der modernen Welt zu zeigen.

Sehen wir von der schwierigen Frage ab, welche Welt- und Lebensbereiche heute zuerst geeignet wären, den Menschen zur Distanz von sich selbst zu erziehen, sei es die Beschäftigung mit der Natur oder mit der Geisteswelt, der Kunst oder der Religion. Stellen wir auch nicht die Frage, ob etwa das Altsprachliche Gymnasium oder eine andere Schulart als Pflanzstätte von Gebildeten unserer Zeit vorzuziehen sei. Ich glaube, daß die Frage der „Bildung" in unserem Sinne nicht in erster Linie eine Frage der Schulbildung ist. Die Volksschule kann ebenso wirklich gebildete Menschen hervorbringen wie jede andere Bildungsstätte. Wahre Bildung ist kein Reservat hergebrachter Stände.

Fragen wir einfach, welche Tugenden der gebildete Mensch heute haben müßte.

Was das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft betrifft, meine ich, müßte er einen Weg suchen, der ihn von der augenblicklich, jedenfalls in Deutschland, zu beobachtenden Unlust an allen öffentlichen Aufgaben befreit, ohne ihn wieder in unser Erbübel, eine zu starke Betonung der Staatsgewalt, zu führen: Politik als Wahrnehmung der gemeinsamen Belange aller Staatsbürger, nicht bestimmter Interessengruppen, aber auch keine Verherrlichung eines Kollektivs, und sei es der Nation, um dieses Kollektivs willen. Politik als Mittel der Lebenssicherung für alle, darüber hinaus aber zur Schaffung der Voraussetzungen zur Menschenbildung.

Wenn wir vom Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft zum Individuum selbst fortschreiten, dann tritt uns als das vielleicht schwierigste Problem jedes „Gebildeten" die Frage des praktischen Handelns entgegen. Auf einem schmalen Grate zwischen Weltfremdheit und Weltverfallenheit zu wandeln bedeutet doch, daß das problematisch wird, was dem „natürlichen" Menschen selbstverständlich ist: das schnelle Zupacken bei der Gestaltung des täglichen Lebens. Hier liegt auch die eigentliche Schwierigkeit in der Verwirklichung des alten platonischen Traumes, daß die Könige Philosophen und die Philosophen Könige sein sollten. *Der Gegensatz zwischen actio und contemplatio ist innerhalb eines menschlichen Lebens nur schwer zu überbrücken.* Wer schnell handeln will oder muß, der kann nicht lange überlegen, welche vielfältigen Folgen seine Taten etwa haben, welche Empfindlichkeiten vielleicht getroffen werden, ob die „Gerechtigkeit" gewahrt bleibt. Goethe hat das hier liegende Dilemma erkannt, wenn er sagt, der Handelnde sei immer „gewissenlos".

Die angerührte Schwierigkeit erkennen heißt aber, ihr immer wieder von neuem zu Leibe rücken und sie praktisch zu lösen versuchen: Wir können und wollen nicht darauf verzichten, Welt und Leben zu gestalten. Wir müssen aber lernen, es zu tun in dem Wissen um die Zusammenhänge und Wirkungen, die über unseren engsten täglichen Horizont hinausgehen. So wird man sagen können, *der gebildete Mensch sei ein Mensch der besonnenen Tat.*

Er müßte aber im selben Atem sein, meine ich, *ein Mensch der Güte.* Er müßte das sein im Angesicht gerade unserer Erfahrungen von menschlicher Unzulänglichkeit. Der gütige Mensch weiß von der Zwiespältigkeit des eigenen und allen menschlichen Wesens, weiß, welche Mühsalen es kostet, sich selbst zu überwinden. Er weiß, daß der sittliche Kern des Menschen nur durch Liebe erschlossen werden kann, daß Haß aber verhärtet und verschließt.

Mit der Güte nächstverwandt ist die dritte Tugend, die mir gerade in der heutigen Zeit unumgänglich erscheint: *der Humor.* Humor haben bedeutet, fähig zu sein, sich über die Unzulänglichkeiten der Welt zu erheben. Er kommt, wie die Güte, aus der Erfahrung von der Heillosigkeit der Welt, die durch die besessenen Weltverbesserer nur noch verschlimmert wird. Vom bloßen Spötter unterscheidet sich der humorvolle Mensch dadurch, daß er die Welt trotz ihres am Tage liegenden Elends liebt, und daß er sich selbst in ihrer Mangelhaftigkeit wie in einem Spiegel erblickt. „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten". Auch hier sagt Goethe das treffende Wort.

Es ließe sich übrigens leicht zeigen, daß die hier geforderten Tugenden eng zusammenhängen mit den vier Kardinaltugenden der Alten: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß.

Wenn wir besonnene Tatkraft, Güte, Humor als drei wichtige Eigenschaften des modernen gebildeten Menschen erkennen, dürfen wir doch nicht vergessen, daß damit die Schwierigkeiten noch kaum angedeutet sind, die in der Gestaltung eines neuen Menschenbildes liegen. Ein solches ist nur möglich mit einer festen Ordnung von Verhaltensweisen, die in einer allgemein verbindlichen Weise sichtbar gemacht werden.

Es gibt, mit anderen Worten, kein neues Menschenbild ohne neue Lebensformen. Wenn etwas den Untergang eines alten Menschenbildes beweist, dann ist es immer das äußerlich bemerkbare Verschwinden der Verhaltensmuster im Verkehr der Menschen untereinander.

Es ist gelegentlich die Meinung zu hören, das Heraufkommen neuer Formen sei gerade das, was verhindert werden müsse. Bei allem Unglück, das die ersten 50 Jahre des 20. Jahrhunderts über die Menschen gebracht hätten, sei das das Großartige an unserer Zeit, daß der Mensch endlich einmal Mensch sein könne ohne die Tyrannei dessen, was „man tut". Das Zerbrechen der alten Formen sei geradezu die Voraussetzung für die Vermenschlichung des Menschen.

Keine falschere Auffassung ist möglich als diese, mag der Existenzialismus sagen was er will. Der Mensch vermag ohne allgemeingültige Form auf die Dauer gar nicht zu leben:

1. weil er nur in ihr die zum mitmenschlichen Leben notwendige *Kanalisierung seiner eigenen ungezügelten Antriebe* findet und weil
2. *die Form ein unentbehrlicher Entlastungsfaktor ist.* Sie enthebt den Menschen der dauernden mühseligen Entscheidung in unzähligen Verhaltensfragen und macht seine Kräfte frei für die Gebiete, in denen er eigenes leisten will.

Sich selbst und seiner Welt Formen zu geben, ist eine unauslöschliche Bestrebung des Geistes. So gewinnt er Dauer, nur so vermag er der tiefen menschlichen Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, wenigstens für eine überpersönliche Zeitdauer, zu genügen. Die formgebende Kraft des Geistes ist am Werke in den Bereichen der Religion, der Kunst, des Rechts, des Staates, der Wirtschaft, und, in engem Zusammenhang mit allen diesen, im Verhalten von Mensch zu Mensch. Seine Anschauungs- und Lebensformen umgeben den Menschen als seine Welt, als seine *Kultur.* Indem er in sie hineinwächst, findet er Systeme des objektiven Geistes vor, die seinen subjektiven Geist zu größerer Allgemeinheit bilden.

So wenig wir von der Form lassen können, so sehr kann sie sich uns aber auch als Feind erweisen. Kultur- und Lebensformen müssen allgemein sein. Sie können auf Individualitäten nur bis zu einer recht fühlbaren Grenze Rücksicht nehmen. Mehr noch, Formen neigen dazu, als objektive Gebilde zu verharren, auch wenn die Bedingungen sich gewandelt haben, unter denen sie entstanden.

Wir können einen guten Teil der Kämpfe der Weltgeschichte zurückführen auf die Widersprüche, in die sich das Leben verwickelt, wenn es Formen schafft, über die es doch bald hinausstrebt, wenn neue Lebensinhalte sichtbar werden.

Die Formen und Gestalten des objektiven Geistes sind *lehrbar*, das Leben, das sie erzeugt und trägt, kann von keiner Schulweisheit vermittelt werden. So kommt es, daß Rechtsnormen, Kunststile, Verhaltensmuster, noch Gültigkeit beanspruchen, auch wenn die Kraft, die sie geschaffen hat, sich neuen Ideen zuwendet. In solchen Situationen entstehen die Revolutionen des Geistes, die im ersten Überschwange die Fesseln der Kultur überhaupt abstreifen möchten: Rousseaus leidenschaftliches Bekenntnis zu einem „natürlichen" Leben, der Kampf der Jugendbewegung am Anfang unseres Jahrhunderts gegen die „verlogene" bürgerliche Welt.

Zwei mögliche Grenzfälle des Verhältnisses zwischen Form und Leben stehen sich gegenüber: Form, aus der das Leben gewichen ist, ungestaltetes Leben, das nach neuen Formen sucht.

Als Beispiel eines Lebens, das sich dem ersten Grenzfall nähert, erscheint mir immer eine im Grunde tragische Gestalt, der österreichische Graf Bobby, der unsere Witzblätter mit grotesken Situationen versorgt. Das Erbe einer großen Vergangenheit hängt um ihn wie ein zu weiter Mantel. Er hat noch die Noblesse ihrer Umgangsformen, er bewegt sich noch in den sinnleer gewordenen Lebensbahnen der alten Zeit. Die Kraft, die diese Formen einmal mit Leben füllte, ist aus ihm gewichen. Hilflos bewegt er sich in den kleinlichen Schwierigkeiten des Alltages.

Unsere Gegenwart steht fast am anderen Pol. Wir sehen uns umgeben von lauter Leben, das keine alte Form mehr kennt und noch keine neue fand. Zwei Kriege und die Umwälzung der Technik haben das Gefüge des objektiven Geistes in Europa erschüttert. Überall wird nach neuen Anfängen gesucht. Denken wir an die Situation in der Kunst oder in der Philosophie.

Wohin gehen wir? Wir können es nicht wissen. Das Leben schöpft seine Formen aus größeren Tiefen als denen, die unser Bewußtsein erhellen kann.

Aber einer Gefahr können wir entgegentreten: Das Leben vermag sich auch Formen zu schaffen, die nach unseren Begriffen unmenschlich sind.

Auch das Unmenschliche hat seine Gestalten. Das 20. Jahrhundert hat Beispiele dafür bereits hervorgebracht. Solche Gestalten sind für uns umso gefährlicher, als gewisse Züge unseres Wesens ihnen entgegenkommen: Wir werden von einer wie immer gearteten Instanz angewiesen, uns zu akkommodieren, mitzumachen, uns der „Volksgemeinschaft" oder der „Gesellschaft der Werktätigen" einzugliedern, vorgeschriebene Wege zu gehen. Manchen Seiten unseres Wesens ist das bequem.

So ist aber keine Bildung zur Menschlichkeit möglich. *Bildung ist Bildung zur Form, nicht Bildung zur Einförmigkeit.* Sie ist die Aneignung überlieferter oder neuer Werte in freiem Bemühen und deren Zusammenfassung zu einer eigenen Gestalt.

Zeiten wahrer Bildung erkennt man immer daran, daß sie voll sind von eigentümlichen Persönlichkeiten, ja Originalen, die doch vor einem gemeinsamen Hintergrund leben; deren Verschiedenheit durch die Anerkennung gemeinsamer Werte, durch einheitliche Umgangsformen zusammengefaßt wird.

Wir wissen noch nicht, wie unsere neuen Lebens- und Geistesformen aussehen werden, aber eines können wir jetzt schon sagen: *Alle überindividuellen Gestaltungen menschlichen Lebens sind von Minderheiten geschaffen worden.* Wenige entwickeln einen Stil, der für die Allgemeinheit vorbildlich wird. Denken wir an die Prinzipien des preußischen Lebens, die das Ritterideal gewiß einseitig, aber wirksam auch dem letzten Preußen klar machten.

Wir berühren hier die schwierige Frage des Verhältnisses zwischen Elite und Masse.

Wer gehört zur Elite, wer zur Masse?

Man könnte mit Pareto alle diejenigen zur Elite rechnen, die tatsächlich mächtig sind, die tatsächlich führen oder den Ton angeben. Diese wertfreie Betrachtung würde uns von unserem Problem abführen, das ja in der Suche nach vorlebbaren *Werten* der Menschlichkeit liegt. Wir begegnen uns hier mit Ortega y Gasset, der zur menschlichen Elite diejenigen rechnet, die in ihrem Leben nicht nur eine Gelegenheit zum Genusse erblicken, sondern eine Aufgabe, die gemeistert werden will.

„Für mich ist Adel gleichbedeutend mit gespanntem Leben, Leben, das immer Bereitschaft ist, sich selbst zu übertreffen, von dem, was er erreicht hat, fortzuschreiten zu dem, was es sich als Pflicht und Forderung vorsetzt . . .

Die meisten Menschen sind zu keiner Anstrengung imstande, die ihnen nicht als genaue Antwort auf eine äußere Notwendigkeit auferlegt wird. Darum haften die wenigen, die wir einer spontanen, freiwilligen Tat fähig fanden, noch herausgehobener und gleichsam monumentalisiert in unserem Gedächtnis. Sie sind die Ausgezeichneten, die Edlen, die einzigen Aktiven, nicht nur Reaktiven, für welche das Leben eine ständige Spannung, ein unaufhörliches Training ist."

Wenn man den Begriff der Elite so faßt, dann muß, glaube ich, jeder sehr vorsichtig sein in dem Anspruch, dazuzugehören. Andererseits sind wir sicherlich einig darin, daß unsere Zeit solche Menschen dringend nötig hat.

Sind sie da? Und woher kommen sie?

Bevor wir diese Frage zu beantworten versuchen, müssen wir uns klarmachen, daß es wissenschaftlich ungenau ist, einfach von *einer* Elite zu sprechen. Das Leben der menschlichen Gesellschaft spielt sich in mehreren Lebensbereichen ab, die im Individuum zusammenlaufen, die aber dadurch zu einem gewissen Eigenleben kommen, daß im Leben jedes Einzelnen je ein bestimmter Bereich im Vordergrunde zu stehen pflegt. Die Bereiche sind: Die Wirtschaft, der Staat, die Politik, die Wissenschaft, die Kunst, die Religion, das Zusammenleben als solches.

Jeder Lebensbereich hat seine Elite, dieses Wort zunächst im wertfreien Sinne Paretos genommen, eine kleine Zahl von Leuten, die die Führung in der Hand haben.

Die Verbindung zum Elitebegriff Ortegas finden wir wieder, wenn wir fragen, wie die in den einzelnen Lebensbereichen Führenden dann ausgewählt werden.

Es gibt im Leben der menschlichen Gesellschaft nur zwei Auslese-prinzipien: Bevorrechtigung und Leistung. Die Bevorrechtigung kann sich gründen entweder auf das Herkommen, das „Blut", oder auf den Besitz.

Wenn wir die Lebensbereiche auf diese Prinzipien hin ansehen, wird sofort klar, daß Führung in Wissenschaft und Kunst von vornherein nur durch objektiv anerkannte Leistungen möglich ist. In der Politik, im Staatsleben dagegen ist es möglich — wir brauchen die Gründe im einzelnen nicht zu untersuchen — daß das Herkommen, die Abstammung jemandem zum Eintritt in die Führungsschicht verhilft. In einer Wirtschaft mit Privateigentum an den Produktionsmitteln verleiht der ererbte Besitz solche Vorzugsstellungen. Wir sprechen das hier ganz ohne Bewertung aus, bezweifeln auch nicht, daß die Bevorrechtigung durch Herkommen und Besitz sich auf die Dauer als wirkungslos erweist, wenn nicht eine sichtbare Leistung folgt.

Es kommt hier zunächst auf die Frage an, wie überhaupt ausgewählt wird. Daß das in den Bereichen des Staatslebens und der Wirtschaft durch Herkommen oder Besitz geschehen kann, scheint mir besonders schwerwiegend zu sein, weil dies die Lebensgebiete sind, in denen Menschen Macht über andere Menschen gegeben ist.

Ein Kennzeichen unserer Zeit ist es nun, daß die „breiten Massen", die früher Bevorrechtigungen aufgrund von Herkommen und Besitz als zur göttlichen Weltordnung gehörig anerkannten, ja, mit der traditionellen Zugehörigkeit zu einer Führungsschicht auch die Fähigkeit zur Leistung als gegeben betrachteten, das heute nicht mehr tun.

Der Führungsanspruch im Leben der Völker, der im Mittelalter und noch bis zum 18. Jahrhundert fast unumstritten beim Adel lag, und der sich dann auf das besitzende Bürgertum ausdehnte, ist im 20. Jahrhundert endgültig und mit Recht auch von der Arbeiterschaft ergriffen worden. Es gibt heute überhaupt keine Schicht des Volkes mehr, die den Anspruch auf Mitführung in Wirtschaft und Politik nicht erhöbe.

Daß sich damit das Ausleseprinzip der Leistung ohne weiteres durchsetzen wird, ist nicht gesagt. Auch in der marxistischen Praxis, wo man derartiges behauptet, wird das alte Privileg des Herkommens wie in der feudalen Standesgesellschaft gepflegt, nur daß diejenigen, die früher nicht führten, heute die allein zur Führung berufenen sein sollen: die „werktätigen Arbeiter und Bauern." Es ist das eine neue Einseitigkeit, die denn ja auch in der Sowjetunion selbst bereits abgelöst wird durch das Entstehen einer festgefügten, kleinen Führungsschicht in Staat und Wirtschaft.

Diese Erscheinung bestärkt den Eindruck, daß die unparteiische Auslese der „Besten" nur aus den breitesten Massen des Volkes schwer durchführbar ist. Die Menschheit scheint immer wieder zur Bildung von Schichten zu neigen, in denen Führungsaufgaben erblich werden.

Man mag das unter manchen Aspekten bedauerlich finden, andererseits wird nicht übersehen werden dürfen, daß damit auch Vorteile verbunden sind: Das Aufwachsen in der weltoffenen und geprägten Atmosphäre einer politischen oder wirtschaftlichen Oberschicht vermag schon durch Erziehung Führungseigenschaften zu übermitteln, wie die lange Geschichte des europäischen Adels beweist, der nicht selten Führungsaufgaben auch ethisch einwandfrei löste.

Ich meine, daß das Bestehen von Führungsschichten auch sittlich unbedenklich ist, wenn diese sich für *das Hineinwachsen begabter Menschen aus allen Bezirken des Volkes* offenhalten. Es kommt z. B. nicht darauf an, das Privateigentum zu beseitigen, sondern darauf, daß möglichst viele Eigentum — auch an Produktionsmitteln — erwerben können. Das ist sogar für die volle Ausbildung der Menschlichkeit unerläßlich, denn ohne eine Welt eigener Gegenstände entfaltet sich kein Mensch.

Es würde hier zu weit gehen, diese sehr wichtigen Probleme nach allen Richtungen zu durchleuchten, vor allem muß ich es mir versagen, auf die Beziehungen zwischen den einzelnen Eliten einzugehen.

Jeder an verantwortlicher Stelle Stehende muß sich aber darüber klar sein, daß, wie immer er an seinen Platz gekommen sein mag, seine Arbeit kritisch beobachtet wird. Die „breiten Massen" haben Achtung vor wirklicher Leistung, d. h. vor überlegener Sachkenntnis. Sie haben aber auch, glaube ich, und das ist das Wichtige, ein Empfinden für die menschlichen Qualitäten der Führenden.

Die heutigen Menschen sind nicht besser und nicht schlechter als frühere Menschen, sie sind aber kritischer, durch Radio und Zeitungen besser informiert und durch tägliche Erfahrungen darüber belehrt, daß diejenigen, die heute in verantwortlichen Stellen sitzen, sich nicht selten nur durch stärkere Ellenbogen von ihnen selbst unterscheiden.

Die technischen und industriellen Umwälzungen sowie die beiden Kriege haben zum Verschwinden großer Teile der alten Führungsschichten geführt. Das hat zur Folge, daß in das Vakuum Menschen drängen, wie unsere industrielle Gesellschaft sie leicht hervorbringt:

Selbstgefällige und kräftige Naturen, die aber weit von dem entfernt sind, was wir zu Anfang als menschliche Bildung bezeichneten, die keine Beziehung zum Geist haben. Die Jahre 1933 bis 1945 haben uns belehrt, welche Ergebnisse es haben kann, wenn derartige Menschen die Macht besitzen. Das damit angerührte Problem ist umso prekärer, als die Frage der Menschenführung heute noch ungleich wichtiger und brennender ist als in vergangenen Jahrhunderten, denn mit dem Zuge unserer industriellen Massengesellschaft zu großen Organisationen und Institutionen hängt es zusammen, daß es weniger wirklich wichtige Schlüsselstellungen in der Gesellschaft gibt als früher, als der Anteil der selbständigen Existenzen noch größer war als heute. Es ist unhaltbar, mit Marx anzunehmen, die Entwicklung werde dahinführen, daß die unabhängigen Mittelschichten zwischen Großunternehmern und Arbeitnehmern zerrieben werden; nicht zu bezweifeln ist aber, daß auch der selbständige Mittelstand sich dem Zuge zu großen Interessenorganisationen nicht entziehen kann, in der der einzelne eine untergeordnetere Rolle spielt. Dazu kommt, bei der dauernd komplizierter werdenden Organisation unseres Zusammenlebens, das stete Anwachsen der Staatsbürokratie als Apparat von Fachleuten.

Es ist das vielleicht schwierigste politische Problem der Gegenwart, daß gerade in dem Augenblick die Massen die Mitsprachefähigkeit zu verlieren scheinen, in dem sie Mitbestimmung beanspruchen. Darin scheint mir auch die schwerste Belastungsprobe unseres demokratischen Lebens zu liegen: Das Volk sendet seine Abgeordneten in die Parlamente, aber sind diese bei der großen Kompliziertheit der zu behandelnden Materien nicht immer stärker der Beherrschung durch den Fachmann, d. h. in diesem Falle durch die Bürokratie ausgeliefert?

Ich glaube, daß dieses Problem bei einer richtigen Handhabung der demokratischen Lebensform nicht unlösbar ist, d. h. bei einer richtigen Auswahl der Volksvertreter. An der großen Machtfülle, die heutzutage durch Schlüsselpositionen in Wirtschaft und Verwaltung verliehen wird, ist aber kaum etwas zu ändern. Sie kann nur bis zu einem gewissen Grade kontrolliert werden.

Um so wichtiger scheint es mir zu sein, daß die Menschen nicht nur kalte Techniker der Macht sind, die heute als Fachleute in verantwortlicher Stellung stehen, *daß es gelingt, eine Führungsschicht zu etablieren, die sich dazu bekennt, daß ihr erster und letzter Auftrag Menschlichkeit heißt, die im Geiste die Versuchung überwindet, die in jeder Verleihung von Macht liegt.*

Wie werden solche Führungsschichten in einer demokratischen Gesellschaft gebildet? Sie können nur entstehen in einem System allgemeinen freien Wettstreites um Höchstleistung. Voraussetzung ihres *Entstehens* ist eine ausgewogene Gesellschaftsordnung auf der Grundlage des Zusammenlebens in natürlichen und zweckbestimmten Gruppen von der Familie bis zum Staat. Zu dieser Gesellschaftsordnung gehört ein breit ausgebautes Bildungswesen, das im Verein mit dem Elternhaus ein allgemein verbindliches Fundament sittlichen Wertes vermittelt. Das *Wirken* der Führungsgruppen bedarf der Freiheit der Entscheidung und der Entschließung, aber auch eines vielfältigen Kontrollapparates für Machtpositionen und einer sensiblen öffentlichen Meinung.

Was hindert nun die Menschen, sich als gebildete Menschen zu bewähren, wenn sie in führenden Stellen tätig sind, die genannten Grundbedingungen ihres Entstehens und Wirkens vorausgesetzt? Zwei Erscheinungen sind es besonders, die gerade den mit Verantwortung beladenen gutwilligen Menschen unserer Zeit nicht zur Ausbildung seiner Persönlichkeit kommen lassen: Die Spezialisierung der Berufsarbeit und das „Keine-Zeit-haben".

Wir stehen mit der zunehmenden Automatisierung unserer Industrie vor einer der größten Umwälzungen der Geschichte. Wenn Karl Marx davon sprach, daß durch den Arbeitsprozeß der Mensch sich selbst entfremdet sei, dann galt das bisher sicherlich nicht nur für den Arbeiter, sondern genauso für den in seinem Betriebe aufgehenden „Manager".

Es wäre wenig gewonnen, wenn von der sich auf die Dauer sicherlich durchsetzenden Arbeitszeitverkürzung nur der Arbeitnehmer profitieren würde, derjenige aber weiterhin nicht zu sich selbst käme, auf den es als Vorbild gerade entscheidend ankommt.

Wir müssen in der Zukunft dahin gelangen, daß jeder Mensch die Zeit hat, zu sich selbst zu kommen, nachdem das Problem der materiellen Lebenssicherung für alle fast gelöst erscheint. Damit scheinen mir die Möglichkeiten so gut wie noch nie zu sein, daß die Menschen zur Menschlichkeit kommen.

Wenn wir auf diesem Wege nach großen Vorbildern suchen, dann hebt sich immer klarer eine Gestalt ab, in der das, was wir suchen, schon einmal in unfaßbar großer Form verwirklicht gewesen ist, ich meine in Goethe.

Goethe ist ja für unser 20. Jahrhundert deswegen so unverständlich groß, weil es ihm gelungen ist, das zu realisieren, was uns bisher in unserer Spezialisierung und unserem Zeitmangel niemals auch nur entfernt gelingen wollte: Die allseitige Entwicklung unserer Fähigkeiten und Kräfte zur vollen Persönlichkeit.

Man würde, glaube ich, Goethe falsch einschätzen, wenn man seine universale Größe nur besonders glücklichen Anlagen zuschreiben wollte. Goethe hat um die Vollendung seines Menschseins härter gekämpft als das harmonische Bild seiner Persönlichkeit auf den ersten Blick ahnen läßt.

Er hat es selbst häufig ausgesprochen, daß er den Menschen, der es „sich sauer werden läßt", der wahren Bildung für fähig hält und er hat in diesem Sinne die Zukunft der Menschheit zuversichtlich beurteilt. Auch das Schreckliche der letzten Jahrzehnte sollte uns nicht davon abhalten, diese Zuversicht wieder aufzunehmen: Der Mensch kann der Menschlichkeit näherkommen, mag er sie auch nie voll erreichen. Goethe hat keinen Zweifel daran gelassen, daß dieses Bestreben allerdings zum Scheitern verurteilt sein muß, wenn es nicht seine Fundierung findet in einer neuen Bindung an das Göttliche. So liegt für ihn die Erziehung des Menschen zur Menschlichkeit im Erlernen einer dreifachen Ehrfurcht:

Der Ehrfurcht vor dem, was in uns ist,
Der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist,
Und der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist.

Diese dreifache Ehrfurcht scheint mir das Fundament der Gesellschaftsordnung der Zukunft sein zu müssen.

Generalleutnant a. D. Schneider

Technik und Wehrwesen

„Wohin steuert die technisierte Welt?" Zwanzig berufene Autoren antworten — aus der Sicht der jeweiligen Lebens- und Kulturbereiche — in der Neuerscheinung „Technik im technischen Zeitalter / Kritik und Antikritik der modernen Welt".
Aus dem Beitrag von Generalleutnant a. D. Dipl.-Ing. Erich Schneider „Technik und Wehrwesen" bringen wir mit freundlicher Genehmigung des Joachim Schilling Verlages, Düsseldorf, nachstehend einen auszugsweisen Vorabdruck.)*

Wehrtechnik in Gegenwart und Zukunft

Die Detonation der **Atombombe** über Hiroschima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 sind das gewaltigste, die Welt erschütternde Produkt moderner Wehrtechnik. Sie wirkten wie eine Warnung an die gesamte Menschheit. Es zeigte sich, daß es für die Größe und Wirkung der atomaren Sprengkörper in der Abart der Wasserstoffbombe, kaum noch eine für irdische Maßstäbe sinnvolle Begrenzung nach oben gibt, daß aber auch nur die Weltmächte finanziell und industriell in der Lage sind, eine größere Zahl dieser Superbomben und ihrer Trägerwaffen herzustellen. Daraus hat sich das eigentümliche wehrpolitische Patt zwischen dem Ostblock, den Sowjets, und dem Westblock, den USA, herausgebildet, das daher die Möglichkeit kleinerer kriegerischer Auseinandersetzungen mit konventionellen Waffen nicht ausgeschlossen hat.

Die Technik hat inzwischen auch wesentlich kleinere Atomsprengkörper konstruiert, die anfänglich in ihrer Größe durch die „kritische Masse" eine untere Grenze mit einem Sprengwert von 20 000 to TNT fanden. Die Einsatzmöglichkeiten dieser sogenannten taktischen Atomwaffen oder **„Gefechtsfeld-Atomwaffen"** sind praktisch unbegrenzt, seitdem die **Großraketen** mit elektronischen oder Trägheitssteuerungen jeden Punkt der Erde erreichen können, ja, sogar als künstliche **Erdsatelliten** in das Schwerefeld der Erde außerhalb der Erdatmosphäre auf genau regulierbare Bahnen geschickt werden können.

Noch zukunftsträchtiger sind die **Weltraum-Flugversuche.** Es ist kein Zufall, daß die sowjetischen Kosmonauten der Roten Armee und die amerikanischen Raumfahrer den US-Streitkräften angehören.

Die Militärtheoretiker und manche Politiker waren von diesen technischen Kampfmitteln so fasziniert, daß sie ein sehr merkwürdiges, ja, unrealistisches **„Kriegsbild"** der Zukunft entwarfen. Sie glauben das Universalmittel gegen kriegerische Verwicklungen darin gefunden zu haben, daß man drohte, sofort mit dem „schweren Abwehrschlag", d. h. mit dem Einsatz zahlreicher Raketen und Flugzeuge mit großen Atomwaffen gegen die wichtigsten strategischen Ziele des Angreifers zu antworten. Es war vorauszusehen, daß das auf die Dauer niemand glauben würde, da die Abschußstellen von solchen Raketen überall sein können, deshalb nicht alle zu fassen sind und daher der sofortige Gegenschlag des Angegriffenen unvermeidbar ist.

So ist man inzwischen bescheidener und nüchterner in der Beurteilung der Atomwaffen geworden. Der bequeme Versuch, mit jenem theoretischen Schachzug den ganzen Aufwand für **konventionelle** Streitkräfte und Waffen überflüssig zu machen, erwies sich als unglaubwürdig. Die gleiche Einsicht stellte sich übrigens in der Überbewertung der Raketen als eines vollen Ersatzes für alle Arten von Geschützen ein.

Der **Wehrtechnik** ist aber auch heute die **Aufgabe** gestellt, die eigenen Streitkräfte stets mit den modernsten, den wirkungsvollsten Waffen und Kampfmitteln, möglichst mit besseren als sie der potentielle Gegner hat, auszustatten. Angesichts der unablässig fortschreitenden Entwicklung der Technik ist das eine Aufgabe ohne Ende, ja, ohne Ruhepause. Die für diesen Teil der Verteidigung Verantwortlichen müssen die Ergebnisse der jüngsten Forschung und die technischen Neuerungen nahezu aller Fachrichtungen unablässig beobachten und alle Möglichkeiten zur Verbesserung des vorhandenen Kriegsgeräts sowie zur Gestaltung neuer Kampfmittel sorgfältig prüfen. Sie müssen außerdem, zusammen mit der militärischen Führung, etwaige Schwächen in der Bewaffnung durch überlegte Forderungen an die Ingenieure beheben. Beispiele für solche noch nicht befriedigte Forderungen sind die Abwehr von Panzern durch handliche Einmannwaffen, die Freund/Feind-Kennung von Tiefflugzeugen oder das sichere Wegräumen von Seeminen. Der Vorteil des materiellen Rüstungsvorsprungs führt zwangsläufig dazu, daß die Wehrtechnik **Spitzentechnik** zu sein hat. Meist verlangt die militärische Führung höchste Leistungen und Präzision bei leichter Handhabung, geringem Gewicht und Volumen, sowie besonders bei Massenbedarf eine einfache, nicht zu aufwendige Produktion. Diese Forderungen widersprechen sich häufig und sind daher oft nur durch Kompromisse erfüllbar.

Von dem bunten Spektrum **aktueller Probleme** der Wehrtechnik gelten im Bereich der Forschung als besonders bemerkenswerte neue Sachgebiete die Tiefsttemperaturforschung, die Maser und Laser, die Strahlungsdetektoren für den gesamten elektromagnetischen Wellenbereich, die Physik der Halbleiter; in der Chemie die Energieträger, feste und flüssige Treibstoffe für Raketen, besondere Treibstoffe für Motoren, Schutz gegen ABC-Waffen, amagnetischer Stahl für U-Boote, säure- und verschleißfeste Werkstoffe, Oberflächenschutz von Geschützrohren.

In der Regel handelt es sich heute bei Bewaffnungsfragen um sogenannte **„Waffensysteme".** Standardbeispiele bieten der Panzer, das Kampfflugzeug und das Kriegsschiff. Jedes solcher Systeme umfaßt viele heterogene Bestandteile: das Fahrwerk, den Antrieb, die Waffen, Munition und Optik, das Fernmelde- und Ortungsgerät, den Schutz durch Panzerung gegen Beschuß, durch Anstrich gegen Ortung und ABC-Waffen. Jedes System muß in sich abgewogen sein. Überdies müssen die Vorschriften der Normung, Standardisierung und Typisierung berücksichtigt werden.

Die **wissenschaftliche Ausweitung** der Wehrtechnik kommt auch in der Berücksichtigung des Menschen bei der Gestaltung technischer Systeme zum Ausdruck; ihr gelten die Methoden des **„Human engeneerings".** Ein anderes Beispiel ist die wissenschaftliche Planungsforschung, die **„operation research".** Sie gewinnt für die Wehrtechnik um so mehr an Bedeutung, je komplizierter die Waffensysteme sind. Simulatorentechnik und elektronische Rechenmaschinen ermöglichen in relativ kurzer Zeit qualitativ und quantitativ zuverlässige Aussagen über den Wirkungsgrad, über Treffwahrscheinlichkeit, über günstige und ungünstige Einsatzbedingungen von Waffensystemen nach ihrer Eignung für bestimmte Aufgaben.

Da die meisten und gerade die wichtigsten Systeme dieser Art für die Kampfkraft der Truppe, die Truppenführung, die Ausbildung und auch für die Organisation von elementarer Bedeutung sind, werden an die zuständigen technischen und militärischen Führungskräfte außerordentlich hohe und komplexe Anforderungen gestellt. Offiziere dieser Kategorie bedürfen neben ihrer Truppenerfahrung und Ausbildung in den generalstabsmäßigen Grundlagen der Truppenführung einer vollakademischen naturwissenschaftlichen oder ingenieurwissenschaftlichen Ausbildung mit einer angemessenen, praktischen Ingenieurerfahrung. Wehringenieure sollten zumindestens Reserveoffiziere sein und regelmäßig an größeren Truppenübungen und Planspielen teilnehmen.

Die meisten Fragen dieser Art müssen in aufgeschlossener **Gemeinschaftsarbeit** behandelt und gelöst werden. Von dem Gelingen einer lebendigen, geistigen Integration der Technik mit dem Wehrwesen hängen die Qualität der Bewaffnung und Ausrüstung der

*) „Technik im technischen Zeitalter / Kritik und Antikritik der modernen Welt." Herausgeber sind die bekannten Soziologen Hans Freyer, Johannes Chr. Papalekas u. Georg Weippert. (Leinen, ca. 400 Seiten, Preis DM 28,—.)

Streitkräfte, ihre Schlagkraft, die Abschreckung der potentiellen Gegner, die Sicherheit des Staates und die Erhaltung des Friedens weitgehend ab.

Die wehrtechnische Ausbildung

Die Wehrtechnik ist in modernen Streitkräften ein geistiges Problem, eine Ausbildungs-, eine Führungsaufgabe ersten Ranges geworden. 71 % der Soldaten der Bundeswehr üben technische Funktionen aus, wobei freilich viele dieser Soldaten auch mit dem modernen Gefechtsfeld in unmittelbarer Berührung bleiben werden. Ein beträchtlicher Teil der Mannschaftsdienstgrade benötigt den handwerklich-industriellen Ausbildungsgrad eines Gesellen oder Vorarbeiters, der Unteroffizier den eines Meisters. Die obersten Unteroffizierdienstgrade und die untersten Offizierdienstgrade sollten die Bildung eines Ingenieurs der Höheren Technischen Lehranstalt haben. Ein entsprechender Anteil der höheren Offiziere sollte eine vollakademische ingenieur- oder naturwissenschaftliche Ausbildung absolviert haben. Die mit Führungsaufgaben der Wehrtechnik betrauten Offiziere der oberen Führung müßten durch ein wissenschaftliches Aufbaustudium über die normale Hochschulbildung hinaus mit den neuesten Erkenntnissen spezieller militärtechnischer Wissensgebiete wie der Ballistik, des Flugwesens, des Schiffbaus, der Elektronik, des Maschinenbaus, der Sprengstoffchemie oder der Waffenkonstruktion vertraut gemacht werden. Die Erfahrungen des 1. Weltkrieges hatten gelehrt, daß die militärische Führung die wehrtechnischen Fragen nicht zuletzt deshalb falsch eingeschätzt hatte, weil es an Offizieren mit der nötigen waffentechnischen Sonderausbildung mangelte. 1922 verfügte daher General v. Seeckt die waffentechnische Sonderausbildung von jährlich 12 aktiven Offizieren, die zu einem 4-jährigen Studium an Technische Hochschulen oder Universitäten kommandiert wurden. Die Verfügung bezeichnete als Zweck der Ausbildung:

„Die Technik ist in einem modernen Heer von so großer Bedeutung, daß Offiziere mit technischen und wissenschaftlichen Sonderkenntnissen nicht entbehrt werden können. Offiziere von hohem technischen und wissenschaftlichen Können sind insbesondere unentbehrlich zur Bearbeitung aller Fragen der Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres, der theoretischen und praktischen Weiterentwicklung sowie der Beschaffung und Fertigung von Waffen, Gerät und Munition bei der obersten Kommando- und Verwaltungsbehörde (Reichswehrministerium). Die erforderlichen technischen, wirtschaftlichen und mathematisch-physikalischen Kenntnisse müssen durch eine Sonderausbildung vermittelt werden."

Insgesamt wurden in der Wehrmacht 120 solche Hochschuloffiziere ausgebildet und sowohl in den technischen Führungsstellen wie als Truppenführer erfolgreich verwendet. In der Bundeswehr dagegen hat man erst nach 10 Jahren zögernd und mit Einschränkungen diese Ausbildung wieder ins Leben gerufen, so daß in den militärischen Führungsstellen nur ganz vereinzelt solche qualifizierten Führungskräfte zur Verfügung stehen.

Die Landesverteidigung braucht die Wissenschaften

Die moderne Verteidigung kann heute nicht mehr mit ihren eigenen Fachkräften allein die schwierigen Probleme der Wehrtechnik, der Bewaffnung und Ausrüstung, lösen. Sie ist dazu in großem Umfang auf die intensive, verständnisvolle Mitarbeit der naturwissenschaftlichen und technischen Forscher und der ideenreichsten und erfahrensten Ingenieure angewiesen. Es handelt sich dabei um Aufgaben zur Sicherung des Friedens durch modern ausgerüstete Streitkräfte — für die Bundesrepublik im Rahmen der NATO —. Die Naturwissenschaftler und Ingenieure müssen sich ihrer staatspolitischen Pflichten bewußt sein und wissen, daß auf ihr geistiges Potential zur Verteidigung des Westens nicht verzichtet werden kann.

Der Hochstand und die Differenziertheit moderner Wehrtechnik haben freilich auch Probleme gänzlich anderer Art mit sich gebracht, die es rechtzeitig zu erkennen gilt. Wir haben schon angemerkt, daß das atomare „Patt" zwischen Ost und West die Möglichkeit nichtatomarer militärischer Auseinandersetzungen eher verstärkt als vermindert hat. Diese Möglichkeiten umfassen nicht nur den konventionellen Krieg. Sie umfassen vor allem auch den **Partisanenkrieg.**

Der Partisanenkrieg ist heute fast zu einer herrschenden Form geworden. Seine vielseitigen, gänzlich neuen Aspekte sind noch

Unser Bild zeigt eine Gegenüberstellung, die den technischen Fortschritt eindrucksvoll demonstriert: Rechts eine Vouguord-Rakete aus dem Jahre 1958, links eine Saturn-Rakete in der gegenwärtigen Ausführung mit zwei Stufen. (Foto: dpa)

keineswegs durchdacht. Schon allein daraus erklärt sich ein Teil der Schwierigkeiten, die Frankreich in Indochina und in Algerien hatte, und mit denen es die USA in Südvietnam zu tun haben.

Je komplizierter und aufwendiger von der technischen Seite her ein militärischer Apparat ist, um so anfälliger wird er auch. In vielen Fällen wird es genügen, die zentralen Stellen der Apparate zu treffen, um diese selber vollständig lahmzulegen. Hier vor allem liegen die Gefahren, die von der Infiltration und Subversion in Spannungs- und Kriegszeiten von Partisanen ausgehen.

Schließlich und endlich bringt die perfekte Technisierung einer Armee die Gefahr mit sich, daß soldatisches Bewußtsein und soldatische Haltung an Substanz verlieren. Käme nur der „Druckknopf-Krieg" in Frage, in der der Soldat lediglich als ein uniformierter Techniker zu fungieren hätte, könnte dieser Substanzverlust noch hingenommen werden. Aber gerade diese Kriegsform — so sehr sie auch unter dem Zwang der Verhältnisse vorbereitet werden muß — hat, vorläufig wenigstens, die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. Wehe aber einem Staat, dessen Soldaten nichts als uniformierte Techniker sind, wäre er auf sie für den Fall angewiesen, daß er eben in andere Formen der militärischen Auseinandersetzung verwickelt wird. Denn dann müßte der Nur-Techniker moralisch versagen.

Die „Kriegsbilder", die heute gern entworfen und als für die Zukunft gültig feilgeboten werden, zeichnen sich durch keinen geringen Leichtsinn aus. Denn noch niemals in der Wehrgeschichte ist ein „Kriegsbild" der Zukunft so unsicher gewesen wie heute. Droht ein nuklearer Krieg, ein „all out war", der den atomaren Waffen eine ausschließliche Rolle zuweist? Beginnt er konventionell, führt dann zum Partisanenkampf und endet nuklear? Oder ist die Reihenfolge umgekehrt? Oder laufen alle diese Formen parallel? Oder werden nur eine oder zwei von ihnen in Erscheinung treten? Wer will das im Ernst voraussagen?

Seit der Einführung der nuklearen Waffen und seit dem Bestehen jenes „Patts" ist die Wehrtechnik also mit der paradoxen Möglichkeit ihrer **Selbstaufhebung** konfrontiert. Diese Paradoxie kann nur dann von ihrer Gefahr verlieren, wenn der Westen alle denkbaren Formen eines Krieges im Auge behält und an ihnen die Rüstungsindustrie, die strategischen Planungen, die Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung der Armeen orientiert.

Internationaler Überblick über Entwicklung und gegenwärtigen Stand der Panzerwaffe des Auslandes

Major i. G. Werner Heyd / Major Dr. Radke

Die Geschichte der deutschen Panzerwaffe und ihre gegenwärtigen taktischen und technischen Entwicklungstendenzen sind untrennbar verbunden mit den parallel laufenden Strömungen der gepanzerten Truppen der übrigen Welt. Wie bei kaum einer anderen Waffe sind hier die Wechselwirkungen so offensichtlich, daß es unbedingt notwendig erscheint, wenigstens in einem Überblick auf die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Panzerwaffe in den anderen Staaten hinzuweisen, um zu einem abgerundeten Gesamtbild zu kommen.
Hierbei können vor allem aus Platzgründen nur jene Staaten in ihrer Panzerentwicklung eingehender behandelt werden, bei deren Panzerpotential eine eigenständige Initiative erkennbar ist. Hier wiederum wurde der US-Panzerwaffe ein größerer Raum zugebilligt, weil voraussichtlich ihre Entwicklungstendenzen in einer ähnlichen Richtung wie in der Bundesrepublik zu verlaufen scheinen und weil seit der Wiederbewaffnung Deutschlands die Zukunft der deutschen Panzerwaffe untrennbar mit dem Fortschritt der amerikanischen Panzerwaffe verbunden ist.

Kapitel I: England

Die Voraussetzungen für den Bau geländegängiger Kampffahrzeuge in England waren in ihren einzelnen Details zwar schon vor dem ersten Weltkrieg geschaffen worden, doch wurden diese Konstruktionen in ihrer Gesamtheit nicht zu einer einsatzfähigen Waffe weiterentwickelt, weil ihre taktisch-strategische Bedeutung von den Heeresleitungen nicht erkannt wurde. Wie so oft in der Geschichte, mußten erst die Notwendigkeiten des Krieges den ihrer Zeit weit vorausgeeilten Projekten — die teilweise in Vergessenheit geraten waren — zum Durchbruch verhelfen.

Auf Veranlassung des ersten Lords der Admiralität, Winston Churchill, waren 1914 in Flandern von englischen Marinetruppen 7 Panzergeschwader zu je 6 Kraftwagen, ausgerüstet mit Straßenpanzerwagen der Firma Lanchester auf handelsüblichen Rolls Royce Pkw-Fahrgestellen, aufgestellt worden. Zusammen mit einer auf Londoner Omnibussen verlasteten Marine-Brigade sowie zwei Panzerzügen und einem Regiment Yeomanry-Kavallerie hatten diese gepanzerten Streitkräfte in Ostflandern und Nordfrankreich die bewegliche Sicherung der Flugstützpunkte gegen Fernvorstöße deutscher Kavallerieverbände zu übernehmen. Sie bildeten den ersten gemischten Panzerverband mit beweglicher Begleitinfanterie in der Geschichte.

Aufgrund der guten Erfahrungen mit diesem unter dem Kommando des Herzogs von Westminster stehenden Verbandes entschloß sich Churchill, aus eigener Initiative eine „Landkriegschiffskommission" unter der technischen Leitung des Chefkonstrukteurs der Flotte, Mr. Rennyson-d'Eyncourt, zu bilden und ihr für Entwicklungszwecke ohne Beteiligung des Kriegsrates 1 400 000 Mark öffentlicher Gelder zur Verfügung zu stellen.

In einer Denkschrift vom 3. Dezember 1915 hatte der inzwischen als Major an die Front versetzte Churchill neue Einsatzgrundsätze, u. a. für Angriffsweisen unter Panzerschutz, seiner neuen Dienststelle vorgelegt:

„Große Schilde, die 5—15 Mann Schutz gewähren und die auf Rädern oder besser auf Raupenfahrzeugen vorwärts bewegt werde, müßten ... Verwendung finden. Modelle verschiedener Typen hierfür können bei Wormwood Scrubbs in Augenschein genommen werden . . . Zum Projekt Raupenwagen: Durch Maschinen dieser Art kann der feindliche Stacheldraht zerschnitten und die Feuerüberlegenheit über die feindliche Schützenlinie erreicht werden. Etwa 70 Stück gehen in England augenblicklich ihrer Vollendung entgegen und können besichtigt werden. Ich rate, sie nicht eher zu verwenden, bis alle gleichzeitig eingesetzt werden können ...

Sie können jedes Hindernis, das sich ihnen entgegenstellt, Gruben, Brustwehren oder Schützengräben überqueren, sind mit 2 oder 3 Maschinengewehren armiert und können mit Flammenwerfern ausgerüstet werden. Nur Volltreffer eines Feldgeschützes können sie aufhalten. Haben sie die feindlichen Stacheldrahtbefestigungen erreicht, so machen sie links- oder rechtsum und laufen parallel zum feindlichen Schützengraben, nehmen die Brustwehr unter Feuer, zerreißen und zerschneiden den Stacheldraht und schaffen durch Zickzackfahren eine Gasse. Dabei werden die Raupenschlepper so dicht an der feindlichen Linie sein, daß ihnen die feindliche Artillerie nichts mehr anhaben kann. Durch die auf diese Weise geschlagenen Breschen dringt die Infanterie mit ihren Schutzschilden vor ... Ist der feindliche Frontabschnitt erst einmal in unserer Hand, so ist es leicht, die besten Punkte ausfindig zu machen, von denen aus der weitere Vormarsch der Raupenwagen, wenn gewünscht, angesetzt werden kann. Sie können jeden Abhang hinaufklettern, kurzum ebenso als bewegliche Maschinenkanonen wie als Drahthinderniszerstörer dienen. Man hat die Torpedonetzschere, wie sie in der Flotte gebräuchlich ist, vorne angebracht, derart, daß die geschnittenen Drahtmengen durch Führungen beiseite geschafft werden und hat damit gute Erfolge erzielt ... Ihre Arbeit gleicht dem in der Landwirtschaft verwendeten Selbstbinder. Das Moment der Überraschung bedingt die plötzliche Anwendung neuartiger Kampfmittel. Geheimhaltung ist jetzt Haupterfordernis . . . Die Durchführung eines solchen Angriffs verlangt die gleichzeitige Anwendung aller Waffen, wenngleich der Erfolg nicht von der Mitwirkung einer bestimmten Waffe abhängen darf ... Das Moment der Überraschung muß an erster Stelle stehen."

Da nach der überraschend schnellen Konstruktion und Lieferung eines Gleiskettentransportes für 38 cm-Haubitzen durch Admiral Bacon von den Coventry-Ordnance-Werken diese Zugmaschinen sich auch bei der Truppe gut bewährten, hatte Churchill schon Anfang November 1914 30 nach dem gleichen Prinzip zu entwickelnde Mehrzwecke-Querfeldeinwagen für die Truppe bestellt. Dieser Auftrag wurde jedoch durch das Kriegsamt wegen „zu geringer Leistungen" zurückgenommen. Danach griff der von der Idee des Geländekampfwagenbaues besessene Churchill im Januar 1915 den Vorschlag von Oberst Hankey zur Entwicklung derartiger Kampffahrzeuge auf, konnte sogar Lord Kitchener dafür interessieren, scheiterte diesmal aber an der Ablehnung der Artillerieprüfungskommission.

Wie sehr die Idee des Baues von Panzerkampfwagen in der Luft lag, bewiesen die fast zur gleichen Zeit eingereichten Vorschläge ähnlicher Art durch den Kapitän Tulloch und Oberstleutnant Swinton. Swinton, der aus der Pioniertruppe hervorgegangen war, hatte ebenfalls auf dem französischen Kriegsschauplatz im Herbst 1914 Erfahrungen über die Raupenverwendung sammeln können. Er regte daraufhin den Bau von geländegängigen „Maschinengewehrzerstörern" an, er trug seine Pläne dem Kriegsminister Lord Kitchener persönlich vor, ohne jedoch Erfolg zu haben. Ein halbes Jahr später verfaßte auch er eine Denkschrift zur taktischen Begründung des gepanzerten Geländefahrzeugs und erreichte schließlich — nach Besprechungen mit Vertretern der Admiralität des Kriegs- und Munitionsministeriums am 28. 6. 1915 — die Zustimmung für seine Pläne. Die Vorführung eines kleinen Raupenfahrzeugs am 19. 9. 1915 war zwar ein Mißerfolg infolge technischer Fehler, die „insbesondere mit den Raupenketten zusammenhingen", doch hatte sich die Idee des Raupenpanzerbaues inzwischen durchgesetzt. Swinton selbst nahm anschließend an der Vorführung eines Holzmodellraupenfahrzeugs teil, dessen Konstrukteure Oberleutnant W. G. Wilo und Sir William A. Tritton waren. Diese unter der Protektion Churchills und Tennyson-d'Eyncourt fertiggestellte Versuchsmaschine fand mehr Anklang als die bisherigen Modelle,

so daß am 28. 9. 1915 die Erstkonstruktion des Typs MK I mit 75 Fahrgestellen in Auftrag gegeben wurde. Eines dieser Fahrzeuge erhielt einen Flußeisenaufbau und wurde als Versuchswagen am 2. 2. 1916 dem englischen König, Loyd George und Lord Kitchener in Hatfield vorgeführt. Dieses von der Firma Forster & Sons angefertigte Fahrzeug wies ähnliche Merkmale auf wie die Konstruktion eines Kettenpanzerwagens, den der deutsche Ingenieur Bremer 1914 hatte patentieren lassen; es ist jedoch nicht nachgewiesen, ob England diese Pläne verwertete oder ob es sich um eine völlige Neukonstruktion handelte.

Swinton, dessen Erfindung technisch versagt hatte, gilt trotzdem als der eigentliche Schöpfer der englischen Tankwaffen, er leitete deshalb auch als Oberst die Organisation der englischen Tanktruppe im ersten Weltkrieg.

Den Anstoß zum Bau der ersten Tankmodelle hatten — wie schon erwähnt — die zu Transportzwecken und zum Geschützzug eingesetzten Raupenschlepper mit Explosionsmotoren gegeben. Nachdem schon die Erfindung der Ketten auf einen Engländer, Edgeworth, zurückgeht — in der britischen Patentschrift 953 vom Jahre 1770 befindet sich eine ausgezeichnete Beschreibung der Erfindung Edgeworths, der sich selbsttätig vorlegenden Gleisketten — erfolgte auch die Entwicklung der sogenannten Kettenschienen- oder Gleiskettenwagen zum großen Teil in England. Um das Jahr 1904 hatte die Firma Hornsby und Son in Grantham Kettentraktoren mit Ölmotor für landwirtschaftliche Zwecke entwickelt. Praktisch brauchbare Schlepper mit Gleiskettenantrieb und Verbrennungsmotor wurden dann von Roberts und Hornsby erstmalig 1907 in Aldershot vorgeführt. Im gleichen Jahr bereits begann die englische Armeeverwaltung Versuche mit diesen „Caterpillars" durchzuführen, um sie als Transportmittel — vor allem als Artilleriezugmaschinen — einzusetzen. Dabei erwies sich der von David Roberts konstruierte Traktor als der brauchbarste.

Der erste brauchbare Panzertyp, der auf dem Kriegsschauplatz erschien, war der englische MK I, später als „Mutter-Tank" bezeichnet, von dem zunächst 75 mit MG bestückte Fahrzeuge auf den schon bestellten Fahrgestellen bei der Firma Forster & Sons in Lincolm in Auftrag gegeben wurden, kurz darauf wurde eine zweite mit Geschützen bestückte Serie von 75 Fahrzeugen bestellt. Nach der Bewaffnung wurden die Kanonenpanzer „männliche" und die MG-Panzer „weibliche" genannt.

Aus Tarnungsgründen bezeichnete man die gewaltigen Stahlkästen als „Tanks" (Wasser- bzw. Brennstofftanks) — die Ableitung der Benennung nach dem englischen Ingenieur Thomas Tank Burell ist dagegen unwahrscheinlich.

Es ist bezeichnend, daß sowohl die Väter des Gedankens wie auch die ersten Konstrukteure des Tanks Seeleute waren. Der „Mark I" wies darum auch eine Art Schiffsruder in Form des Räderpaares, die Typen „Mark I-IV" dazu eine Vier-Mann-Lenkung auf, wobei der Kommandant wie auf der Brücke eines Schiffes über Maschinentelegraphen die Befehle an seine „Steuerleute" gab.

49 „Mark I"-Tanks wurden am 15. September 1916 in der Sommeschlacht bei dem Dorfe Flers eingesetzt — für Feind und Freund bedeutete ihr Auftauchen eine große Überraschung. 32 dieser Tanks drangen in deutsche Stellungen ein und machten 300 Gefangene, 14 Tanks gingen bei diesem ersten Unternehmen verloren. Vergeblich hatte Churchill davor gewarnt, die Tanks vorzeitig und in zu kleiner Zahl einzusetzen, ungehört waren auch die bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Pläne Oberst Swintons für eine Panzerschlacht größten Umfangs geblieben.

Nach dem ersten Weltkrieg, insbesondere in der Zeit von 1922 bis 1932, wurden von den Engländern mehrere Modelle von Panzern entwickelt. Unter diesen befanden sich kleine Panzer, leichte und mittlere Panzer sowie ein schwerer Panzer. Bei der Armee wurden jedoch lediglich die mittleren Panzer „Vickers" M I und M II eingeführt, die zum Einsatz in Übersee bestimmt waren. Die grundlegenden technischen Daten dieser Panzer waren: Gefechtsgewicht: 10—12 t, Höchstgeschwindigkeit 25 km/h, Stärke der Panzerungen 8—15 mm, Bewaffnung 7,4 cm-Kanone und anfangs 5 MG. Die Besatzung bestand aus 5 Mann. Obgleich bei der Entwicklung dieser Panzer die Erfahrung des 1. Weltkrieges berücksichtigt wurde, war ihre Konstruktion von Vollkommenheit weit entfernt. In den Jahren 1930—1939 wurde die Hauptaufmerksamkeit der Konstruktion eines leichten Panzers gewidmet. Die in den Jahren 1935—1936 in der Armee eingeführten leichten Panzer MK V und MK VI hatten ein Gewicht von ca. 5 t, eine Panzerung von 10—15 mm, eine Höchstgeschwindigkeit von 50 km/h, die Bewaffnung bestand aus 2 Maschinengewehren. Darüber hinaus wurden aber auch Überlegungen angestellt, stärkere Panzermodelle zu entwickeln, die zum Einsatz gegen Armeen mit moderner Bewaffnung geeignet waren. Das Ergebnis dieser Überlegungen war, 2 Panzer zu entwickeln, nämlich einen „Operativpanzer" und einen „Infanteriepanzer". Der Typ des Infanteriepanzers Mark I, der hergestellt wurde, zeigte den Einfluß vom französischen Panzer aus den Jahren 1935—1936. Er besaß eine granatensichere Panzerung, die Schutz gegen 3,7 cm panzerbrechende Granaten gewährte. Die Kanonenbewaffnung war nur für den Kampf mit gegnerischen Panzern bestimmt. Im März 1939 begann man mit der Produktion des Operativpanzers, des Mark IV. Bei einem Gewicht von 15 t entwickelte dieser Panzer eine Höchstgeschwindigkeit von 80 km/h und war mit einer 4 cm-Kanone sowie einem MG bewaffnet. Noch vor Ausbruch des 2. Weltkrieges wurden diese Typen weiterentwickelt und die Entwurfsarbeiten für einen neuen Infanteriepanzer Mark II und Mark III abgeschlossen. Ebenfalls wurden die Vorbereitungen für die Konstruktion eines Operativpanzers Mark VI getroffen. Die englische Armee trat also in den 2. Weltkrieg mit Panzern ein, die sowohl hinsichtlich Bewaffnung und Panzerung beim Operativpanzer, als auch hinsichtlich Bewaffnung und Schnelligkeit beim Infanteriepanzer dem besten deutschen Panzer weit zurückstanden. Im Sommer 1940 wurde mit der Produktion des Infanteriepanzers Mark III begonnen. Bereits Ende 1941 ging der Infanteriepanzer Mark IV/Churchill in Serie. Auch dieser Panzer war ursprünglich nur mit einer 4 cm-Kanone ausgerüstet. 1942 wurde die Kanone durch eine 5,7 cm-Kanone und Ende 1944 durch eine 7,5 cm-Kanone ersetzt. Der Gesamtaufbau dieses Churchill-Panzers ähnelte den englischen Panzermodellen des 1. Weltkrieges. Zwischenzeitlich wurde die englische Armee im Jahre 1942, vor Beginn der Offensive in El Alamein, mit dem amerikanischen Sherman-Panzer ausgerüstet. Auch wurde ein neuer Operativpanzer entwickelt. So entstand in den Jahren 1942 bis 1944 der Operativpanzer Cromwell. Abgesehen von einer etwas höheren Geschwindigkeit war der Cromwell, hinsichtlich der übrigen Daten, etwa dem amerikanischen Sherman-Panzer gleich. Erstmalig wurde der Cromwell in der Normandie eingesetzt, konnte aber wegen der schwachen Bewaffnung keine Erfolge gegen die deutschen Panzer erzielen.

Insgesamt gesehen wurden in England während des 2. Weltkrieges keine Panzertypen entwickelt, die den deutschen Panzern überlegen waren. Nach Ende des 2. Weltkrieges entschloß man sich in England, einen Universal-Panzer zu schaffen, der sowohl die Operativ- als auch die Infanterie-Panzer ersetzen sollte. Der Universal-Panzer war als Gefechtsfahrzeug gedacht, das zum Einsatz in großen Panzerverbänden und zur Unterstützung von Infanterieoperationen geeignet erschien. Darüber hinaus sollte der gefechtsmäßige Einsatz von Panzern als auch die Ausbildung der Besatzung vereinfacht und die Panzertruppe materialmäßig gestärkt werden. Der 1947 eingeführte Centurion-Panzer gehört zwar den wichtigsten Daten nach zu den schweren Panzern, jedoch der Bewaffnung und Panzerung nach zu den mittleren Panzern. In den folgenden Jahren wurde der Centurion-Typ verbessert und es wurde zwischenzeitlich der Centurion III und Centurion IV eingeführt. Ein in den 50er Jahren modernisierter Centurion-Typ galt nur als Übergangsmodell zum „Conqueror". Der Conqueror ist mit einer 120 mm-Kanone bestückt. Der Hauptzweck, dem der schwere Conqueror dienen soll, ist der Einsatz gegen Panzer. Somit ist für den englischen Nachkriegspanzer die Steigerung der Feuerkraft durch ein vergrößertes Kaliber der Kanone kennzeichnend. Die Standardausrüstung der englischen Armee ist also zur Zeit immer noch ein schwerer Panzer und ein mittlerer Panzer, im Gegensatz zu den übrigen NATO-Armeen, die hauptsächlich nur mit mittleren Kampfpanzern ausgerüstet sind. Der Trend in England geht aber auch zu einem einheitlichen Kampfpanzer, mit dem die gesamten Panzertruppen ausgerüstet werden sollen. In der Entwicklung befindet sich zur Zeit der Kampfpanzer „Chieftain", ein 50 t-Panzer mit einer 120 mm-Kanone, der die derzeitigen Modelle Centurion und Conqueror ersetzen soll. Mit seiner geringen Beweglichkeit entspricht er aufgrund der Einsatzgrundsätze, besonders von Deutschland und Amerika, nicht ganz den idealen militärischen Forderungen.

(Fortsetzung folgt)

General der Pztr. a. D. Leo Frhr. Geyr v. Schweppenburg

Gedanken zum Vergleich der höheren sowjetischen und der westalliierten Führung im 2. Weltkrieg

Der Stoff bietet sicherlich einige Schwierigkeiten. Die Aufgabe fordert die Beurteilung ganz verschiedener Typen von Führungsschulen. Diese bezieht sich sowohl auf Friedensverhältnisse wie auf den Krieg. Die zu beurteilenden militärischen Führungsschichten konnten in ihrem nationalen Charakter und sozialem Herkommen, in ihrer militärischen Bildung und ideologischen Geistigkeit kaum verschiedener sein.
Wir wählen zunächst als Vergleichsanhalt die Bildung der höheren britischen Führungsschichten mit derjenigen der Sowjetarmee. Die einen, im allgemeinen traditionell belastet, sind etwas träge in evolutionärem Denken, die anderen von einer geradezu revolutionären Geistigkeit. Bei der Gesamtübersicht müssen wir auch den allgemeinen Einfluß von Traditionsbegriffen auf die Soldaten der Alliierten im Auge behalten. Am stärksten prägte sich dies bei den Franzosen und Engländern aus, in geringerem Ausmaße allerdings bei der britischen Royal Air Force. Die Amerikaner ließen diesen Einfluß kaum, die Russen überhaupt nicht erkennen.
Der Umgang und die Eigenart dieser Aufgabe zwingen zur Beschränkung auf eine bemessene Anzahl besonders charakteristischer Kennzeichen.

Die Sowjets als Maßstab

Wenn die jüngste Vergangenheit etwas bewiesen hat, so ist es die Bestätigung schon früher gemachter Erfahrungen. Begabung für höhere militärische Führung scheint eine Mischung verschiedener Eigenschaften zu sein. Eine davon ist angeboren. Dieser Anteil an natürlicher Begabung ist sicherlich nicht als ein Privilegium der sogenannten oberen Klassen anzusehen. Intelligenz, fortschrittliche militärische Bildung, unabhängige Geistigkeit und Entschlußkraft sind unentbehrliche Eigenschaften von Führerpersönlichkeiten. Dazu kommen praktische Schlachtfelderfahrung und eine wirklich gründliche Kenntnis und ein Verständnis für den Frontsoldaten. Bei den sowjetischen Führern ist es unbestreitbar, daß sie ihren „Genossen Iwan" kannten.

Die Sowjetmarschälle waren jung, gesund und hart. Die meisten von ihnen waren bei ihrer Beförderung zu diesem Rang noch nicht 50 Jahre alt. Viele von ihnen hatten als junge Offiziere praktische Schlachtfelderfahrung. Mit Ausnahme des obersten leitenden Gehirns und hauptsächlichen militärischen Beraters von Stalin, des Marschalls Schaposchnikow, stammten fast alle aus ganz einfachen Familien, meist von Land- und Industriearbeitern. Die damals maßgebenden Generale der französischen Armee waren in Alter und in ihrem militärischen Denken von denen der Sowjets grundverschieden; wir denken an Weygand, Gamelin und Georges. Wenn wir uns der britischen Armee zuwenden, so verfügte sie über eine Anzahl von hervorragenden Köpfen mit weltweitem Blick und fortschrittlichem Gedankentum. Wir erwähnen besonders Wavell und Sir John Dill. Letzterer verband Liebenswürdigkeit mit einem der besten militärischen Gehirne, die ich in mehr als 40 Jahren Soldatentum kennengelernt habe. Leider hatte er Eines mit Wavell gemeinsam: ihre Gesundheit war nicht robust genug, um der Überanstrengung der langen Kriegsjahre gewachsen zu sein.

Die russische Führung

Die sowjetische Eignung für höhere militärische Führung in den Jahren vor dem 2. Weltkrieg kann nach einem Urteil aus verschiedenen Blickrichtungen wie folgt skizziert werden:

Die Russische Abteilung des britischen Generalstabes schien in ihrer Ansicht zu schwanken, welche Beurteilung der Führung der Roten Armee zuzubilligen sei. Wavell war Spezialist in russischen Angelegenheiten. Er stand in der zweiten Hälfte der 30er Jahre an der Spitze einer englischen Mission zu großen russischen Manövern und sah sich dabei von einem führenden Sachverständigen für Panzer begleitet. Bei ihrer Rückkehr war ihr abschließendes Urteil uneinheitlich.

Dill vertrat die Ansicht, daß die deutsche Armee bei einem Konflikt die sowjetische wie ein Messer durch Butter durchschneiden würde. Seine Ansicht erwies sich als richtig, wenigstens zu Beginn des 2. Weltkrieges.

Aus Londoner Sicht schien der Pariser Generalstab wenig geneigt, die französische Politik noch einmal mit dem Schicksal Rußlands zu verbinden.

Raymond Lee, der militärische Vertreter der Vereinigten Staaten am Hofe von St. James, kam mit klaren Eindrücken von einem kurzen Aufenthalt in Rußland zurück, der Überzeugung von einer bemerkenswerten und unverbrauchten Widerstandskraft der russischen Bevölkerung. Hitler tobte, als er davon hörte. Nach seiner Ansicht konnte nur ein „Strohkopf" zu einer derartigen Auffassung gelangen.

Wir kommen nun auf die deutsche Einschätzung der sowjetischen Streitkräfte zu sprechen.

Während meiner Londoner Zeit hatte ich Filme von größeren Luftlandungen bei russischen Manövern gesehen. Sie waren dort 1936 bei den großen Truppenübungen um Kiew aufgenommen worden und wurden auf der Sowjet-Botschaft in London gezeigt. Mein hochbegabter dortiger sowjetischer Kollege, General Putna, hatte soeben die „Vorschrift für höhere Führung" fertiggestellt und wir diskutierten diese Arbeit in seinem Büro. Mir waren russische Vorschriften seit der Zeit vertraut, in der sie in der Sowjetarmee neu geschrieben wurden. Ich hatte viel daran gearbeitet, sie teilweise übersetzt oder Auszüge gemacht. Putna, der bald darauf in der Lubjanka in Moskau erschossen wurde, beeindruckte mich durch seine Beurteilung operativer Verhältnisse und seine Auffassung über Zusammenarbeit von Wehrmachtsteilen, besonders von der des Gemeinschaftswirkens Luft — Erde. Auf diesem Gebiet, dem rein militärischen, war er zweifellos dem Amerikaner Lee überlegen. Allerdings verstand Lee mehr von den großen Fragen der politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Kriegführung.

Rückblickend scheinen mir diese Unterschiede zwischen zwei hochqualifizierten Soldaten mit der Grundverschiedenheit ihrer militärischen Bildung ausgesprochen typisch.

Ziemlich bald nach Gewinnung dieser Eindrücke kehrte ich nach mehr als vier Jahren nach Berlin zurück. Ich hatte von London unaufhörlich wegen der gefährlichen Verschlechterung der Weltlage gewarnt. Meine Ansichten wurden von Ludwig Beck, dem damaligen Chef unseres Generalstabes, voll geteilt. Als Beck mit mir die zuletzt erschienenen sowjetischen Dienstvorschriften erörterte, zeigte er sich durch ihre außerordentlich fortschrittlichen Grundtendenzen stark beeindruckt. Er äußerte Zweifel, ob sie nicht zu hohe Ansprüche an den Rest des durch die Stalinsche Liquidation zustärkst geschrumpften höheren sowjetischen Führerkorps stellen und geistig zu hoch seien. Da mir diese Vorschriften vertraut waren, konnte ich nicht umhin, seine Auffassung zu teilen. —

Manche Feldzüge oder auch Kriege sind von Anfang an hoffnungslos, noch ehe der erste Schuß fällt. Die Gründe können verschiedene sein: eine falsche Beurteilung des feindlichen Potentials (Hitler), geistige Rückständigkeit der höchsten militärischen Führer oder veraltetes Material auf der Erde und in der Luft (Frankreich), nochmals ungenügende Rüstung aus übertriebener Sparsamkeit (England) oder verfrühter Ausbruch eines Konflikts während des militärischen und industriellen Um- und Ausbaus und dies trotz fortschrittlicher Geistigkeit bei der obersten Führung (Sowjetrußland).

Wir wollen zuerst einen Blick auf Frankreich werfen.

Die Franzosen

Der französische Soldat kämpfte tapfer wie immer. Diese Haltung trat besonders im ersten Abschnitt des Feldzuges in Erscheinung. Man kann aber mit Bestimmtheit sagen, daß sein Herz in diesem Krieg nicht in gleichem Maße beteiligt war wie 1914/18. Marschall Foch, der doch seinen „poilu" kannte, hatte recht behalten, als er dem klugen alten Feuerkopf Lloyd George einmal sagte: „Für

Ostfragen kämpft der französische Bauer nicht." So wie der französische Soldat nun einmal ist, gibt er bei einem Kampf um ein Verdun den letzten Blutstropfen, lehnt es aber instinktiv ab, „für Danzig zu sterben" (mourir pour Dantzig). Im 2. Weltkrieg fehlte dem französischen Soldaten einfach eine leitende Idee. Im Gegensatz zu dem sich versteifenden Widerstand der Russen beim tiefen Eindringen in sein Land, begann derjenige der Franzosen nach dem ersten operativen deutschen Durchbruch zu erschlaffen. Die Intelligenz des Durchschnittsfranzosen sah in diesem unpopulären Krieg keine Erfolgsaussichten mehr, die weitere Opfer rechtfertigte. Wenn man mit Abhörstationen die üblichen Grabengespräche der Franzosen zur Kenntnis bekam, so war der Kern ihrer freimütigen Erörterungen durchschnittlich etwa folgender: Diese gottverdammten Engländer. Sie können uns verrückt machen. Hinten in der Etappe amüsieren sie sich mit unseren „Horizontalen". Uns überlassen sie den Kampf. Die Schweinehunde werden uns verraten usw. usw.

Das französische Material war veraltet, Panzer und Flugzeuge in gleicher Weise. Das war an sich übel genug. Die Regierungen von Blum und Daladier hatten auf diesem Gebiet wenig getan. Kein Soldat der Welt kann Schlachten mit veraltetem Material und mit einer ungenügend fortschrittlich eingestellten Regierung gewinnen.
Der Kernpunkt aber lag in der Führung. Ihre Generale waren intelligent und außerordentlich gebildet. Die Folgerungen, die sie vom letzten Krieg gezogen hatten, waren **falsch.** Der leitende Gedanke, der alles bei einem kommenden Krieg beherrschte, war ein solcher, der dem Grabenkrieg von 1914—1918 glich. Damals war er — nach heutigen Begriffen — „konventionell". Nun sind neue Kriege beinahe gewohnheitsmäßig unkonventionell. Zur Rechtfertigung führten französische Generale hinterher an: „Hat nicht auch ein Mann vom Format eines Pétain die damaligen strategischen Prinzipien gut geheißen?" Offensive, Beweglichkeit, Manöver könnten nach damaliger Ansicht irgendwann in der Zukunft wieder einmal in Frage kommen, keinesfalls zu Beginn und keinesfalls, ehe die Engländer auf der Bildfläche erscheinen.

Ein gewisser Oberst de Gaulle

Es gab allerdings in der französischen militärischen Hierarchie bei den unteren Dienstgraden Persönlichkeiten, die fortschrittliche Auffassungen über den Wert der Operative vertraten. Bei den Entscheidungen kam es ihnen aber nicht zu, mitzureden. Die 1939 vorhandenen französischen Panzerverbände waren zu einem Bewegungskrieg nicht in der Lage, auch ungenügend vorgebildet. Unter den jüngeren Offizieren, die dagegen Front machten, befand sich ein gewisser Oberst de Gaulle. Er galt als Hecht im Karpfenteich. (Gott segne alle militärischen Unruhestifter.) Er wurde 1936 von der Beförderungsliste gestrichen und in die Grenzgarnison Metz versetzt. Er hatte die Bedeutung der deutschen Panzerdivisionen voll erfaßt, insbesondere für den Fall, wenn sie von Stukas aus der Luft unterstützt würden Am 11. 11. 1939 reichte er seinen Vorgesetzten einen Bericht ein, der den Satz enthielt: „Der Motor wird unsere doktrinären Ansichten mitsamt unseren Befestigungen zerbrechen."

Die höheren militärischen Behörden widersprachen diesen Ansichten, unter ihnen auch der Inspekteur der Panzerwaffe. Die Bildung französischer Panzerdivisionen war schon vorher im Dezember 1937 vom Generalinspekteur der Infanterie, dem General Dufieux, abgelehnt worden.

Nach den vernichtenden Schlägen, welche die deutsche 3. (Berliner) Panzerdivision, die damals vom Verfasser geführt wurde, der tapferen polnischen Armee in der Korridorschlacht zugefügt hatte, und den Leistungen der 4. (fränkischen) Panzerdivision bei Warschau, hatte das Pariser Blatt „Le Temps" einen Leitartikel in dem knappen klaren Stil des französischen Generalstabes veröffentlicht. Die Schlußfolgerung war: „Etwas Derartiges kann in Frankreich weder erwartet werden, noch ist es hier überhaupt möglich."

Die frühzeitige Lähmung der französischen Luftwaffe hatte dem deutschen Gegner erhebliche Vorteile gebracht. Vom französischen Marschall bis zu den Divisionskommandeuren war niemand sich darüber klargeworden, was Panzer und Luftwaffe bedeuteten oder leisten konnten.

Es kam ein Weiteres hinzu. Seit jeher zeigten sich die hervortretenden Eigenschaften des französischen Soldaten **im Angriff.** Napoleon wußte es: „Vorwärts, meine tapferen Jungens" (En avant, mes enfants) und sie stürmten. Die verdammte Maginotlinienmentalität war und ist Hebamme der Niederlage **bis zum heutigen Tag.** Sie war die Todsünde des französischen Oberkommandos gegen den Geist des poilu und den der Nation.
Es war geradezu eine Tragödie, daß die leitenden französischen Soldaten der 30er Jahre, die doch die Verantwortung für die geistige Erbschaft Napoleons trugen, eine seiner Grundlehren vergessen hatten: „Es ist der Grundsatz der Strategie, daß derjenige geschlagen wird, der sich hinter Verteidigungslinien vergräbt."
Ein sehr kluger und erfahrener französischer General, übrigens ein Freund von mir, der in der Nähe von Paris wohnte, sagte mir im Frühjahr 1944: „Wir haben bekommen, was wir verdient haben." General de Gaulle schrieb 1956: „Die Katastrophe von 1940 war die Folge einer Schwäche in der strategischen Grundkonzeption und der darauf fußenden Organisation." De Gaulle war als Mensch und als Soldat zu großrahmig, um hinzuzufügen: „Ich habe es Euch vorher gesagt."

Die Luftwaffe

Die Lage der Luftwaffe war in Frankreich eine sehr viel andere als in Sowjetrußland. Die grundlegenden Auffassungen des französischen Oberkommandos bei der Entwicklung der Waffe vor dem Kriege war ebenso falsch wie ihr Einsatz im Kriege. Im Jahre 1938 produzierte Frankreich monatlich 35 Maschinen, und exportierte aber allein im Juni dieses Jahres 200 Jagdflugzeuge. Die Produktion für Jäger und Aufklärungsflugzeuge lief nach Plan bis zum 1. Mai 1940. Die Lage bei der Produktion von Bombern war anders. Hier fehlten gegenüber dem Planungssoll 1000 Maschinen. Beim Einsatz wurde die französische Luftwaffe verzettelt; die Wirkung mußte daher verpuffen. Eine Lehre für Bildung eines Schwerpunktes beim Luftwaffeneinsatz fehlte. Die schwer ringende Infanterie kämpfte ohne Unterstützung aus der Luft.
Die Royal Air Force hatte zwar eine Lehre zur Zusammenarbeit mit Erdtruppen entwickelt. Zu Beginn des Kampfes war sie aber zu schwach, um selbst der eigenen Armee eine wirksame Unterstützung zu geben. Eine Hilfe für den französischen Verbündeten kam überhaupt nicht in Frage.
Die rückwärtigen Verbindungen der französischen Armeen befanden sich daher bald in einem chaotischen Zustand, weil die deutsche Luftwaffe die Nachschublinien der französischen Kampftruppen völlig beherrschten.
In der Sowjetunion war der Aufbau einer leistungsfähigen und industriellen Basis für die Flugzeugindustrie erkannt und zur Lehre geworden. Diese Entwicklung befand sich jedoch noch im Anfangsstadium, obgleich eine gewisse Zusammenarbeit mit großen Firmen wie Junkers, Fokker und Dornier stattgefunden hatte. Außerdem verfügte Rußland aus eigenen Reihen über einige hervorragende Flugzeugbauer mit Weltruf.
Bei Beginn des Hitlerkrieges gegen Rußland verfügte das Oberkommando der Sowjets ungefähr über 10 000 Maschinen. Ein erheblicher Teil von ihnen wurde durch die Überraschungsangriffe der deutschen Luftwaffe in den ersten Tagen des Krieges am Boden zerstört. Die übriggebliebenen Teile der sowjetischen Luftwaffe wurden verzettelt den Armeen zugewiesen und verblieben weiterhin in diesem Unterstellungsverhältnis.
Als das mir unterstellte Panzerkorps in erbittertem Kampf den Übergang über die Beresina Ende Juni 1941 zu erzwingen hatte, wurde die damalige Verschiedenheit der deutschen bzw. der sowjetischen Auffassungen und der beiderseitigen Lufttaktik klar. Die Jäger des Geschwaders Mölders, eines der besten der deutschen Luftwaffe überhaupt, die den Kampf um den Flußübergang in der Luft abschirmten, schossen die anfliegenden Wellen langsamer sowjetischer Bomber, die ohne Jagdschutz waren, zu Dutzenden ab. Die tapferen sowjetischen Piloten waren damals ohne modernes Material, ungenügend ausgebildet und ohne Kampferfahrung. Bis zum Jahre 1944 änderte sich darin auf sowjetischer Seite relativ wenig.

Die angelsächsische Luftwaffe

Die Entwicklung der angelsächsischen Luftwaffe vor dem 2. Weltkrieg ist außerordentlich lehrreich. Im 1. Weltkrieg war es zwar auch schon zu schweren Luftkämpfen gekommen. Diese hatten damals aber noch keine entscheidende Bedeutung. Im Frühjahr 1920 erhielt der britische Luftminister einen Sitz im Kabinett. Er äußerte die Auffassung, daß aus der Royal Air Force ein Elitekorps zu schaffen sei. Seine Absicht wurde verwirklicht. Die britischen Luft-

marschälle dachten alle ausgesprochen fortschrittlich. Sie besaßen zudem für die äußere Beobachtung in wichtigen Fragen der Waffe eine gewisse Unabhängigkeit. Es gelang ihnen, Gleichberechtigung mit den anderen Wehrmachtsteilen zu gewinnen. Im War Office liefen sie unter dem Namen der Neureichen. Es wurde ihnen ferner derselbe Einfluß auf die Arbeit des hervorragenden Reichsverteidigungs-College zuteil, wie der Marine und Armee. Lord Trenchard, der eigentliche Schöpfer der Royal Air Force, hatte ein Fundament gelegt, auf dem später weitsichtige Persönlichkeiten, wie Slessor, weiterbauen konnten. Da sich die grundsätzlichen Auffassungen der britischen Luftmarschälle im Kriege bewährten, war die Waffe imstande, ohne Schwierigkeiten sich der entwickelnden politischen Spannung gewachsen zu zeigen.

Führerpersönlichkeiten in jeder Luftwaffe müssen an Lebensalter jung sein. Diese Forderung gilt hier stärker als bei der Armee.

Die Ausbildung des fliegenden Personals bei der Royal Air Force war sehr sorgfältig. Der Radar, eine Erfindung, die einige Jahre später von entscheidender Bedeutung werden sollte, wurde erstmalig 1937 erprobt. Die Erdabwehr kam etwas langsam und spät in Gang. Man hatte sie der Armee überlassen.

Die Royal Air Force hatte sich im 2. Weltkrieg gehütet, dieselben Fehler wie im ersten Weltkrieg zu begehen. Man schickte keine halbausgebildeten Piloten mehr an die Front. Eine andere unvergessene Lehre, die auch für die Zukunft gilt, fand ihren Ausdruck in einer Äußerung eines Mitgliedes der Royal Air Force: „Wir haben uns eine lebenswichtige Lehre dieser letzten 50 Jahre durch bittere Erfahrung zu eigen machen müssen. ‚Was wertmäßig zweitrangig ist, ist vollkommen nutzlos für die Luftmacht'." Nebenbei bemerkt gilt dies heute auch für Raketen und Verteidigungsfragen im Weltraum.

Ein Wunder

Vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg verfügte die Luftwaffe ihrer Armee noch nicht einmal über 1000 einsatzfähige Piloten. Das nachfolgende Wachstum amerikanischer Luftmacht grenzt an ein Wunder. Während der späteren Kriegführung folgte die amerikanische Luftwaffe einem britischen Prinzip. Es gelang ihr, das gegnerische Nachschubsystem zu zerschlagen, ehe der entscheidende Erdkampf in Afrika oder Europa einsetzte. Da die Bomberflotten von einem zahlenmäßig überlegenen Begleitschutz von Jägern gedeckt wurden, war es auch für die erfahrensten deutschen Jagdflieger fast unmöglich, in Tages- oder Nachtangriffen an diese Bomber heranzukommen.

Die sorgfältig vorbereiteten taktischen Luftlandungen in der Normandie stellten bei Schaffung der Brückenköpfe eine große Hilfe dar. Die spätere strategische Landung bei Arnheim mißglückte dagegen selbst gegenüber einem stark erschütterten Erdgegner, dessen Kräfte sich seit längerer Zeit auf dem Abstieg befanden. Einer der Gründe für diesen Fehlschlag war, daß der Luftschutz, der dem Unternehmen durch die alliierten Jagdgeschwader geboten wurde, sich gegenüber einer deutschen Gegenoffensive in der Luft als ungenügend erwies.

Die Zusammenarbeit der Luftkräfte mit Erdtruppen war in Frankreich 1940 eine Fehlanzeige. Bei der sowjetischen Luftwaffe funktionierte sie seit 1944. Die Angelsachsen machten davon während des ganzen Krieges hervorragenden Gebrauch, besonders auch die Luftkräfte der Vereinigten Staaten. Führend in **verbundenen** militärischen Operationen der Wehrmachtsteile blieben aber aufgrund der in ihrer militärischen Tradition begründeten Erfahrung die Briten.

Unterschiede

Franzosen und Engländer sind in militärischen Angelegenheiten grundverschieden. Auch die britische Generalität hat im Vergleich mit der französischen einen sehr verschiedenen Typ. Im War Office, dem sogenannten „Kriegshaus" in London, arbeitete man an oberster Stelle fleißig und fachlich gut. Weiter abwärts in der militärischen Hierarchie gab es allerdings Persönlichkeiten, deren Prinzip es war, sich um keinen Preis zu überarbeiten. Das Nervensystem mußte angeblich für den Ernstfall frisch erhalten werden.

Andererseits war bei den Briten das weltweite politische Wissen bemerkenswert, ebenso die traditionelle Geschicklichkeit, mit Verbündeten umzugehen und dies ohne Rücksicht auf ihr politisches Bekenntnis oder ihre Hautfarbe. Die Briten waren zudem ihren amerikanischen Gegennummern damals durch ihre größeren Erfahrungen in anderen Kontinenten und in weltweiten Verteidigungsfragen überlegen. Ihre Ausbildung in der Generalstabsakademie in Camberley war gut. In den zwei Jahren unmittelbar vor dem Kriege wurde sie noch verbessert, als ein Großkrieg auf dem europäischen Kontinent drohte und ein Mann von der ungewöhnlichen Energie des Generals Sir Bernard Paget die Leitung der Akademie übernommen hatte.

Das taktische Geschick und die militärische Ausbildung der Altersklasse junger Brigadegenerale und darunter war dem entsprechenden Standard in der französischen und der deutschen Armee in den 30er Jahren nicht gleichwertig. Hier kam es erst im letzten oder vorletzten Jahr vor dem Krieg zu einer gewissen Verbesserung. Bei Kriegsausbruch waren viele Dinge im alten Land (the old country) ungetan geblieben oder gerade erst angefaßt worden. Die Herrenklasse in der britischen Führung konnte oder wollte kein Verständnis für die revolutionäre Geistigkeit der Russen haben, die von vornherein den denkbar rücksichtslosen Einsatz ihrer Truppen forderten. Die Engländer hatten im 1. Weltkrieg schweres Lehrgeld bezahlen müssen und hatten die Somme und Paschendaele nicht vergessen. Derartig hohe Verluste wirken eben im späteren Leben einer Nation lange nach.

Ein Vergleich zwischen amerikanischen und britischen Generalen ist ein einigermaßen heikles Unternehmen. Noch mehr Kopfzerbrechen macht ein Vergleich führender amerikanischer Offiziere mit denjenigen der Russen. Im Wesentlichen muß man den amerikanischen Soldaten aber zubilligen, im militärischen Denken doch fortschrittlicher zu sein als ihre britischen Kollegen.

Wenn man die Russen mit den amerikanischen Führern des 2. Weltkrieges vergleicht, so hatten die ersteren den Vorteil von zwei Jahren bitterer Kriegserfahrung, bevor überhaupt ein Amerikaner die Schlachtfelder von Afrika und Europa betreten hatte. Wenn damals die westliche militärische Bildung in ihrer Organisation der russischen noch überlegen war, so waren die russischen Führer doch in weit höherem Maße harte selfmademen.

Die Führerpersönlichkeiten in den verschiedenen Luftwaffen waren überhaupt kaum vergleichbar. Der Vorsprung der Angelsachsen war zu groß. Die Russen verfügten über keine Persönlichkeit, die den Engländern Tedder und Slessor oder dem Amerikaner Spaatz gleich kamen. Mindestens 50 % der alliierten Erfolge in der Normandie gegen die abgekämpften deutschen Truppen kamen der verbündeten Luftwaffe mit ihrer durchschlagenden, geradezu lähmenden Wirkung zu. Auf der russischen Front war es die Rote Armee, welche die endgültige Entscheidung herbeiführte.

Der Typ des Koalitionskrieges mußte zu einer gewissen Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Entscheidungen führen. Die sowjetische Kommandokette war einfach und direkt, die Führung war zentral und einheitlich.

Der Eindruck von größerer Dynamik

Im Vergleich mit dem etwas zähflüssigen britischen Wesen erweckte die amerikanische Wehrmacht den Eindruck größerer Durchschlagskraft bei Entwicklung militärischer Angelegenheiten und ihrer grundlegenden Auffassungen. Wenn man aber nach der Bedeutungsfolge im Atmosphärendruck und ebenso nach der Anpassungsfähigkeit an besondere Lagen fragt, so steht wohl der durchschnittliche höhere russische Führer an erster Stelle.

Die organisatorische Vorbereitungsarbeit der Invasion („Overlord") war hervorragend gut. Der amerikanische General James M. Gavin hat aber mit seiner Beurteilung amerikanischer Schwächen recht, wenn er den höheren Kommandostellen bei Beginn des Bewegungskrieges einen Mangel an draufgängerisch kühner Führung zubilligen zu müssen glaubt.

Der Armee der Vereinigten Staaten war die Folge ihrer überhetzten Überdehnung bei der Mobilisierung anzumerken. An sich war dies eine natürliche Folge. Ebenso natürlich war deshalb die Ungleichheit im Kampfwert der einzelnen Divisionen. Bei Kriegsausbruch stand nach vorhandener Zahl der aktiven Divisionen die amerikanische Armee an 18. Stelle im Weltgetriebe. Auf der Ebene der Divisionsführung mußte darunter die Qualität der Divisionskommandeure leiden.

Die Lehre vom selbständigen Handeln Untergebener und ihre Auswirkung war in der amerikanischen Armee im Vergleich zu der sowjetischen absolut überlegen. Die Felddienstordnung der Vereinigten Staaten hatte diese Gedanken in die Worte gefaßt: „Kein Befehl von oben darf die Kommandobefugnisse eines Untergebenen einschränken."

(Forts. folgt)

Major Karl-Heinz Röper

Die Heeresflieger - eine Waffengattung der Kampftruppen

In der letzten Ausgabe wurde bekanntgegeben, daß die Heeresflieger zu den Kampftruppen getreten sind. Im folgenden Artikel soll den Lesern dieser Zeitschrift diese Waffengattung in ihrem neuen Rahmen innerhalb der Kampftruppen vorgestellt werden. Er gibt zunächst einen allgemeinen Überblick über die Heeresfliegerei. Wir hoffen, daß wir danach auch Aufsätze über praktisch aufgetretene Probleme und ihre möglichen Lösungen aus dem In- und Ausland bringen können.
In Zukunft wird man bei allen taktischen Beurteilungen vermehrt überlegen müssen, wie die 3. Dimension am besten auszunutzen ist. Der ehemalige kommandierende General des II. Korps, General Pemsl, sagte einmal anläßlich einer Planspiel-Schlußbesprechung: „Immer dann, wenn ein Zeitfaktor oder eine Geländeschwierigkeit Ihre Beurteilung der Lage durcheinander bringt, überlegen Sie, ob sich nicht Ihr Problem durch Ausnützung der 3. Dimension lösen läßt und denken Sie dann an Ihre Heeresflieger." Die Red.

Bei der Aufbauplanung der Bundeswehr in den Jahren vor 1956 wurde beschlossen, dem Heer und der Marine eine arteigene Fliegerei zu geben. Es sprachen dafür mehrere Gründe. In der Wehrmacht war alles, was flog, in der Luftwaffe zusammengefaßt. Die letzten Marineflieger legten im Herbst 1940 die Marineuniform ab und zogen luftwaffenblau an. Spätere Separationstendenzen der SS, zu einer eigenen SS-Fliegertruppe zu gelangen, scheiterten an dem energischen Widerstand Görings. Brauchte das Heer eine Luftunterstützung, so konnte sie nur auf dem Anforderungsweg erreicht werden und stand daher nicht immer rechtzeitig zur Verfügung. Zu dieser Regel gab es nur eine einzige Ausnahme, und das waren die Nahaufklärungsgruppen, die jeweils mit einer Armee auf Zusammenarbeit angewiesen waren. Doch auch sie waren Luftwaffenverbände und der jeweilige Truppenführer hatte keine direkte Befehlsbefugnis. Daß dies besonders in kritischen Lagen zu Meinungsverschiedenheiten und Einsatzschwierigkeiten führte liegt auf der Hand, besonders dann, wenn das Fliegerkorps von seiner Befehlsbefugnis Gebrauch machte, die Nahaufklärer zu anderen Einsätzen befahl und sie damit dem Heer entzog.

Ein weiterer Grund für die Planung einer eigenen Heeresfliegerei dürfte darin zu suchen sein, daß sowohl die USA als auch die Franzosen und Engländer bei der Umgliederung ihrer Streitkräfte nach dem 2. Weltkrieg Heeresfliegerverbände aufstellten. Es soll aber bereits jetzt zu Anfang dieser Darstellung hervorgehoben werden, daß weder die Heeresflieger noch die Marineflieger ein Konkurrenzunternehmen für die Luftwaffe sein wollen.

Man kann die Aufgabe der Heeresflieger im allgemeinen etwa so umreißen: Die Heeresflieger unterstützen die Waffengattungen des Heeres, sie beschleunigen und erleichtern die Führung des Gefechts der verbundenen Waffen, sie vergrößern die Beweglichkeit der kämpfenden Truppe und versorgen schnell über größere Entfernungen in kritischen Lagen.

Unter atomaren Bedingungen kann die Schnelligkeit ihres Einsatzes kampfentscheidend sein.

Eine ins einzelne gehende Aufzählung der Aufgaben der Heeresflieger bringt die HDv 100/1, Nr. 200.

Im Juni 1955 wurde in dem damaligen Bundeskanzleramt „Der Beauftragte des Bundeskanzlers für die mit der Vermehrung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen" ein Referat „Heeresflieger" gebildet.

Die Geburtsstunde der Heeresflieger liegt im Dezember 1955, als die ersten Offiziere und Unteroffiziere bei der US-Leitstelle (Heer) in der Ermelkeilkaserne in Bonn zusammentrafen, die für Lehrgänge in den USA vorgesehen waren. Die erste Offiziersgruppe war für eine Transporthubschrauberausbildung, die zweite Offiziersgruppe für Verbindungsflugzeuge und leichte Hubschrauber und die Unteroffiziersgruppe für Mechanikerlehrgänge eingeplant. Diese drei Gruppen flogen im Januar 1956 zu den verschiedenen Ausbildungsstätten in den USA. Zur gleichen Zeit setzte in Deutschland eine weitverzweigte Ausbildung von Soldaten ein, die später die Kader der aufzustellenden Heeresfliegereinheiten bilden sollten.

Der erste Standort der Heeresflieger war Niedermendig im Kreis Mayen. Der Flugplatz wurde im Februar 1957 übernommen. Am 1. März 1957 begann hier der erste Heeresfliegerlehrgang, in dem alles zu den Heeresfliegern eingezogene Personal erstmals zusammengefaßt wurde. Gleichzeitig wurde mit der Aufstellung des Stabes Heeresfliegerkommando 801 und der Stabskompanie begonnen. Weitere Aufstellungsvorhaben im Jahre 1957 schlossen sich in schneller Folge an: Die erste Heeresflieger-Instandsetzungsstaffel am 1. Juni in Niedermendig, die erste Heeresfliegerstaffel am 1. Juli in Niedermendig, die zweite Heeresfliegerstaffel am 1. August in Fritzlar, das Heeresflieger-Ausbildungs-Bataillon Mitte August in Munsterlager, am 1. September die erste Heeresfliegertransportstaffel in Fritzlar, am 1. Oktober eine Heeresfliegerstaffel in Celle und am 1. November eine Heeresfliegerstaffel und eine Heeresflieger-Transportstaffel in Celle. Damit waren die für das Kalenderjahr 1957 geplanten Aufstellungsvorhaben erfüllt.

An dieser Stelle erscheint es geboten, die chronologische Darstellung zu unterbrechen, um einen kurzen Blick auf die Ausstattung der Heeresflieger mit Luftfahrzeugen zu werfen. In der ursprünglichen Konzeption sollten die Heeresflieger ein Führungs- und Unterstützungsmittel für die anderen Waffengattungen darstellen. Ihr Aufgabenbereich sollte am VRA enden. Sie wurden daher bei

Bild 1: Heeresflugzeug Dornier Do-27

den Führungstruppen eingegliedert. In dieser Aufgabenstellung sollten die Heeresflieger im wesentlichen Verbindungs-, Beobachtungs-, Überwachungs- und Transportflüge durchführen.

Zur Erfüllung dieser Einsätze waren ein leichtes Verbindungsflugzeug, ein leichter Beobachtungshubschrauber und ein Transporthubschrauber notwendig. Die Auswahl des Verbindungsflugzeuges bereitete keine Schwierigkeit. Professor Dornier hatte in Spanien

nach einer militärischen Forderung des spanischen Luftfahrtministeriums die Do konstruiert. Im Oktober 1955 wurde die Do-27 in Hangelar vorgestellt. Im Mai 1956 besuchte auf Anordnung des Ministers der damalige Oberst Steinhoff die Dornier-Werke in Oberpfaffenhofen. Er hatte den Auftrag, die Do-27 zu fliegen und ein fliegerisches Urteil abzugeben. Auch der jetzige Inspizient der Heeresflieger, Oberst Pape, der dieses Flugzeug schon in Spanien kennengelernt hatte, bestätigte die guten Leistungen der Do. Der Bauauftrag für die Do-27 wurde erteilt, und am 19. 1. 1957 konnte in Oberpfaffenhofen im Beisein des Herrn Bundesministers der Verteidigung das 1. Flugzeug den Heeresfliegern übergeben werden. Mit der Aufstellung der ersten Heeresfliegerstaffeln standen also bereits Flugzeuge zur Verfügung, so daß sofort mit der Zusammenarbeit mit anderen Waffengattungen begonnen werden konnte. (Bild 1)

Die Auswahl der Hubschrauber war nicht so einfach. In Deutschland gab es während des 2. Weltkrieges Hubschrauberkonstruktionen von Prof. Flettner und Focke, die jedoch nie bei der Truppe eingeführt worden waren, so daß auch keine Erfahrungen auf breiter Basis vorhanden waren. Über die Hubschrauberkonstruktionen der USA, England und Frankreich lagen auch keine militärischen Erfahrungen vor, so daß die Ausrüstung mit Hubschraubern umfangreiche und gewissenhafte Vorstudien erforderte. Es mußte eine sorgfältige Auswahl hinsichtlich Größenordnung und technischer Reife getroffen werden.

Um eigene Erfahrungen sammeln zu können, wurde beschlossen, die ersten beiden Hubschrauber-Transportstaffeln mit der Vertol H-21 und der Sikorsky H-34 und die ersten drei Heeresfliegerstaffeln mit der Bell 47 G, der Djin SO 1221 und der Skeeter Mark 6 als eine Art Erprobungs- und Versuchsstaffeln auszurüsten. In der Zeit von November 1956 bis Mai 1957 wurden die Kaufverträge geschlossen.

Die Heeresflieger-Transportstaffel in Fritzlar konnte am 27. 9. 1957 die erste H-21, die Transportstaffel in Celle am 27. 1. 1958 die erste H-34 übernehmen. Damit begann für die Einheiten eine harte Bewährungsprobe. Zu den bekannten Aufstellungs- und Aufbauschwierigkeiten traten die Ausbildung der Hubschrauberführer und des technischen Personals und gleich von allem Anfang an die gemeinsamen Übungen mit anderen Waffengattungen. Für die weiteren Aufstellungsvorhaben wurden dann nur noch Sikorsky H-34 beschafft. (Bild 2)

Bild 2: Mittlerer Hubschrauber Sikorsky H-34

Ganz anders verhielt es sich mit dem leichten Beobachtungs-Hubschrauber. Drei Typen waren ursprünglich gekauft worden. Die ersten Bell 47 konnten bereits am 29. 5. 1957 von der Staffel in Niedermendig übernommen werden. Die ersten Djin SO 1221 trafen

Bild 3: Leichter Hubschrauber Alouette II

am 3. 8. 1957 ein und wurden der Staffel in Fritzlar übergeben. Die ersten Skeeter wurden am 22. 5. 1958 den Staffeln in Celle geliefert. Für die Truppenerprobung mit diesen Hubschraubern waren 12 Monate vorgesehen worden. Bei allen drei Erprobungstypen handelte es sich um zweisitzige Hubschrauber und es zeigte sich schon nach kurzer Zeit, daß die Forderungen des Heeres sich auf einen 4—5-sitzigen Hubschrauber richteten. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, eine zusätzliche Erprobung durchzuführen. In den Monaten Februar bis März 1958 wurden im Raume Niedermendig und in der 3. Aprilwoche in Mittenwald erprobt:

a) Alouette II, SE 3130, b) Agusta Bell 47 J, c) Westland Widgeon.

Als einzige Type, die die gestellten militärischen Forderungen uneingeschränkt erfüllte, ging die Alouette II als Sieger hervor und bereits im August 1958 erfolgte die Modellauswahl zur Einführung und Verwendung des Hubschraubers in der Bundeswehr. (Bild 3)

In die Zeit der Gebirgserprobung fiel die Aufstellung der HFlgStff (Geb) 8. Als VP in Celle aufgestellt, wurde dieses Personal Ende April 1958 von Celle nach Oberschleißheim verlegt. Die Aufstellung dieser Einheit ist für die Heeresflieger von besonderer Bedeutung, weil es die erste Staffel mit einer Sonder-STAN war. Während die Heeresfliegerstaffeln mit Do-27 und Alouette II ausgerüstet wurden, wurden der Heeresfliegerstaffel (Geb) 8 aufgrund des besonderen Kampfes im Gebirge zusätzlich Transport-Hubschrauber zuerkannt. Es war die erste Einheit, in der alle drei Typen von Luftfahrzeugen vereinigt waren. Die Erfahrungen, die damit gemacht wurden, sollten nicht unwesentlich zur späteren Umgliederung der Heeresflieger zur Bataillonsbildung beitragen.

Bereits 1957 hatte die nunmehrige Abteilung Heeresflieger im Truppenamt die Notwendigkeit für eine „Heeresflieger-Lehr- und Erprobungsgruppe" begründet. Erst im Sommer 1958 konnte mit ihrer Aufstellung in Niedermendig begonnen werden. Aus dieser Lehr- und Versuchsgruppe wuchs das Vorauspersonal der Heeresfliegerwaffenschule. Mit dem Umzug nach Bückeburg-Achum am 16. 1. 1960 wurde die Heeresfliegerwaffenschule gegründet, die sich aus bescheidenen Anfängen zu einer beachtlichen Schule entwickelt hat und die den Grundstock für die beabsichtigte Hubschrauberschule für alle Teilstreitkräfte bilden wird.

Die für die erste Zeit der Aufstellung der Heeresflieger so notwendige Truppenspitze, das Heeresfliegerkommando 801, wurde mit Wirkung vom 30. 6. 1959 aufgelöst und das Kommando ging am 1. 7. 1959 auf die neu aufgestellten Korpsheeresfliegerkommandeure 1 und 3 über. Der Stab Korpsheeresfliegerkommandeur 2 wurde erst am 1. 7. 1960 aufgestellt, da die Betreuung der anfangs sehr wenigen in Süddeutschland stationierten Heeresfliegereinheiten vom Korpsheeresfliegerkommandeur 3 mit übernommen werden konnte.

Das Ziel, jedem Korps und jeder Division eine eigene Heeresfliegereinheit zu geben, wurde mit neuen Aufstellungsvorhaben in

den Jahren 1959—1961 weiter vorangetrieben. Ein entscheidender Abschnitt für die Heeresflieger begann am 1. 11. 1961, als sich mit der Aufstellung je eines Heeresfliegerbataillons D und K die Umgliederung anbahnte. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß auch die Divisionen Transport-Hubschrauber für die Führung des Gefechts benötigten. Auf der anderen Seite lehrten die Manöver- und Übungseinsätze der Heeresfliegerstaffel (Geb) 8, daß die Ausstattung mit drei Typen von Luftfahrzeugen den Staffelrahmen sprengte und daher die Bataillonsbildung auf der Hand lag, um so mehr, als damit ein weiterer Schritt zur Angleichung an die Heeresgliederung getan werden konnte.

Das Heeresfliegerbataillon D ist in jeder Hinsicht der Division unterstellt. Es besteht aus drei Staffeln:

— 1. Staffel: Stabs- und Versorgungsstaffel

— 2. Staffel: Beobachtungs- und Verbindungsstaffel, ausgerüstet mit 8 Verbindungsflugzeugen und

— 3. Staffel: Heeresfliegertransportstaffel, ausgerüstet mit 12 leichten Transport-Hubschraubern.

Das Heresfliegerbataillon K ist Korpstruppe. Es besteht aus vier Staffeln:

— 1. Staffel: Stabs- und Versorgungsstaffel

— 2. Staffel: Beobachtungs- und Verbindungsstaffel, ausgerüstet mit 8 Verbindungsflugzeugen und 15 leichten Hubschraubern

— 3. u. 4. Staffel: Heeresfliegertransportstaffel, ausgerüstet mit je 21 mittleren Transport-Hubschraubern.

Die beiden ersten Versuchsbataillone erprobten ein Jahr die Zweckmäßigkeit der neuen Gliederung. Anschließend wurde begonnen, die Staffeln alter Art Zug um Zug umzugliedern. Die Umgliederung ist noch nicht abgeschlossen.

Zur Abrundung der Darstellung soll nun noch kurz auf einige wichtige Einheiten im Bereich der Heeresflieger eingegangen werden, die bis jetzt noch nicht genannt wurden. Zu den fliegenden Verbänden in den einzelnen Korpsbereichen wurden die benötigten Heeresflieger-Instandsetzungsstaffeln aufgestellt, die dem Korpsheeresfliegerkommandeur direkt unterstellt sind. Sie führen die Erhaltung und Instandsetzung des Luftfahrtgeräts durch.

Da die Kapazität des Heeresfliegerausbildungsbataillons für alle Heeresfliegereinheiten nicht ausreichte, wurden zusätzlich selbständige Ausbildungskompanien in den einzelnen Korpsbereichen aufgestellt und dem jeweiligen Korpsheeresfliegerkommandeur unterstellt.

Das jüngste Kind innerhalb der Heeresflieger ist die Drohnenlehr- und Versuchsgruppe. Von den Panzeraufklärern aufgestellt, trat sie 1963 in den Bereich der Heeresflieger über und wurde der Heeresfliegerwaffenschule unterstellt. Damit wurde begonnen, einen Beitrag zur Gefechtsaufklärung aus der dritten Dimension durch die Überwachung des Gefechtsfeldes zu leisten.

Das Einfügen der Drohnen in den Aufgabenbereich der Heeresflieger zeigt klar die Wandlung, die sich gegenüber der ursprünglichen Konzeption vollzogen hat. In der neuen TF sind zu den obengenannten Aufgaben Aufklärungsflüge und in begrenztem Umfange auch Kampfaufgaben getreten.

Wie soll man die Aufklärung der Heeresflieger sehen? Wenn man das Kapitel „Aufklärung" in der TF aufmerksam durchliest, erkennt man, daß es einen allgemeinen Begriff „Aufklärung" gibt, der aber seinem Inhalt nach die weiterreichende Aufklärung umfaßt und von Spezialtruppen durchgeführt wird. Darüber hinaus gibt es auch den Begriff der Gefechtsaufklärung und damit ist die dauernd und ohne besonderen Befehl von allen Truppen zu betreibende Aufklärung im Nahbereich gemeint. Diese Gegenüberstellung gilt auch für die dritte Dimension. Die Luftaufklärung wird von der Luftwaffe durchgeführt, ohne Unterschied, ob es sich um taktische, operative oder strategische Aufklärung handelt.

Bild 4: Gefechtsfeldüberwachungssystem der US-Armee; im Vordergrund Mohawk OV-1 C, dahinter Mohawk OV-1 B

Die Gefechtsluftaufklärung oder Gefechtsfeldüberwachung muß jedoch von den Heeresfliegern betrieben werden. Unter Gefechtsfeldüberwachung verstehen die Heeresflieger eine ständige 24-stündige Tag- und Nacht-Allwetter-Überwachung des Gefechtsfeldes, die mit den jeweils tauglichsten Aufklärungsmitteln, sei es Auge, Bild, Radar oder Infrarot durchgeführt wird. Ohne diese Gefechtsfeldüberwachung ist das Heer blind und ohne Zielaufklärung für die weitreichende Artillerie. Ohne diese Zielaufklärung kann die Feuerkraft der Division nicht wirkungsvoll eingesetzt werden. Die US-Armee hat mit dem Mohawk-System ein solches Gefechtsfeldüberwachungssystem entwickelt und in ihre Armee eingeführt. (Vgl. hierzu auch Kampftruppen Nr. 5/64.) (Bild 4)

Als mögliche Kampfaufgaben zeichnen sich derzeit zwei Komplexe für die nahe Zukunft ab. Der erste ist die Ausrüstung von Hubschraubern mit der Panzerabwehrrakete SS 11 zur Panzerabwehr. Bei der Heeresfliegerwaffenschule wurden Versuche und Erprobungen, vor allem Flugerprobungen durchgeführt. Es ist verfrüht, schon jetzt etwas über Einsatzgrundsätze oder Trefferwahrscheinlichkeit sagen zu wollen. Fest steht auf jeden Fall, daß der Hubschrauber bei geschickter Ausnutzung des Geländes und des Überraschungsmoments große Chancen hat, ungesehen den Feindpanzer ins Visier zu bekommen (Bild 3).

Der zweite Komplex ist der Transport von Truppen auf dem Gefechtsfeld mit Transport-Hubschraubern. Es ist bekannt, daß sowohl Rußland als auch die USA Versuche durchgeführt haben, größere Verbände in das feindliche Gefechtsfeld einzufliegen. Feuer und Bewegung bestimmen das moderne Gefecht. Es ist daher notwendig, die konventionellen Heeresverbände beweglicher zu machen, um mit der Erhöhung der Feuerkraft seit dem 2. Weltkrieg Schritt halten zu können.

Hiermit wäre der kurze Gesamtüberblick über die Waffengattung „Heeresflieger" beendet, wobei besonders der Wandel in der Aufgabenstellung betont wurde, der zur Überführung von den Führungstruppen zu den Kampftruppen Veranlassung gab.

Leutnant Holtberg

Der Luftbeobachtungsoffizier im Panzeraufklärungsbataillon

In der Kampfführung des Panzeraufkärungsbataillons taucht immer wieder die Schwierigkeit auf, einen lückenlosen Aufklärungsschleier auf die gesamte Breite des Gefechtsstreifens der Division zu legen. Um die immer wieder auftretenden Lücken überwachen zu können und die gepanzerte Aufklärung noch schneller voranzutreiben, ist der Einsatz eines Luftbeobachters von unschätzbarem Wert. Der Luftbeobachter ist ein Offizier im Bataillonsstab, der unmittelbar mit dem S 3 zusammenarbeitet. In der Friedensausbildung kommt daher dieser Zusammenarbeit besondere Bedeutung zu, auf die einzugehen nicht Aufgabe dieser Arbeit ist.

Der Einsatz des Luftbeobachters setzt eine gute Zusammenarbeit mit der Heeresfliegerstaffel der Division voraus. Anzustreben ist, daß die Heeresflieger ständig einen Hubschrauber für das Panzeraufklärungsbataillon zu Verfügung halten. Die Aufgaben des Luftbeobachters können grob eingeteilt werden in: Begleiten gepanzerter Spähtrupps und selbständiges Aufklären.

Die Begleitung gepanzerter Spähtrupps ist nur im begrenzten Rahmen möglich, da der Spähtrupp durch den Hubschrauber über ihm vorzeitig verraten werden kann und auch über feindbesetztem Gebiet zu sehr gefährdet ist. Daher ist ein Begleiten nur bis zum Anfang des feindbesetzten Gebietes ratsam, bis dorthin jedoch von größtem Vorteil, da der Spähtrupp sich auf die Beobachtungen des Hubschraubers verlassen und zügig vorwärts fahren kann. Besondere Bedeutung gewinnt diese „Luftbegleitung", wenn die Bewegungslinie des Spähtrupps über Flüsse, durch Ortschaften und Wälder führt. Hier kann der Luftbeobachter oft frühzeitig Zerstörungen oder feindliche Besetzung erkennen und den Spähtrupp warnen und auch Zeit ersparen durch eine schnellere Auffindung von Umgehungsmöglichkeiten aus der Luft. Erste Voraussetzung hierfür ist eine einwandfreie Funkverbindung Spähtrupp — Luftbeobachter, weiterhin, daß der Luftbeobachter genau den Auftrag des Spähtruppführers und seine geplante Durchführung kennt. Eine Absprache zwischen den beiden ist unbedingt erforderlich. Wenn in naher Zukunft die Hubschrauber mit Panzerabwehrraketen und eventuell Maschinengewehren ausgerüstet werden, kann der Luftbeobachter den Spähtrupp auch bis zum Aufklärungsziel begleiten. Er bildet dann sogar in vielen Fällen eine vorzügliche Verstärkung.

Die zweite Möglichkeit des Einsatzes von Luftbeobachtern ist die Überwachung von Lücken. Diese Art des Einsatzes wird die häufigere sein. Auch hier gibt es eine Vielfalt von verschiedenen Einsatzarten, wovon wir die beiden häufigsten erwähnen wollen.

Nicht immer wird der Kommandeur genügend Spähtrupps haben, um einen wirklich lückenlosen Aufklärungsschleier über den gesamten Gefechtsstreifen legen zu können. Je nach Lage können Zwischenräume bis zu 10 km die Bewegungslinien von zwei Spähtrupps trennen. In diesem Gelände aufzuklären ist Aufgabe des Luftbeobachters. Durch seine große Beweglichkeit ist er in der Lage, die Zwischenräume zwischen mehreren Spähtrupps gleichzeitig zu überwachen, indem er im Zickzack zwischen den beiden äußeren Bewegungslinien den vorausfahrenden Spähtrupps folgt.

Wenn auf Grund einer veränderten Lage, der Feind hat sich aus einem Geländeraum zurückgezogen oder diesen bisher noch nicht erreicht, rasch Aufklärung vorgetrieben werden soll, werden die Panzerspähtrupps immer eine bestimmte Zeit brauchen, um diesen Abschnitt zu erreichen. Um das Gelände nicht während der Zeit, welche die Spähtrupps brauchen, um es zu erreichen, unbewacht zu lassen, wird der Kommandeur zweckmäßig den Luftbeobachter einsetzen. Dieser kann in ständiger Funkverbindung mit den angesetzten Spähtrupps auf überraschend aufgetretenen Feind aufmerksam machen oder sie an einem Schwerpunkt zur Bekämpfung feindlicher gepanzerter Aufklärung zusammenziehen. Dadurch kann das Gelände weiterhin für das Vorgehen der Division offengehalten werden.

Das Bataillon sollte bestrebt sein, in jeder Lage einen geeigneten Ort als Hubschrauberlandeplatz in der Nähe des Bataillonsgefechtsstandes vorzubereiten. Eine genaue Einweisung des Luftbeobachters, Absprache mit den jeweiligen Spähtruppführern und die Möglichkeit, sofort danach starten zu können, sind neben einer tadellosen Funkverbindung die Voraussetzungen für den erfolgreichen Einsatz des Luftbeobachters.

Bemerkungen der Schriftleitung:

Der Einsatz von Hubschraubern zur Unterstützung der Panzeraufklärung kann dieser ihre heute soviel schwerer gewordene Tätigkeit in vielen Fällen sicherlich erleichtern. Doch ist wegen der Empfindlichkeit gegen Erdbeschuß die Verwendung wohl nur über einwandfrei feindfreie Räume möglich. Die Erfahrungen in Südvietnam beweisen das. Für die Unterstützung der Aufklärung im taktischen Bereich des Gegners sind andere Mittel noch zusätzlich nötig (Drohnen usw.).

Die Hauptaufgabe für Hubschrauber besteht wohl darin, entstandene Lücken der eigenen Front rasch — wenigstens in der wichtigsten Stoßrichtung des Gegners — abzuriegeln oder im atomaren Gefecht entstandene Inseln mit dem Notwendigsten zu versorgen, was in der Regel nur nachts durchführbar sein wird. Schon kleine Verbände oder besonders ausgerüstete Einheiten vermögen — an richtiger Stelle eingesetzt und rechtzeitig hintransportiert —, auch stark überlegenen Feind solange aufzuhalten, bis Gegenmaßnahmen auf der Erde verwirklicht werden können. In diesem Zusammenhang erscheint uns das neue leicht transportierbare Pz-Abwehrgeschütz mit einer 90 mm Kanone, das nur eine Feuerhöhe von 1 m hat und durch einen 1500 cbcm Motor leicht und gedeckt in Stellung zu bringen ist, von besonderer Bedeutung zu sein.

Die Ausnutzung der 3. Dimension wird im atomaren wie Guerillakrieg oft die einzige rasch durchführbare Hilfe sein. Leider ist die Kosten- wie Ausbildungs- und Instandhaltungsfrage wohl noch schwierig. Aber das Volk, das für seine zivilen wie militärischen Zwecke die meisten Lufttransportmöglichkeiten hat, wird schwierige Lagen am besten überwinden könen. Staatliche Subventionen im Frieden an große Firmen, Krankenhäuser usw. zur Erhöhung der Zahl von Luftfahrzeugen sind u. E. ein Gebot der Stunde.

Oberst a. D. Borcherdt

Die Heeres-Luftaufklärung nach 1918 - ein geschichtlicher Rückblick (III)

Technische Ausrüstung der Aufklärungsflieger

a) Flugzeuge

Den taktischen Forderungen werden Grenzen gesetzt durch die Möglichkeiten der Technik und den Ausbildungsstand des Personals.

Wie bereits erwähnt, kamen bei der Dringlichkeit die Heeresaufklärer erst an 3. Stelle. So war 1934 die **Erstausstattung** an Flugzeugen bereits veraltet. Der Fernaufklärer war die He 45, der Nahaufklärer die He 46. Wie alle Heinkelflugzeuge waren sie aerodynamisch sehr gut. Beide Flugzeuge waren einmotorige offene Zweisitzer, noch stoffbespannt, nicht gepanzert und ohne geschützte Tanks. Die He 45 war ein Doppeldecker, die He 46 ein Hochdecker. Ihre Flugdauer und ihr Steigvermögen genügten nicht, vor allen Dingen waren sie aber viel zu langsam. Mit voller Ausrüstung (MG, Funkantenne und Tarnanstrich) hatte die He 46 kaum eine Stundengeschwindigkeit von 200 km. Beide Flugzeuge waren nicht nacht- und nicht blindflugfähig. Ihr Vorteil, vor allen Dingen bei der He 46, war die leichte Start- und Landefähigkeit auf primitiven Feldflugplätzen. Den damaligen Jägern wären sie eine ziemlich leichte Beute gewesen. Als erste Aushilfe beantragte der Inspekteur, den F-Staffeln je 3 He 70 zu geben und dafür die 3 freigewordenen He 45 den H-Staffeln für Ausführung der taktischen Aufklärung zuzuteilen. Der Antrag wurde genehmigt. Die Heinkel 70 (der Blitz) war damals ein aufsehenerregendes Flugzeug, sehr formenschön, sehr gute Flugeigenschaften und verhältnismäßig schnell. Auch sie war noch nicht aus Ganzmetall, als Tiefdecker bot sie schlechte Sicht nach unten, und die Verteidigung war schwierig. Doch für Bildaufklärung war sie besser als die He 45.

Nahaufklärer He 46

Der Nachfolger für die He 46 als Nahaufklärer sollte die Henschel Hs 122 werden. 1935, auf einer Luftfahrtausstellung, wurde ein Prototyp gezeigt. Sie war aus Ganzmetall, sonst sah sie aus wie die He 46, nur eleganter.

Ihre Leistungen waren aber auch nicht wesentlich besser, und so wurde sie vom Staatssekretär, General Milch, abgelehnt. Sie wurde nun umfrisiert, der Führer bekam eine geschlossene Kabine, der Beobachter war dadurch nicht mehr dem Fahrtwind so ausgesetzt, und vor allen Dingen der Beobachtersitz, besser gesagt -stand, wurde erweitert und wesentlich praktischer eingerichtet. Leider mußte dadurch der Drehkranz für das MG wegfallen. Die neue Halterung des MG beeinträchtigte das Schußfeld stark. Man glaubte aber, dies in Kauf nehmen zu können, weil der Aufklärer ja **aufklären** und **nicht kämpfen** sollte. Da zu derselben Zeit die Jäger von 2 starren MG auf zwei 2 cm-Kanonen und 4 MG umgerüstet wurden, war diese Abwehrkraft doch sehr unzureichend. Dieser neue Typ, jetzt in **Hs 126** umbenannt, erschien nun endlich 1937 mit den ersten Exemplaren bei den Frontverbänden. Aber erst nach dem Polenfeldzug verschwanden die letzten He 45 und 46 aus der Front. Auch die Hs 126 war nur eine Notlösung. Zwar war sie aus Ganzmetall, etwas gepanzert, hatte einen geschützten Benzintank, war robust, ließ sich leicht warten, hatte gute Start- und Landefähigkeit, stieg schnell und hatte eine ausreichende Dienstgipfelhöhe. Ihre Geschwindigkeit von etwa 250 km war jedoch nicht ausreichend. Sie war für Nachtflug zugelassen, jedoch nicht blindflugfähig.

Die taktisch-technischen Forderungen an einen Nahaufklärer sind leider sehr vielfältig, weil seine Aufgaben vielseitig sind. Für taktische Aufklärung muß er hoch und schnell fliegen, für den Artilleriefliegerdienst muß er wendig sein, für die Gefechtsluftaufklärung muß er ganz tief fliegen können, ziemlich schußsicher sein und für die Kleinorientierung muß er auch ganz langsam fliegen können. Ferner wird eine kurze Start- und Landebahn verlangt.

Die Inspektion forderte damals ein zweimotoriges, geschlossenes Flugzeug für 3 Mann Besatzung, nacht- und blindflugfähig. Der 3. Mann, Fliegerschütze, sollte hauptsächlich den Himmel beobachten und ein MG bedienen, damit der Beobachter sich mehr seinen eigentlichen Aufgaben zuwenden konnte.

Ende 1939 schlug der Leiter der Technischen Gruppe in der Führungsabteilung (Genst. 1. Abtlg., Hauptmann Diesing) vor, die Heeresaufklärer mit Jagdflugzeugen auszurüsten. In einer Denkschrift nahm die Inspektion hierzu Stellung. Dafür sprach:

1. Für taktische Bildaufklärung ist ein Jagdflugzeug gut geeignet. Durch seine Schnelligkeit ist es anderen Flugzeugen überlegen.
2. Auch Augenerkundung, sobald sich die Besatzungen an die größere Geschwindigkeit gewöhnt haben, wenigstens aus größeren Höhen, geht sehr viel schneller.

Dagegen hatte man Bedenken:

1. Bei Durchführung des Artilleriefliegerdienstes, besonders beim Einschießen und der Kleinorientierung in niederen Höhen.
2. Wurde befürchtet, daß die Verbindung mit den Kommandostellen des Heeres schwieriger würde, weil die Me 109 und FW 190 längere Start- und Landebahnen brauchten, also größere Feldflugplätze.
3. Die Ausbildung als Flugzeugführer **und** Beobachter dauerte länger.
4. Mußten die Aufklärungsflüge zum großen Teil in der Rotte ausgeführt werden, weil der Einsitzer ja von hinten wehrlos ist.
5. Besteht bei jungen Leuten immer die verständliche Versuchung, daß sie lieber den **Kampf** suchen und ihren Auftrag vergessen. (Zumal, wenn dafür noch Auszeichnungen winken, wie ein Ehrenpokal „Dem Sieger im Luftkampf".)

Im Frankreichfeldzug 1940 und 1941 in Rußland sind nur vereinzelt Jagdflugzeuge als Aufklärer eingesetzt worden. Erst durch eine Denkschrift von Oberstlt. v. Barsewisch (Koluft Pz.Gr. 2), dem späteren General der Aufkl.-Flieger, wurden 1942 42 Einsitzer-Aufklärer ausgebildet, d. h. Beobachter lernten fliegen und Flugzeugführer wurden zusätzlich als Beobachter ausgebildet.

Soweit mir bekannt ist, haben sich diese Verbände bewährt, aber wohl nur so lange, wie noch eine einigermaßen intakte eigene Luftwaffe vorhanden und ein Fliegen noch möglich war.

Ein Flugzeug, das sich während des ganzen Krieges vorzüglich bewährt hat, war das Verbindungsflugzeug Fieseler Storch (Fie 156), der Vorläufer des **Hubschraubers.** Es brauchte nur eine begrenzte Start- und Landebahn und war fast geländegängig. Anfänglich sprang der Motor bei Hitze und Kälte schlecht an, durch Mitnahme von Preßluft in Sauerstofflaschen konnte man sich behelfen. Die späteren Muster hatten auch einen elektrischen Anlasser. Er erleichterte wesentlich die Zusammenarbeit mit den Kommandostellen. Ein Storch gehörte ständig zur Ausrüstung des Flivo. Die Sollstärke je H-Staffel betrug 3.

Im Jahre 1937/38 brach zwischen der In 4 (Artillerie) und der L. In 1 ein ziemlich heftiger Meinungsstreit darüber aus, den Storch zum Artillerieeinschießen zu verwenden. Die L. In 1 hielt das für unzweckmäßig, weil der Storch nicht bewaffnet war, auch war er noch stoffbespannt, also sehr schußempfindlich. Die Engländer benutzten 1944 das Gegenstück des Storchs, die **Auster,** als Artillerieflugzeug. Bei ihrer damaligen Überlegenheit ging das natürlich.

Nicht so schwierig wie bei den Nahaufklärern ist die Flugzeugfrage bei den Fernaufklärern. Durch geringe Änderungen kann ein Flugzeug als leichter Bomber, Zerstörer (mehrsitziger Jäger) oder Fernaufklärer aufgerüstet werden. So erschien 1937 die Dornier Do 17,

die in der Serie F und später P der Fernaufklärer wurde. Später wurden einige Staffeln mit Ju 88 und mit Me 110 ausgerüstet. Alle Flugzeuge waren blind- und nachtflugfähig. Sie brauchten aber größere Flugplätze als die Hs 126 und FW 189. Sie lagen möglichst in der Nähe ihrer höheren Stäbe, für die sie flogen, meist zusammen mit den Kurierstaffeln. Da diese höheren Stäbe nicht so häufig ihre Standorte wechselten, spielte bei den F-Staffeln die Beweglichkeit auch nicht eine so entscheidende Rolle.

b) Waffen und Geräte

Während die einmotorigen Flugzeuge, noch wie im ersten Weltkrieg, für den Flugzeugführer ein starres MG hatten, das durch den Propellerkreis schoß, und nur ein bewegliches für den Beobachter, waren die zweimotorigen mit 3 beweglichen ausgerüstet, von denen eins nach vorne, eins nach oben und eins nach hinten unten schießen konnte. Die Handhabung der Waffen war einfach, die Patronentrommeln waren leicht auszuwechseln. Gegen die modernen Jäger genügte aber die Abwehrkraft nicht mehr, so bekamen 1942 die Maschinen ein Gewehr mit einem stärkeren Kaliber (1,5 cm).

Alle Aufklärungsflugzeuge konnten eine gewisse Zahl Bomben mitnehmen (He 45, 46, Hs 126 = 10 kg Bomben, die mehrmotorigen auch 50 kg Bomben). Hierfür mußten jeweils die Schüttkästen usw. eingebaut werden. Die Zündung wurde nur elektrisch ausgelöst, ein Werfen über Bord nach Entfernen der Sicherheitsnadel freihändig wie 1918 war nicht mehr möglich. Da der Umbau sehr zeitraubend war (die Bildgeräte mußten aus-, die Schüttkästen eingebaut und hinterher die Bildgeräte wieder eingebaut werden, das kardanische Aufhängen mußte sehr sorgfältig gemacht werden), wurde darauf verzichtet, 1941 Bomben und Bombengeräte mit nach Rußland zu nehmen.

Dagegen wurden 1940/41 die ersten Versuche mit Fallschirmleuchtbomben für Nachtaufklärung gemacht. Auch sie wurden aus den Schüttkästen geworfen. Es ist aber schwer, die Bomben dahin zu bekommen, wo man sie hinhaben will, weil man die Fallkurve nicht oder sehr schwer berechnen kann. Sobald der Schirm sich öffnet, trudelt sie dahin, wohin sie der Wind treibt. Auch die später entwickelten Blitzlichtbomben zur Aufnahme von Luftbildern bei Nacht erforderten Übung und Sorgfalt beim Werfen.

Mit der Hs 126 konnten auch Nebelgeräte mitgenommen werden. Ihr Einsatz war für das Unternehmen Seelöwe geplant. Auch beim Ablassen von Nebel spielt der Wind einer sehr große Rolle, außerdem zerreißt ein abgeblasener Nebelstreifen sehr viel schneller als eine Nebelwand, die durch eine Bombe oder einen Topf erzeugt wird und eine längere Zeit daraus genährt wird.

Zur Sichtverbindung mit der Erdtruppe wurden stets genügend Leucht- und Signalmittel, auch farbige kleine Bomben, die Panzern Ziele angeben sollten, Rauchmeldepatronen oder Meldeabwurftaschen mitgeführt.

Die Bildgeräte waren im ersten Weltkriege das wichtigste Gerät der Luftaufklärung gewesen. Mit ihnen überwachten die Fernaufklärer den Straßen- und Bahnverkehr bis in alle Einzelheiten und die Nahaufklärer entdeckten oft die kleinsten Veränderungen im Stellungsbau. Die Geräte waren für die größeren Geschwindigkeiten der Flugzeuge weiter entwickelt worden, es gab nur noch Filme, keine Platten mehr. Die Reihenbildner brauchten nur eingestellt werden, dann liefen sie. Mit Einführung der Do 17 und Hs 126 wurden zugleich neue Bildgeräte geliefert, die hauptsächlich mehr Fläche deckten. Farbfilme waren noch in der Erprobung, es gab aber einen grobkörnigen Film, den Aerorapidfilm, mit dem man bereits sofort nach Sonnenaufgang Aufnahmen machen konnte. Das war 20 Minuten früher als bisher. Auch die Handkammer hatte nur noch Filme, aber der Film mußte noch mit der Hand weitergedreht werden. Eine neue, sehr viel kleinere und handlichere hatte den Nachteil, daß die Bilder erst vor der Auswertung vergrößert werden mußten; das war zeitraubend.

Die Funkgeräte von 1934—37 hatten noch alle Tastverkehr, die He 46 das Fu G I, die He 45 das Fu G II. Das bedingte, daß noch immer ein wesentlicher Teil der Ausbildungszeit auf den Schulen aus dem Unterricht im Morsen bestand. Für Geben und Hören wurde Tempo 80 verlangt. Die Flugzeuge hatten jetzt alle Funkwechselverkehr. Es ist aber ein großer Unterschied, ob ein Funker im geheizten Raum sitzt oder ob er hoch in der Luft im offenen Flugzeug steht und, oft in der Todesangst, seine Sprüche absetzen oder empfangen muß. Es war daher eine sehr große Erleichterung, als mit dem Fu G XVII bei den Nahaufklärern der Funksprechverkehr eingeführt wurde. Sehr schwierig war es nur, die Einführung der neuen Flugzeuge (damals Hs 126), die neuen Bild- und vor allen Dingen die neuen Funkgeräte miteinander sinnvoll zu koordinieren. Gleichzeitig mußten ja auch die Bodengeräte dafür geändert werden. Die Industrien lieferten aber zunächst alles stückweise. Bei den Nachrichtengeräten mußten auch die Funkstellen des Heeres, für die die Staffel aufklären sollte, gleichzeitig umgerüstet werden. Die Panzerverbände hatten hierbei den Vorrang. (Das war für eine Panzerdivision: Eine Funkstelle bei der Nachr.-Abtlg. für den Divisionsstab, eine bei der Aufkl.-Abtlg. zum Mithören, eine beim Arko für den Artilleriefliegerdienst.) So zwang allein schon die Technik dazu, die Staffeln für den Einsatz mit den Heeresverbänden zu verkoppeln.

Fallschirme waren seit langer Zeit (nach 1918) für alle Besatzungsmitglieder eingeführt. Ein wesentlicher Vorteil gegenüber dem ersten Weltkrieg war in den offenen Flugzeugen der **Stehgurt** für den Beobachter. Er verhinderte das Herausfallen bei der Arbeit. **Höhenatemgeräte und Sauerstofflaschen** waren ebenfalls eingeführt. Bis zum Beginn des 2. Weltkrieges wurden sie leider wenig benutzt, weil kaum über 6 000 m geflogen wurde, und dann nur kurze Zeit. Hier gab es bei Kriegsbeginn böse Überraschungen. Alle Flugzeuge waren noch ungeheizt, in den offenen und halboffenen waren die Besatzungen noch immer der Kälte und dem Wetter ausgesetzt. Erst 1942 änderte sich dies.

c) Fahrzeuge

Da, wie bereits erwähnt, die Staffel ein völlig selbständiger Verband war, führte sie ihr ganzes Gerät wie ein Wanderzirkus mit sich auf Fahrzeugen. Die **Fahrzeuglage** war meist unzureichend. Nur wenige Staffeln hatten einheitliche Typen (wie Opel Blitz). Sonst gab es bei 76 Fahrzeugen 42 und mehr verschiedene Muster. Nur wenige Wagen waren geländegängig, auch die Zahl war selten ausreichend. Zugmaschinen gab es kaum. Dabei mußten die meisten Wagen mit ihren schweren Lasten wie Tankwagen, Werkstattwagen, Waffenmeisterwagen, Versorgungsfahrzeuge für die Maschinen, oft kilometerweit über Äcker und Wiesen bis zu den Liegeplätzen der Flugzeuge, die gegen Luftgefahr noch weit auseinandergezogen waren, fahren. An sich waren die Spezialfahrzeuge praktisch eingerichtet, vor allen Dingen der Bildwagen, später der ganze Bildzug mot. Viel wurde auch selbst improvisiert (Befehlsstellenwagen usw.).

Personallage

Vielfältig, nach Sparten aufgeteilt, setzte sich das Personal einer Staffel zusammen. Zunächst das **Bodenpersonal.**

Trotz allgemeiner Wehrpflicht waren alle Soldaten bei den fliegenden Verbänden im Frieden Freiwillige, die sich auf 4 1/2 oder 12 Jahre verpflichtet hatten. Sie hatten sämtlich 1/2 Jahr militärischer Grundausbildung bei den Fliegerausbildungsregimentern hinter sich. Das allgemeine Truppendienstpersonal war hauptsächlich für den inneren und den Wachdienst da. Das fliegertechnische Personal war von den Ausbildungsregimentern 1/2 Jahr zu einer fliegertechnischen Schule gekommen und hatte hier eine gründliche Spezialausbildung bekommen. Das Flugzeugbildpersonal hatte die gleiche Zeit in Hildesheim auf der Bildschule, das Fliegerwaffen-Personal auf der Waffenschule in Halle absolviert. Alle diese Lehrgänge waren nur die Grundlehrgänge. Später kamen dann jeweils noch die Unteroffizier- und Feldwebellehrgänge hinzu. Die Luftnachrichtentruppe bildete in gleicher Weise die Funker und Fernsprecher für den Nachrichtenzug und die 3 Mann Flugzeugfunkpersonal aus (zur Wartung der Bordgeräte). Die Kraftfahrer hatten ihre zusätzliche Ausbildung bei den Ausbildungsregimentern erhalten. Die Flakartillerie lieferte das Personal für den Flaktrupp und die 3 Sanitätsdienstgrade kamen von den Sanitätsabteilungen. Bis auf letztere trug bis 1942 das gesamte Bodenpersonal die gelben Spiegel der Fliegertruppe. Im allgemeinen wurden all diese vielen Spezialisten von den Schulen rechtzeitig versetzt, nur Flugzeugfeinmechaniker und Elektriker waren manchmal „Mangelware". Die fachliche Ausbildung war im allgemeinen gut. Kompliziert und zeitraubend war der Schriftverkehr der Personalbetreuung für die Beförderungen usw. Sehr schwierig war die Stellung des Hauptfeldwebels.

Ein Drittel der Staffel waren Unteroffiziere, darunter viele Oberfeldwebel. Leicht gab es Reibungen zwischen militärischem und technischem Dienst. Der Hauptfeldwebel muß **fliegen** können, sagte ein Staffelkapitän ganz richtig. Es bleibe dahingestellt, ob die militärische und technische Grundausbildung nicht hätte verkürzt wer-

den können. Bei der militärischen Ausbildung spielte damals der Exerzierdienst mit Gewehrgriffen noch eine sehr wesentliche Rolle. Die technische **Grund**ausbildung hätte man wohl verkürzen können, zumal die Leute aus der sogenannten fliegerischen Bevölkerung stammten, also meist der Flugzeugindustrie.

Laut Stärkenachweis der Staffeln sollten 1/3 der **Flugzeugführer** Offiziere, 2/3 Unteroffiziere sein. Sie waren auf den Flugzeugführerschulen ausgebildet und besaßen den Militärflugzeugführerschein. Mit Einführung der zweimotorigen Flugzeuge mußten sie sich den erweiterten Flugzeugführerschein und den Blindflugschein erwerben. Die Flugzeugführer der H-Staffeln mußten vor allen Dingen Ziellandungen beherrschen (d. h. genau neben dem Landekreuz aufsetzen können; denn die Feldflugplätze waren meist erheblich kürzer als normale Flugplätze).

Die Personalfrage der **Beobachter** spielte von 1934 bis in den Krieg hinein eine große Rolle. Sie soll daher eingehender erläutert werden. Laut Stärkenachweisung von 1934 waren sie nur mit Offizieren zu besetzen. Der Beobachter war **Kommandant** des Flugzeuges, er hatte anzuordnen, wie der Auftrag, den die **Besatzung** erhielt, auszuführen war. Er war dafür auf der Kriegsschule und vor allen Dingen auf der Aufklärungsfliegerschule ausgebildet worden. Als 1934 die ersten Staffeln aufgestellt wurden, waren die Beobachter sämtlich Offiziere des 100 000-Mann-Heeres, die genau wie im ersten Kriege Dienst als Offiziere bei einer Waffengattung des Heeres getan hatten. Dasselbe war bei den Offizieren der Fall, die von der Landespolizei übernommen oder als ehemalige Weltkriegsbeobachter reaktiviert waren. Sie brauchten nur die wenigen Fortschritte in der Heerestaktik hinzuzulernen. Mit dem schnellen Aufbau waren diese Offiziere, spätestens 1936, als **Beobachter** aus den Staffeln verschwunden. Sie waren Einheitsführer geworden, zu Schulen oder Stäben versetzt und die jüngeren in Adjutantenstellungen aufgerückt. Die nun folgenden Jahrgänge waren gerade noch als Fahnenjunker beim Heer eingetreten, vielleicht auch noch auf einer Heereskriegsschule gewesen, nach dem Aufbau der Luftkriegsschulen traten sie gleich bei der Luftwaffe ein, und diese Offiziere hatten keinerlei Verbindung mehr zum Heer, nur theoretisch lernten sie auf den Schulen noch Heerestaktik. Gerade aber von 1934 bis 1939 änderte sich die Heerestaktik durch die Motorisierung grundlegend. Ein weiterer sehr wichtiger Punkt kam hinzu. Während des ersten Weltkrieges waren nur verhältnismäßig wenige ausgebildete Beobachter später Flugzeugführer geworden (immerhin aber Richthofen, Göring und Greim), aus dem einfachen Grunde, weil die **vielen Fliegerabteilungen** eben **Beobachter** brauchten und dazu auch gar keine Zeit war. Jetzt, im Frieden, wollte natürlich jeder **Flieger**offizier auch **fliegen** lernen. Das war auch dienstlich weitgehend erwünscht. Diese Offiziere flogen dann natürlich nur sehr ungern noch als Beobachter, ja, ein großer Teil von ihnen versuchte Jäger, Stuka oder Kampfflieger zu werden.

Als 1938 im Mobplan noch 12 H-Staffeln als Mobformationen aufgestellt werden sollten, waren hierfür als Beobachter kaum aktive Offiziere greifbar. Inzwischen hatte die Fliegertruppe zwar eine Reihe von Reserveoffizieren. Von diesen waren aber die meisten Weltkriegsflieger von 1914—18, einige bereits Großväter. Die jüngeren waren Beamte der Luftwaffe, Kriegsgerichtsräte, Intendanten usw., weil dies Voraussetzung für ihre Beamtentätigkeit war; der Rest kam aus der Luftfahrtindustrie. Im Ernstfall wurden diese Herren Uk gestellt. Es blieb also 1938 nichts anderes übrig, als auf die Weltkriegsflieger zurückzugreifen, um die Beobachterstellen zu besetzen.

Um für die Zukunft diesem Übel abzuhelfen, mußte erneut an das Heer herangetreten und um Überlassung von Offizieren gebeten werden (bei den Seefliegern entsprechend an die Kriegsmarine). Trotz verständlichen Unmuts (das Heer hatte ja bereits sehr viel Personal an die Luftwaffe abgegeben) kam eine Regelung zustande. Heeresoffiziere erhielten auf den Aufklärungsfliegerschulen eine Beobachterausbildung und wurden dann zur Dienstleistung zu den Staffeln kommandiert. Für 3 Jahre sollten sie im Mobfall als Heeresbeobachter vorgesehen werden. Diese Zeit war für sie interessant, sie lernten im größeren Rahmen denken, und es war eine gute Vorbildung für die Kriegsakademie. Weil bei der dauernden Heeresvermehrung jedoch nicht so viele Offiziere gestellt werden konnten, griff man auch auf aktive Unteroffiziere, hauptsächlich von der Artillerie und den Infanterie-Geschützkompanien, zurück.

Laut Stärkenachweisung hatte nun jede Staffel 8 Beobachter (Offiziere) und 4 Hilfsbeobachter (Unteroffiziere).

Im Mobplan war erstmalig ein Schlüssel der wahrscheinlich eintretenden Verluste bei den Verbänden im Monatsdurchschnitt aufgestellt worden. Nach diesem rechnete man bei den Kampf-, Sturzkampf-, Jagd- und Zerstörerverbänden mit 50, bei den Aufklärungsverbänden mit 25 Prozent Abgängen aller Art. Die Inspektion bezweifelte s. Zt., daß die Verluste der Aufklärer geringer seien als die der anderen Waffengattungen. Sie wurde deshalb bei der Organisationsabteilung darüber vorstellig. Der Schlüssel wurde jedoch damals nicht geändert.

Beim Polenfeldzug betrugen jedoch die Verluste (Generalquartiermeister v. 5. 10. 1939 s. „Angriffshöhe 4000" in „Kristall") an Flugzeugen (Personalverluste sind dort nicht aufgeschlüsselt): Aufklärer 63, Jäger 67, Zerstörer 12, Kampfflugzeuge 78, Stukas 31). In diesem Feldzuge hatten jedenfalls die Heeresaufklärer relativ die größten Verluste, z. T. leider durch die eigene Truppe. Der Inspekteur und der General d. Lw. b. Ob. d. H. wurden vorstellig, den Ersatz an Personal und Material zu erhöhen. Im Einvernehmen mit den zuständigen Stellen von Luftwaffe und Heer wurde eine 3. Aufklärungsfliegerschule aufgestellt und die Ausbildung von Heeresbeobachtern verstärkt. Jetzt reichten die aktiven Offiziere und Unteroffiziere nicht mehr aus, und man mußte bei den Reservisten auch auf die sogenannten 8-Wochensoldaten (Kurzausbildung nur bei den E-Bataillonen) zurückgreifen. Hierbei hatte man erhebliche Bedenken. Es muß aber festgestellt werden, daß die Masse **aller** Sparten der Heeresbeobachter sich gut bewährt haben. Viele von ihnen beantragten ihre Versetzung zur Fliegertruppe, viele wurden Staffelkapitäne und Adjutanten und manche sind wohl auch Jagdflieger geworden.

Im Jahre 1940 bildete sich aber zunächst ein großer Stau. Vom Oktober 1939 bis Mai 1940 gab es fast keine Kampfhandlungen, nur einige F-Staffeln flogen im Westen über dem Feind, aber auch der Westfeldzug war nach 6 Wochen beendet. So kamen Heeresbeobachter als Absetzer für Fallschirmer zu Transportverbänden, einige auch zu den Kurierstaffeln. Aber wer konnte diese Entwicklung voraussehen?

Nicht immer glücklich war die Personalbetreuung der Heeres-Beobachter. Für diese Aufgabe wurde eine Heeresfliegerstammabteilung eingerichtet. Beförderungsvorschläge von Unteroffizieren zum Offizier mußten an sie eingereicht werden. Von ihr wurden nun Erkundigungen bei dem Stammtruppenteil eingezogen. Die ehemaligen Einheitsführer, wenn sie nicht gefallen waren, waren längst Bataillons- oder Regimentskommandeure und konnten sich wenig auf diese Leute besinnen. Sie gaben oft eine ziemlich farblose Erklärung ab, und die Stammabteilung lehnte den Antrag auf Beförderung ab. So erwarben sich diese Beobachter in dem langen Kriege zwar das Deutsche Kreuz und die Goldene Frontflugspange, aber sie fielen als Oberfeldwebel.

Eine Komödie war die Uniformfrage. Zunächst trugen alle Offiziere und Unteroffiziere Heeresuniform. Nach dem Frankreichfeldzug besuchte der Reichsmarschall einmal eine Aufklärungsstaffel (im allgemeinen zeigte er für die Heeresaufklärer kein übermäßiges Interesse). Hierbei ärgerte es ihn wohl, daß die Hälfte des fliegenden Personals Heeresuniform trug. Jedenfalls befahl er, daß sofort alle zur Luftwaffe als Beobachter kommandierten Offiziere und Unteroffiziere für die Dauer der Kommandierung Luftwaffenuniform zu tragen hätten. Praktisch wirkte sich das z. B. so aus: Ein Feldwebel d. Res. wurde zum Leutnant befördert. Er erhielt von Radom aus Einkleidungsurlaub (in der Zeit der Kleiderkarten und der Umrechnung des Wehrsoldes von Zloty in RM war das nicht ganz einfach). Er erschien in nagelneuer Heeresuniform, um am nächsten Tag zur „Umrüstung auf Luftwaffe" wieder zu verschwinden. 4 Wochen fehlte der Staffel der Bildoffizier.

Nach Umrüstung auf mehrsitzige Flugzeuge trat als 3. Besatzungsmitglied noch ein **Flieger-Schütze** zur Besatzung hinzu. Bei den Fernaufklärern war dies ein ausgebildeter Bordfunker, bei der FW 189 war er hauptsächlich Bordschütze. Bei der Ju 88 kam teilweise noch als 4. Besatzungsmitglied ein Bordmechaniker hinzu. Die Bordfunker und Schützen gehörten zur Besatzung. Bei Auftragserteilung und Rückmeldung vom Fluge hatten sie dabei zu sein; denn von der **Besatzung** mußte der Auftrag ausgeführt werden.

(Forts. folgt)

Das Rendez-vous der Flächen und Reaktoren

Der 26. Pariser Luftfahrt-Salon schlägt alle Rekorde

Seit dem 11. Juni ist auf dem ältesten Pariser Flugfeld, dem Aéroport du Bourget im Norden der Riesenstadt, der traditionelle „Salon Aéronautique" eröffnet, der alle zwei Jahre den Konstrukteuren von Flugmaschinen aller Länder der Welt ein gigantisches Stelldichein gibt. Seit einigen Jahren kommen zu den athmosphärischen Maschinen auch die Raketen hinzu, deren Tummelplatz die Jonosphäre und die Stratosphäre ist. Seit dieser Zeit nennt sich die Ausstellung offiziell „aéronautique et spatiale", das heißt Luftfahrt- und Raumtechnisch. In diesem Jahr schlägt der Salon nach der Zahl seiner Aussteller, der der ausgestellten Modelle und seiner Ausdehnung alle bisherigen Rekorde.

Lockheed-Hubschrauber XH-51 A
Dieser Kompound-Hubschrauber wendet erstmals das Prinzip des gelenklosen Starrotors an. Er vereinigt den Vorteil senkrechter Starts und Landungen. Bei einem Erprobungsflug erreichte er eine Geschwindigkeit von 385 km/h. Die XH-51 A wurde in Europa erstmals auf dem Pariser Luft-Salon vorgestellt.
(Foto: dpa)

Le Bourget hat immer schon eine Konfrontation der Flugtechnik nicht nur der Länder des Westens, sondern aller Staaten in Ost und West ermöglicht. Darin liegt sein besonderes Interesse. Ferner sind nicht nur Typen des zivilen Bereichs ausgestellt, sondern auch alles, was direkt oder indirekt dem militärischen Gebrauch dient. Da die Militär-Fliegerei zu allen Zeiten Schrittmacher der Zivilisten war, ist es nur berechtigt, daß sie an der Seite der Clipper Platz nimmt. In diesem Jahr wird man zum erstenmal die bisher höchste und kühnste Entwicklung im Flugzeugbau an Hand eines militärischen Modells in Le Bourget bewundern können: die „variable Geometri" eines Flugzeugs, d. h. die verstellbaren Flächen des amerikanischen Dreifach-Schall-Jägers F 111. Mit diesem Flugzeug ist die höchste denkbare Entwicklungsstufe der athmosphärischen Flugmaschine erreicht worden. Der nächste Schritt — er ist bereits vollzogen — führt über das Raketenflugzeug X-15 zur Rakete selbst.

Mit diesen paar Sätzen ist das Interesse angedeutet, das der diesjährige Salon von Le Bourget in der internationalen Fachwelt und im großen Publikum findet. Die Zahl der Aussteller ist bezeichnend: 450. Das sind 40 mehr als im Sommer 1963. Sechzehn Länder aus Ost und West nehmen teil, darunter die Giganten UdSSR und USA. Es fehlen allerdings die Chinesen, die noch keine eigene Flugzeug-Produktion haben und im Raketenbau in einem Entwicklungsstadium stehen, in dem sie sich nur ungern in die Karten gucken lassen. Auch die Russen haben es vorgezogen, ihre Raketen zu Hause zu lassen. Sie zeigen ihre militärischen Interkontinentalraketen der Welt lieber auf dem Roten Platz in Moskau. Dafür sind sie mit Modellen ihrer Vostok-Raumschiffe und mit einem Original ihres Lunik I vertreten. Die Amerikaner hingegen glänzen mit der ganzen Phalanx ihrer Titan, Atlas, Minuteman, Saturn (im Modell), Raketen, die sämtlich militärischen und zivilen Charakters sind, denn sie dienen zur Abschreckung und zum Antrieb für die Satelliten des Space-Programms der NASA.

Auch die Franzosen haben sich nicht lumpen lassen und zeigen ihre Drei-Stufen-Rakete Diamant, mit der sie kurz vor Eröffnung des Salons einen eindrucksvollen Erfolg erzielten. Von ihrem Raketen-Versuchsfeld in Hammaguir in der Sahara aus schossen sie zum erstenmal ihren Vogel auf 2000 Kilometer Höhe in die Stratosphäre hinauf und traten damit den Beweis an, daß sie einen Antriebskörper besitzen, der noch in diesem Jahr den ersten französischen Satelliten auf eine Kreisbahn schießen soll. In einem geheimen Trainings-Zentrum in Bretigny bei Paris werden bereits die ersten französischen Astronauten auf ihren künftigen Einsatz vorbereitet. Die drei Stufen der Trägerrakete Diamant, mit den romantischen Namen Eméraude (Smaragd), Tobaz und Rubin, sind sämtlich ausschließlich in Frankreich hergestellt, allerdings mit Hilfe einiger deutscher Raketen-Fachleute, die seit dem Kriege, inzwischen naturalisiert, in Frankreich leben und zur Brutstätte der Raumfahrt in Peenemünde gehörten. Deutschland fehlt noch in diesem Konzert der Zukunftsstimmen. Nur im Modell ist die geplante europäische Trägerrakete für einen Europasatelliten (englisch, französisch, deutsch) zu sehen, und es ist keineswegs sicher, ob aus dem Modell einmal Wirklichkeit werden soll.

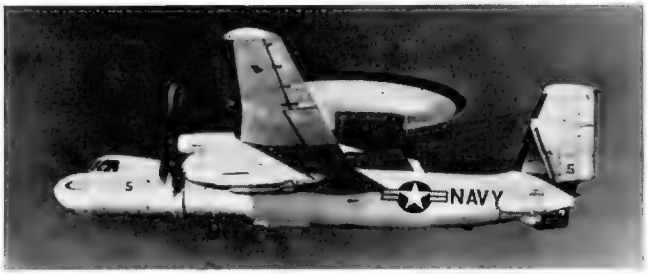
Über 160 verschiedene Flugzeuge sind auf dem 40 Hektar großen Ausstellungsgelände in Le Bourget zu sehen. Den weitaus größten Anteil stellen die Amerikaner. Sie zeigen die komplette Skala ihrer jüngsten militärischen Typen, an der Spitze die schon erwähnte F 111. Ein Flugzeug, das zu denken gibt, halb Flugzeug, halb Rakete, das Flugzeug der 70er, 80er Jahre. Frankreich und England haben bereits mehrere Modelle fest bestellt, beide Länder aber suchen nach eigenen Wegen, das Flugzeug der Zukunft, die Maschine mit verstellbaren Flächen, zu entwickeln. Immer wieder interessant unter den amerikanischen Modellen ist die Produktion der Firma Grumman International, die diesmal ihre beiden Kampf- oder Schlachtflugzeuge Mohawk und Intruder ausstellt. Über die Mohawk wurde in diesem Heft schon eingehend berichtet. Sie hat keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Die Intruder ist eine zweistrahlige Fernkampf-Maschine, die ihre Leistungen eindrucksvoll mit einem Non-Stop-Flug in neuer Rekordzeit über den Atlantik bewiesen hat. Ihre Eindringtiefe mit Auftanken in der Luft beträgt 4000 km. Sie kann, wie ihre Schwester, die Mohawk, von einfachen Feldflugplätzen aus starten.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines Artikels alle Typen zu erfassen, die sich in Bourget darbieten. Die V-Bomber der Briten, ihre Bristol-Siddeley-Jäger, ihre Hawkers, die Mirages der Franzosen, deren am weitesten entwickelter die Mirage V „Balzac", ein Senkrechtstarter, ist, die Iljuschins der Russen, die sich nur in ziviler Form vorstellen, deutsche Entwicklungen von Messerschmitt, Bölkow, Flugzeugbau Weser, HFB, Krupp und Henschel, die Unzahl von Privatmaschinen, denen sich ein schnell wachsender Markt in der ganzen Welt öffnet und unter denen ein harter Konkurrenzkampf ausgebrochen ist, die Transport-Riesen der Amerikaner und Russen, die Tupolews und Globemasters, die sich gegenseitig zu überbieten scheinen, die beachtliche französische Entwicklung der Breguet 941/45, ein Kurzstarter, der mit neun Tonnen im Bauch noch 180 Meter"/ abhebt und in 50 Metern zum Stehen kommt, die unübersehbare Menge der Hubschrauber, darunter der neue französische SA 330, eine Entwicklung der Sud-Aviation, mit der die Franzosen endlich den Einbruch in die amerikanische Domäne der mittelschweren Kampf-Helicopter zu schaffen hoffen und für die sich das Bonner Verteidigungsministerium interessiert — man müßte ein Buch von der Dicke des 580 Seiten starken Ausstellungs-Katalogs schreiben, um sie alle vorzustellen und zu beschreiben. Die Pariser Luftfahrtmesse ist — um ein berühmtes Wort umzusetzen — eine Reise an die Seine wert, zumal in diesem Jahr ein noch nie dagewesenes „Fest der Luftfahrt" den Salon abschließen wird, bei dem mehrere hundert Flugzeuge, aus mehreren Ländern in Ost und West kommend, gleichzeitig oder kurz hintereinander am Himmel über Paris dahindonnern werden. Das Frankreich General de Gaulles hat sich in wenigen Jahren resolut auf den vierten Platz unter den Welt-Luftfahrt-Nationen vorgedrängt, bei den Raketen nimmt es sogar den dritten Platz ein. Der Salon von Le Bourget ist gleichzeitig die größte und wichtigste Luftfahrt-Ausstellung der Welt geworden. —ene—

OV-1 Mohawk - Grumman Mohawk ist das Überwachungs- und Aufklärungsflugzeug mit Propellerturbinenantrieb der U.S. Army. Als echtes Kampfzonenflugzeug kommt es mit sehr kurzen, behelfsmäßig eingerichteten Flugplätzen aus. Besondere Merkmale sind austauschbare Bauteile, leichte Bedienung und Wartung. Mohawk läßt sich im Flug auftanken, was seine Beweglichkeit und Reaktionsfähigkeit erhöht und seine Reichweite bis in entfernte Kampfzonen vergrößert.

A-6A Intruder - Grumman Intruder ist das einzige Mehrzweck- und Langstrecken-Allwetterkampfflugzeug der Welt, das auf Flugzeugträgern oder vorgeschobenen Flugplätzen eingesetzt werden kann. Es ermittelt entfernte Ziele, identifiziert sie mit bisher unerreichter Genauigkeit bei Tag und bei Nacht. Die präzise Navigation, Zielverfolgung und Flexibilität des Intruder gehen mit einer robusten Zellenbauweise und der Zuverlässigkeit einer Zweistrahlenauslegung Hand in Hand.

E-2A Hawkeye - Hawkeye ist der neueste Beitrag Grummans zur Wissenschaft der Frühwarnüberwachung aus der Luft; seine Aufgabe: die Aufspürung und Identifizierung von feindlichen Zielen in einer Entfernung, die das Eindringen des Feindes und das Abladen seiner Waffe verhindert. Es bietet eine erhebliche Erweiterung der Radardeckung. Ziele werden automatisch aufgespürt und klassifiziert, worauf Ziel- und Abfangdaten unverzüglich an die Befehlsstellen übermittelt werden.



Die „Blue Angels" der U. S. Navy -
Die „Blue Angels" (offizielle Bezeichnung: Flugvorführungsteam der U.S. Navy) haben seit Gründung des Teams im Jahre 1946 ihre Künste vor etwa 76 Millionen Menschen vorgeführt. Die „Blue Angels" flogen von Anfang an Grumman-Maschinen, zuerst F6F „Hellcat". Heute fliegen sie gepfeilte, überschallschnelle Grumman „Tiger", um das hohe Niveau der Ausbildung und des Könnens der amerikanischen Seeflieger zu demonstrieren.

GRUMMAN Aircraft Engineering Corporation
Bethpage, New York, U.S.A.

GRUMMAN International, Inc.
26 Rue de la Pépinière, Paris 8e, France
Telephone: Laborde 0914 – Telex: 28370

Leutnant Heiko Möhring

Verleihung der Truppenfahnen an die Bundeswehr

Der 24. April 1965 ist in der Geschichte der Bundeswehr ein Tag von historischer Bedeutung.

20 Jahre nach Kriegsende und zehn Jahre nach Erlangen der Souveränität haben 470 Bataillone und entsprechende Verbände des Heeres, der Marine und der Luftwaffe sowie der Territorialen Verteidigung ihre neuen Truppenfahnen erhalten. Damit wurde ein sichtbarer Schlußstrich unter eine neunjährige harte Aufbauzeit gezogen, nachdem zwei Wochen zuvor die 12. Panzerdivision in Würzburg als letzter Großverband des Heeres dem NATO-Oberkommando Europa unterstellt worden war.

Am 18. September 1964 hat der Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke als „äußeres Zeichen gemeinsamer Pflichterfüllung im Dienste für Volk und Staat" Truppenfahnen für die deutschen Streitkräfte gestiftet. Diese Fahnen werden künftig bei Vereidigungen und anderen feierlichen Anlässen gezeigt. Die Truppenfahne ist die Bundesdienstflagge in quadratischer Form. Das Fahnentuch wird mit schwarz-rot-goldener Kordel und goldenen Fransen eingefaßt. Es ist an einem schwarzen Fahnenstock befestigt. Ein Metallring um den Fahnenstock trägt die Bezeichnung des Truppenteils. Die Spitze des Fahnenstocks ist als ovaler Eichenlaubkranz mit einem Eisernen Kreuz in der Mitte ausgebildet. Fahnenbänder mit den Emblemen der Teilstreitkräfte und der Bezeichnung des jeweiligen Truppenteils sind an der Spitze des Fahnenstocks angebracht. Die Fahnenbänder des Heeres tragen die Waffenfarben, die der Marine sind blau, die der Luftwaffe gelb. Die Truppenfahne wird im Dienstzimmer des Bataillonskommandeurs aufbewahrt.

Als höchster Repräsentant der Bundesrepublik hatte der Bundespräsident am 7. Januar dieses Jahres im Bundesministerium der Verteidigung in Bonn, Hardthöhe, dem Wachbataillon stellvertretend für die gesamte Bundeswehr die erste Truppenfahne in feierlicher Form persönlich übergeben. Damit hat die Bundeswehr als bisher einzige Armee der Welt ohne Fahnen eine alte und bewährte Tradition wieder aufgenommen.

Die Übergabe aller übrigen Truppenfahnen an die bisher aufgestellten Verbände der drei Teilstreitkräfte erfolgte durch ihre jeweiligen Inspekteure am letzten Wochenende des April 1965.

Am Freitag, 23. April, erhielt die Bundesmarine durch Vizeadmiral Zenker ihre Fahnen, die den Marineschulen in Flensburg-Mürwik, Kiel, Plön, Bremerhaven, List (Sylt) und Schleswig, allen Marineausbildungsbataillonen sowie den Schulschiffen Donau, Ruhr und Gorch Fock übergeben wurden.

Am gleichen Tage wurden im Müngersdorfer Stadion in Köln den Truppen der Territorialen Verteidigung 43 neue Truppenfahnen verliehen.

Am 24. April nahmen vormittags im Preußenstadion der historischen Westfalenstadt Münster das Heer 319 und abends im Dantestadion der bayerischen Landeshauptstadt München die Luftwaffe 85 Truppenfahnen entgegen. Wenige Tage später wurden diese Fahnen in die Standorte der Bundeswehr feierlich eingeholt und gehören nun zum Leben der Truppe.

Bereits im Jahre 1928 war die Stadt Münster Ort einer Fahnenübergabe, als der Provinzialverband Westfalen westfälische und rheinische Traditionsfahnen übernommen hatte.

37 Jahre später kamen in dieselbe Stadt über 3000 Soldaten mit rund 750 Fahrzeugen aus allen Heeresgarnisonen der Bundesrepublik. Jedes Bataillon wurde vertreten durch den Bataillonskommandeur, zwei Oberleutnante oder Leutnante als Fahnenoffiziere und einen Portepéeunteroffizier als Fahnenträger. Zur Übergabefeier der neuen Truppenfahnen waren zwanzig Militärattachés fast aller NATO-Staaten, Staatssekretär Gumbel, die Kommandierenden Generale der Korps, hohe Offiziere des In- und Auslandes sowie zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und mehrere tausend Münsteraner Bürger trotz des naßkalten Wetters erschienen. Eine große Anzahl von ehemaligen Generalen, darunter Generalfeldmarschall von Manstein, General a. D. Foertsch, General der Panzertruppe a. D. W. K. Nehring, General der Artillerie a. D. Monsignore Edgar Theisen, General der Kavallerie a. D. Westphal sowie zahlreiche bekannte Vorsitzende von Traditionsverbänden bewiesen mit ihrer Anwesenheit die Verbundenheit zu den neuen Streitkräften.

Um 9.30 Uhr marschierten ein Fähnrichbataillon aus Offizieranwärtern der drei Heeresoffizierschulen und der Kampftruppenschule II in Munster sowie die Verbände des I. bis III. Korps einschließlich Abordnungen des Truppenamtes mit einem Spielmannszug an ihrer Spitze in das weite, mit Flaggen geschmückte Rund des Preußenstadions ein. Ihnen folgten unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches der Heeresmusikkorps 1 aus Hannover und 13 aus Münster und als Ehrenbataillone zwei Panzergrenadierbataillone aus Altahlen und Handorf, die Ehrengeleit gaben für zwölf Fahnen und Standarten alter westfälischer Regimenter. Pünktlich um 10 Uhr meldete der Paradeführer, Oberst Langél, die angetretenen Soldaten an den Herrn Bundesminister der Verteidigung, Kai-Uwe von Hassel. Nachdem dieser zusammen mit dem Generalinspekteur der Bundeswehr, General Trettner, und dem Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, unter den Klängen des Präsentiermarsches die Front der Soldaten abgefahren hatte, umriß der Bundesminister in seiner Ansprache nochmals deutlich die Stellung der Bundeswehr:

„Ich möchte zunächst zu diesen beiden Ereignissen feststellen: zum Ersten: Die Bundeswehr zeigt mit ihnen (den Truppenfahnen), daß sie den letzten Aufstellungsabschnitt erreicht hat. Sie wird in den kommenden drei Jahren planmäßig die noch verbliebenen Lücken schließen, die noch vorhandenen Mängel beseitigen. Wir sind uns dabei der Hilfe und des Vertrauens unserer Mitbürger sicher. Zum Zweiten: Mit Genugtuung komme ich der mir auferlegten Verpflichtung nach, dem deutschen Heer Dank und Anerkennung des deutschen Volkes und der Bundesregierung zu übermitteln. Zum Dritten: Aus voller Überzeugung wiederhole ich meine Feststellung: Die Bundeswehr steht mitten in unserem Volke. Der heutige Tag zeigt das ebenso deutlich, wie dies in Würzburg zum Ausdruck gekommen ist. Zum Vierten: Ich stelle noch einmal mit aller Deutlichkeit fest: Diese Truppe ist kein „notwendiges Übel", sondern ein notwendiger Teil unseres Gemeinwesens, geschaffen gegen das Übel, das die Freiheit bedroht, dem Frieden widerspricht und der Einheit unseres Vaterlandes entgegensteht, die wir alle in einer menschenwürdigen und gerechten Ordnung ohne Gewaltanwendung erstreben . . . So hat das große Gewicht auch unserer Armee unsere Staatsführung politisch handlungsfähig gemacht und den Gegner von einem gewaltsamen Übergriff abgehalten. Wir dürfen an der Nahtlinie zwischen Freiheit und Unterdrückung des Menschen daher unter keinen Umständen dem Trugschluß verfallen, unsere Sicherheit erfordere nicht die ständige Anstrengung aller Bürger unseres Staates. Vergessen wir nicht, daß wir unserem Staat vor 16 Jahren ein Grundgesetz gaben, das den Menschen Würde und Rechte in einem sozialen Rechtsstaat verbürgt. Vergessen wir nicht: Unser freiheitlicher Rechtsstaat ist schon älter als die erste deutsche Demokratie und besteht länger als die Nationalsozialisten sich in Deutschland zu behaupten vermochten. Vergessen wir nicht: Wir haben der Welt unseren Lebenswillen bewiesen. Sie hat zur Kenntnis genommen, daß wir von Anfang an fest entschlossen waren, die neue Ordnung, die wir uns gegeben haben, zu schützen und zu erhalten. Vergessen wir nicht: Die Zukunft ist nicht zu gewinnen, indem man preisgibt, was die Vergangenheit in unserer erneuerten Ordnung im freien Teil unseres Vaterlandes gesichert hat. Vergessen wir nicht: Unser Ziel ist die Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit. Die Basis ist und bleibt die Unantastbarkeit unserer Ordnung, unserer Freiheit, unserer Sicherheit. Der Weg geht darum über den weiteren Ausbau der deutsch-französischen Zusammenarbeit, über die höchstmögliche Integration Westeuropas mit dem Ziel der politischen Vereinigung des freien Teils unseres Kontinents, über die Stärkung der europäischen Mitverantwortung, über die immer enger werdende politische und militärische Verklammerung Europas mit Amerika."

Generalleutnant de Maizière machte den Bedeutungswandel der Fahnen für die Truppe anschließend klar und beantwortete die Frage, was die neuen Truppenfahnen dem Soldaten und der Gesellschaft bedeuten sollen.

„Zunächst einmal macht uns das Vorhandensein von Fahnen deutlich, daß wir in einer langen Kette deutscher Soldaten stehen, die in Frieden und Krieg, in Erfolgen und Rückschlägen unter den gleichen soldatischen Forderungen gestanden haben, nämlich bereit zu sein, ihr Vaterland tapfer zu verteidigen und wenn nötig dafür auch ihr Leben einzusetzen. Zugleich sollen uns die Truppenfahnen verdeutlichen, welche Wertvorstellungen und Leitbilder unserem heutigen Auftrag zugrunde liegen. Sie sollen also unser Gewissen wachhalten und an unseren Eid mahnen . . . Die Fahne wird uns helfen, unseren Auftrag zu verstehen, der sich auf die sittlichen Werte gründet, deren Schutz und Verwirklichung sowohl unsere militärische als auch unsere staatliche Ordnung dienen.

Der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière (Mitte) übergibt im Preußenstadion in Münster die Truppenfahnen (Foto: dpa)

Wenn wir nun diese Fahnen übernehmen und in Zukunft zeigen, bekennen wir uns zu dieser Demokratie mit ihren Stärken und Schwächen. Wir sind überzeugt, daß die Freiheit unser höchstes, aber täglich bedrohtes Gut ist. Wir wissen auch, daß in der Freiheit das Risiko liegt, Fehler zu machen. Damit aber sind wir aufgefordert, uns den Aufgaben, die die Demokratie täglich von uns verlangt, zu stellen. Wir werden unsere Freiheit nur bewahren, wenn wir immer wieder gegen Trägheit des Herzens und Verstandes ankämpfen, wenn wir bereit sind, Opfer zu bringen, mitzudenken, Verantwortung zu übernehmen und stets im Rahmen des Ganzen zu handeln. Der Begriff des ‚Staatsbürger in Uniform' gewinnt von hier aus seinen eigentlichen Inhalt."

Das helle Grau der Uniformen und das leuchtende Schwarz-Rot-Gold der neuen Truppenfahnen auf dem Grün des Rasens fügten sich zu einem unvergeßlichen Bild zusammen, als in ergreifender Feierlichkeit das Vaterländische Lied von Grieg erklang und der Inspekteur des Heeres 17 Fahnen persönlich übergab, während gleichzeitig die übrigen Abordnungen der Bataillone ihre neuen Fahnen von Fähnrichen und Fahnenjunkern der Schulen erhielten.

Das feierliche Zeremoniell endete nach dem Abspielen der Nationalhymne mit einem eindrucksvollen Vorbeimarsch aller Soldaten am Bundesminister der Verteidigung unter den Klängen der Musikkorps. Das Großartige und Einmalige dieses militärischen Ereignisses klang aus in einem Empfang durch den Inspekteur des Heeres im altehrwürdigen Friedenssaal des Rathauses zu Münster, an dem etwa 1000 Ehrengäste aus dem militärischen und zivilen Bereich teilnahmen.

Die neuen Truppenfahnen der Bundeswehr gleichen in ihrer äußeren Form nicht denen vergangener Jahrhunderte, bewußt ist man bei der Gestaltung von einer alten Sitte abgewichen. Früher waren die Fahnen und Standarten der einzelnen Verbände ihrem Zweck und Sinn entsprechend als sichtbare Erkennungszeichen in der Schlacht in Farbe und Zeichnung verschieden. Sie standen einst als Wahrzeichen für den Soldaten festgefügt im Getümmel der Schlacht, waren Sammelpunkt und Richtungszeichen zugleich. Noch in Langemarck folgte eine begeisterte Jugend mit dem Deutschlandlied auf den Lippen einer Fahne als Sturmzeichen im Kugelregen. Der Soldat im modernen Gefecht hat als Ausdruck eines geschichtlichen Vorganges das nüchterne Wort „Dienstflagge" anstelle der „Kriegsflagge" gesetzt. Erhalten geblieben ist den Truppenfahnen ihre Bedeutung als Wahrzeichen gemeinsamer Pflichterfüllung, der Zusammengehörigkeit und Kameradschaft innerhalb der Verbände, als Symbol der überkommenen und bewährten soldatischen Tugenden und schließlich als Zeichen der Verbundenheit mit dem ganzen Volke. Die neuen Fahnen tragen die Farben und das Wappen des Staates, in dem wir leben, und verdeutlichen damit den Standort der Armee in unserer demokratischen Grundordnung. Mit den Farben Schwarz-Rot-Gold, dem Reichsadler und dem Eisernen Kreuz versinnbildlichen sie die Werte, zu denen sich Soldat und Staat gleichermaßen bekennen. Schwarz-Rot-Gold kündet von dem Streben des deutschen Volkes nach einem einigen, freien und demokratischen Vaterlande. Deutsche haben diese Farben am 17. Juni 1953 als Symbol gegen die Zwangsherrschaft getragen. Der Adler als Zeichen der an das Recht gebundenen Macht und das Eiserne Kreuz als das soldatischer Treue und Tapferkeit lassen auch in unserer modernen, technisch nüchternen Zeit die Fahne zum Sinnbild unseres soldatischen Dienstes werden.

Eine sittliche Bindung des Soldaten an zeitlos gültige Werte ist gerade heute unumgänglicher denn je geworden, diese geben dem Einzelnen und dem Ganzen Halt und Sicherheit. Heute wie vor hundert Jahren sind die Truppenfahnen für jeden Soldaten erkennbarer Ausdruck eines Fühlens und Wollens, dem zu folgen er aufgefordert bleibt.

Aus der Kampftruppenschule I

12. 5. — Prof. Grottian vom Institut für politische Wissenschaft der Universität Würzburg eröffnete mit einem Vortrag und anschließender Diskussion eine sechs Themen umfassende Vortragsreihe, in der zur Weiterbildung des Lehrpersonals der Schule das große Thema „Weltrevolution und sowjetische Außenpolitik" eingehend behandelt werden wird.
2. 6. — Zu einem Vergleichsschießen im Rahmen der Vorbereitungen für das diesjährige „Prix Leclerc-Schießen" trafen sich in Hammelburg die französische, kanadische und deutsche Mannschaft. Die französischen Infanteristen aus Baden-Oos gewannen mit 2485 Punkten vor den Gebirgsjägern aus Mittenwald mit 2405 Punkten und den Schützen des kanadischen InfBtl aus Werl mit 2314 Punkten.
9. 6. — Ernst Schindelbauer, ausgebildet in der Lehrlingswerkstatt der KpfTrS I, seit April dort als Lehrgeselle beschäftigt, wurde Landessieger im Leistungswettbewerb der Kfz-Mechaniker. Die Auszeichnung im Rahmen einer Feierstunde in München anerkannte das vorzügliche handwerkliche Können dieses jungen Gesellen und ist zugleich ein Lob für die Arbeit seiner Ausbilder. -er.

Motorsport der Kampftruppenschule II

Die Auszeichnung und Ehrung der am Motorsport beteiligten Offiziere und Unteroffiziere der Kampftruppenschule II fand wie alljährlich im Rahmen einer zwanglosen Zusammenkunft mit dem Kommandeur der KpfTrS II, Herrn Brigadegeneral Philipp, statt. Die Wagen- und Kradmannschaft der Schule bewies im vergangenen Motorsportjahr wieder beispielhaften Einsatzwillen und hat ihr Können durch Erfolge erhärtet. Es wurden insgesamt an 10 Veranstaltungen mit dem Lkw 0,25 t innerhalb der Mannschaft und bei 11 Einzelwettbewerben auf dem Bw-Krad Maico insgesamt 21 Gold-, 16 Silber- und 26 Bronzemedaillen errungen sowie 7 Mannschafts- oder Klassensieger gestellt. Im Verlauf des Jahres 1964 legten die Kraftfahrzeuge über 40 000 Veranstaltungskilometer ohne Unfälle und Schäden am Motor oder Fahrgestell zurück.

Brigadegeneral Philipp bei der Übergabe der Anerkennungsurkunde an Hptm Baginski

Nach Würdigung der Verdienste übergab der Schulkommandeur an die Fahrer wertvolle Buchpreise mit den besten Wünschen für weitere Erfolge. Auf Bitten des ADAC-Gaues Niedersachsen verlieh der Kommandeur an Hptm Baginski und OStfw Lange das Motorsportabzeichen in Gold und an Hptm Hedrich und Stfw Paul das Motorsportabzeichen in Silber.
Dieser Ehrung folgte ein kameradschaftliches Beisammensein mit Umtrunk und aufgeschlossenem Erfahrungsaustausch in dem festgestellt wurde, daß diese Wettbewerbe für die militärische Ausbildung wertvoll sind sowie zur Fortbildung der Teilnehmer auf motortechnischem Sektor dienen und zur Öffentlichkeitsarbeit der Bundeswehr wesentlich beitragen.

Das 4. Wettkampfschießen des Heeres um den »Rommelpreis«

16 Mannschaften der Divisionen, Korpstruppen und der dem Truppenamt unterstellten Lehrtruppen mit rund 400 Schützen traten am 7. Mai d. J. zum Wettkampf um den von Sir Millington-Drake 1962 gestifteten Wanderpreis an. Für die Soldaten des Heeres ist dieses Wettkampfschießen Ansporn zu gesteigerten Schießleistungen, denn es geht nicht allein um den Wanderpreis — eine mit Bogen bewaffnete und in Aktion befindliche Indianergruppe —, sondern auch um die Teilnahme am „Prix Leclerc-Schießen", zu dem die in Mitteleuropa stationierten NATO-Armeen je eine Mannschaft entsenden.

Wie in den Jahren vorher, so hatte der OrgStab der KpfTrS I in Hammelburg alles getan, um den reibungslosen Ablauf des Schießens zu gewährleisten und den Wettkampfteilnehmern und Gästen den Aufenthalt in Unterfranken abwechslungsreich und angenehm zu gestalten. Die Stadt Hammelburg gab am Vorabend des Wettkampftages einen Empfang auf dem hoch über dem Saaletal gelegenen und reich illuminierten Schloß Saaleck, und in einem Rahmenprogramm während des Schießens zeigte die Schule u. a. ferngelenkte Panzer sowie die Zusammenarbeit von Heeresfliegern mit der Infanterie. Nur das Wetter „spielte" nicht so mit, wie es wünschenswert gewesen wäre: am Wettkampftag war es diesig, wolkenverhangen und regnerisch. Insbesondere für die Schützen war dies eine zusätzliche Belastung, aber trotzdem gab es im Vergleich zum Vorjahre stark verbesserte Leistungen.

In Anwesenheit zahlreicher Gäste aus dem zivilen und militärischen Bereich eröffnete der Amtschef des Truppenamtes, GenMaj Mäder, den Wettkampf. Nach Abschluß des Gewehr- und Pistolenschießens hatten sich zwar drei Mannschaften vom übrigen Feld abgesetzt, aber erfahrungsgemäß reicht ein Punktvorsprung von 100—200 Punkten noch keineswegs aus, um sich mit Sicherheit einen der ersten Plätze in der Gesamtwertung ausrechnen zu können. Auch in diesem Jahr nahm die Spannung mit jedem Durchgang des MG-Schießens zu, denn schon immer hatte dieser Mannschaftsteil — fünf Trupps zu je zwei Soldaten — für Überraschungen gesorgt. Denn nicht die guten Schützen allein entscheiden den Wettkampf: mindestens ebenso wichtig sind die waffentechnischen Fertigkeiten am MG, das gleichsam automatische Zusammenwirken der beiden MG-Schützen, die körperlich gut trainiert sein müssen, wenn sie nach schnellem Lauf mit Gerät noch treffen wollen.

Wie entscheidend eine langfristig betriebene und sorgfältige Ausbildung am MG bei diesem Wettkampf sein kann, bewiesen die MG-Schützen des WachBtl Siegburg: sie waren die „Stars" des Tages, denn es gelang ihnen, ihre Mannschaft vom fast hoffnungslosen 9. Platz, auf dem sie nach dem Gewehr- und Pistolenschießen lag, auf den 3. Platz in der Gesamtwertung zu bringen!

Teilergebnisse

Gewehrschießen (12 Schützen jeder Mannschaft)

1. GebJgBtl 222	1335 Punkte
2. PzGrenBtl 111	1282 Punkte
3. PzGrenLehrBtl 351	1248 Punkte

Pistolenschießen (2 Schützen jeder Mannschaft)

1. RakArtBtl 650	220 Punkte
2. PiBtl 11	212 Punkte
PzGrenBtl 193	212 Punkte
3. GebJgBtl 222	211 Punkte
PzGrenLehrBtl 351	211 Punkte

MG-Schießen (5 Trupps jeder Mannschaft)

1. WachBtl	674 Punkte
2. GebJgBtl 222	584 Punkte
3. PzGrenBtl 111	522 Punkte

Gesamtergebnis

1. GebJgBtl 222	Mittenwald	2130 Punkte
2. PzGrenBtl 111	Freyung	2001 Punkte
3. WachBtl	Siegburg	1964 Punkte

GenMaj Mäder nahm die Siegerehrung vor. In seinem Schlußwort unterstrich er den bemerkenswerten Leistungsanstieg, der unter denkbar ungünstigen Witterungsbedingungen erzielt worden sei und deshalb ausdrücklich Anerkennung verdiene. Am Abend zeichnete der Schulkommandeur, BrigGen Lorch, den besten Gewehrschützen des Tages, Hptm Klaus Bünte vom RakArtBtl 650, mit einem Buchpreis aus.

Oberleutnant Peter Siede

Aus dem militärischen Alltag

Wir bringen diesen anschaulichen Bericht und hoffen, daß ihn auch der eine oder andere Abgeordnete oder Richter liest. Zeigt er doch, wie verantwortungsvoll heute die Arbeit der Berufssoldaten ist. Unsere Zeitschrift bemüht sich immer wieder, in ihrem Leserkreis, der nur zum Teil aus Soldaten besteht, Verständnis für die Sorgen der Bundeswehr zu wecken. Die Red.

Die Übung ist zu Ende. Abgespannt aber sichtlich erleichtert, sitzt der Chef einer Panzergrenadierkompanie (MTW) in seinem Dienstzimmer, während die letzten Fahrzeuge vom Tanken zurückkommen und sich auf dem Abstellplatz einrangieren.

Zwei Tage war die Kompanie am Main, 638 Ein- und Ausfahrten sind gezählt worden. Die Fahrer haben gelernt, ihre schwimmfähigen Fahrzeuge samt Besatzung sicher von einem zum anderen Ufer dieses großen Flusses zu bringen. Die Kompanie ist wieder enger zusammengewachsen, Mannschaften und Unterführer haben durch diesen Ausbildungshöhepunkt Auftrieb und Aufschwung bekommen, der für die nächsten Wochen anhalten wird.

Also: Übungszweck voll erreicht!

Und doch! Nur langsam löste sich die Spannung der letzten beiden Tage vom Kompaniechef; Gedanken, die sich ständig wie eiserne Klammern um sein Herz gelegt haben, gehen ihm immer noch durch den Kopf:

— Was wäre aus der Besatzung des einen MTW geworden, als er beim Ausfahren so unglücklich am Ufer abgerutscht war, daß er um Haaresbreite umgekippt und mit allen neun Mann abgesunken wäre (der Main ist dort etwa 4 m tief) . . .?

— Hätten sich alle Männer des 1. Zuges noch aus der brennenden Scheune retten können, wenn der Gefreite Seidel nicht zufällig die glimmende Zigarette im Stroh entdeckt und ausgetreten hätte . . .?

— Das Kind, das in Arnsdorf ganz plötzlich vor den MTW des Gefreiten Lehmann sprang, wäre ganz bestimmt von den Ketten zermalmt worden, wenn der Fahrer nicht geistesgegenwärtig das Fahrzeug herumgerissen hätte, so daß sich die Besatzung Beulen und blaue Ecken holte . . .?

— Mit Sicherheit wäre der angetrunkene und randalierende Panzergrenadier Bogemann in seinem Suff vom Boden der Scheune hinabgesprungen und hätte sich in den Rechen eines landwirtschaftlichen Geräts aufgespießt, wenn nicht Leutnant Mayer entschlossen und tatkräftig zugepackt hätte . . .?

Wie gering und unerheblich nehmen sich dagegen die Dinge aus, die tatsächlich passiert sind:
Ein Verletzter mit Gehirnerschütterung, eine vorläufige Festnahme, 2 Betrunkene, 3 Zapfenstreichüberschreitungen, Ärger mit zukommandierten Soldaten, Verlust eines Schlafsackes und einer Schwimmweste, 1 MTW-Getriebeschaden, Flurschaden auf einem Privatgrundstück.

Aber noch nicht genug damit: Um diese Übung, die dem Leitenden ein erhebliches Risiko, Sorgen und Ärger eingebracht hat, mußte er über 6 Wochen mit größter Intensität ringen, um sie überhaupt durchführen zu können.

Es war nämlich gar nicht so einfach, einen Zeitpunkt hierfür festzulegen. Hatte man sich endlich mit dem Bataillon geeinigt und eine Lücke zwischen Materialinspektionen, Übungsvorhaben, Abstellungen, Wachgestellung und Osterdienstbefreiung gefunden, so mußte nun mit den unterstützenden Einheiten, Dienststellen und Behörden Verbindung aufgenommen werden:

Pionierkompanie (Sturmboot), Pionierbataillon (Motorboot), Versorgungsbataillon (Kranwagen), US-Division (Schwimmübungsplatz), Feldjäger (Hin- und Rückmarsch), Stabs- und Versorgungskompanie (Sanitäts-, Wartungs- und Küchentrupps), Bürgermeister (Biwakplatz), Wasser- und Schiffahrtsamt (Binnenschiffahrt) usw.

Mehrmals jedoch war es nötig, wiederum neue Termine regelrecht auszuhandeln, weil zum Beispiel die Pioniere das erforderliche Motorboot nicht stellen konnten oder die Amerikaner den Schwimmübungsplatz belegt hatten.

War es nun nach unendlich vielen Telefongesprächen und mündlichen Absprachen doch gelungen, alles zeitlich zu koordinieren, wurden die Anforderungen und Anmeldungen schriftlich nachgereicht.

Als dann 10 Tage vor Übungsbeginn das Versorgungsbataillon den Ausfall des Kranwagens für längere Zeit meldete, begann erneut eine heftige Telefonschlacht um dieses für das Übungsvorhaben unentbehrliche Fahrzeug.

War auch diese Hürde glücklich genommen, so stellten anhaltende starke Regenfälle die Übung wieder in Frage: Durch die erhöhte Stromgeschwindigkeit des Flusses konnten die Sicherheitsbestimmungen nicht mehr eingehalten werden. Endlich, zwei Tage vor dem angesetzten Termin, ließ die Strömung soweit nach, daß auch hier nichts mehr im Wege stand.

32 Telefongespräche, davon 9 Ferngespräche, 2 Fernschreiben, 21 Anschreiben, Anforderungen und Anmeldungen, 8 Erkundungsfahrten waren notwendig, damit die Kompanie an einem nur 38 km entfernten Ort ein normales Ausbildungsvorhaben durchführen konnte.

Nun ja, es hat ja alles geklappt, man muß eben viel Geduld, starke Nerven und ein bißchen Glück haben, denn ein guter Anwalt ist teuer . . .

Hans-Justus Kreker

Reserveoffiziere aus weißen Jahrgängen?

Vor kurzem lief eine Meldung durch die Presse, daß der Bundeswehr nach wie vor 4 000 Offiziere fehlen. Um diesem Mangel wenigstens teilweise abzuhelfen, soll für besonders tüchtige Feldwebel eine neue Laufbahngruppe geschaffen werden, in der sie den Offizieren vom Leutnant bis zum Hauptmann rangmäßig gleichgestellt werden sollen. Sie sollen vorwiegend in Stabs- und Verwaltungsfunktionen sowie auf technischem Gebiet eingesetzt werden und die völlig neuen Bezeichnungen Stabsleutnant, Stabsoberleutnant und Stabshauptmann erhalten.

So weit, so gut. Sicher wird die Bundeswehr auf diese Weise eine große Anzahl auf ein Fachgebiet spezialisierter, aktiver Offiziere erhalten, die sie aller Voraussicht nach auch mit Erfolg einsetzen kann. Warum versucht man nicht, auf ähnliche Art und Weise, die personellen Lücken auf dem Gebiet der Reserveoffiziere zu schließen?

Werfen wir kurz einen Blick zurück: Im letzten Krieg herrschte Offiziersmangel, der auf bestimmten Gebieten kurzfristig durch schnell ausgebildete Soldaten, die den Rang eines Sonderführers erhielten, gedeckt wurde. Diese Offiziere brachten aus ihren zivilen Tätigkeiten und Positionen die notwendigen fachlichen Kenntnisse und Voraussetzungen mit, und im großen und ganzen hat sich die Laufbahn des Sonderführers, die im Grunde eine Improvisation war, bewährt. Vielleicht könnte auf einer ähnlichen Basis, nicht improvisiert, sondern gezielt geplant, auf Angehörige der weißen Jahrgänge (Geburtsjahrgänge 1927—1937) zurückgegriffen werden, um bestimmten Lücken an Fachleuten im Reserveoffizierkorps abzuhelfen.

Bisher sind die Angehörigen der weißen Jahrgänge von irgendwelchen Dienstleistungen für die Gemeinschaft weitgehend verschont geblieben. Im Rahmen der zur Zeit wieder viel erörterten

Notstandsgesetzgebung dürfte das anders werden. Nach dem letzten Stand der Dinge ist bei der gesetzlichen Regelung zur Schaffung einer Polizeireserve, die zur Verstärkung der uniformierten Polizei im Spannungs- und Verteidigungsfall notwendig ist, daran gedacht, in erster Linie die Angehörigen der weißen Jahrgänge zu diesem Dienst heranzuziehen. Die Ausbildungszeit soll zwölf Monate betragen, davon drei Monate für eine Grundausbildung, die restlichen neun für eine Ergänzungsausbildung, die jährlich oder alle zwei Jahre in zwei- bis dreiwöchentlichen Lehrgängen durchgeführt werden soll.

Ohne die Notwendigkeit der Polizeireserve im geringsten anzuzweifeln, muß doch gefragt werden, ob es sich die Bundeswehr leisten kann, auf einige tausend Spezialisten zu verzichten, die sie im Ernstfall in Schlüsselpositionen dringend braucht, die so aber wahrscheinlich in untergeordneten Stellungen Dienst tun. Die Frage stellen, heißt so viel, sie beantworten. Es wäre vorstellbar, daß das Gesetz in seiner endgültigen Fassung einen entsprechenden Vorbehalt zugunsten der Bundeswehr aufweist, sehr wahrscheinlich ist es aber wohl nicht. Wir werden auf diesen Punkt noch einmal kurz zurückkommen.

Es ist im Augenblick so, daß die Bundeswehr Angehörige weißer Jahrgänge, auf die sie Wert legt, nur bei freiwilliger Meldung einziehen kann. Wenn man sich überlegt, daß die Betreffenden zwischen achtundzwanzig und achtunddreißig Jahren alt sind, zum größten Teil Familie haben und — bei dem für die Bundeswehr interessanten Personenkreis — Positionen bekleiden, die einen monatelangen Ausfall arbeitsmäßig und finanziell nur als schwer tragbar erscheinen lassen, wird man einsehen, daß, von einigen Idealisten vielleicht abgesehen, keine Freiwilligenmeldungen einlaufen werden. Die Bundeswehr müßte also von sich aus etwas unternehmen, um derartige Meldungen nicht nur zu bekommen, sondern auch als wirklich attraktiv erscheinen zu lassen.

Im Dezember 1963 erschien eine Zeitungsnotiz, daß Beamte des höheren und des gehobenen nichttechnischen Dienstes des Bundesverteidigungsministeriums freiwillig an einem Grundausbildungslehrgang teilgenommen haben, der sie auf den Weg zum Reserveoffizier bringen soll. Diese Beamten hatten wegen ihres Alters keinen Grundwehrdienst geleistet, sie sollen aber in voraussichtlich drei weiteren Wehrübungen zum Reserveoffizier herangebildet werden.

Dieses Beispiel zeigt zwar einen gangbaren Weg, ist aber trotzdem nicht richtungweisend, denn eine Freistellung oder Abordnung, die ein Beamter des Bundesverteidigungsministeriums in diesem Falle hat, dürfte in der Privatwirtschaft nur selten möglich sein. Was ist also zu tun?

Wir haben klargelegt, daß sich auf freiwilliger Basis nur wenige melden werden, die einen Gewinn für die Bundeswehr darstellen. Die Zahl dieser Meldungen reicht aber zur Schließung der Lücke nicht aus. Von höchster Stelle sollte daher bei den Beratungen über die Einsatzmöglichkeiten der Angehörigen der weißen Jahrgänge ein Kreis bestimmter Spezialisten festgelegt werden, auf deren Ausbildung zum Reserveoffizier die Bundeswehr Wert legt. Demjenigen, der diesem Kreis angehört und der im Rahmen der Notstandsgesetze zum Dienst herangezogen wird, soll die Möglichkeit geboten werden, wahlweise im Rahmen der Bundeswehr ausgebildet und in entsprechender Position auf seinem Fachgebiet eingesetzt zu werden. Umgekehrt sollte auch die Bundeswehr die Möglichkeit haben, Fachleute, die sie dringend benötigt und die zur Ausbildung auf Grund der Notstandsgesetzgebung heranstehen, zur Ausbildung bei der Bundeswehr einberufen zu können. Auf diese Weise könnte durch fachlich voll einsatzfähige Reservisten in kurzer Zeit eine bestehende Lücke geschlossen werden.

Ausgebildete Reserveoffiziere dieser Kategorie könnten sicher mit Erfolg in der territorialen Verteidigung eingesetzt werden und durch Teilnahme an Manövern und Übungen in ihren Spezialplanstellen Truppenoffiziere freistellen und entlasten, die an anderer Stelle dringend bei der Truppe benötigt werden.

Der augenblicklich bestehende Ausbildungsweg bei Freiwilligenmeldungen aus den weißen Jahrgängen dürfte zu lang sein. Er führt mit Unterbrechungen von einer dreimonatigen Grundausbildung über weitere sechs- und achtwöchige Übungen zu einer gewissen all-round Ausbildung, die bei der Einsatzbegrenzung auf ein Spezialgebiet nicht unbedingt notwendig erscheint. Man muß sich dabei immer vor Augen halten, daß der Betreffende für einen Spezialposten vorgesehen ist, für den er die nötige fachliche Ausbildung längst abgeschlossen hat. Es geht doch lediglich noch darum, eine gewisse militärische Grundausbildung zu vermitteln und die zivilen Kenntnisse auf das militärische Gebiet zu erweitern. Für die in jeder leitenden Position notwendigen Führungsqualitäten dürften auf Grund der zivilen Stellungen der Reservisten keine Schwierigkeiten auftreten.

Wie wäre es daher mit einer gerafften Formal- oder Grundausbildung von vier bis sechs Wochen — gewisse militärische Begriffe und Tätigkeiten müssen „sitzen" — und einer genauso langen Ausbildung am Arbeitsplatz (on the job training) als Grundlage? Die weitere Ausbildung könnte in Lehrgängen, Arbeitskreisen und jährlichen Übungen erfolgen, die sich jeweils streng auf das entsprechende Spezialgebiet beschränken. Der Reservist sollte frühestens nach der zweiten Übung zum Leutnant der Reserve befördert werden, wobei er vielleicht einen Zusatz führen sollte wie „S" für Spezialgebiet. Der Ausbildungszeitraum sollte von dem in der Notstandsgesetzgebung vorgesehenen nicht wesentlich abweichen, damit die freiwillige Meldung interessant bleibt.

Bisher wurde immer nur von Spezialisten gesprochen, ohne daß dieser Begriff konkret umrissen wurde. Es ist nicht Aufgabe dieses Artikels, hier die Grenzen abzustecken, doch sollen wenigstens einige Berufsgruppen genannt werden, die mit Gewinn für die Bundeswehr in Frage kommen und deren Angehörige einen Dienst bei der Bundeswehr evtl. vorziehen, weil sie dort ihre Kenntnisse und Erfahrungen verwerten und sogar in mancher Hinsicht erweitern können. Auf dem großen Gebiet der Logistik und des Transports könnten sicher mit Erfolg Betriebswirtschaftler eingesetzt werden, die im Zivilleben führende Positionen bei Verkehrsunternehmen bekleiden. Es ist doch durchaus denkbar, daß ein leitender Angestellter einer Luftverkehrsgesellschaft, für den die tägliche Abfertigung von Flugzeugen mit den dazugehörigen Problemen wie Flugplan, Beladung, Nutzlast, Reichweite, Bodenbelastung, Verzurrung das tägliche Brot darstellt, in sehr kurzer Zeit eine entsprechende Tätigkeit als Verladeoffizier einer Transportstaffel übernehmen kann. Ähnliche Beispiele lassen sich sicher auch für den Landtransport, Instandsetzungsgruppen usw. finden. Flugsicherungsbeamte bieten sich als Fliegerleitoffiziere geradezu an, die psychologische Kriegführung ruft nach Werbefachleuten, Auslandskorrespondenten und Journalisten. Und am Rande: das Gesagte gilt auch für Beamte, denn verwaltet wird immer, nicht nur im Zivilleben. Das ist nur ein kleiner Ausschnitt, dem Leser werden aus seiner unmittelbaren Tätigkeit heraus noch andere Beispiele einfallen.

Zum Schluß noch ein Wort für den, der die Angehörigen dieser vielleicht neu zu schaffenden Laufbahn als „Schmalspuroffiziere" betrachtet: In einer Denkschrift der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens vom 6. März 1919 heißt es: „... Schon im Weltkriege hat man der teilweise bahnbrechenden praktischen Mitarbeit von Ziviltechnikern, die in mehr oder weniger losem Verhältnis zum Heer standen, für die Anforderungen der Militärtechnik gar nicht entraten können. Sollte man sie da nun grundsätzlich von der Erlangung militärtechnischer Durchbildung ausschließen, oder sollte man nicht vielmehr diesen Strom frischer starker Lebenskraft planmäßig in den Dienst der Militärtechnik stellen?

Die Antwort, unvoreingenommen, dürfte nicht zweifelhaft sein. Wohl aber könnte man die Zulassung von Zivilhörern bei der militärtechnischen Akademie von gewissen Bedingungen, die näher zu erörtern wären, abhängig machen.

Schlägt man den Weg der grundsätzlichen Zulassung von Zivilhörern bei der Militärtechnischen Akademie ein, so muß man ihn folgerichtig dahin ausbauen, daß eine größere Anzahl technischer Offizierstellen, die im einzelnen zu bestimmen wären, auch durch Persönlichkeiten besetzt werden können, die nicht **aktive** Offiziere wären. Vielleicht empfiehlt es sich aber, von ihnen den militärischen Befähigungsnachweis eines Offiziers des Beurlaubtenstandes zu verlangen. Es gibt eine ganze Reihe technischer Stellen in der Armee, für deren Inhaber ein häufiger Wechsel mit der Front durchaus nicht erforderlich ist. . . ." Gilt das damals Gesagte heute nicht in noch viel größerem Maße?

„Beurteile niemand, bis Du an seiner Stelle gestanden hast."
Goethe

Im Geist Guderians

Am 23. 4. 1965 brachte die Wochenzeitschrift „Die Zeit" einen Leitartikel von Marion Gräfin Dönhoff unter der obigen Überschrift, der vor allem eine Rede des ehemaligen Stabschefs Guderians, des jetzigen Generalleutnants a. D. Thomale, kritisch zitiert und auch eine Vorbemerkung der Redaktion der „Kampftruppen" beanstandet. Nun! General Thomale wird mit der Gräfin in einer bereits vereinbarten mündlichen Unterredung nach deren Rückkehr von einer Auslandsreise versuchen, das von ihr offensichtlich einseitig Gehörte oder Gelesene über unseren Generaloberst klarzustellen.

Da aber mit diesem Artikel die Ehre und der Charakter Guderians in scharfer Form verletzt wurde, haben auch wir hierzu noch einiges zu sagen:

Die von uns seiner Zeit im Wortlaut veröffentlichte Rede des Generals Thomale war 1963 zum 75. Geburtstag des verstorbenen Generaloberst in Gegenwart seiner Familie, vieler Kameraden des 1. und 2. Weltkrieges sowie von Vertretern der Stadt Goslar gehalten worden. Bekanntlich wurde dort Guderian 1954 unter staatlichen Ehren (Bundesgrenzschutz und Vertreter des damaligen Amtes Blank) beigesetzt. Nach der Rede wurde eine schlichte Gedenktafel neben der des Feldmarschalls Rommel, dem einst das Goslarer Jägerbataillon unterstand und dem auch lange Guderian angehörte, eingeweiht. Bei solchen und ähnlichen Anlässen pflegt man die besonderen Eigenschaften und Verdienste des zu Ehrenden hervorzuheben. Durch die Lektüre einseitig eingestellter Schriftsteller war jedoch die Redakteurin derzeit zu einem anderen Urteil über Guderian gekommen. Sie erkennt aber an, daß es seine persönliche Gewissensentscheidung war, daß er sich nicht am 20. Juli beteiligte. Guderian gehörte eben zu den Soldaten, die, wenn auch schweren Herzens, versuchten, in der damaligen Auffassung der soldatischen Pflicht zu bleiben. Gewiß ist der Standpunkt des Grafen Stauffenberg und des Kreises um ihn, es trotz Aussichtslosigkeit zu wagen, gegen den Diktator aktiv vorzugehen, ethisch höher zu bewerten. Aber auch diesmal, wie schon 1807, waren die Meinungen verschieden. So schreibt Graf Gneisenau 1817: „Übereinstimmung zwischen Volk und Armee war die Voraussetzung für eine gewaltsame Lösung. Viele hielten daher ein gewaltsames Eingreifen mitten im Existenzkampf unseres Volkes für falsch und billigten nicht die Tötung ohne rechtliches Urteil." General Graf Kielmannsegg stellte daher bei einer Ansprache zum Gedächtnis des 20. Juli fest, daß „die Ehrenhaftigkeit der nicht am 20. Juli beteiligten Soldaten nicht angetastet ist". Ebenso stammt das Wort von der „Ausnahmesituation" von ihm.

Wogegen wir uns jedoch wehren, ist die Art und Weise, wie die Gräfin Guderian a) seine Teilnahme am Ehrenhof, b) seine Ansprache an die Generalstabsoffiziere im Oberkommando des Heeres vorwirft. In diesem Zusammenhang spricht sie sogar von des „Teufels General".

Nun! Zunächst wissen wir heute, daß wir alle als Treibstoff des Bösen mißbraucht wurden, nicht nur wir Soldaten, sondern auch das gesamte Volk in allen seinen Schichten. Aber wir kämpften damals zugleich gegen einen nicht kleineren Teufel in Gestalt Stalins. Trotzdem wurden wir Soldaten nach dem Kriege — und manchmal heute noch — mit Vorwürfen aller Art bedacht. Ein gerütteltes Maß an Schuld hierbei hat ein großer Teil der Presse. Die Gräfin gibt das zu, indem sie schreibt: „Daran ist etwas Wahres. Und da haben wir, die Journalisten, zweifellos einiges wieder gut zu machen, vielmehr, in Zukunft besser zu machen." Für diese Worte, die sie wenigstens für ihre Person hoffentlich verwirklichen wird, sind wir der Gräfin dankbar.

Zu a) Beteiligung am Ehrenhof!

Wir wissen von Männern aus der nächsten Umgebung Guderians, wie schwer er um diesen Entschluß gerungen hat und welche Beweggründe ihn veranlaßten, mit seiner Teilnahme zu versuchen zu retten, was noch zu retten war, nachdem das Unternehmen des 20. Juli nun einmal mißlungen war. Es ist ihm dies nachweisbar auch in einigen Fällen gelungen, und wir sind überzeugt davon, daß diese so vor dem Unheil Bewahrten, die zum Teil nach dem Kriege in sehr hohe Stellungen gelangten, dieses eines Tages, wenn die Zeit dafür reif ist, bekennen werden, so daß dann das Charakterbild Guderians auch dem Laien klar wird.

Guderians Aufgabe nach dem 20. Juli war es, den Osten vor dem verstärkt einsetzenden Ansturm der roten Massenheere irgendwie zu schützen. Nur hierfür war er verantwortlich, und es hätte kein Besserer gefunden werden können. Mit allen Mitteln hat er dafür gekämpft, diese Ostfront und nicht die Westfront, wo das OKW befehligte, und das dort immer noch zu siegen hoffte, zu stärken. Er traf aus eigener Verantwortung in seinem Befehlsbereich Maßnahmen, die ihm jederzeit den Kopf kosten konnten. Zum Glück wagte Hitler nach seinem Blutrausch des 20. Juli nicht mehr, auch diesen Mann noch aufs Schafott zu bringen. Er entließ ihn nur zum zweitenmal. Doch konnte bis dahin Guderian noch vieles im Osten retten. Wie viele Flüchtlinge verdanken ihm wohl, daß sie noch rechtzeitig in den Westen kamen!

Zu b) Die Rede an die Generalstabsoffiziere.

Diese Ansprache war zweifellos scharf und ist nur unter dem Eindruck des Durcheinanders nach dem gescheiterten Putsch zu verstehen. Guderian wollte damit jedoch in letzter Minute den Generalstab vor Hitlers immer stärker werdenden Haß abschirmen und hoffte so mehr Freiheit zum Handeln zu bekommen. Wie es immer seine Art war, schnell das Gebot der Stunde zu erfassen, auch wenn sein Prestige in den eigenen Reihen darunter zunächst leiden sollte, so handelte er auch hier. Es gelang ihm damit, den Generalstab des Heeres unangetastet zu lassen, so daß das Heer weiter funktionsfähig blieb. Wie war denn die Lage damals? War nicht Himmler bereits zum Befehlshaber des Ersatzheeres ernannt worden und hatte er nicht die Führung einer Armee und dann der Heeresgruppe Weichsel erhalten, was restlos schief ging? Bestand nicht die große Gefahr, daß nun immer mehr Schlüsselstellungen, vor allem auch im Generalstab des Heeres, mit Partei- bzw. Politoffizieren — heute noch in den Oststaaten verankert — besetzt würden? Sollte dadurch das letzte Bollwerk des Widerstandes gegen den Osten zusammenbrechen und damit die deutschen Ostprovinzen schutzlos der Überflutung durch den Gegner ausgesetzt werden? Hatte nicht auch Generaloberst Beck beabsichtigt, im Osten weiterzukämpfen, da die Alliierten auf eine bedingungslose Kapitulation weiter bestanden? Wissen wir nicht aus eigenem Erleben, daß wir unschuldig in Verdacht gekommene Offiziere nur dadurch retten konnten, daß wir sie aus der Schußlinie der Partei heraus und in die Front versetzen ließen oder in ihre Beurteilung schrieben, daß sie besonders gute Nationalsozialisten seien? Das Heer im Osten blieb dank der Arbeit Guderians bis zuletzt intakt und hätte auch die Oderlinie noch länger halten können, bis die flüchtende Bevölkerung sich abgesetzt hatte, wenn nicht das OKW starke Verbände in den Westen verlegt hätte.

Guderians aufrechte Haltung und persönlicher kämpferischer Einsatz, sein energisches Eintreten — stets mit seiner Person — für seine Kameraden in jeder Lage, besonders auch Hitler gegenüber, seine echte Kameradschaft, die der jüngste wie der älteste Soldat damals empfand und heute noch empfindet, das sind die Gründe, weswegen wir zu ihm halten und weshalb wir ihn nicht vergessen werden.

Fassen wir zusammen!

Unsere Zeitung hat es sich stets zum Ziel gesetzt — wie die Akademie in Loccum — „das Trennende anzusprechen und das Gemeinsame zu finden". Wir wollen unsere Gedankenfreiheit nicht nur proklamieren, sondern auch praktizieren, soweit nicht militärische Einschränkungen dadurch verletzt werden. Wir sind daher

anders als die Gräfin, der Überzeugung, daß Guderians stets bewiesene aufrechte Haltung nur die Äußerung eines geraden, aufrechten Charakters sein kann. Er ist für uns Soldaten nicht nur „Könner", sondern auch menschlich ein Vorbild gewesen, auch wenn er hier und da geirrt haben mag. Gerade wir Soldaten wissen, daß der perfekte Mensch „ein Widerspruch in sich" ist. Wir glauben sogar, daß der Osten nicht nur unsere militärischen Kriegserfahrungen von damals und unseren Diensteifer von heute respektiert, sondern besonders auch den Geist Guderians fürchtet. Und wir glauben, daß dies wesentlich zur Abschreckung beiträgt, so daß Guderian noch indirekt hilft, den freien Teil unseres Vaterlandes zu schützen, wie das sein ganzes Hoffen und Bangen zu seinen Lebzeiten war. Gegensätze zu konstruieren oder Grenzen der Tradition hierbei abzustecken, erscheint uns abwegig. Es gilt heute wie eh und je, das wertvolle Gut der soldatischen Einsatzbereitschaft und der Kameradschaft, wie auch Guderian es uns vorgelebt hat, zu erhalten und dabei aus den Erkenntnissen von gestern zu lernen, „einen geläuterten eigenen Stil" (Heuss) für heute und die Zukunft zu finden.

Oskar Munzel

Leserbriefe

Aus der Zahl der Leserbriefe, die uns erreichten, veröffentlichen wir nur einen, weil er von einem Nichtabonnenten unserer Zeitung und Nichtangehörigen der Panzertruppe, des Generals der Artillerie a. D. Fretter-Pico, im Frieden Generalstabsoffizier hohen Grades, zuletzt OB einer Armee, aus Berlin gekommen war.

„Der Geist Guderians — Wo die Grenzen der Tradition für die Bundeswehr liegen."

Wenn man als alter Offizier, der seit 1910 bis 1945 seinem Volk und Vaterland in schwersten Zeiten unbeirrt im Frieden und Krieg an der Front, im Generalstab und als Truppenführer gedient hat, kann man die Einstellung zur Person des Generaloberst Guderian, der sich leider nicht mehr selbst wehren kann, nicht unwidersprochen hinnehmen.

An dieser Einstellung ist natürlich vor allem der verlorene zweite Weltkrieg schuld, der den Soldaten mit Schuld und Versagen belastet, um die Politiker zu entlasten. Das hat vor allem die Generalität, die prozentualiter den höchsten Blutzoll vorm Feind hatte, bis zur Neige auskosten müssen. Fest steht, daß durch das unselige Ermächtigungsgesetz der Soldat in eine Gewissenszwangslage zwischen dem Recht als Mensch und der Pflicht als Soldat Volk und Vaterland gegenüber geraten war. Vor allem die hohen militärischen Führer standen vor einem über Menschenkraft gehenden Gewissenskonflikt. Die Verantwortung hierfür trägt nicht der Soldat, sondern die politische Gewalt, die dem III. Reich in den Sattel half und den Weg zur Diktatur frei machte. Mit Fahneneid und Gehorsamspflicht — vor allem im Staatsnotstand — soll man keine Sophistik treiben.

Weiterhin ist festzustellen, daß die Beurteilungsbestimmungen vergangener Heeresepochen im Entscheidungsfall die Charaktereigenschaften grundsätzlich höher bewerteten als Leistung und fachliches Können. In der Einleitung der von Generaloberst Beck bearbeiteten „Truppenführung I. Teil" Ziffer 7 steht zu lesen: „Der Offizier ist auf allen Gebieten Führer und Erzieher. Neben Menschenkenntnis und Gerechtigkeitssinn muß ihn Überlegenheit an Kenntnissen und Erfahrungen, sittlicher Ernst, Selbstbeherrschung und hoher Mut auszeichnen." Es wäre gut, wenn Kritiker am soldatischen Führertum das zur Kenntnis nehmen würden — Wort für Wort auch für die Bundeswehr geeignet! Selbstverständlich sind bei der Ausweitung der Wehrmacht vor allem im Kriege Verstöße gegen diese Grundsätze vorgekommen.

Aber gerade eine Persönlichkeit wie Generaloberst Guderian ist aus dieser Schule hervorgegangen. Er lebte diesen ethischen Grundsätzen gemäß. Generaloberst Guderian hat sich, wie so manch anderer hohe Truppenführer an der Front, nicht entschließen können, im Schicksalskampf um die Existenz unseres Volkes sich am 20. Juli 1944 zu beteiligen. Im Februar 1938 hat Generaloberst Beck als Chef des Generalstabes des Heeres ausgesprochen: „Meuterei und Ungehorsam stehen nicht im Lexikon des deutschen Soldaten!" Guderian wußte aber auch, daß man unter den Augen einer Gestapo keine aus dem Volk wachsende Widerstandsbewegung aufziehen konnte. Der Kapp-Putsch war ein warnendes Beispiel dafür, daß man nicht am Dach anfängt, ein neues Haus aufzubauen. Auch war den Mitwissern am 20. Juli bekannt, daß die Alliierten sich versagten. Sicherlich muß man die Soldaten in der Heimat und Männer des 20. Juli 1944, die ihr hohes ethisches Wollen mit dem Tode bezahlten, in der Größe vor ihrem Gewissen anerkennen und bewundern. Aber ebenso müssen die Soldaten des 2. Weltkrieges in ihrem Opfer der Pflichterfüllung selbst in aussichtsloser Lage anerkannt und voll gleichgestellt werden. Denn beide haben nach einem Wort des Generals Henning von Tresckow gehandelt, als er sagte: „Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben." Die Männer des 20. Juli 1944 erwarteten aber auch, daß die Fronten hielten als Voraussetzung für ihr Wollen. Aber auch die Feldgeistlichkeit hat ihren Eid gehalten und das Durchhalten gefordert.

Die Rolle, die Guderian bei dem unglückseligen Ehrenhof gespielt hat, teilt er mit anderen dorthin befohlenen Generalen. Man muß wissen, daß die Untersuchungen ressentimentgeladen Kaltenbrunner und der SS-Obergruppenführer Müller führten. Wie Guderian in seinen „Erinnerungen eines Soldaten" anführt, haben die Beschuldigten in ihrer anständigen, soldatischen Haltung umfassende Geständnisse abgelegt, wie vor einem Ehrengericht gleichgesinnter Offiziere. Hierdurch war es dem Ehrenhof ungeheuer erschwert, auf unschuldig oder unbeteiligt zu erkennen. Fest steht, daß der Ehrenhof versucht hat, zu retten, was zu retten war.

Wenn man auch bei profilierten Politikern jedes Wort, was sie einmal gesagt haben, auf die Goldwaage legen würde, so könnte man nur staunen. So ist das auch mit den zusammengesuchten Zitaten, die den Generaloberst belasten sollen.

Guderian war bei seinen Untergebenen, wo es auch sei, sehr beliebt; persönlich ein unerschrockener einsatzbereiter Truppenführer, der sich als Schöpfer der Panzerwaffe hohe Verdienste erworben hat. Nie hat er etwas aus Eigennutz, sondern alles für Volk und Vaterland getan. Er hat den Posten als Chef des Generalstabes des Heeres auch nur aus Pflichtbewußtsein übernommen und in dieser Stellung Auge in Auge mit dem Diktator aufs härteste gekämpft und ihm furchtlos widersprochen, was den Tod bedeuten konnte. Ich meine, wenn man Guderians Beweggründe für sein Handeln würdigt und ihm aus der Situation heraus, in die er wie alle Soldaten durch die Politik gestellt worden ist, gerecht wird, so erscheint er als **Vorbild für die Bundeswehr durchaus geeignet.** Es ist unrecht, ihn zum charakterlosen Heloten des III. Reiches abzustempeln, nur weil er aus Gewissensgründen sich dem Tyrannenmord versagte.

Den Abschnitt „Soldat in der Industriegesellschaft" kann man nur unterschreiben. Doch ist nicht einzusehen, warum gerade in der Armee nicht ethische Werte, die sich in langer Tradition bewährt haben, zum Nutzen unseres Volkes gepflegt werden sollen in einer Zeit, die die wahre Ethik der Demokratie oft mißbraucht und sogar dem Nihilismus Vorschub leistet. Unser Volk in gesunde Bahnen zu führen ist Aufgabe der Politiker. Im übrigen hat leider der junge Major der Führungsakademie Hamburg mit seinen Ausführungen vollkommen recht. Es ist erfreulich, wenn das Einsehen bei der Journalistik vorliegt, „in Zukunft besser zu machen". Doch

die Erklärung, „daß die Soldaten nun einmal das Pech haben, mit ihrer Uniform Assoziationen an eine Zeit heraufzubeschwören, die jeder gern verdrängen würde", kann nicht abgenommen werden. Gerade der Soldat in seiner Uniform hat den größten Widerstand geleistet gegen die Partei als Träger des Staates. Er hat sich in seiner Uniform dem Volk und Vaterland verpflichtet gefühlt. Dafür hat er sein Leben hingegeben; er konnte im Kriege keinen Umsturz herbeiführen bei der Einsichtslosigkeit der ehemaligen Gegner. Der Soldat ist auch ein Opfer der weiterlaufenden Kriegspropaganda. Unter dem politischen Schlagwort „Militarismus" wurde er diffamiert. Hier muß angesetzt werden, um zu verhindern, daß er von der modernen Gesellschaft isoliert wird. Eine Grenze zwischen guter soldatischer Tradition und Neubeginn kann es nicht geben. Denn eine Armee ohne die hohen ethischen Werte einer Tradition gibt es nicht, wie es die Armeen unserer Verbündeten beweisen, die die Tradition bis in Äußerlichkeiten hochhalten. Es gibt auch keinen deutschen „General einer neuen Tradition", der, wie eine NATO-Zeitung berichtete, mit diesem Epitheton ornans in sein neues Amt bei der NATO eingeführt wurde, denn eine neue Tradition ist ein Widerspruch in sich!

Der Gutachter-Ausschuß wäre, wie bewiesen ist, für führende Persönlichkeiten im zivilen Sektor berechtigter gewesen, als ausgerechnet beim allerdings diffamierten Soldaten.

Oberstabsarzt Dr. med. Schönfeld

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz Nr. 2

Lage:

Beim Versuch, auf einer vereisten Straße einen 0,25 t zu wenden, rutscht das Fahrzeug in den Straßengraben. Die Windschutzscheibe splittert und der Fahrer zieht sich am rechten Handgelenk eine tiefe Schnittwunde zu. Aus der Wunde spritzt stoßweise hellrotes Blut.

Fragen:

1. Was ist zu tun?

a) Einfachen Verband straff anlegen und hochlagern (Druckverband)?
b) Abbinden der Blutung am Unterarm?
c) Abbinden am Oberarm?
d) Den Unterarm schienen (nach dem Verbinden)?
e) Nach Verbinden ohne Schienung in Dreiecktuch ruhigstellen?

2. Zum eventuellen Abbinden stünde zur Verfügung:

a) Verbandpäckchen Bw.
b) Taschentuch
c) Bindfaden
d) weicher Kupferdraht
e) Halstuch oliv
f) Schnürsenkel

Was kann verwendet werden?

Richtige Antworten:

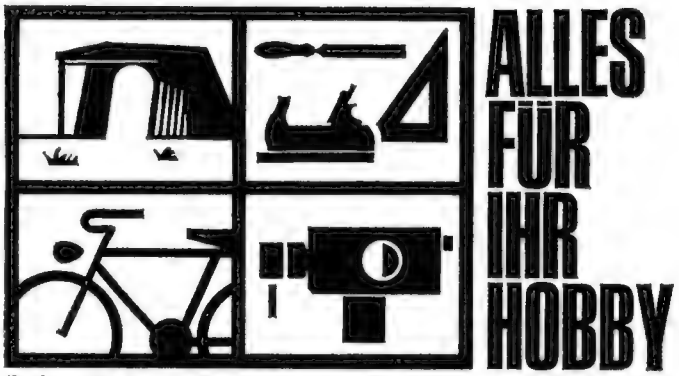
1. a), wenn Blutung nicht steht 1 c), danach 1 e),
2. b) oder 2. e).

Bemerkungen:

Zu 1 a):
Bei kleineren Schlagaderblutungen sowie fast allen Blutaderblutungen (dunkelrot, fließend, nicht stoßweise) genügt Druckverband und Hochlagerung. Steht die Blutung nicht, so muß abgebunden werden.

Zu 2 b):

Bei Schlagaderblutungen erfolgt die Abbindung stets herzwärts der Wunde. Ein Abbinden am Unterarm ist jedoch sinnlos, da die Blutgefäße zwischen Elle und Speiche liegen und durch Abbinden nicht zusammengepreßt werden (dasselbe gilt für Abbinden am Unterschenkel).



finden Sie im großen Neckermann-Katalog Frühling/Sommer 1965:

Hochwertige Foto- und Filmkameras mit Zubehör, Qualitäts-Prismenferngläser und Mikroskope, wertvolle Tonbandgeräte, Werkzeuge für Bastler und Handwerker, Fahrräder und Sportgeräte, Schlauch- und Faltboote, Luft- und Sportgewehre, Autozubehör in großer Auswahl —

alles Qualitäts-Erzeugnisse zu günstigen Neckermann-Preisen.

Bestellen Sie bitte den großen Katalog, er kommt gratis!

Neckermann

DAS GROSSE VERSANDHAUS

Abt. W 856 **6000 Frankfurt 1**

Zu 1 c):
Der Oberarm ist die geeignete Stelle zum Abbinden.

Zu 1 d):
Geschient wird im allgemeinen nur bei Knochenbruch oder Verdacht auf Knochenbruch. Eine Schienung bei Blutungen wird nur dann vorgenommen, wenn die Gefahr besteht, daß während des Transportes die Abbindung abrutscht (z. B. hüftgelenksnahe Blutungen am Oberschenkel).

Zu 1 e):
Im geschilderten Fall genügt es, nach Blutstillung durch Druckverband oder Abbinden am Oberarm den Arm im Dreieckstuch ruhigzustellen.

Zu 2 a):
Das Verbandpäckchen Bw ist zur Wundbedeckung vorgesehen, nicht zum Abbinden und wird entsprechend zum Verbinden der Schnittwunde verwendet.

Zu 2 b) und e):
Taschentuch oder Halstuch oliv sind zum Abbinden gut geeignet, auch wenn sie verschmutzt sind, da sie ja selbst mit der Wunde nicht in Berührung kommen.

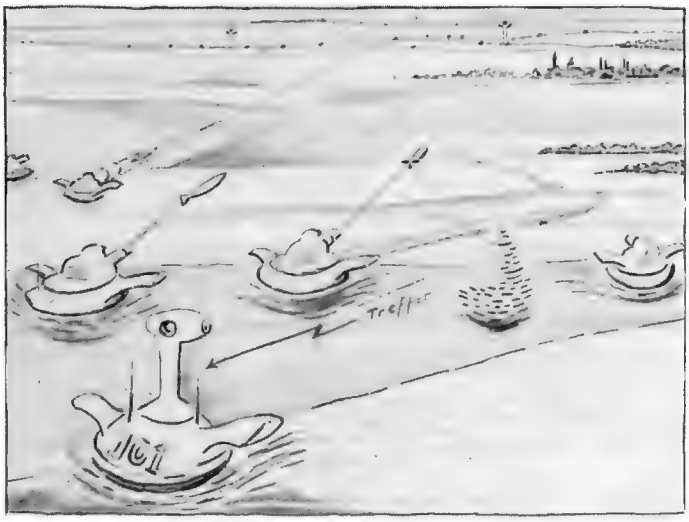
Zu 2 c), d) und f):
Bindfaden, Kupferdraht oder Schnürsenkel sind zum Abbinden völlig ungeeignet, da sie einschneiden und unter Umständen Muskel oder Nerven verletzen und zu Dauerlähmungen führen können.

Nach durchgeführter Kameradenhilfe darf im geschilderten Fall nicht vergessen werden, dem Verletzten einen Zettel mit Angabe der Uhrzeit des Unfalles und des Anlegens der Abbindung mitzugeben.

Dichtung und Wahrheit

von Gilbert-Axel Weidemann

Im Jahre XYZ ist es endlich gelungen, die atmosphärischen Einflüsse, Witterungseinflüsse, Hitzeauswirkung mit Feuer und Rauch vom Gefechtsfeld zu verbannen. Das Zeitalter des „sauberen Krieges" hat begonnen, in dem elektronische Geräte unbehelligt von allen Einflüssen ihre vielseitigen Aufgaben im Kampf mit dem Feind erfüllen können. Im ungetrübten Sonnenlicht des Tages und im vollen Licht von Mond und Sternen bei Nacht wirkt das Gefechtsfeld klar und sauber wie der schon früheren Generationen bekannte aseptische Operationsraum der Chirurgie. Auch die Vernichtungswirkung zeigt sich nur noch im Zerfall der Materie ohne Knall oder Blitz, ohne Feuer und Rauch. Träger weitreichender Waffensysteme in einem vor Strahleneinfluß geschützten und Suchstrahlen störenden Gehäuse mit einem vom Bodendruck befreiten Antrieb führen den Kampf mit ihren zielsuchenden Raketen. Die Kampfüberlegenheit wird mit der zielerfassenden Reichweite der Elektronik und mit der in Bruchteilen von Sekunden arbeitenden Schnelligkeit der Rechengeräte errungen. Es ist das Gefechtsfeld der Technik mit ihrer unbehinderten funktionellen Vernichtungskraft.



Diese unbemannten Waffenträger werden gesteuert von bemannten Kommandoträgern, die hinter den Waffenträgern, von ihnen gegen die zielsuchenden Feindwaffen abgeschirmt, den Einsatz verfolgen. Es ist ein Sich-Messen der Technik nach dem Willen der operativen Führung, die gegenüber einem ebenbürtigen Feind die Entscheidung sucht. Alle Erscheinungsformen der Natur, die den menschlichen Lebensbereich ausmachen und beeinflussen, denen der Mensch im Kampf zu begegnen hatte und die er zu nutzen bestrebt war, sind zur berechenbaren Materie geworden und haben ihre Bedeutung als unwägbare Faktoren verloren. Sie spielen bei kriegerischen Auseinandersetzungen nur noch dort eine Rolle, wo menschliche Gefühle und Regungen sowie das Ausnutzen der Natur und ihre Einflüsse auf Grund einer rückständigen Entwicklungsstufe zur Geltung gelangen können; es ist der Kampfplatz der „unterentwickelten Länder". — Eigene Kampfausfälle auf diesem modernen Schlachtfeld, elektronisch registriert, werden mit Rechenmaschinen zu „Daten" für parametrische Erfahrungsberichte verarbeitet, deren Ergebnisse als neue Führungsimpulse elektronisch weitergeleitet werden. Dieses steigert das Führungsvermögen, nicht mehr belastet von den seelischen Schwingungen und dem geistigen Fassungs- und Leistungsvermögen des menschlichen Individuums. Seine damit freiwerdenden Denkkräfte können sich schon im Frieden den menschlichen Belangen zuwenden wie Beförderungsfragen mit dem hierfür notwendigen geistigen Rüstzeug, der Familienheimfahrt und dem nun unterirdischen Eigenheimbau. — Soweit die Dichtung!

Und nun zur Wahrheit!

Noch haben wir den „schmutzigen Krieg", bei dem die Sichtverhältnisse durch vermehrten Rauch und Dunst und durch die sehr viel größere Hitze- und Druckwirkung als Folge der gesteigerten Vernichtungskraft neuzeitlicher Waffen nicht besser, sondern schlechter sein werden! In diesem Inferno neuzeitlicher Waffenwirkung mit den vielleicht sogar ausgelösten Naturelementen wird der Soldat, bis über die Grenzen seines Leistungsvermögens belastet, zu kämpfen haben. Nur einfache, kurze Handgriffe wird er verrichten können, um die noch verbleibende Kraft für den Kampf aufzuwenden. Hier von zukünftigen Panzerkampfentfernungen von 3 000 m und darüber zu sprechen und hierfür notwendige komplizierte Waffensysteme als die Zukunftslösung zu betrachten, zeugt von einer vorstellungsarmen, einseitigen Betrachtungsweise technischer Möglichkeiten und beweist wenig Sinn für die Wirklichkeit. Wenn die durchschnittlichen Panzerkampfentfernungen im letzten Weltkrieg um 1 000 m und noch darunter lagen, so wird diese in Zukunft eher noch kürzer

sein. Auch bei der Erfüllung kühnster Träume hinsichtlich neuzeitlicher Richtmittel bleibt die Tatsache bestehen, daß der Schütze zunächst einmal s e h e n muß. Alle diesbezüglichen Versuche sind bisher rein in ihrer technischen Funktion ohne Berücksichtigung aller hindernden Einflüsse erprobt; die bisherigen Ergebnisse können den Techniker wohl hoffnungsfroh stimmen — und den Verkaufsleiter werbefreudig —, sie sind aber für den Soldaten noch völlig unzureichend.

Eine einseitig auf weite Kampfentfernungen aufgebaute Kampfauffassung wird sich nicht bewähren, wenn der Gegner dieses Vorhaben nicht annimmt, sondern bei seiner Mentalität die Verzahnung, d. h. den „Kampfclinch" sucht. Unter meiden weiter, freier Flächen wird der Gegner bis auf Kampfberührung vorstoßen und zum Nahkampf herausfordern. Dichte Siedlungs-, Industrie- und Waldgebiete, die wegen ihres großen Vorkommens in Europa als Kampfgebiete mit in Betracht zu ziehen sind, werden eine derartige Kampfführung des Gegners begünstigen und uns zwingen, sich darauf einzustellen. Bildlich gesprochen: nicht weit ausholende, schön wirkende Säbelhiebe werden möglich sein, sondern blitzschnelle, wiederholte Dolchstöße.

Man denke an unsere Kriegserfahrung: stets galt es im Panzerkampf gegen einen zahlen- und waffenmäßig ebenbürtigen oder überlegenen Gegner: „Rankommen lassen" und „Herankommen an den Feind bis auf wirksamste Schußposition". Eine Vernichtung von Feindpanzern durch das Feuer eigener Panzer ist über weite Entfernungen fast nie erzielt worden, da sich der Feind in einer derartig kritischen Lage einfach absetzt — denn Panzer bewegen sich und bieten kein stehendes Ziel wie z. B. ein Bunker. Das so oft zu hörende Argument: wenn A auf diese Entfernung B vernichten kann, und B A auf eine noch größere Entfernung, dann ist B der Sieger — dazu werden noch die bekannten Linien gemalt — läßt vermuten, daß der Sprecher entweder einiges vergessen hat oder nie „dabei war"; denn so einfach ist es nie gewesen und dürfte es in Zukunft auch nicht sein. Nur auf Entfernungen, bei denen es kein Entkommen gibt, gelingt die Vernichtung. Dieses verlangt Selbstbeherrschung und Ruhe als Früchte der Erziehung und Ausbildung sowie eine zuverlässige, schnell schießende Kanone, um den Augenblick nutzend in Kürze Volltreffer auf Volltreffer bei den sich bietenden Zielen anzubringen. Dieses erfordert **Treffsicherheit in Verbindung mit Feuergeschwindigkeit.** Der Panzerkampf im Gelände ist keine Seeschlacht auf dem Meer; dieser poetisch oft angewandte Vergleich hält den prosaischen Tatsachen nicht Stand. Der Wahrheit eine Gasse!

Oberst a. D. Siegfried Erfurth

Zum 150. Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance (Waterloo)

„Christ und Welt" berichtete am 26. 3. 1965 auf S. 5 unter „Seitenblicke": Der **französische Generalstab** hat eine **Teilnahme** an **britischen 150-Jahrfeiern** der **Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1965** mit der Begründung **abgelehnt,** mitten in den **Vorbereitungen** für die **900jährige Wiederkehr der Schlacht von Hastings** zu stecken. Diese erstaunliche Zeitungsmeldung mag zutreffend sein oder nicht, jedenfalls sollte in unserer an trüben Erinnerungen an die jüngste Geschichte so überreichen Nation hiermit daran erinnert werden, daß wir allen Grund haben, des 18. Juni 1815 mit berechtigtem Stolz und erhobenen Hauptes zu gedenken, waren es doch an der Seite der **Engländer** vornehmlich **Preußen,** die für das damals erstmals von einem Diktator und fremden Eroberer unterdrückte und drangsalierte Kontinentaleuropa in einer opferreichen Schlacht einen glänzenden Sieg erkämpften.

Es war am 15. 6. 1815 um Mitternacht, als Wellington Blücher mitteilte, daß 20 000 Mann des englischen Heeres am 16. 6. 10.00 Uhr bei Quatrebas stehen würden. Am 16. 6. 10.30 Uhr schreibt er erneut an Blücher, seine Reserven würden gegen 12.00 Uhr bei Quatrebas eintreffen. Und um 13.00 Uhr versprach Wellington Blücher, am Nachmittag in die Schlacht einzugreifen und die Franzosen im Rücken oder in der Flanke anzufallen. „Mit den Worten — um 4.00 Uhr (16.00 Uhr ist gemeint) werde ich hier sein — trennte sich der Herzog Wellington von dem preußischen Feldherrn." Wellington hatte — sicherlich nur aus Irrtum und in gutem Glauben — zuviel versprochen. Ja, er wurde selbst bei Quatrebas von überlegenem Gegner angegriffen und hatte erst am späten Abend gerade genug Kräfte beisammen, um den französischen Angriff abzuschlagen. — Im Vertrauen auf die wiederholte feste englische Zusage hatten Blücher und Gneisenau gleichzeitig mit den Engländern die Schlacht bei Ligny angenommen, und es entstanden, anstatt einer Schlacht mit vereinten englisch-preußischen Kräften, zwei nur durch eine Meile getrennte Schlachten, beide unter sehr unglücklichen Bedingungen. Die preußische Armee wurde geschlagen und verlor etwa 12 000 Mann. Nach wenigen Stunden Nachtruhe standen die preußischen Regimenter wieder in guter Ordnung und zuversichtlich. Die französischen Kräfte stießen nicht nach und unterließen es, Fühlung mit den geschlagenen preußischen Kräften zu halten. — Wellington hingegen errang einen Sieg über Marschall Ney bei Quatrebas.

Unbehelligt vom Gegner wichen die Preußen nach Norden in Richtung Wavre und nicht — wie auf französischer Seite vermutet — auf den Rhein aus, um sich so den Verbündeten wieder zu nähern und in Kürze bei Brüssel eine neue Schlacht zu schlagen. Auf Blüchers Anfrage erklärte Wellington am 18. Juni „eine neue Schlacht anzunehmen, wenn er auf Hilfe von etwa 25 000 Mann rechnen könne. — Nach einem kurzen, glänzenden Reitergefecht ging Wellington am Nachmittag nordwärts zurück und versammelte sein Heer bei Mont St. Jean, beiderseits der Brüsseler Straße mit der Front nach Süden. Die Furcht vor einer Umgehung von rechts her gab er freilich noch immer nicht ganz auf und ließ daher bei Hal, 2 Meilen vom Schlachtfelde, ein Korps von 17 000 Mann stehen, so daß in den Entscheidungsstunden bei Belle-Alliance fast ein Fünftel seines Heeres fehlte".

Gneisenaus Plan zufolge war in der Nacht vom 17. auf 18. Juni das preußische Heer unter mühevollsten Märschen auf aufgeweichten Wegen in der Gegend von Wavre versammelt. „Wellington getraute sich, dem preußischen Feldherrn nur zuzumuten, daß er zur Verstärkung des linken Flügels der Engländer herankäme. Gneisenau aber wählte nach seiner großen Weise einen kühneren und schwereren Plan: er dachte vielmehr die Franzosen im Rücken und in der rechten Flanke anzugreifen. Gelang dieser Schlag, so war Napoleons Heer vernichtet und der Krieg mit einem Mal beendet".

Wellington hatte für sein Heer am 18. Juni eine feste Verteidigungsstellung auf einem von Ost nach West langgestreckten, niederen Höhenzug, die Mitte bei dem Dorf Mont St. Jean, mit der Front nach Süden gewählt. „Auf engem Raume von kaum 5 000 Schritt Länge standen die englischen Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30 000 Deutsche, 24 000 Engländer, über 13 000 Niederländer, zusammen 68 000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Zentrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. — Der Herzog blieb während vieler Stunden im Zentrum bei Mont St. Jean. — Einige hundert Schritt vor der Front lagen, wie die Vorwerke einer Festung, drei stark besetzte Positionen: vor der Rechten das Schloß Hougomont, inmitten der alten Bäume seines Parks, von hohen Mauern umschlossen; vor dem Zentrum an der Landstraße das Gehöft La Haye Sainte; vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Haye." Auf einer Parallelhöhe etwa 2,5 km südlich hiervon bei Belle-Alliance stellte Napoleon sein Heer auf. „Sein Plan war, einfach durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, womöglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel." Deshalb hatte er seine Reserven hinter dem rechten Flügel bei Rossomme aufgestellt. — „Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72 000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Kavallerie und die Überzahl der Geschütze — 240 gegen 150 Kanonen — überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonn den Boden etwas aufgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator eine große Heerschau. — Die Trommler schlugen an; die Feldmusik spielte das ‚Partant pour la Syrie!'"

Während 11.30 Uhr der linke Flügel Napoleons gegen Schloß Hougomont antrat, traf er auf seinem rechten Flügel Maßnahmen für den entscheidenden Stoß. Als sich nun aber herausstellte, daß doch ein beträchtlicher Teil der preußischen Kräfte auf das Dorf Plancenoit im Vorgehen war, sandte Napoleon das französische Korps Lobau über Plancenoit hinaus, so daß sein rechter Flügel rechtsrückwärts gebogen war. „Aus Furcht vor den Preußen wagte der Imperator auch nicht mehr, die 24 Bataillone seiner Garde, die noch unberührt in Reserve standen, gegen die Engländer vorzuschicken, sondern beschloß, mit seiner gesamten Kavallerie das Zentrum Wellingtons zu durchbrechen."

Blücher ließ das III. Preuß. Korps bei Wavre zurück, um seinen Rücken gegen einen Angriff Gronchys zu decken. Zieten ging mit dem I. Preuß. Korps in Richtung Ohain und weiter gegen den rechten Flügel der Franzosen vor. Bülow mit dem IV. Preuß. Korps und dahinter das II. Preuß. Korps unter Pirch wendeten sich nach links, südwestwärts gegen den Rücken der französischen Aufstellung.

Noch ehe die Preußen bei dem Walde von Frichemont anlangten, zwischen 15.00 und 16.00 Uhr, hatte der zweite große Angriff der Franzosen gegen die englische Stellung begonnen. Ney sprengte mit 14 Regimentern schwerer Reiterei auf der Westseite der Landstraße gegen die Vierecke der englischen Garde und der Division Alten im Zentrum heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, aber das Fußvolk hielt unerschüttert aus." Ney wiederholte nun, durch die Kavallerie Kellermanns verstärkt, jetzt mit 26 Reiterregimentern, den Angriff. Zehn- bis zwölfmal wurden die Attacken gegen einzelne Bataillone vorgetragen.

Bei der Meierei von La Haye Sainte stand es wesentlich günstiger für Napoleon. Hier verteidigte Major Baring mit einem Bataillon leichter Infanterie der deutschen Legion und einigen Nassauern.

Blücher und Wellington bei Belle Alliance, 18. Juni 1815.
(Ausschnitt aus einem Stich von Stocks nach D. Maclise.)

„Die grünen Jäger hatten schon um Mittag die Schlachthaufen Erlons abgeschlagen." Erst als Munitionsmangel zum Zurückgehen zwang, stieß der französische Angriff über das Vorwerk bis nach Mont St. Jean. „Da führte der Herzog selber die hannoversche Brigade Kielmannsegg herbei und ihr gelang, die Lücke im Zentrum der englischen Truppen zur Not wieder auszufüllen. Mittlerweile konnte auch der tapfere Prinz Bernhard von Weimar auf dem linken Flügel die Vorwerke La Haye und Papelotten gegen die Division Durette nicht mehr behaupten. — Wellingtons Besorgnis stieg. Schon seit mehreren Stunden hatte er wiederholt Adjutanten an Blücher gesendet mit der dringenden Bitte um Hilfe. — Fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen. — Bülows Batterien fuhren staffelförmig auf den Höhen vor dem Walde auf." Dann traten nacheinander die Brigaden des IV. Preuß. Korps mit Trommelschlag und wehenden Fahnen aus dem Gehölz hinab in die Ebene gegen Plancenoit. Gegen 18.00 Uhr ging Zieten mit der Spitze des I. Preuß. Korps rasch auf die Vorwerke La Haye und Papelotte vor, wo sich soeben die Division Durette eingenistet hatte. Prinz Bernhard von Weimar rettete die Trümmer seiner Truppen, als die preußische Hilfe herankam, rückwärts in den Wald von Soignes. — Die Brigade Steinmetz warf nun die Franzosen aus den beiden Vorwerken hinaus, die Brandenburgischen Dragoner hieben auf die Zurückweichenden ein, die Batterien des I. Preuß. Korps bestrichen weithin den rechten Flügel des Feindes."

Da versuchte Napoleon den dritten allgemeinen Angriff, und zwar nach zwei Seiten. Er ließ um 19.00 Uhr 24 Bataillone seiner Garde heranholen, setzte 12 gegen Plancenoit (Korps Bülow) ein und zehn unter Ney gegen das englische Zentrum wieder westlich der Straße und möglichst entfernt von dem Korps Zieten an. Diesmal stießen die Truppen Neys auf kürzeste Entfernung mit der englischen Garde in ihren roten Röcken und mit Bärenmützen zusammen und wurden nach kurzem Handgemenge den Hang hinuntergeworfen.

„Bülows Truppen gingen in drei Kolonnen im Sturmschritt auf Plancenoit vor. In und neben dem Dorf hielten jene 12 frischen Bataillone der Kaisergarde und sie fochten mit dem höchsten Mute. — Das Korps Blücher verlor in zwei Stunden 6 353 Mann, mehr als ein Fünftel seines Bestandes, nach Verhältnis ebensoviel wie die englische Armee während des ganzen Schlachttages. Der erste und der zweite Sturm wurden abgeschlagen, da führte Gneisenau selbst die schlesischen und pommerschen Regimenter zum drittenmal vorwärts, und jetzt um 20.00 Uhr drangen sie ein. Noch ein letzter wütender Widerstand in der Dorfgasse, dann entwich die kaiserliche Garde in wilder Flucht; ihr nach Major Keller mit den Füsilieren des fünfzehnten Regiments. — Auf der ganzen Linie erklang in langgezogenen Tönen das schöne Signal der preußischen Flügelhörner: ‚Avancieren!' Zu gleicher Zeit ward weiter nördlich das Korps Lobaus von Blüchers Truppen in der Front, von Zietens Reiterei in der Flanke gepackt und völlig zersprengt. Die beiden Heerteile der Preußen vereinigten sich hier; der furchtbare Ring, der den rechten Flügel der Franzosen auf drei Seiten umklammern sollte, war geschlossen. — Den Truppen Zietens wies Grolmann die Richtung nach der Höhe hinter dem Zentrum der Franzosen, nach dem Pachthof Belle-Alliance, der mit seinen weißen Mauern weithin erkennbar wie ein Leuchtturm über dem tiefen Gelände emporragte.

Schweigsam, unbeweglich, mit wunderbarer Selbstbeherrschung sah Wellington auf die ungeheure Verwirrung. Sein Heer war nicht nur völlig ermattet, sondern auch in seiner taktischen Gliederung ganz gebrochen; der lange Kampf hatte alle Truppenteile wirr durcheinandergeschüttelt." — „Dennoch ließ er, sobald er den rechten Flügel der Franzosen dem preußischen Angriff erliegen sah, alle irgend verwendbaren Trümmer seines Heeres noch eine Strecke weit vorrücken. Auf diesem letzten Vormarsch trieb der hannoversche Oberst Halkett die beiden einzigen Vierecke der Kaisergarde, die noch zusammenhielten, vor sich her und nahm ihren General Cambronne mit eigenen Händen gefangen. — Wellington überließ die weitere Verfolgung ausschließlich den Preußen, die ohnehin dem Feind am nächsten waren.

Der kranke Napoleon mußte zu Pferde davonjagen, obwohl er sich kaum im Sattel halten konnte. Nur um die Fahnen scharten sich immer noch einige Getreue; ihrer vier waren in der Schlacht verlorengegangen, die übrigen wurden allesamt gerettet.

Wie einst bei Leuthen bliesen die Trompeter das „Nun danket alle Gott!" und die Soldaten stimmten mit ein.

Blücher befahl, „die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle-Alliance, wo die beiden Sieger, ‚durch eine anmutige Gunst des Zufalls' zusammengetroffen waren — ‚zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren'. — Wellington hat Blüchers ritterliche Anregung, die Schlacht nach Belle-Alliance zu nennen, nicht aufgegriffen, sondern seinerseits die Schlacht ‚Waterloo" genannt. — Bei Waterloo ist übrigens gar nicht gekämpft worden, sondern dort hatte Wellington am 17. Juni übernachtet und von seinem Feldzug in Spanien her war er es gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen."

Wäre es nicht mehr als nur eine ritterliche Geste, einer Einheit oder wenigstens einer Kaserne der Bundeswehr am 18. Juni 1965 einen mit der Schlacht bei Belle-Alliance engstens verbundenen Namen zu verleihen und innerhalb der Bundeswehr dieses strahlenden Sonnentages unserer Geschichte in würdiger Weise zu gedenken, ohne dabei den nötigen Takt gegenüber dem befreundeten Frankreich zu verletzen?

Jede junge Generation braucht ihre leuchtenden Vorbilder aus der Geschichte der eigenen Nation! — Österreich ist uns auch auf diesem Wege einen Schritt vorausgegangen, indem es dem Wachbataillon die Bezeichnung „Gardebataillon" verlieh.

Gerade von dem versöhnten und befreundeten Frankreich, das wie keine andere Nation ein feines Gefühl für die „gloire" hat und alljährlich die Wiederkehr der Befreiung von Paris im Jahre 1944 von der Besetzung durch deutsche Truppen erneut feiert und für 1966 eine großangelegte Feier des 50. Jahrestages der Schlacht von Verdun vorbereitet, dürfen wir in erster Linie freundschaftliches Verständnis erwarten, wenn wir — ebenso wie die Frankreich und uns verbündeten Engländer — uns auf unsere gemeinsame Waffentat vom 18. 6. 1815 besinnen und unserer vielen dort Gefallenen in Dankbarkeit und in feierlicher Form gedenken.

Anmerkung des Verfassers: Die in diesem Aufsatz in Anführungsstriche gesetzten Stellen sind aus dem Buch „Der Wiener Kongreß" von Heinrich von Treitsche - Verlag Die Heimbücherei - Berlin - 1943 im Wortlaut zitiert.

Ehrenkompanie mit den Fahnen ehem. Koblenzer Regimenter

Neue Fahnen in alten Mauern

Die Festung Ehrenbreitstein und das sonnige Wetter boten den geeigneten Rahmen, um die vom Bundespräsidenten gestifteten Fahnen den Bataillonen der Panzerbrigade 15 zu übergeben. Viele Koblenzer Bürger hatten sich zu diesem feierlichen Truppenzeremoniell eingefunden.

Der Kommandeur der PzBrig. 15, Oberst Fechner, erläuterte in seiner Ansprache u. a. Sinn und Zweck der neuen Fahnen. „Während früher die Fahnen Feldzeichen waren, haben sie heute nur noch eine symbolische Bedeutung. In unserer symbolarmen Zeit sollen sie Soldaten und Bürger daran erinnern, daß die Farben Schwarz-Rot-Gold als Sinnbild von Einigkeit und Recht und Freiheit unser großes gemeinsames Band bilden."

Standarten alter ruhmreicher Koblenzer Regimenter, die ebenfalls mitgeführt wurden, machten den jungen Soldaten klar, daß es schon seit altersher die Pflicht und Aufgabe der männlichen Jugend gewesen ist, für ihr Vaterland in ruhigen und stürmischen Zeiten einzustehen.

Mit dem Vorbeimarsch an Oberst Fechner und an zahlreichen Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben, klang die eindrucksvolle Feierstunde aus.

Garnison-Jubiläum in Amberg

Mit einer einstündigen Feldparade von 400 Ketten- und Räderfahrzeugen der Bundeswehr, der US-Army und des Bundesgrenzschutzes vor Verteidigungsminister Kai-Uwe v. Hassel begannen in Amberg am Nachmittag des 27. Mai 1965 die Feierlichkeiten zum 250. Jubiläum der Garnison und zum 240jährigen Bestehen des „Haus-Regimentes", des 6. Infanterie-Regimentes. Die Stadt Amberg bereitete anschließend im großen Rathaussaal einen eindrucksvollen Empfang für den Bundesminister der Verteidigung, hohe Staatsbeamte, Geistlichkeit, Abgeordnete, Stadträte und die Generale Hepp, Übelhack, Hess, Härtel, Straden und von der US-Army Cassidy und Higgins. Den Tag beschloß ein feierlicher Zapfenstreich im weiten Innenhof der traditionsreichen Kaiser-Wilhelm-Kaserne. In der Ansprache Oberbürgermeisters Dr. Steiningers wurde der Weg Amberger Regimenter deutlich von dem traditionsreichen 6. Kaiserregiment über das IR 20 und IR Amberg unter dem späteren Generaloberst Dietl, das IR 41 mit dem nachmaligen General Friedrich Gollwitzer, das AR 10 unter Ritter von Speik bis hin zur 88. Infanteriedivision, deren Nabburger Tor als Wahrzeichen die Soldaten auf alle Kriegsschauplätze im zweiten großen Ringen begleitet hat. Diese Tradition einer wehrhaften Stadt, deren starke Tore und Türme, Mauern und Gräben noch heute erhalten sind, wurde wenige Jahre nach dem Kriegsende wieder aufgenommen vom Bundesgrenzschutz und der Bundeswehr, deren Panzerbrigade 12 ihren Sitz in der Oberpfälzer Stadt hat. Geblieben ist auch das stets herzliche Verhältnis zwischen Bürgern und Soldaten. Dies unterstrich deutlich ein prachtvoller Ball am darauffolgenden Tag und ein Kameradschaftsabend am 29. Mai, der im Treffen alter und junger Soldaten den Kreis schloß zwischen 250 Jahren deutschen Soldatentums, dessen Geist, Gesinnung und Haltung Vermächtnis bleibt.

Heiko Möhring, Leutnant

Vorbeimarsch der Verbände der Panzerbrigade 12

Zum Sammeln geblasen!

Traditionstreffen

225. Inf.-Div. 25. September 1965 in der Mensa der Universität in Hamburg.

260. Inf.-Div. 16./17. Oktober 1965 in Ludwigsburg bei Stuttgart.

291. Inf.-Div. 25./26. September 1965 in Essen, Altenessener Str. 1

96. Inf.-Div. 16./17. Oktober 1965 in Hannover, Kuppelsaal der Stadthalle.

62. Inf.-Div. 2./3. Oktober 1965 in Wiesbaden.

87. Inf.-Div. 25./26. September 1965 in Rotenburg/Fulda.

93. Inf.-Div. 25./26. September 1965 in Weinheim/Bergstraße.

Panzer-Regiment 2. 2./3. Oktober 1965, 30jährige Wiederkehr, voraussichtl. in Augustdorf b. Detmold.

Inf.-Rgter 55, 170, 521. 2./4. Oktober 1965 in Würzburg „Huttensäle".

Kriegsschule Hannover 1909. 22. Oktober 1965 in Wiesbaden, Zamenshotel.

Orden u. Ehrenzeichen, Uniform-Effekten, Ausbildungs-, Soldaten- u. Liederbücher. Gelände- u. Sportausrüstungen. Prospekt Rüstkammer Assmannshausen. Postf. 00

Verzogen

von **314 Lüneburg,** Chamissostr. 4,
nach **3402 Dransfeld,**
Auf dem Huhnsberg 12,

Warnfried Graf von Plettenberg
Huberta Gräfin von Plettenberg

BUCHBESPRECHUNGEN

Die deutschen Waffen und Geheimwaffen des 2. Weltkrieges und ihre Weiterentwicklung

5. Auflage. Von Rudolf Lusar. J. F. Lehmanns Verlag, München. 380 Seiten, 113 Abbildungen, DM 28,—, brosch., 1964.

Der Verfasser, durch jahrelange Forschung und Studien auf dem Gebiet der Waffenentwicklungen der Wehrmacht mit dieser umfangreichen, schwierig zu erfassenden und damals häufig streng geheim gehaltenen Materie besonders vertraut, legt hiermit seine 5. neuüberarbeitete und verbesserte Auflage vor.
Das Buch gibt einen außerordentlich interessanten Gesamtüberblick über die Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres, der Luftwaffe sowie der Kriegsmarine. Hinzu kommen Beschreibungen von teilweise bis heute noch unbekannt gebliebenen oder falsch dargestellten Versuchen bzw. Entwicklungen, die teilweise nach dem Kriege die Basis für die heutige moderne Bewaffnung mancher Armeen wurden.
Gleichzeitig wird hier Zeugnis abgelegt von den Leistungen deutscher Wissenschaftler, Forscher und der Industrie, wobei insbesondere zu berücksichtigen ist, welch' kurze Zeitspanne hierfür nur zur Verfügung stand.
Es würde zu weit führen, hier den breitgespannten Bogen dieses hochinteressanten Buches in Einzelheiten anzuführen, zumal, wenn man bedenkt, daß dieser von der Maschinenpistole über die Funkmeßtechnik bis zur ersten deutschen Atomforschung reicht.
Übersichtlich gegliedert, knapp und klar erläutert, gegenüber früheren Ausgaben berichtigt oder teilweise nach dem neuesten Erkenntnisstand erweitert, legt man das Buch, einmal begonnen zu lesen, so schnell nicht aus der Hand. In Zweifelsfragen ist es zugleich ein gutes Nachschlagewerk. sw

Kolonnenmarsch

Bearbeitung — Berechnung — Durchführung

Von Major G. Holzhausen
168 S., 30 Abb., DIN A 5, Kart. DM 9,60.

Dem militärischen Führer ist bekannt, daß die Vorbereitung und Durchführung von Kolonnenmärschen viel Arbeit kostet, schwierig ist und immer schwieriger wird. Die wachsende Verkehrsdichte auf allen öffentlichen Straßen schafft zahlreiche Probleme. Die militärischen und verkehrsrechtlichen Bestimmungen sind in mehr als 30 Fundstellen festgelegt: HDv, ZDv, StVO, StVZO, VO-Blätter, Einzelerlasse etc. Das führt zu Unsicherheit in Theorie und Praxis.
Das vorliegende Buch ist schon deshalb eine große Hilfe für jeden Marschbearbeiter, weil es die wichtigen militärischen und verkehrsrechtlichen Bestimmungen zum Thema „Marsch" mit eingehenden Erläuterungen, zahlreichen Beispielen und grafischen Darstellungen enthält.
Es werden in ihm aber auch ausführlich die Vorbereitung und Durchführung behandelt.
Breiten Raum nimmt zudem die Bearbeitung geplanter Märsche ein, von der einfachen Berechnung für kleine Marschvorhaben bis zur planmäßigen Bearbeitung eines Marsches im Großverband.
Das Buch ist allen Offizieren und Unteroffizieren, gleich welcher Teilstreitkraft, die Kolonnenmärsche planen und durchführen müssen, sehr zu empfehlen.

Grievas: **Partisanenkrieg heute**

Verlag Bernhard & Graefe, Frankfurt am Main. Preis DM 17,80.

Im Verlag von Bernhard & Graefe erschien dieses zeitgemäße Buch eines Praktikers des Guerillakrieges, Grievas. Ein bereits pensionierter griechischer Oberst, leitete den Kampf gegen England und die Türkei auf der Insel Cypern mit großem politischen Erfolg. In seinem Buch gibt er nun seine Erfahrungen wieder in Form einer Analyse dieser neuen Kampfart, mit der die westliche Welt noch zu wenig Erfahrungen sammeln konnte, jedenfalls auf europäischem Boden. Es ist erstaunlich, wie dieser Mann — national bis auf die Knochen — seinen Einfluß auf die Bewohner von Cypern immer stärker festigen konnte und erstaunlich, wie dieses Volk ihm half und so viele Drangsale und Entbehrungen auf sich nahm. Völker, die ewig oder längere Zeit unselbständig gewesen waren, leben noch jetzt in einer Periode des kleinstaatlichen Nationalismus und erkennen besser als andere Völker, die die Freiheit schon lange genossen haben, die Werte, die damit verbunden sind. Während Zentraleuropa sich anschickt, wenn auch unter Rückfällen, sich mehr und mehr zu verstehen und sich unter dem Einfluß industrieller Entwicklung immer enger zusammenzuschließen, gibt es in anderen Teilen der Welt — sowohl am Rande Europas, besonders aber in Asien und Afrika — stärkere Reibungen wegen Ablehnung des Fremden oder des unbequemen Nachbarn, die zu blutigen Kämpfen führen; Auffassungen, die man engherzig halten und bedauern kann, die aber nun einmal vorhanden sind.
Partisanenkampf ist eine dem zivilisierten Bürger barbarisch erscheinende Methode, einen Gegner zu zwingen, entweder nachzugeben oder mit allen Mitteln skrupellos niedergekämpft zu werden. Reguläre Verbände, auch wenn sie stark sind, verlieren diesen Kampf, wenn das Volk, das sie schützen wollen oder sollen, zu den Partisanen hält. England verlor dort auf Cypern seine Position, die es aus strategisch heute wohl überholten Gründen halten wollte.
Wenn auch manche Wiederholungen in dem Buch vorkommen, so ist es doch außerordentlich interessant. Es gibt einen klaren Einblick in die unorthodoxe Kampfesweise von Partisanengruppen, die noch weniger schematisch sein darf als der Panzerkrieg des 2. Weltkrieges. Gewiß wünscht man noch genauere Details, einzelne mehr konkrete Beispiele kennen zu lernen, die der Verfasser für sich behält, um für eine etwaige Wiederholung nichts zu verraten. Aber man kann trotzdem vieles aus ihm lernen.
Ob solch ein verdeckter Krieg in unserem heutigen Europa noch möglich ist?! Wir bezweifeln es und sehen an dem Kampf in Tirol ein negatives Beispiel. Auf Cypern lagen die Verhältnisse anders. Der Engländer ist kein Russe. Letzterer würde sich wenig um die Schreie der Welt gekümmert haben, auf die England Rücksicht nehmen mußte.
Partisanenkrieg ist eine scheußliche Sache. Aber er wird geführt und ist vielleicht noch die einzige Möglichkeit für ein kleineres Volk, seinen Willen durchzusetzen und vor der Welt Anklage zu erheben. Man muß sich mit dieser Kampfart beschäftigen und vor allem die Ursachen erkennen, die dazu führten. Hierfür ist das Buch des Praktikers Grievas ein vorzüglicher Ratgeber. O. M.

Hasso von Manteuffel:
Die 7. Panzer-Division 1939—1945

470 Seiten auf Kunstdruckpapier gedruckt, 30 Text- und Faltkarten, 325 Fotos, Leinen und Goldschrift. Preis DM 34,—. Herausgeber: Traditionsverband ehem. 7. Panzer-Divisions-Kameradenhilfe e. V.

Zwei Dezennien nach Kriegsschluß erscheint mit diesem Buche aus der Feder des dafür prädestinierten Generals der Panzertruppe Hasso von Manteuffel die Geschichte einer Panzer-Division, die an allen Brennpunkten der Schlachten — in West und Ost — eingesetzt war.
Der Autor, selbst als Kommandeur des Schützen-Regimentes 6, als Brigade- und Divisionskommandeur Angehöriger dieses hervorragenden Kampfverbandes, hat mit bestechender Präzision und Prägnanz alle Höhen und Tiefpunkte in der Geschichte der 7. PD dargestellt und es darüber hinaus verstanden, die menschlichen Dinge — das Kämpfen, Leiden und Sterben Einzelner — in würdiger Art zu vermitteln.
Bereits als 2. Leichte Division im Polnischen Feldzuge zeichnete sich die Division aus. Mit Beginn des Westfeldzuges aber wurde sie — nach erfolgter Eingliederung des PzRgts. 25 in den Divisionsverband in 7. Panzer-Division umbenannt — zu der vom Gegner gefürchteten „Gespensterdivision". Im Westfeldzug, wo Generalmajor Rommel diese Division kreuz und quer durch Frankreich führte, war dieser Ehren-Name entstanden. Er sollte die Division nach Rußland begleiten, wo die 7. PD an der Spitze der Schnellen Truppen in den Kämpfen bei Witebsk, bei Wjasma und Briansk, um Klin und zur Bezwingung des Moskwa-Wolga-Kanals bei Jachroma Entscheidendes leistete.
In präzisen und dennoch sehr oft dramatischen Bildern wird der Kampf einer Division nachgezeichnet. Authentische Unterlagen, Befehle und Berichte lassen das Buch zu einem Dokument der Zeitgeschichte werden. Und was auch immer diese Divisionsgeschichte für die Mitkämpfer und auch für unsere Jugend in der Sprache der Worte festgehalten hat, niemals wird der Eindruck erweckt, als solle hier eine Art neuer Heldenkult gepriesen werden.
Was hier in der eindringlichen Sprache der Tatsachen berichtet wird, ist ein Hohes Lied von Einsatzbereitschaft und Opfermut deutscher Soldaten. Für die Angehörigen dieser Division, aus deren Reihen allein vier Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung hervorgingen, ist das Buch eine Gabe der Erinnerung an die Lebenden und die Toten. Für alle anderen ist es ein zeitgeschichtliches Dokument von hohem Rang. F. K.

Bernard B. Fall:

Dschungelkrieg — Revolutionskämpfe in Indochina/Laos/Vietnam

Kurt Vowinckel Verlag, Neckargemünd 1965, 340 S., 28 Karten, 36 Abbildungen, Preis Leinen DM 24,50, Paperback DM 18,50.

Der Leser wird dieses Buch nur mit Nachdenken und Erschütterung aus der Hand legen. Fall, der bereits 1954 in der Wehrwissenschaftlichen Rundschau einen längeren Aufsatz über den Indochinakrieg veröffentlichte, schildert auf Grund von Kriegstagebüchern, Befehlen, französischen und amerikanischen Erfahrungen das Bild der neuen Kriegsform: des Revolutionskriegs. Er zeigt auf, daß die Franzosen bereits von Beginn der Kämpfe an gegen die Anhänger Ho Chi Minhs auf verlorenem Posten standen. Für die Franzosen war der Kampf ein Kolonialkrieg, den sie, ähnlich wie später in Algerien, militärisch vielleicht hätten gewinnen können, wenn Marschall de Lattre de Tassigny, der als einziger ein Konzept hatte, länger im Lande geblieben wäre. Politisch war der Krieg jedoch schon verloren, bevor er begann, und das „Maginot-Denken" an höchster Stelle, das zur Katastrophe von Dien Bien Phu führte und Frankreich seine besten Truppen in Indochina kostete, brachte auch die militärische Niederlage und damit die Teilung des Landes.
Die vom Verfasser, der an den ersten Kampfhandlungen persönlich teilgenommen hat, geschilderten Kämpfe zeigen, daß der französische Soldat immer noch zu den besten der Welt zählt und sich auf unterer Ebene auch der Guerillataktik anzupassen wußte, und daß die Niederlage nicht auf sein Konto geht.
Der Wert des Buches liegt jedoch nicht in diesen Einzelheiten, sondern in den greifbaren Parallelen zu den gegenwärtigen Verhältnissen in Südvietnam Die USA, die nach 1945 die Rückkehr der Franzosen nur ungern sahen und sie in ihrem Kampf zunächst nicht unterstützten, sind heute in derselben Lage wie die Franzosen damals. Die Amerikaner hätten aus den französischen Fehlern lernen können, aber sie ziehen es vor, sie alle selbst noch einmal zu machen, strategisch und auch taktisch. Hätten die USA sich die Erfahrungen der Franzosen rechtzeitig zu eigen gemacht und den Kommunismus bekämpft, als er noch verwundbar war, hätte es kein Dien Bien Phu gegeben und gäbe es heute keinen Bürgerkrieg in Saigon.
Lobend zu erwähnen sind noch die flüssige Übersetzung von Generalmajor a. D. W. Grabmann sowie die vorzüglichen Bilder, die einen Eindruck von den schwierigen Kampfverhältnissen vermitteln. Wer sich mit den Zuständen Ostasiens beschäftigt, wird an diesem Buch nicht vorübergehen können. hjk.

Kissel:

Die Katastrophe in Rumänien 1944

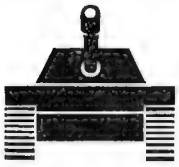
288 Seiten, 7 Gefechtskartenskizzen, DM 24,80. Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft, Darmstadt.

Das Buch vermittelt einen sehr guten Überblick über die Ausgangslage bei der Heeresgruppe Südukraine und den Ablauf der Ereignisse bis zur Vernichtung der Masse der deutschen Wehrmachtsverbände in Rumänien. Es stützt sich auf zahlreiches amtliches Aktenmaterial sowie auf Aussagen militärischer Führer und zahlreicher Teilnehmer an der Katastrophe. Erstaunlich ist, daß der allerdings meisterhaft getarnte, aber über Wochen dauernde Aufmarsch zum russischen Großangriff weder durch Erd- noch durch Luftaufklärung rechtzeitig erkannt wurde. Das rein zahlenmäßige Kräfteverhältnis von 50 verbündeten zu rund 100 russischen Divisionen läßt die Katastrophe nicht vorausahnen. Aber die fast ausschließlich aus deutschen Divisionen bestehende 6. Armee war eingerahmt von rumänischen Verbänden und forderte die russische Führung geradezu zu einer Wiederholung ihrer Operation von Stalingrad heraus. Das Versagen, der rasche Aus- und Abfall der rumänischen Divisionen bis zur Feindseligkeit, war der eine Grund der größten Niederlage der Wehrmacht nach Stalingrad, der andere, das Zögern der vom Führerhauptquartier zu sehr abhängigen oberen deutschen Führung, die sich trotz Erkennens der gefährlichen Lage in den ersten Angriffstagen nicht zu einem ganzen und, wenn nötig, selbständigen Entschluß zum Absetzen durchzuringen vermochte. So konnte der nach bewährten deutschen Grundsätzen aufgebaute russische Operationsplan durch eine energische taktische Führung erfolgreich durchgeführt werden.
Die deutsche Truppe hat sich in diesem bald aussichtslosen Kampf bis zum Ende tapfer geschlagen und immer wieder in verzweifelten Angriffen aus der Einschließung auszubrechen versucht.
Aus den Ereignissen in Rumänien können sehr wohl auch Lehren für moderne Panzerverbände gezogen werden, zumal sich die Kämpfe in sehr weiten Räumen abspielten.
Die zahlreichen Anlagen mit Gliederungen und Erlebnisberichten vermitteln auch dem Laien ein gutes Verständnis für die damaligen Verhältnisse Die blauen und roten Einzeichnungen auf den Karten zeigen ein sehr klares Bild der jeweiligen Lage, verdecken aber teilweise die Grundkarte. Es sollten im Text nur Ortsnamen erscheinen, die auch auf den Karten zu finden sind.
Der Verfasser ist bekannt durch das vielseitig anerkannte Buch „Gefechte in Rußland 1941—1944". Sch.

Beilage zur Zeitschrift Kampftruppen

3/65

Unterrichtshilfe für den Kompanie-Offizier



LERNEN UND LEHREN

Kameradschaft (Fortsetzung von 2/65)

6. Im Felde.

Gerade im Felde ergeben sich laufend Gelegenheiten, wirkliche Kameradschaft zu üben.

a) Beispiele:

— Im Frankreichfeldzug war ein Fahrzeug über die Postenlinie hinausgefahren und von dem Gegner abgeschossen worden. Es gab vier Schwerverwundete. Sobald einer von der deutschen Seite auftauchte, eröffneten die gegenüberliegenden Marokkaner das Feuer. Da packte ein Sanitäter die Rotkreuzflagge, sprang auf die Straßenböschung und winkte hinüber. Das Feuer verstummte. Er konnte einen Verwundeten nach dem anderen verbinden und jeden einzeln heraustragen.

— Die Gruppe Hofbauer hatte im Einsatz immer die wenigsten Verluste und die größten Erfolge. Der MG-Schütze Bach fummelte und reinigte in jeder freien Minute an seinem MG herum, die anderen gurteten für ihn Munition oder sie hoben die besten Stellungen aus und anderes mehr. Ein jeder gab sein Letztes her, jeder fühlte sich für den anderen aus der Gruppe verantwortlich. Solange diese Gruppe bestand, wurde keiner vermißt.

b) Frage:

— Welche Beispiele sind noch bekannt?
— Wie zeigt sich die Kameradschaft im Felde?
— Was wird in erster Linie hinsichtlich der Kameradschaft verlangt?

c) Auswertung:

— Kameradschaft ist das Band, das die Truppe in allen Lagen im Felde zusammenschließt.

III. Wie sieht die Kameradschaft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen aus? Da jeder, der sich bewährt und etwas leistet, einmal in irgendeiner Form Vorgesetzter wird, soll er sich darüber klar werden, wie der Untergebene die Arbeit und die Verantwortung des Vorgesetzten erleichtern kann.

a) Beispiele an Forderungen des Untergebenen von seinen Vorgesetzten:

— Rücksichtnahme auf persönliche Anliegen.
— Achtung seiner Person.
— Versorgung mit den nötigen Dingen des täglichen Lebens.
— Hilfe in Not und Gefahr.
— Die Bereitschaft, notfalls das letzte Stückchen Brot mit dem Untergebenen zu teilen.

b) Frage:

— Welche Haltung ist vom Untergebenen gegenüber dem Vorgesetzten als Gegenleistung zu fordern?

c) Auswertung:

— Der Untergebene soll in Offenheit, Verständnis und Hilfsbereitschaft gehorchen und seinem Vorgesetzten in männlicher Freiheit und ohne Anbiederungsversuche Kamerad sein.
— Er soll bei jedem Befehl des Vorgesetzten mitdenken.

C) **Schluß**

1. Zusammenfassung.

— Selbsterziehung und Achtung vor dem Nächsten bilden die Grundlage der Kameradschaft.
— Dienstlicher Alltag, Not und Gefahr sind die Felder der Bewährung.
— Die Kameradschaft verpflichtet ohne Ansehen der Person.

2. Die Kameradschaft im deutschen Heer.

Die Amerikaner wunderten sich sehr, daß trotz ihrer Erfolge soviel wie keine Überläufer zu ihnen rüberkamen. Nach vielen langen Untersuchungen und Studien stellten sie beispielhaft heraus, daß in der deutschen Truppe, in den Gruppen, Zügen, Kompanien und Regimentern eine solche enge Kameradschaft, Fürsorge, Geborgenheit und gegenseitiges Vertrauen herrschte, daß sie in der größten Not zusammenhielten, keiner den andern im Stich ließ. Darin sei auch die Wurzel ihrer soldatischen Größe und Tapferkeit und ihre vorbildliche Ausdauer auch in schwerster Zeit zu finden.

3. Kameradschaft, mit anderen Worten Nächstenliebe, ist ein uraltes göttliches Gebot:
„Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst!"
Wenn Du Deinen Schöpfer suchst und ihm dienen willst, dann hilf Deinen Kameraden.

Tafelanschrieb

KAMERADSCHAFT

Grundlage ist	**Gegenüber dem Nächsten**	**Gegenüber meinen Vorgesetzten**
— Selbsterziehung — Achtung vor dem Mitmenschen	— Tätige Hilfe zu jeder Stunde — Bewahren vor Vergehen — Dienstlicher Alltag, Not und Gefahr sind die Felder der Bewährung	— Offenheit, Verständnis und Hilfsbereitschaft — Kameradschaft verpflichtet ohne Ansehen der Person

Schluß: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!

Historischer Rückblick über unsere Truppenfahnen

Oberstleutnant Dipl.-Ing. Hans Heber

Die Truppenfahne

Die Symbole „Treue und Tapferkeit", die durch die Fahne versinnbildlicht werden, waren vielen Generationen deutscher Soldaten ein leuchtendes Sinnbild. Dennoch wies Bundespräsident Dr. Lübke bei der Übergabe der ersten Fahne am 6. 1. 1965 ausdrücklich darauf hin, daß das deutsche Volk die bittere Erfahrung machen mußte, wie echte Tradition unter Mißbrauch der Symbole verfälscht und erniedrigt wurde, der Unfreiheit und der Gewaltherrschaft zu dienen. Der Bundespräsident erläuterte, daß sich Tradition nicht in Äußerlichkeiten und Symbolen erschöpfe, sie bleibe unfruchtbar, wenn sie nicht vom lebendigen Wissen der Geschichte getragen werde. So wird es auch für den einzelnen von Wert sein, die Geschichte der Fahnen und deren Stellung im soldatischen Bereich zu betrachten.

Die geschichtliche Entwicklung der Fahnen

Fahnen und Feldzeichen gibt es, seitdem Armeen ins Feld zogen. Die Römer unter dem Konsul Marius (2. Jahrhundert v. Chr.) trugen auf einer Standarte den Adler als Symbol des Jupiters mit Donnerkeil und Blitz in den Fängen vor ihren Legionen her. Doch allmählich traten Fahnen an die Stelle der Feldzeichen. So hängten die Römer ein Tuch auf eine Querstange an den Lanzenschaft. An diese Fahnen erinnern die heutigen Kirchenfahnen, die in röm.-kath. Kirchen stehen und auf den Prozessionen herumgetragen werden. Sie dürften ein genaues Nachbild der Fahnen des Kaisers Konstantin sein, der nach der Eroberung Roms (314) das Christentum zur Staatsreligion erklärte.

Im deutschen Raum wissen wir von den ersten Fahnen in der Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfeld (955) unter Otto dem Großen.

Die Kaiserfahne zeigte damals das Bild des Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Deutschen. Erst die Kreuzzüge verlangten bei der Zusammenfassung der verschiedenen Heerhaufen ein besonderes Kennzeichen für die einzelnen Truppenteile. In dieser Zeit entstanden die ersten Regeln der Heraldik. Purpurrot war Vorrecht der Könige und Kaiser und diente als Schmuck der Gewänder, der Zelte und des Sattelzeuges.

Der schwarze, vorerst einköpfige Adler im goldenen Feld trat als Symbol kaiserlicher Würde und königlicher Herrschaft auf. So wurde schon den Hohenstaufen im 12. und 13. Jahrhundert eine Standarte vorangetragen, die einen schwarzen Adler auf goldenem Grund zeigte.

Daneben wehte die rote Lehens- und Blutsfahne, die als Wahrzeichen des deutschen Königtums und seiner Gerichtshoheit galt. Heinrich der Löwe setzte in die bildlose rote Lehensfahne ein weißes Kreuz ein, und in den folgenden Jahrhunderten finden wir das schwarz-goldene Adlerbanner und die Kreuzfahnen nebeneinander. Die Manessische Heidelberger Liederhandschrift zeigt als älteste Quelle den schwarzen Adler mit roten Fängen auf goldenem Grund (entstanden um 1300). Auch in anderen Wappenbüchern aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind Ausmalungen in diesen Farben zu sehen (Richentaler Chronik, Das Konstanzer Konzil 1416). Die Farben Schwarz-Rot-Gold wurden allgemein im Volksmunde als die kaiserlichen Farben genannt.

Um 1400 kann folgende Entwicklung als abgeschlossen angesehen werden:[1])

— Das Wappen und die Wappenfahne des Herrschers zeigt den schwarzen Adler im goldenen Feld,

— Die rote Lehensfahne, das „Feuerpanier von roter Seide" (vexilla imperialia rosea),

— Die rote Fahne mit weißem Kreuz, die Fahne des Reiches.

In einigen Bauwerken aus jener Zeit, wie im Chor der Tübinger Stiftskirche auf der Gedenktafel von Eberhardt im Barte und im Ludwigsburger Schloß, finden wir die schönsten Zeugnisse dieser Fahnen. Auch das Zeremonienschwert der Reichskleinodien, die sich heute in der Wiener Schatzkammer befinden, trug die Farben Schwarz-Rot-Gold und den Adler.

Auf den Bildern späterer Jahrhunderte aber erscheint der Doppeladler, den die Habsburger als Römische Kaiser Deutscher Nation bis zur Auflösung der Donaumonarchie im Jahre 1918 führten, während sie als deutsche Könige mit dem Wappenbild des einköpfigen Adlers auftreten. So waren die Farben Schwarz-Rot-Gold mit dem Adler Ausdruck der kaiserlichen Macht und wurden ab 16. Jahrhundert nur beim Kaiser und beim Reichsheer geführt, während die Landesfürsten in ihrer Selbstherrlichkeit nur ihre eigenen Landesfarben zur Schau stellten.

Erst im 19. Jahrhundert erwachten die alten Farben, als sie an der Uniform des Lützowschen Freikorps im Jahre 1812/13 zu neuem Leben auftraten. Sie wurden das Symbol des Strebens nach Freiheit und Einheit. „Schwarz war der Waffenrock, Rot der Vorstoß an den Ärmelaufschlägen und Golden schimmerten die Knöpfe". Karl Horn, der Nebenmann Theodor Körners im Lützowschen Korps, erklärte auf der Jenaer Tagung der Burschenschaften:

„Als die Farben der Burschenschaft wählten wir die der Lützower. Schwarz wie die Nacht, die während der Knechtschaft über Deutschland lag, Gold wie die Morgenröte der errungenen Freiheit und Rot wie das Herzblut, mit dem sie erkämpft ward."

Begeistert wurden diese Gedanken von den Burschenschaften im Jahre 1815 aufgegriffen. Gleichzeitig übernahmen sie am 31. März 1816 die geliebten Farben Schwarz-Rot-Gold in ihre Fahne[2]), die noch mit einem goldenen Eichenzweig geschmückt war. Aus dieser Fahne entstand die erste gleichmäßig schwarz-rot-goldene Trikolore der deutschen Geschichte beim Zusammenschluß der Burschenschaften im Jahre 1818. Zwar wurden die Farben von den Fürsten verboten, doch konnten diese nicht verhindern, daß beim Hambacher Fest im Jahre 1832 fast 30 000 Menschen durch ein Meer von schwarz-rot-goldenen Fahnen zogen und riefen: „Dreimal Hoch die vereinigten Staaten Deutschlands und ein konförderiertes Europa!"

Wenn diese politische Aktion auch scheiterte, so war die Idee von der Gleichheit und Einheit von nun an nicht mehr totzuschweigen. Im Jahre 1848 wurden nach den zusammengeschlagenen Volksaufständen am 9. März die schwarz-rot-goldenen Farben feierlich als die Farben der neuen Bundesfahne erklärt.[3])

Am 10. März zeigte sich Kaiser Ferdinand in der Wiener Hofburg mit diesen Farben und auch König Friedrich Wilhelm IV. ließ in Berlin nach blutigen Unruhen verkünden:

„Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt."

In der Paulskirche in Frankfurt kam das erste vom Volke frei gewählte Parlament zusammen, das die deutschen Grundrechte festlegte.

Aber dennoch blieb die ersehnte deutsche Einheit nur eine Illusion und scheiterte an den Gegensätzen zwischen Preußen und Österreich.

Die Fahnen Schwarz-Rot-Gold wurden 1871 bei der Reichsgründung Bismarcks durch die Farben Schwarz-Weiß-Rot ersetzt, die er aus Preußens Schwarz-Weiß und dem Weiß-Rot Brandenburgs und der Hansestädte zusammenfügte.

Auf Anordnung Wilhelms II. trug die gesamte Armee und die Marine über der Landeskokarde ab 1897 — fast 30 Jahre nach der Reichsgründung — die schwarz-weiß-rote Kokarde. Der erste Weltkrieg brachte den Untergang des Kaiserreiches und die Anarchie unter der kommunistischen roten Fahne mit sich, die erst durch die Weimarer Verfassung am 3. Juli 1919 beendet wurde.

Unter den Farben Schwarz-Rot-Gold erholte sich der neue Staat von den Kriegsfolgen. Allerdings erhielt die Kriegsflagge die Farben Schwarz-Rot-Gold und zeigte in der obersten Ecke am Mast das Schwarz-Weiß-Rot.

1933 wurde die schwarz-rot-goldene Fahne heruntergerissen und an ihrer Stelle wurde das Hakenkreuz mit Schwarz-Weiß-Rot gehißt. Es stürzte Deutschland und Europa ins Elend.

Erst bei der Schaffung des Grundgesetzes am 8. Mai 1949 erhielt unsere Bundesrepublik wieder die Farben Schwarz-Rot-Gold.

Unter diesem Zeichen galt es, nicht nur die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, zu heilen, sondern das deutsche Volk sollte auch wieder die alte Achtung und Gleichberechtigung unter den Völkern erringen. In unserer Truppenfahne mahnt der alte schwarze Adler die Soldaten, getreu wie ihre Vorfahren seit fast 1 Jahrtausend die Freiheit ihres Volkes zu wahren. (Fortsetzung folgt)

---

1) „Schwarz-Rot-Gold" Busch, Bollwerkverlag, Frankfurt/Main.

2) Die Fahne war Schwarz-Rot mit einer goldenen Fransenborte.

3) Eine Hambacher Fahne von 1832 befindet sich im Hause des Bundeskanzlers, die Hochheimer Turnerfahne 1845 hängt im Amtszimmer des Oberbürgermeisters der Stadt Frankfurt/Main und die Fahne, die Gottfried Kinkel am 18. 3. 1848 dem Festzug in Bonn vorantrug, ist im Besitz des Bonner Heimat- und Geschichtsvereins.

Den Kindern ein Elternhaus!

Wer für sich und seine Familie ein Haus gebaut hat, der macht seinen Kinder das größte Geschenk für die Gegenwart wie für die Zukunft: eine glückliche Jugend, verlebt im Elternhaus.

Es ist selten zu spät, aber niemals zu früh, durch den Abschluß eines Bausparvertrages den Grundstein für die Finanzierung eines Eigenheimes zu legen.

Beamten, Angestellten und Arbeitern des öffentlichen Dienstes bietet unsere gemeinnützige Selbsthilfeeinrichtung besonders günstige Bedingungen und größtmögliche finanzielle Hilfe bei der Schaffung von gesunden Wohnungen. Unsere kostenfreie Schrift „Heimstätten für Angehörige des öffentlichen Dienstes" unterrichtet Sie ausführlich.

BHW

Beamtenheimstättenwerk

Gemeinnützige Bausparkasse für den öffentlichen Dienst GmbH
325 Hameln · Postfach 666 · Telefon (05151) 861

AHAG

Für den weiteren Ausbau unseres Hydraulik- und Pneumatikprogramms stellen wir für **sofort** oder **später** ein:

In Versuch und Fertigung	Spitzendreher Mechaniker Elektromechaniker Universalfräser Feinblechner Maschinenschlosser Rundschleifer
In Prüfung und Kontrolle	Mechaniker Feinmechaniker
Für allgemeinen Betrieb	Werkhelfer

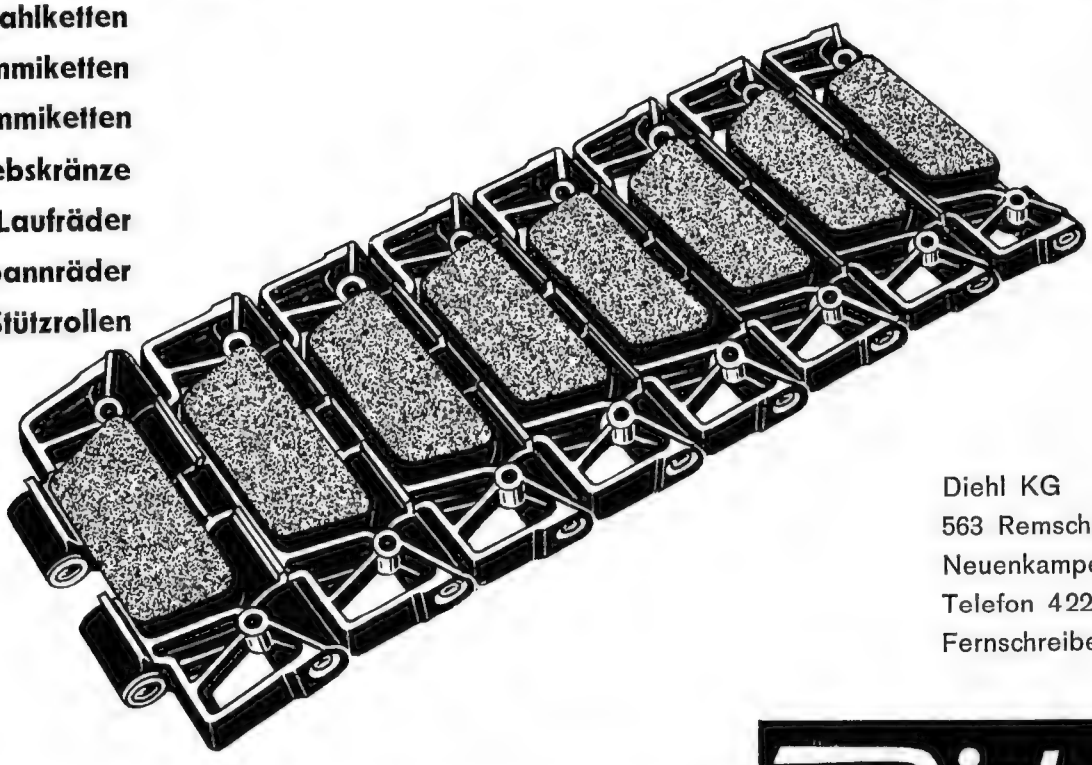
Sie erhalten bei uns einen vielseitigen und interessanten Arbeitsplatz bei guter Bezahlung, Werkskantine, Unterkunft für Alleinstehende und sonst. soz. Leistungen.

Bitte schreiben Sie uns **vor Beendigung** Ihrer Wehrdienstzeit. Wir werden Ihnen sofort antworten.

Albert Hirth AG, Stuttgart-Zuffenhausen
Schwieberdinger Str. 95/97, Postfach 72 und 78.

Gleisketten und dazugehörige Fahrwerkteile

Stahlketten
Gummiketten
Stahl-Gummiketten
Antriebskränze
Laufräder
Spannräder
Stützrollen



Diehl KG
563 Remscheid
Neuenkamper Str. 35
Telefon 42215
Fernschreiber 851380

Diehl

Wir liefern aus:

Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski, eingeleitet von General a. D. Hasso von Manteuffel
180 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck, Leinen DM 17,80.

Nach Hitlers Ausführungen war es seine Absicht, **„den westlichen Alliierten einige kräftige Schläge zu versetzen, bevor sie den Rhein erreicht oder gar überschritten hätten. Wenn Deutschland jetzt noch ein paar kräftige Schläge austeilen könne, dann müsse in jedem Augenblick die künstliche gemeinsame Front mit gewaltigem Donnerschlag auseinanderbrechen."** Der erste dieser Schläge sollte die Offensive in den Ardennen sein.

Die nun einsetzende, von Generaloberst Jodl als „unwiderruflich" bezeichnete Offensive, für die ausreichende Kräfte fehlten, kam am 25. Dezember zum Erliegen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich Angriffsspitzen der 5. Panzerdivision bis auf etwa 6 km an die Maas herangekämpft. Der Gegenangriff der Alliierten begann am 3. Januar 1945 und leitete die Zerschlagung der deutschen Kräfte westlich des Rheins ein.

Diese dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski, eingeleitet von General O. Gericke
280 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck und Skizzen im Text, Leinen DM 19,80.

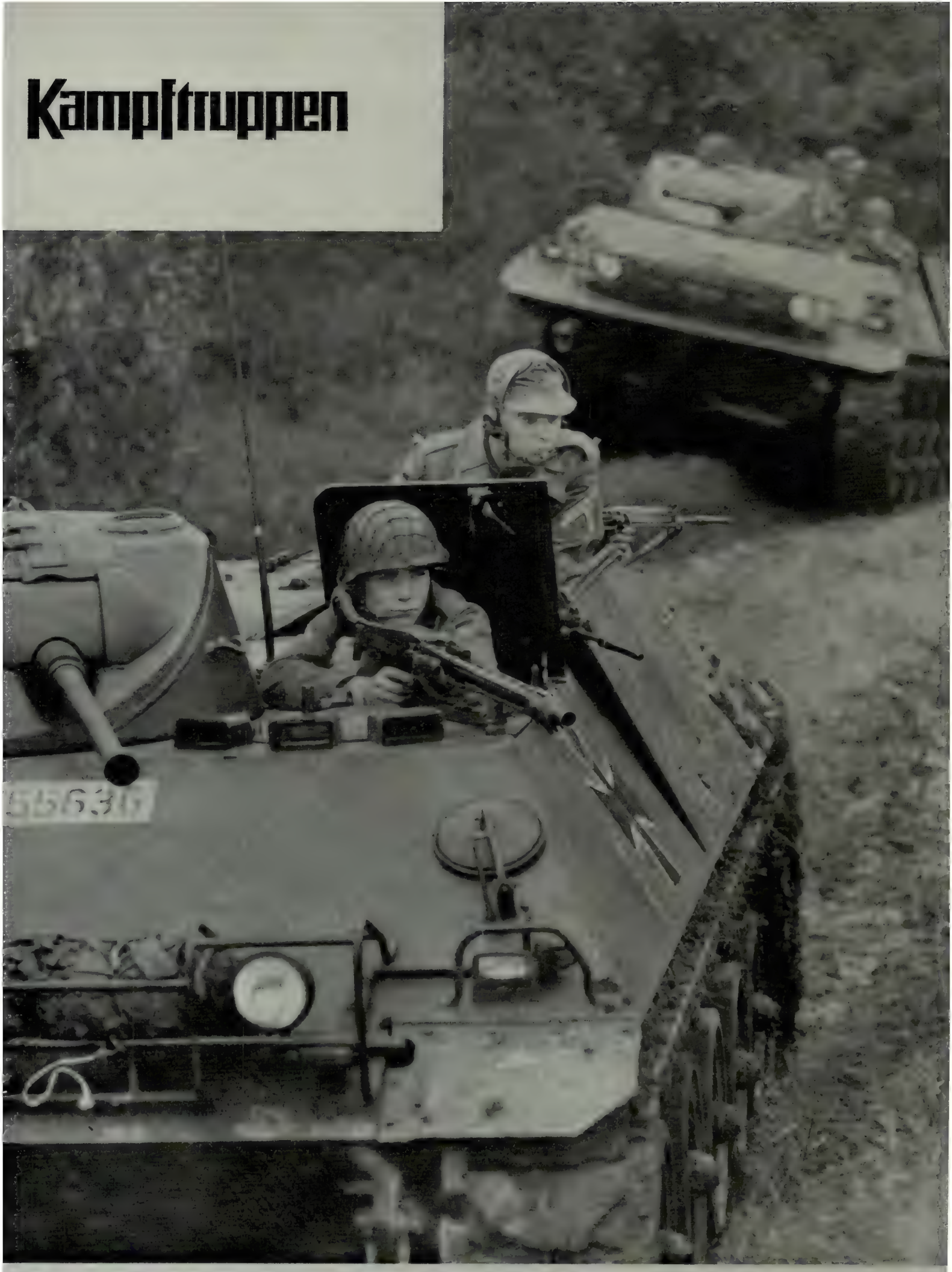
„Von allen Operationen des Krieges steht der Angriff aus der Luft auf Kreta, was Kühnheit anbetrifft, an der Spitze. Weder zuvor, noch jemals danach wurde ähnliches versucht. Es war kein Luftangriff, sondern eine Invasion aus der Luft. Der Kampf wurde auch nicht in der Luft entschieden, sondern am Boden und ohne Unterstützung einer Landarmee. Seine bemerkenswerte Note war der Lufttransport, das Emporheben einer Armee in die Luft. Gleich der Schlacht von Cambrai im Jahre 1917 bedeutet dieser Angriff eine Revolution in der Taktik."

(Major-General J. F. C. Fuller)

Wie die Schlacht um Kreta geführt und gewonnen wurde, das wird in diesem Buch in knappen Schilderungen derer dargestellt, die an den Brennpunkten der Kämpfe dabei waren.

MAXIMILIAN-VERLAG · 49 HERFORD · POSTFACH 371

Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 4 August 1965
3 L 8153 F Einzelheft DM 2,75

Nachbarn zu Freunden gewinnen!

Wer im eigenen Haus seinen abgeschlossenen, ungestörten Lebenskreis hat, der wird gern ein freundliches Wort mit seinen Nachbarn wechseln.

Auch deshalb ist das Leben im Eigenheim angenehmer. Gutnachbarliche Beziehungen, die den Alltag heller machen, können sich leichter entwickeln.

Tausende Ihrer Kollegen berichten davon,
daß sie einen möglichst wenig gestörten persönlichen Lebenskreis brauchen und doch innerhalb einer Gemeinschaft leben wollen. Der frühzeitige Abschluß eines BHW-Bausparvertrages ist der beste Weg zu diesem Ziel. Unsere kostenlose Schrift „Heimstätten für Angehörige des öffentlichen Dienstes" unterrichtet Sie ausführlich.

BHW

Beamtenheimstättenwerk

Gemeinnützige Bausparkasse für den öffentlichen Dienst GmbH
325 Hameln · Postfach 666 · Telefon (05151) 861

AHAG

Für den weiteren Ausbau unseres Hydraulik- und Pneumatikprogramms stellen wir für **sofort** oder **später** ein:

In Versuch und Fertigung	Spitzendreher Mechaniker Elektromechaniker Universalfräser Feinblechner Maschinenschlosser Rundschleifer
In Prüfung und Kontrolle	Mechaniker Feinmechaniker
Für allgemeinen Betrieb	Werkhelfer

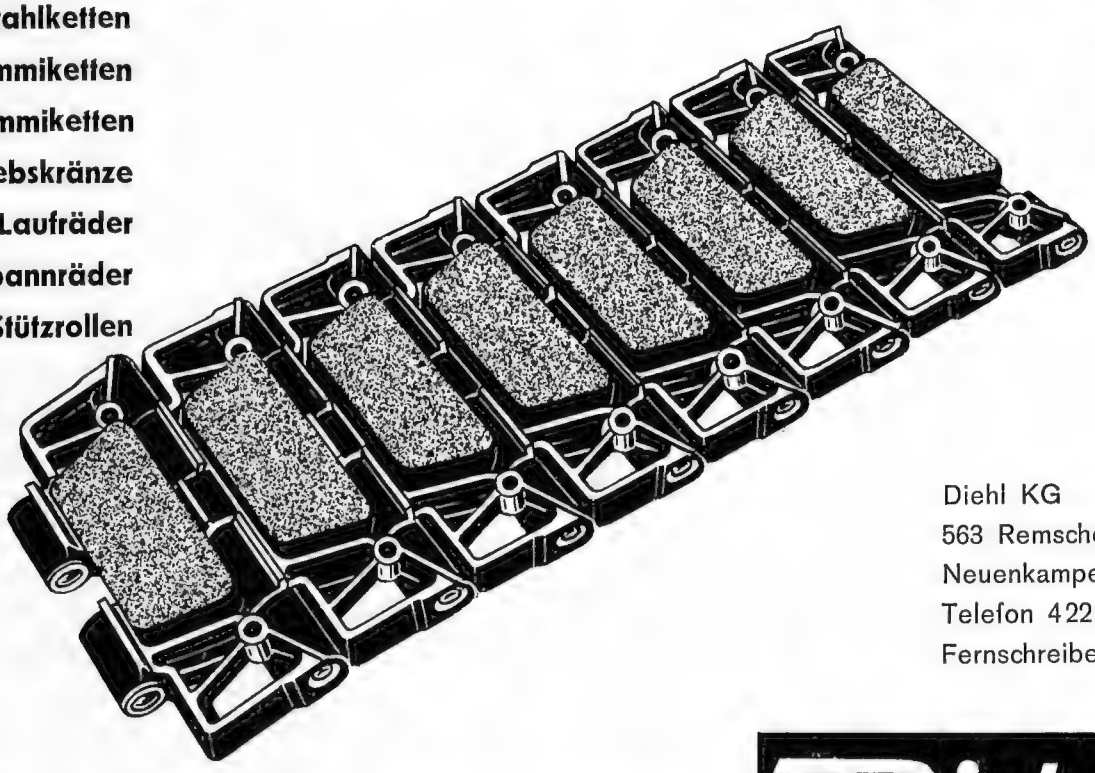
Sie erhalten bei uns einen vielseitigen und interessanten Arbeitsplatz bei guter Bezahlung, Werkskantine, Unterkunft für Alleinstehende und sonst. soz. Leistungen.

Bitte schreiben Sie uns **vor Beendigung** Ihrer Wehrdienstzeit. Wir werden Ihnen sofort antworten.

Albert Hirth AG, Stuttgart-Zuffenhausen
Schwieberdinger Str. 95/97, Postfach 72 und 78.

Gleisketten und dazugehörige Fahrwerkteile

Stahlketten
Gummiketten
Stahl-Gummiketten
Antriebskränze
Laufräder
Spannräder
Stützrollen



Diehl KG
563 Remscheid
Neuenkamper Str. 35
Telefon 42215
Fernschreiber 851380

Diehl

Herbert Schmidt-Lambert

Die Würde des Soldaten

Nachfolgende Gedanken schrieb für uns ein 1919 als Hauptmann pensionierter Offizier des alten Heeres, der als Infanterist (I. R. 26) 3½ Jahre im Schützengraben des 1. Weltkrieges gelegen hatte und später 15 Jahre im Ausland und Übersee lebte.

Die hohe ethische Auffassung, die daraus spricht, ist beispielhaft. Uns scheint heute die Betonung der persönlichen Ehre und Freiheit oft etwas zu sehr rein juristisch angesehen zu werden. Doch „Ehre hütet man selbst oder verspielt sie selbst". Die Red.

Der Mensch braucht nicht erst eine lange Reihe von Jahren hinter sich zu bringen, ehe ihm eine Würde zuerkannt wird oder er sie für sich in Anspruch nehmen kann. Jedem Menschen wird eine natürliche Würde mit auf diese Welt gegeben; er hat sie nur weiter zu entwickeln und zu pflegen. Niemand kann einem Menschen seine Würde nehmen, nur er selbst ist in der Lage, durch schlechtes Benehmen dies zu tun. Wir alle haben Menschen in sehr unwürdigen Situationen kennengelernt, Situationen, die ihnen von anderen willentlich und wissentlich bereitet wurden und die doch ihre Würde nicht verloren.

Bestätigen kann der Mensch seine Würde durch seine Haltung, sein Verhalten zu anderen Menschen und vor allen Dingen durch seine Taten. Wenn man also einen Menschen zu einer hervorragenden Tat auffordert oder gar verpflichtet, setzt man damit bei ihm eine gewisse Würde voraus. Vom Soldaten müssen besondere Leistungen und Taten, vor allem im Ernstfall verlangt werden, bei deren Ausführung er sogar sein Leben einsetzen muß. Dies wird aber besonders von denen nicht anerkannt, die irgendeine Lebensstellung ohne besondere eigene oder natürliche Würde erlangt haben.

Wo ein junger Mensch — hier in erster Linie der Soldat —, der in dem Dienst an der Gemeinschaft des Volkes eingesetzt wird, nicht die Anerkennung seiner Würde findet, entsteht sofort eine Leere, ein Vakuum der weiteren Zusammenarbeit zwischen denen, die von ihm etwas fordern und ihm, der gefordert wird. Daher ist es immer nur dann gelungen, soldatische Tugenden aufzubauen, wenn man dem einzelnen Soldaten seine Würde belassen hat, von der er manchmal selber gar nicht viel wußte und die er eigentlich erst dann empfand, wenn seine natürliche Menschenwürde verletzt wurde, so daß es schmerzte. Wir haben aus der Geschichte viele Beispiele, wo ausgezeichnet gedrillte Armeen, in deren Reihen die menschliche Würde nicht berücksichtigt wurde, im entscheidenden Moment einfach versagten. Schlechte Soldatenerzieher fragten sich dann zu spät, wie das wohl gekommen sein könnte. Das Verständnis für die Würde des einzelnen Menschen besteht nur, wenn der betreffende den Unterschied zwischen echter und eingebildeter Würde erkennt. Und Würde hat nur der, der sie innerlich besitzt. Wir erleben bisweilen den Vorgang, daß ein Soldat, der als einfacher Soldat ausgezeichnetes leistete, nach seiner Beförderung seine Würde verlor. Er war dann nicht richtig erkannt worden. Solche Einzelfälle haben dem Stand der Unteroffiziere den falschen Ruf eingebracht, daß sie grob und einfältig seien, ja die Soldaten bewußt schindeten. Wie die Leistungen in beiden Kriegen es klar bewiesen haben, stimmt dies keineswegs. Aber jedes Beispiel des Verlustes eigener Würde bringt die Gruppe oder den Berufsstand allzuleicht in meist falschen allgemeinen Verdacht. Vor allem der Soldat als Vorgesetzter verliert von seiner Würde, wenn er nicht mit seiner Beförderung und oder auf Grund sonstiger sichtbarer Auszeichnungen so bleibt, wie er es vorher gezeigt hatte. Eine gründliche Auswahl und fortlaufende Erziehung durch Beispiel und Erziehung sollten es daher vermeiden, daß Fälle vorkommen, die — manchmal nur aus jugendlichem Übermut — zu würdelosen Handlungen führen.

Gerade der Mensch unter schwierigen und die persönliche Freiheit notwendigerweise einschränkenden Lebensumständen, wie es die soldatische Tätigkeit mit sich bringt, kann beweisen, daß er persönliche Würde besitzt. In seiner Einsicht, daß das Leben niemandem ein gleichmäßiges und reibungslos verlaufendes Dasein bringt, steckt die Würde. Und kein Mensch, der dies erkennt, wird sich scheuen, die Unebenheiten und Beschwerden des Lebens und Berufes auf sich zu nehmen. Gerade, wie er damit fertig wird, wie er ohne zu klagen und ohne Belästigung anderer Menschen mit diesen Tatsachen fertig wird, das ist der beste Beweis, daß er ein „ganzer Kerl" ist. Dieser ebenso oft falsch verstandene Ausdruck beweist doch nur, daß er eben genügend innere Würde besitzt, um seinen Mann zu stehen. Der Soldat hat gerade während seiner Dienstzeit ausreichend Gelegenheit, sich auf sich zu besinnen und sich sowohl geistig wie körperlich zu einem Würdigen zu entwickeln. Und es ist schließlich das letzte — wenn auch nicht immer erreichbare — Ziel, am Ende seiner Soldatenzeit aus sich selbst und seinen Untergebenen Staatsbürger gemacht zu haben, die sich als würdige Menschen in der Gesellschaft bewegen können. Ein Militärdienst, der neben der eigentlichen soldatischen Ausbildung und in engem Zusammenhang mit dieser nicht auf dieses Ziel hinsteuert, hat seine wichtigste Aufgabe verfehlt.

Gerade in der praktischen Ausübung, vor allem im Kriege, hat es sich immer wieder gezeigt, daß es die Soldaten mit „Würde" sind, die am meisten zu Erfolgen beitrugen. Ob nun die Politiker eine gewonnene Schlacht oder gar einen Krieg wieder verloren, ob finstere Kräfte, die in jedem Volk vorhanden sind, die würdigen Soldaten um ihre verdienten Erfolge brachten, das darf hierbei nicht einmal eine besondere Rolle spielen. Denn auch der enttäuschte Soldat darf seine Würde nicht verlieren. Denn diese Würde kann in einigen Jahren oder Jahrzehnten wieder gebraucht werden, und wir wollen diese Würde nicht verletzen, indem wir gegenüber Würdelosen und deren Untaten uns auch nur um einen Finger breit unserer eigenen Würde begeben. Es gibt da ein Volkswort von „Menschen, die man einfach nicht anfaßt."

Würde ist vor allem auch das, gewisse menschliche Ungerechtigkeiten, von denen man gar nicht immer weiß, ob es tatsächlich solche sind, mit Gleichmut entgegen zu nehmen. Auf ein unwürdiges Verhalten des anderen mit Unwürde zu reagieren, ist immer eine schlechte Sache, die meistens erst dem betreffenden die Mittel in die Hand gibt, sich als Rechthabender aufzuführen. Also muß der Mensch, der Soldat, der eine Würde nicht verletzen will, zunächst abwarten und überlegen, wie er eine offenbare Ungerechtigkeit mit würdigen Mitteln zu gegebener Zeit ausbügelt. Diese Gelegenheiten kommen immer. Denn die Erfahrung lehrt, daß das Leben dem einzelnen Menschen stets, wenn auch oft erst nach einiger Zeit, die Möglichkeit gibt, seine von einem anderen angegriffene Würde zu bereinigen. Auf diese Gelegenheit zu warten, ist alleine eine innere Befriedigung, ja echte Freude für den Soldaten, der fühlt, daß er sich würdiger benehmen kann als der andere. Wir haben in allen guten Armeen der Welt eine solche Haltung honoriert gefunden. Und wir haben dies auch in beiden Weltkriegen bestätigt gefunden, auch wenn besondere Umstände, kriegerische Ereignisse, Ausnahmezustände und alles, was daran hängt, sich in eine Richtung entwickelten, in der wir wirklich uns manchmal um unsere Würde ängstigen mußten.

Jeder Soldat bedenke daher: **„Die Würde eines Menschen ist unverlierbar, wenn er sie nicht selbst durch eigenes Verhalten zerstört!"**

Oberstleutnant Schirmer

Gedanken zur Notstandsgesetzgebung aus der Sicht eines Soldaten

Die Nichtverabschiedung der Notstandsgesetzgebung durch den Deutschen Bundestag, soweit diese eine Einschränkung von Grundrechten betraf, zwingt zu der Überlegung, welchen Einfluß der Gedanke der Rechtsstaatlichkeit auf die Notstandsgesetzgebung hat und welche Gründe sonst noch für die Ablehnung einer Notstandsgesetzgebung maßgebend gewesen sein könnten.

Wie aus der Zeitschrift „Das Parlament" vom 30. 6. 1965 ersichtlich ist, ging der Meinungsstreit vornehmlich um 1. das Presserecht, 2. den Status der Arbeitnehmer — hier auch das Streikrecht — und 3. die Regelung der Post- und Telefonkontrolle.

Im Rahmen dieser Abhandlung sind nur einige grundlegende Fragen behandelt worden. Ich habe bewußt darauf verzichtet, alle diejenigen Grundrechte aufzuzählen, welche durch eine Notstandsgesetzgebung im Verteidigungsfall einzuschränken sind, weil dies nicht meine Aufgabe ist. Wenn man von Rechtsstaatlichkeit spricht, ist es notwendig zu klären, welche Institutionen im einzelnen einen Rechtsstaat begründen. Der Rechtsstaat setzt eine freiheitliche demokratische Grundordnung voraus. Freiheitliche demokratische Grundordnung i. S. des Art. 2 Abs. 2 GG ist eine Ordnung, die unter Ausschluß jeglicher Gewalt- und Willkürherrschaft eine rechtsstaatliche Herrschaftsordnung auf der Grundlage der Selbstbestimmung des Volkes nach dem Willen der gegenwärtigen Mehrheit und der Freiheit und Gleichheit darstellt. Zu den grundlegenden Prinzipien dieser Ordnung gehören: Die Achtung vor den im GG konkretisierten Menschenrechten, vor allem vor dem Recht der Persönlichkeit auf Leben und freie Entfaltung, die Volkssouveränität, die Gewaltenteilung, die Verantwortlichkeit der Regierung, die Gesetzmäßigkeit der Verwaltung, die Unabhängigkeit der Gerichte, das Mehrparteiensystem und die Chancengleichheit für alle politischen Parteien mit dem Recht auf verfassungsmäßige Bildung und Ausübung einer Opposition (vgl. Urt. des Bundesverfassungsgerichts vom 23. 10. 1952 - Az.: 1 BvB 1/51 -; NJW 1952 S. 1407).

Eine Einschränkung von Grundrechten ist in Art. 17 a GG enthalten, der bestimmt:

(1) Gesetze über Wehrdienst und Ersatzdienst können bestimmen, daß für die Angehörigen der Streitkräfte und des Ersatzdienstes während der Zeit des Wehr- oder Ersatzdienstes das Grundrecht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten (Art. 5 Abs. 1 Satz 1 erster Halbsatz), das Grundrecht der Versammlungsfreiheit (Art. 8) und das Petitionsrecht (Art. 17), soweit es das Recht gewährt, Bitten oder Beschwerden in Gemeinschaft mit anderen vorzubringen, eingeschränkt werden.
(2) Gesetze, die der Verteidigung einschließlich des Schutzes der Zivilbevölkerung dienen, können bestimmen, daß die Grundrechte der Freizügigkeit (Art. 11) und der Unverletztlichkeit der Wohnung (Art. 13) eingeschränkt werden.

Einen Ausfluß von Art. 17 a Abs. 1 GG finden wir in § 1 Abs. 4 der Wehrbeschwerdeordnung, der bestimmt:

Gemeinschaftliche Beschwerden sind unzulässig. Insoweit wird das Petitionsrecht nach Artikel 17 des Grundgesetzes eingeschränkt.

Aus den vorstehenden Bestimmungen ist zu ersehen, daß in einem Verteidigungsfall nach Maßgabe des Art. 59 a GG bei der gegenwärtigen Rechtslage für die Zivilbevölkerung z. B. das Grundrecht der Meinungs- und Informationsfreiheit gemäß Art. 5 GG nicht eingeschränkt ist, der bestimmt:

(1) Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äuern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.
(2) Diese Rechte finden ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre.
(3) Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.

Aus dem Art. 5 GG ist außerdem zu ersehen, daß er keine Schranken hinsichtlich der Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland enthält, und daß auch in einem Verteidigungsfall nach der gegenwärtigen Rechtslage eine uneingeschränkte Pressefreiheit besteht. Daß eine solche Regelung im Hinblick auf einen Verteidigungsfall nicht ausreichend ist, bedarf keiner weiteren Begründung. Wenn schon in Friedenszeiten Artikel wie z. B. „Bedingt abwehrbereit" geschrieben werden, dann kann man sich vorstellen, was in einem Verteidigungsfall geschieht, wenn nicht eine entsprechende Notstandsgesetzgebung vorhanden ist. Abgesehen hiervon verbieten aber schon Geheimhaltungsgründe im Verteidigungsfall eine uneingeschränkte Pressefreiheit.

Die Pressefreiheit muß durch eine Notstandsgesetzgebung in einem Verteidigungsfall insoweit eingeschränkt werden, als die äußere und innere Sicherheit durch die Verbreitung von Nachrichten gefährdet werden können.

In diesem Zusammenhang muß auch auf Art. 9 GG hingewiesen werden, der in Abs. 3 bestimmt:

Das Recht, zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen Vereinigungen zu bilden, ist für jedermann gewährleistet. Abreden, die dieses Recht einschränken oder zu behindern suchen, sind nichtig, hierauf gerichtete Maßnahmen sind rechtswidrig.

Wenn auch das „Streikrecht" grundgesetzlich nicht garantiert ist, so könnte doch eine Gewerkschaft in einem Verteidigungsfall den Streik verkünden, ohne daß die politische Führung unseres Volkes eine entsprechende gesetzliche Handhabe hätte, in einer solchen Zeit einen Streik zu verbieten. In der Hessischen Verfassung ist z. B. gemäß Art. 29 IV das Streikrecht sogar bedingt anerkannt. Nach dem Kommentar von Giese (GG) zu Art. 9 Nr. 9 S. 28 ist nur ein unechter „politischer" Streik stets rechtswidrig.

Die vorstehenden Beispiele zeigen mit aller Deutlichkeit, wie dringend erforderlich eine Notstandsgesetzgebung in einem Verteidigungsfall ist.

Es kann wohl auch keinem Zweifel unterliegen, daß in einem Verteidigungsfall im Hinblick auf Art. 12 GG (Berufs- und Arbeitsfreiheit) die politische Führung des Volkes das Recht haben muß, die Bürger zu zivilen Dienstleistungen zum Zwecke der Verteidigung zu verpflichten.

Wenn heute ein Teil der Presse sich so entschieden gegen eine Notstandsgesetzgebung wendet, weil diese angeblich nicht mit der Pressefreiheit zu vereinbaren sei, vergißt sie, daß die Frage der Sicherheit in einem Verteidigungsfall vorrangig ist. Das ist in allen Demokratien der freien Welt so.

Ein Teil der deutschen Presse, insbesondere die Illustrierten und bestimmte Boulevardzeitungen mögen sich im übrigen die nachstehenden Ausführungen der Schweizer „Tat" aus dem Jahre 1962 entgegenhalten lassen:

„Pressefreiheit ist kein Freibrief für jegliche Moral- und Sittenverwilderung, und sie ist insbesondere kein Privileg für Unwürdige, die sie hemmungslos für Negatives strapazieren . . . Wer die Freiheit nicht gleichberechtigt neben die Verantwortung stellt, aus der sie erwächst, wer nicht gewillt ist, gerade wegen der Freiheit eine moralbeeinflußte Beschränkung einzuhalten und sie als Aufgabe und Verpflichtung auszuüben, der begibt sich außerhalb jener Gemeinschaft von idealistisch besessenen Journalisten, die sich täglich, jeder an seinem Posten, redlich bemühen, die verantwortungsbewußte Pressefreiheit hochzuhalten und damit der Sache unseres Volkes und der wirklichen Freiheit des Staates zu dienen."

Es ist ferner besonders auffällig, daß mehrere Gewerkschaften es waren, die sich in einer besonders scharfen Form gegen eine Notstandsgesetzgebung ausgesprochen hatten, kurz bevor der Bundestag diese verhandelte. So hat z. B. nach den Ausführungen des Abgeordneten Dr. Barzel der Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, jede Notstandsgesetzgebung mit der Begründung abgelehnt, daß eine konsequente Friedenspolitik, wie sie etwa Kennedy betrieben habe, es überflüssig machen würde, Angst vor Aggressionen zu haben.

Derartige Vorgänge halte ich für äußerst bedenklich und sehr gefährlich, wenn man bedenkt, daß nach Art. 38 Abs. 1 S. 2 GG die Abgeordneten des Deutschen Bundestages Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen sein sollen. Da nun einzelne Gewerkschaftsführer Mitglieder politischer Parteien sind und als Abgeordnete dem Deutschen Bundestag angehören, könnten sich Zweifel ergeben, ob diese wirklich noch Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen sind. Wenn auf der einen Seite mehrere Gewerkschaften eine Notstandsgesetzgebung ablehnen, auf der anderen Seite aber die Gewerkschaft ÖTV in ultimativer Form unter Androhung einer Verfassungsklage vom Bundesminister der Verteidigung eine Stellungnahme zur Koalitionsfreiheit verlangt, dann könnte der Eindruck entstehen, daß es den Gewerkschaften nur auf die Macht, nicht aber auf die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland ankommt.

Ich möchte in diesem Zusammenhang ausdrücklich feststellen, daß die vorstehenden Ausführungen keine Kritik an der Arbeit der Abgeordneten des Deutschen Bundestages enthalten, sondern nur die Eindrücke wiedergeben sollen, die bei der Behandlung dieser wohl wichtigsten Gesetzgebungsmaterie entstanden sind.

Bei der Notstandsgesetzgebung wird sehr viel von einem „äußeren" und einem „inneren" Notstand gesprochen und behauptet, daß für einen „inneren" Notstand eine Notstandsgesetzgebung nicht erforderlich sei.

Ein „äußerer" Notstand tritt dann ein, wenn das Bundesgebiet mit Waffengewalt angegriffen wird oder wenn ein solcher Angriff droht. Ein „innerer" Notstand kann bei Naturkatastrophen wie z. B. bei der Flutüberschwemmung in Hamburg entstehen. Er könnte aber auch eintreten, wenn es z. B. keine wirtschaftliche Konjunktur mehr gäbe, die Bundesrepublik vielleicht 4-5 Millionen Arbeitslose hätte, diese von eingeschleusten östlichen Agenten zu Gewalttätigkeiten und Sabotageakten aufgewiegelt würden und Landfriedensbruch ein alltägliches Ereignis wäre. Glaubt man allen Ernstes, daß solche Zustände nur mit Hilfe der Bereitschaftspolizei und des Bundesgrenzschutzes bereinigt werden könnten? Ich habe den Eindruck, daß heute manchmal die Zeiten vor 1933 vergessen werden, als Nationalsozialisten und Kommunisten sich Straßen- und Saalschlachten lieferten und hierbei fast täglich Menschen ums Leben kamen. Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, daß sich eine Notstandsgesetzgebung auch auf den „inneren" Notstand erstrecken sollte.

Nun wird sehr oft der Gedanke der Rechtsstaatlichkeit gegen eine Notstandsgesetzgebung vorgebracht. Nach meiner Auffassung muß die Berufung auf die Rechtsstaatlichkeit dort ihre Grenze finden, wo die Verteidigung selbst in einem Kriege infolge einer unzureichenden Gesetzgebung in Frage gestellt wird. Die Durchsetzung der Rechtsstaatlichkeit darf nach meiner Auffassung die Exekutive, d. h. die politische und militärische Führung, in einem Verteidigungsfall nicht so erheblich in ihren Rechten einschränken, daß hierdurch die Verteidigung des Rechtsstaates vereitelt wird. Ein Rechtsstaat, in dem in einem Verteidigungsfall der Freiheit nicht die notwendigen Grenzen gesetzt werden, ist dem Untergang geweiht. Wer allerdings die Freiheit nur mit Schrankenlosigkeit verbindet und nicht anerkennt, daß es eine wirkliche Freiheit ohne eine Ordnung mit Rechten und Pflichten und ohne eine Verantwortung gegenüber dem Gemeinwesen nicht geben kann, der stellt die freiheitliche demokratische Grundordnung mit ihrer rechtsstaatlichen Herrschaftsordnung selbst in Frage.

Der Einwand, eine Notstandsgesetzgebung garantiere nicht die Rechtsstaatlichkeit, ist nach meiner Ansicht nicht stichhaltig, wenn man bei einer Prüfung und Abwägung der widerstreitenden Interessen in hinreichendem Maße die Frage der Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland berücksichtigt.

Bei der Notstandsgesetzgebung geht es letzten Endes um die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland in einem Verteidigungsfall, so daß es in Anbetracht der fortdauernden Bedrohung unserer Freiheit und unserer Sicherheit und unter Berücksichtigung der alliierten Vorbehaltsrechte unerläßlich erscheint, die gesetzlichen Grundlagen für eine wirksame Verteidigung zu schaffen.

Jedenfalls sollte die Frage der Rechtsstaatlichkeit auf keinen Fall dazu benutzt werden, eine Notstandsgesetzgebung für den Verteidigungsfall grundsätzlich zu torpedieren.

In diesem Zusammenhang ergibt sich auch zwangsläufig die Frage, ob sich nicht derjenige, welcher eine Notstandsgesetzgebung überhaupt ablehnt, gegen die Sicherheit unseres Volkes entscheidet. Wer aber darüber hinaus auch noch die ständige Bedrohung unserer Freiheit und Sicherheit nicht sieht und anerkennt, ist politisch blind, verspielt unsere Freiheit und Sicherheit und dient letzten Endes — wenn vielleicht auch ungewollt — kommunistischen Interessen. Gerade in den Zeitungen der SBZ ist in einer besonders auffälligen Weise gegen die Notstandsgesetzgebung in der Bundesrepublik gehetzt worden. Nur wer die Augen vor den drohenden Gefahren für unsere Freiheit und Sicherheit verschließt und sich in utopischen Wunschträumen wiegt, wird ernstlich glauben können, daß eine politische und militärische Führung in einem Verteidigungsfall ohne eine Notstandsgesetzgebung möglich sei. Die Vorgänge an der Mauer in Berlin, am Eisernen Vorhang und in Vietnam dürften eigentlich Beweis genug sein, um die Notwendigkeit einer Notstandsgesetzgebung für den Verteidigungsfall zu begründen.

Wenn schließlich gegen eine Notstandsgesetzgebung eingewandt wird, daß eine solche deshalb überflüssig sei, weil in einem mit Atomwaffen geführten Krieg jede Notstandsgesetzgebung sich erübrige, so ist auch eine solche Betrachtungsweise falsch und selbstmörderisch. Denn es ist völlig ungewiß, ob in einem Verteidigungsfall Atomwaffen eingesetzt werden und es zu einem „Allgemeinen Krieg" kommt. Man muß ebenso mit einem „Verdeckten Kampf" rechnen, d. h. mit einer Auseinandersetzung mit einem Gegner, der mit verdeckten Mitteln und Methoden und mit irregulären Kräften gegen das eigene Wehrpotential kämpft. Auch bei einem „Begrenzten Krieg" müssen nicht unbedingt nukleare Waffen eingesetzt werden. Die Beispiele von Korea und Vietnam sollten eigentlich genügen.

Den Notstand gemäß Artikel 5 Absatz 2 des Deutschlandvertrages durch die Alliierten in einem Verteidigungsfall praktizieren zu lassen, halte ich mit der Souveränität der Bundesrepublik Deutschland nicht für vereinbar. Dieser Artikel bestätigt nämlich einen Vorbehalt zugunsten der in der Bundesrepublik stationierten alliierten Streitkräfte, alle gegen eine Störung und Sicherheit der Ordnung innerhalb der Bundesrepublik notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Da dieser Artikel keine rechtlichen Einschränkungen enthält, erweist sich, wie notwendig eine Notstandsgesetzgebung ist, um die alliierten Vorbehaltsrechte abzulösen. Daß dies seit 1956 nicht gelungen ist, erscheint mir nicht nur in Anbetracht der ständigen Bedrohung unserer Freiheit und Sicherheit, sondern auch im Hinblick auf die rechtlichen Unsicherheiten, die sich aus dem obigen Artikel des Deutschlandvertrages ergeben, sehr bedenklich.

Der der Bundeswehr von der politischen Führung unseres Volkes gestellte Auftrag — die Verteidigung von Recht und Freiheit des deutschen Volkes — erfordert für den Verteidigungsfall eine Notstandsgesetzgebung. Die Erfüllung dieses Auftrages durch die Bundeswehr in einem Kriege wird in Frage gestellt, solange eine Notstandsgesetzgebung fehlt, wenn nicht die alliierten Vorbehaltsrechte dann in Kraft treten sollen. Die Nichtverabschiedung der Notstandsgesetzgebung könnte außerdem bei unseren Verbündeten den Eindruck erwecken, daß in der Bundesrepublik die Verteidigung unserer Freiheit und die Frage unserer Sicherheit nur zweitrangig behandelt werden. Dies könnte aber zu einem unabsehbaren Schaden für das ganze deutsche Volk führen. Erstes Anliegen des neuen Bundestages sollte es daher sein, baldigst eine Notstandsgesetzgebung zu verabschieden, die den Erfordernissen der Verteidigung von Recht und Freiheit des deutschen Volkes in einem Verteidigungsfall gerecht wird.

Da gegen das Offizierkorps noch heute von einer bestimmten Presse und von verschiedenen Schriftstellern der Vorwurf erhoben wird, daß es geschwiegen, angeblich „bedingungslos" gehorcht und mit dem Eid gegenüber Hitler sein Gewissen erstickt hätte, habe ich mich aus der Sorge für die Freiheit und die Sicherheit unseres Volkes für verpflichtet gehalten, zu diesen grundlegenden Fragen Stellung zu nehmen.

General der Pztr. a. D. Leo Frhr. Geyr v. Schweppenburg

Gedanken zum Vergleich der höheren sowjetischen und der westalliierten Führung im 2. Weltkrieg (II)

Die sowjetische Führung

Im Februar 1941 war Stalin hellhörig geworden. Er bestellte daher die Armeeführer und die Führer seiner Luftwaffe getrennt in den Kreml. Bei dieser Gelegenheit gab er ihnen von seinem Entschluß Kenntnis, sich jetzt nur dann in einen Kampf einzulassen, wenn lebenswichtige Interessen Rußlands an der Ostsee oder am Schwarzen Meer gefährdet würden. Er verband diese Ausführungen mit einer Warnung vor dem Können der deutschen Generale: „Es handelt sich nicht um Schuljungen." Außerdem sprach er von der augenblicklichen Unterlegenheit des Materials der roten Luftflotten. Er verwies ferner auf den strategischen Grundgedanken einer Organisation nach der Tiefe im russischen Hinterland, und auf die Schaffung von mindestens zwei, besser drei Wellen von Reservearmeen aus dem unerschöpflichen russischen Menschenpotential. Dieses Prinzip sollte später zu einer der beiden „Krücken" werden, auf denen sich die Wende des Krieges vollzog, und die den endgültigen Sieg ermöglichten. Die andere Stütze kam durch die späteren großen Materiallieferungen der Alliierten.

Die genauen, aber irreführenden Berichte des damaligen sowjetischen Botschafters in Berlin hatte Stalin veranlaßt, die deutlichen Warnungen seines vorzüglich arbeitenden Nachrichtendienstes in der Schweiz, in Rom und in Tokio zu mißachten. Für ihn selbst kam daher der deutsche Angriff als Überraschung. Die hauptsächlichsten Härten und Schwächen der sowjetischen militärischen Lage am 6. 6. 1941 können ganz allgemein etwa wie folgt zusammengefaßt werden:

a) In der obersten Führung war ein überlegener Kopf, Stalin selbst. Er verfügte über ebenso ungewöhnliche politische wie militärische Fähigkeiten.

b) Sein Beraterstab war durch wenige, aber besonders gescheite Persönlichkeiten gebildet. Sie waren Anhänger eines denkbar fortschrittlichen militärischen Gedankentums.

c) Ein vorbildlicher militärischer Nachrichtendienst.

d) Unbegrenztes menschliches Potential. Das Geburtenverhältnis von Rußland im Vergleich zu Deutschland stand 1941 wie 7 : 1.

e) Als Folge der massiven Liquidierungen waren die Führungskräfte der sowjetischen Armeekorps und Divisionen vielfach wenig geeignet. Das System schloß zudem persönliche Initiative so gut wie völlig aus. Ihre deutschen Gegennummern waren auf diesem Gebiet weit überlegen. Sie hatten neben ihrer guten militärischen Vorbildung die Erfahrung von 2 Feldzügen hinter sich.

f) Eine Industrie, deren Entwicklung in großer Breite geplant war, sich aber doch noch im ersten Anfangsstadium befand. In den westlichen Räumen des Gebietes der Sowjetunion befand sie sich nebenbei noch in gefährlicher Reichweite der deutschen Bomberflotten.

g) Viele aber überholte Panzer und an Qualität unterlegene Flugzeuge. Die Führer der sowjetischen Luftwaffe waren farblose Persönlichkeiten. Von den militärischen Führern der westlichen Alliierten dagegen und ihren Untergebenen stand niemand in gleicher Weise unter persönlichem Druck wie die sowjetischen Generale.

Stalin und Churchill

Eine Antwort auf die interessante Frage, wer von den beiden Persönlichkeiten mehr wirksames militärisches Verständnis besaß, und wer sich in rein militärischen Angelegenheiten stärker durch seine Berater beeinflussen ließ, kann bei den Lesern Überraschung und Widerspruch auslösen. Nach meiner persönlichen Ansicht bildeten Stalin und Schaposchnikow ein besser zusammenarbeitendes Gespann wie Churchill und Brooke. Stalin verfügte über eine auf relativ hoher Warte erworbene operative und Schlachtfelderfahrung. Er hatte sie sich im Bürgerkrieg als Kommissar bei höheren Stäben und später im russisch-polnischen Krieg in gleicher Eigenschaft angeeignet. Sein hauptsächlicher Berater, Schaposchnikow, der neben ihm in den kritischen Zeiten stand, war ein erstklassiger militärischer Kopf. Seine hohe soldatische Bildung hatte er sich im kaiserlich russischen Generalstab angeeignet. Brooke verfügte gleichfalls über eine ausgezeichnete militärische Schulung. Wenn Churchill sich auch auf anderen Gebieten als außerordentlich tüchtig erwiesen hatte, so war er in militärischer Strategie doch stets ein Amateur geblieben. Geschichtlich muß vor allem Schaposchnikow für den fortgesetzten erfolgreichen Aufbau der Roten Armee verantwortlich gemacht werden. Ihre weitsichtige, wenn auch langsame und schwierige Modernisierung in Friedenszeiten ist ihm zu danken. Er knüpfte an seine Vorgänger Trotzki, Frunse und Tuchatschewski an. Es war Schaposchnikows Schule, die Führer vom Kaliber eines Schukow, Timoschenko und Wassiliewsky herangebildet hatte. In der Verbindung mit rücksichtslosem Angriffsgeist bei militärisch vollwertiger Schulung mußten diese Persönlichkeiten den entsprechenden alliierten Führern gleichgeachtet werden, Soldaten wie der Amerikaner Patton oder einige der amerikanischen und der englischen Kommandeure der Luftlandetruppen.

Es war mein persönliches Schicksal, eine sogenannte Schlachtfeldbekanntschaft mit diesen drei Russen zu machen, die hauptsächlich für die erfolgreiche Verteidigung Moskaus verantwortlich waren. Durch ihre Härte, ihren Unternehmungsgeist und ihre Wendigkeit in Operationen des Bewegungskrieges bei schwersten Bedingungen hinterließen sie den Eindruck absoluter Überlegenheit gegenüber einem Mann wie dem methodischen Zögerer Montgomery.

Politische Säuberungen

Die sowjetische Führerklasse befand sich noch im Aufbau, als sie in der zweiten Hälfte der 30er Jahre durch die geradezu sadistischen Säuberungen Stalins fast ausgelöscht wurde. Nach den niedrigsten sowjetischen Schätzungen und Quellen wurden etwa 15 000 Offiziere höherer Dienstgrade, darunter 230 Generale, hingerichtet oder in entfernte Lager nahe dem arktischen Kreis verschickt. Der damalige Chef der GPU, Jeschow, der hauptsächliche Henker Stalins, wurde gleichfalls erschossen. Die kaukasische Mentalität des Diktators ging von dem Gesichtspunkt aus, daß nur Tote nicht über Dinge reden können, von denen sie eine zu weitgehende Kenntnis haben.

Bald nach diesen Säuberungen wurde die außenpolitische Lage immer ernster. Eine beachtliche Zahl von Offizieren, die überlebt hatten, wurde aus den Gefängnissen entlassen. Auf Rat des Politbüros befahl Stalin die beschleunigte Bildung von Kursen für Generalstabsoffiziere. Die Russen selbst nannten sie Generalskurse. Als 2½ Jahre später der Krieg mit Deutschland ausbrach, konnten sie sich wegen der Kürze der Zeit noch nicht ausreichend ausgewirkt haben.

Bei Ausbruch des Krieges bildete Stalin unter der Leitung von Schaposchnikow unverzüglich eine Art militärisches Politbüro. Als Mitglieder wurden etwa ein Dutzend der besten Köpfe aus dem militärischen Bereich ausgewählt. Sie mußten Tag und Nacht für Stalin zur Verfügung stehen. Die natürliche Folgerung der Säuberung war, daß, wie erwähnt, die Masse der Korps- und Divisionskommandeure vom fachlichen Standpunkt aus wenig geeignet sein konnten. Diese Säuberung hätte um Haaresbreite einen völligen Zusammenbruch der sowjetischen Verteidigung herbeigeführt. Die nachfolgende Zentralisierung der Führung in der sogenannten Stavka war eine Art Aushilfe unter letztem Zwang. Durch ihre Eigenart schloß diese Lösung für die nächsten 2½ Jahre jede selbstsichere Führunginitiative im Verlauf größerer und kleinerer militärischer Operationen aus.

Vor einiger Zeit veröffentlichte der „Rote Stern" einen Artikel, der die Instruktion wiedergab, die Schaposchnikow meiner damaligen Gegennummer bei Tula, dem Generaloberst Bolten, gab. Während des Gesprächs dieser beiden Persönlichkeiten über den südlich von Moskau angesetzten, entscheidenden Gegenangriff rief Genosse Stalin an, um Näheres über die Planung zu erfahren. Dies war kennzeichnend für die Kontrolle, die Stalin über die militärischen Operationen ausübte.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurde dieses System allerdings etwas gelockert. Einige besonders hervortretende höhere Führer im Range von Heeresgruppen-Kommandeuren genossen größere persönliche Selbständigkeit.

Im Allgemeinen traf jedoch der Amerikaner Omar Bradley den Nagel auf den Kopf, als er nach einem Besuch im Hauptquartier des Marschalls Koniew, des damaligen Oberbefehlshabers der sowjetischen Heeresgruppe Ukraine, im Mai 1945 äußerte: „Amerikanische Leutnante haben eine größere Selbständigkeit als sowjetische Divisionskommandeure."

In den für die Russen trübsten Anfangszeiten des Krieges soll Timoschenko, ein führender Kopf in der sowjetischen Armee, sich wie folgt geäußert haben: „Die deutsche Armee muß in der Feueresse der sowjetischen Wehrmacht ausbrennen." Dies sollte sich im Ablauf des langen Krieges verwirklichen.

Nach der Vernichtungsschlacht von Kiew hatte ich mit dem gefangenen Oberbefehlshaber der 5. sowjetischen Armee ein längeres Gespräch unter vier Augen. Auf meine Frage, welche Chancen er noch nach dieser vernichtenden Niederlage im September 1941 Rußland zubilligen zu können glaubte, antwortete er: „Dreck, Winter, Tiefe des russischen Raumes und die Tatsache, daß die deutschen Hilfsmittel nicht unerschöpflich sind." Alles, was der Russe damals voraussagte, sollte zur Wirklichkeit werden.

Moskau November 1941

Bei den Kämpfen südlich von Moskau im November 1941 war die durchschnittliche Stärke einer Grenadierkompanie meines Korps noch etwa 35 Mann oder etwas darüber. Die Zahl der einsatzbereiten Panzer war wenig stärker als 2 Kompanien.

Im Oktober war mein Panzerkorps auf der Staatsstraße Moskau-Orel einfach im Dreck steckengeblieben. Um Mitte November schwankte das Thermometer zwischen minus 30 und 40 Grad Celsius. Die Winterbekleidung der sowjetischen Truppen war hervorragend gut, die Masse der deutschen Verbände verfügten über keinerlei ausreichende Winterbekleidung. Um diese Zeit erschien dann die 2. fernöstliche Armee in unserer rechten offenen Flanke. Kaganowitsch hatte sie von den Ufern des Gelben Meeres in 14 Tagen in den Raum südlich von Moskau gefahren. Diese Gegenoffensive konnte noch einmal zum Stehen gebracht werden. Die Russen setzten jetzt aber in erhöhter Zahl Mörser, Raketen, massierte Artillerie und Stalinorgeln ein.

Das deutsche Oberkommando der Wehrmacht erklärte aus ihrem Narrenparadies am 5. Dezember 1941: „Der Russe pfeift aus dem letzten Loch."

Für die Operationen eines deutschen Panzerkorps mußte damals die Frage nach dem zweckmäßigsten taktischen Entschluß unberücksichtigt bleiben. In diesen Novemberwochen war es entscheidend, welche Bewegungen bei dem Mangel an Brennstoff überhaupt noch in Frage kommen könnten. Als dann zehn neue sowjetische Divisionen in unserer tiefen Flanke auf der dreigleisigen Bahn Moskau-Rostow ausgeladen wurden, bedeutete dies das Ende des Angriffs auf Moskau. Die Flutwende hatte eingesetzt. Der Führertyp Schukow/Wassiliewsky hatte sich ihren deutschen Gegennummern auf dem taktischen Gebiet als gleichrangig erwiesen. In der Strategie hatte sich Stalins kühler Realismus dem Wunschdenken Hitlers überlegen gezeigt.

1942 — Neue Führungsgrundsätze

In der höheren sowjetischen Führung zeichneten sich 1942 neue Grundsätze ab! Ihre Beurteilung muß 2 Tatsachen berücksichtigen. Der erste Punkt bezieht sich auf Materialfragen, der zweite auf einen grundsätzlichen Übergang zur Offensive.

Als im September 1941 sich die Einkreisung des südlichen Abschnittes der russischen Front abzeichnete, befahl Stalin Budjenny und dann seinem Nachfolger Kirponos, stehen zu bleiben und bis zum bitteren Ende zu kämpfen. Damals war Stalin bereit, Armeen zu opfern. Es handelte sich ja nur um Menschen. Um Material für die Infanterie zu retten, befahl er, dieses aus dem gefährdeten Raum zum Ural abzutransportieren. Dies gelangte auch im Rahmen der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen zur Durchführung. Damals war Material wertvoller als Menschen.

Als dann ein erneuter deutscher Angriff an der Südostfront im Sommer 1942 einsetzte und die deutschen Panzerkorps auf die Ölquellen von Maikop und Grosny zustürmten, dies im Rücken der zerbrechenden russischen allgemeinen Front, gelang es den russischen Verbänden, sich teilweise bei Tage und besonders bei Nacht durch die hunderte von Kilometer langen deutschen Panzerkolonnen durchzufiltrieren. Inzwischen war von den Alliierten den Russen reichlich Material zugeführt worden.

Ein weiterer Punkt, der die Umstellung in strategischer und taktischer Hinsicht begleitete, war der Übergang zu offensiven Handlungen auf breiter Basis. In kleinerem Maße hatten die Russen verschiedentlich Einkreisungen nach einem Durchbruch versucht. Die meisten Unternehmungen dieser Art schlugen fehl. Der Übergang der russischen Führung zum deutschen „Cannae"-Prinzip, das heißt zur Vernichtung des Gegners durch Einkreisung, setzte mit Stalingrad ein. Dies bedeutete, daß Rußland nunmehr in der Lage war, auf breiter Basis auch zur strategischen Offensive überzugehen.

Stalin und die führenden Köpfe seiner Generalität hatten die Lehre und die Bedeutung der beweglichen Kriegführung in der Zukunft voll erfaßt. Hitler lebte in der Grabenmentalität des 1. Weltkrieges weiter. Er beschäftigte sich hauptsächlich damit, seine besten Generale auszuschalten, daneben jeden, der nicht mit seinen Kriegführungsmethoden einverstanden war. Praktisch bedeutete dies auch eine Säuberung, dazu eine solche mitten in einem auf seinem entscheidenden Höhepunkt befindlichen Krieg.

Die Flutwende wurde fernerhin durch die grundsätzlich offensive Strategie gefördert, die keinerlei Rücksicht auf Kampfverluste nahm, durch nunmehr reichlich vorhandenes Material, welches die Alliierten in entscheidungbringender Weise zur Verfügung gestellt hatten und durch praktisch unbegrenzte Menschenreserven. Am Ende des Jahres 1943 konnte man die russische Wehrmacht als die „neureiche" bezeichnen. Demgegenüber war die deutsche Armee immer mehr in der Qualität ihrer Führung an Menschen und an Material ausgelaugt.

Die Organisation und die Lehren, welche die Kriegsjahre der russischen Führung gebracht hatten, prägten sich hauptsächlich bei der höheren Führung aus. Im Rahmen der unteren und mittleren Führung war das weniger der Fall. Hier blieb das Zusammenwirken der Waffenzweige ungenügend. Selbständiges Handeln und schnelles Anpassen an veränderte Lagen war so ungenügend wie vorher. Zwar hatten die neuesten Vorschriften die Notwendigkeit selbständigen Handelns betont. Die mit ihnen verbundenen Einschränkungen waren aber zu zahlreich, um einen Erfolg zu ermöglichen.

Eine der wirksamsten Voraussetzungen für den Kampferfolg wurde die Schaffung von ganzen Artilleriedivisionen und ihr Einsatz gegen schwächere Teile der „dünnen grauen Linie" der deutschen Front. Sie stellten eine bewegliche und massierte Feuerkraft dar. Dieses Hilfsmittel der Russen für den Erdkampf bedeutete bei Vorbereitung und Unterstützung des Erdangriffs im Prinzip dasselbe wie die geballten Luftkampfkräfte der Alliierten. Im Grunde war Beides die Verwirklichung des französischen Schlagwortes: „Angriff ist Feuer, das marschiert."

Die sowjetischen Luftkräfte blieben weiterhin der Führung der betreffenden Heeresgruppe unterstellt. Die sowjetische Infanterie sah sich durch gepanzerte Flugzeuge russischer Produktion wirksam unterstützt. Dagegen sahen die Russen damals vom Einsatz taktischer oder strategischer Luftlandetruppen nach Art der westlichen Verbündeten zumeist ab. In Zukunft ist diese Kampfform allerdings, grade bei den Russen, in sehr viel anderer und geradezu gefährlicher Weise zu erwarten.

Wenn in diesen Ausführungen die Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Gegner an der Ostfront erwähnt werden, so bedeutet dies keine einschränkende Abwertung der Leistungen der russischen Führung. Zu Beginn des Jahres 1945, als die russische Dampfwalze sich mit dem Endziel Berlin in Bewegung setzte, war das Verhältnis der beiderseitigen Kräfte an Menschen und Material wie folgt:

Infanterie	7,7 : 1
Artillerie	6,9 : 1
Mörser	10,2 : 1
Panzer	4,7 : 1.

Diese Zahlen stammen aus **russischen** Quellen.

Die sowjetischen Erdkräfte sahen sich durch 5 Luftarmeen mit 7 700 einsatzfähigen Flugzeugen unterstützt.

Amerikanischer und sowjetischer Nachschub

Ein überschlägiger Vergleich der amerikanischen und sowjetischen Nachschubsysteme bei ihren Kampfhandlungen muß die Beurteilung der beiderseitigen Führerleistung ergänzen.

Es ist allgemeine Ansicht, daß das Nachschubsystem der amerikanischen Armee 1898 im spanisch-amerikanischen Krieg wenig geleistet hat. Der „Sprung vorwärts" war bis 1917/18 ein gewaltiger. Amerikanische Tatkraft brachte es zustande, daß das System 1918 vorzüglich arbeitete. Diese Beurteilung muß auch dann aufrechterhalten werden, wenn sich damals der Übergang vom Stellungs- zum Bewegungskrieg in einer Art „langsamem Marsch" vollzog.

Im amerikanischen Abschnitt der Normandiefront schien der Nachschub bis Avranches vorzüglich gearbeitet zu haben. Nachher änderte sich das Bild. In einem operativ entscheidenden Augenblick schien das System die Verfolgung gebremst zu haben. Man kann dieses Versagen kaum damit entschuldigen, daß das Ausmaß der erforderlichen Munition, von Brennstoff, Verpflegungsmitteln und sonstiger Güter weit über den Bedarf des Jahres 1917/18 hinausging. Diese Lage entstand ja nicht überraschend. Der zerbrochenen deutschen Front wurde durch diese Sachlage eine Atempause gewährt, deren Ergebnis eine Verlängerung des Krieges um 8 Monate war.

Und Rommel?

Es ist vielleicht etwas unvorsichtig für einen alten deutschen General, den alliierten Nachschub in dieser Weise abzuurteilen. Man kann dazu sagen: „Wie war es denn mit Rommel in Afrika?" Dieser Einwand ist berechtigt. Immerhin war dieser gute Taktiker ein außerordentlich schwacher Stratege. Man brauchte diesen Stoff nicht breitzutreten, wenn es nicht um eine Erörterung der ungewöhnlichen Geschicklichkeit der Russen ginge, Schwierigkeiten des Nachschubs im Bewegungskrieg durch Improvisation zu überwinden. Die russische Art der Bewältigung dieser Schwierigkeiten erlaubte ein ununterbrochenes Vordringen ihrer Armeen bis zum Kriegsende. Die fast völlig zentralisierte Leitung des russischen Nachschubs durch das Volkskommissariat für Verteidigung und durch die einzelnen Armeekommandos mögen in der Theorie nicht die bestmögliche Lösung dargestellt haben. Jedenfalls erwies sich das System in der Praxis als erfolgreich. Der Geist, der dahinterstand, war erbarmungslos.

Der spätere Feldmarschall Paulus erzählte mir einmal eine kennzeichnende Einzelheit über derartige russische Prinzipien. In den 20er Jahren befand er sich in seiner Generalstabsausbildung in Berlin in demselben Kursus mit dem späteren sowjetischen General Jakir. Dieser berichtete ihm von Schwierigkeiten im sowjetischen Nachschubsystem während des Budjenny-raids auf Warschau im russisch-polnischen Krieg. Der verantwortliche Quartiermeister, ein Freund von Jakir, wurde daher von ihm zur Rede gestellt. Er widersprach. Nun, sagte Jakir zu Paulus, ich nahm meine Pistole und habe ihn erschossen. Natürlich sind derartige Methoden, „pour encourager les autres" im Westen unüblich.

Das sowjetische Nachschubsystem in seiner unbegrenzten Rücksichtslosigkeit hat praktisch auch gegenüber den größeren Ansprüchen westlicher Soldaten seine Vorzüge. Genosse Iwan konnte wochenlang von ungedroschenem Korn und Pferdefleisch leben, wenn die Lage es erforderte; seine Pferde von Dachstroh. Soweit möglich lebten die Armeen vom Lande. Es berührte sie nicht, wenn die Bevölkerung verhungerte. Die Nachschubgüter konnten daher oft auf Waffen, Munition und Brennstoff beschränkt werden. Es kam überhaupt nicht infrage, das Vordringen der Truppen aus Nachschubgründen anzuhalten oder zu verlangsamen. Die entscheidungbringenden sowjetischen Operationen im Winter 1944/45 waren durch ein verschiedenartiges und sich gegenseitig ergänzendes System von Zusammenarbeit kleinerer Eisenbahnzüge, motorisierter Schlittenkolonnen, von Kraftwagenverbänden und von einer großen Anzahl von pferdebespannten Nachschubformationen unterstützt worden, die letztere von Frauen geführt wurden.

Schlußfolgerungen

Der alleinige Wert späterer Kritik besteht darin, aus der Vergangenheit für die Zunkunft zu lernen. Die Schlußfolgerungen sind zahlreich; sie sind auch teilweise widerspruchsvoll. Man könnte darüber ein Buch schreiben. Immerhin darf man hoffen, daß auch hier ein unvoreingenommener Leser sich „die Geschichte zweier Städte" („the tales of two cities") gründlich durch den Kopf gehen läßt. Niemand kann wissen, welche Art von Kriegen die Zukunft bringen wird. Es gibt aber gewisse grundlegende Erfahrungen aus dem 2. Weltkrieg, die kaum als überholt betrachtet werden können. Sie sollten daher auch nicht in Vergessenheit geraten: Initiative, Schnelligkeit der Entschlüsse, höchste Eile in der Ausgabe von Direktiven und Befehlen und restlose Durchführung der Anordnungen wiegen entscheidend. Die Schnelligkeit trägt in der Luft wie auf der Erde zum ausschlaggebenden Erfolg bei. Aufgeblähte Stäbe, in denen zu viel Experten ihr Wesen treiben, Musterbefehle mit Anlagen usw. passen für einen Zukunftskrieg irgendwelcher Art nicht. Man darf einen schnellen Wechsel der Lagen als wahrscheinlich, wenn nicht als sicher annehmen, ebenso ist weitgehende Aufgliederung vorauszusetzen. Die traditionelle Schwäche des östlichen Soldaten, sich mit Verantwortung für sein Handeln zu belasten, könnte dem Westen einen der Wege für seine zukünftige militärische Erziehung und Ausbildung weisen.

Die ziemlich stärkste Form bei einer militärischen Auseinandersetzung in der Zukunft könnte ein russischer „Blitz" darstellen. Es bedeutet nichts, wenn eine solche Gefahr politisch nicht morgen nicht hinter der nächsten Hausecke zu erwarten ist. Heute weist die Grundlehre jeder sowjetischen Schulung auf Offensive in Strategie wie in Taktik hin. Sie ist im übrigen seit dem Gründungsdekret der Roten Armee, die ein Lenin noch unterschrieben hat, unverändert geblieben. Dieses Prinzip sieht sich durch die Art der gegenwärtigen Organisation der sowjetischen Wehrmacht bestätigt. Sie ist 100 prozentig auf Offensive eingestellt. Es wäre die Politik des Vogels Strauß, die Kampfqualitäten des russischen Soldaten, die Einheitlichkeit der sowjetischen Führung, die Gleichheit ihrer agressiven Ideologie und ihr technisches Können zu unterschätzen. Man kann von vornherein den Gedanken fallen lassen, daß etwa die Rücksichtnahme auf Verluste, Schwierigkeiten im Nachschub oder atomverseuchte Räume dem Grundgedanken des Führungsprinzips Einhalt gebieten können.

Der Russe kommt überall durch.

Die Zukunft der westlichen Welt ist im wesentlichen von der Kampftüchtigkeit der amerikanischen Wehrmacht abhängig. Im Material hat heute die Rote Armee gleichgezogen. Sie muß als völlig intakt, gut ausgebildet und gut geführt angesehen werden. Zahlenmäßig ist die sowjetische Luftwaffe ungefähr gleich stark wie die amerikanische. Jeder Zusammenstoß mit russischen Kräften bietet Probleme an. Es wäre aber auf jeden Fall eine andere Lage als am 6. 6. 1944 in der Normandie. Damals handelte es sich um die Schlacht einer **Wehrmacht** gegen eine fast ausgeblutete **Armee** mit unterlegenem Material und ohne Luftschutz.

Ein erfolgreicher deutscher Soldat, der weitgehende Erfahrungen auf östlichen und westlichen Schlachtfeldern gewonnen hatte, hat die notwendigen Anforderungen an einen zukünftigen höheren Führer westlicher Verbände in folgende Worte zusammengefaßt: Draufgängerisch wie ein Seydlitz, rücksichtslos, sogar brutal wie ein Russe, nicht ganz so methodisch wie ein Franzose oder ein Engländer vom Typ Montgomery, erfahren in Zusammenarbeit mit der Luftwaffe wie ein Amerikaner, wenn dies auch in einer weniger komplizierten und zeitbeanspruchenden Form des Zusammenwirkens Luft-Erde.

Internationaler Überblick über Entwicklung und gegenwärtigen Stand der Panzerwaffe des Auslandes

Major i. G. Werner Heyd / Major Dr. Radke

Kapitel II: Frankreich

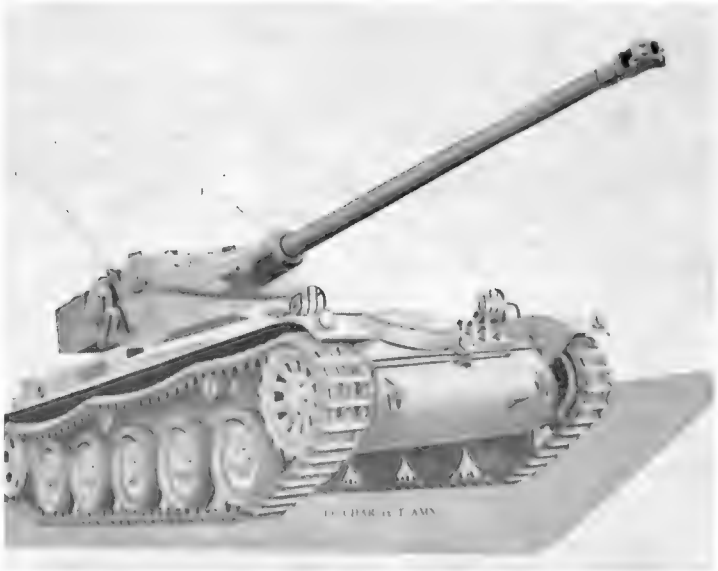
In der Entwicklung von gepanzerten Fahrzeugen steht Frankreich direkt hinter England an 2. Stelle. Jedoch ist die französische Panzerentwicklung vollkommen unabhängig von der englischen Entwicklung durchgeführt worden. Der Konstruktion des 1. französischen Panzers gingen zahlreiche Versuche mit gepanzerten und ungepanzerten Kampffahrzeugen voraus.

So wurde im Jahre 1902 bei der „Société Charron-Gorardot et Voigt" ein ungepanzertes Maschinengewehrauto gebaut, das ab 1908 mit Erfolg in Marokko eingesetzt wurde.

Bei Beginn des 1. Weltkrieges waren bereits einige Versuche mit gepanzerten Fahrzeugen in einem weit fortgeschrittenen Stadium. In den Jahren 1916 bis 1918 stellte die französische Industrie Panzer der Typen „Schneider C. A." (13,5 t), „Saint-Charnion" (23 t) und einen leichten Panzer vom Typ „Renault" (6,7 t) her. Im Vergleich zu den englischen Panzern waren die französischen weniger gut auf die Überwindung von Hindernissen eingerichtet. Ihr Körper ragte über die Ketten hinaus und das erschwerte das Überwinden von Hindernissen. Die Höchstgeschwindigkeit der französischen Panzer ging über 8 km/h nicht hinaus, die Reichweite betrug 50 bis 60 km. Die 7,5 cm Geschütze waren im Vorderteil des Fahrzeuges angebracht, so daß die Panzer den späteren Konstruktionen von Selbstfahrlafetten der 40er Jahre ähnelten.

Der wichtigste französische Panzer des Jahres 1918 war der leichte Panzer von Renault. Seine Besatzung bestand aus 2 Mann. Die Bewaffnung, ein 3,7 cm Geschütz oder ein Maschinengewehr, war in einem drehbaren Turm untergebracht.

Alle Panzer waren derart langsam und unzuverlässig, daß ihre Verlegung von einem Frontabschnitt zum anderen vorwiegend auf Anhängern erfolgte, die von Traktoren gezogen wurden, während der leichte Panzer von Renault auf schweren Lkw's transportiert wurde.



AMX 13 der französischen Armee nach dem II. Weltkrieg

Am Ende des 1. Weltkrieges verfügte Frankreich über den größten Panzerbestand der Welt, die Gesamtzahl seiner Panzer betrug etwa 4 000. Die Mehrzahl davon waren leichte Renault-Panzer der Baujahre 1916-1918. Bereits 1923 jedoch entsprachen diese Panzer weder den bescheidenen Ansprüchen der Armee, noch erreichten sie zu diesem Zeitpunkt den technischen Entwicklungsstand des allgemeinen Kraftfahrzeugbaues.

Das Oberkommando der französischen Armee änderte in der Zeitspanne zwischen den beiden Weltkriegen seine Auffassungen über den Panzereinsatz, der sich bereits während des 1. Weltkrieges herausgebildet hatte, fast nicht. Es sah die Panzer lediglich als Mittel zur direkten Unterstützung der Infanterie auf dem Schlachtfeld an. Als Haupteigenschaft des Panzers wurde seine Panzerung angesehen. Diese sollte es erlauben, die Kanone oder das Maschinengewehr von nächster Nähe an den Gegner heranzubringen,

Der neue französische Panzer AMX 30

damit man die schweren Infanteriewaffen vernichten und der eigenen Infanterie den Weg bahnen konnte. Der Bewaffnung und der Schnelligkeit wurde nur zweitrangige Bedeutung beigemessen.

Der große Panzerbestand des 1. Weltkrieges, der aus finanziellen Gründen nicht abgestoßen werden konnte, hemmte die französische Militärtechnik auf dem Gebiet der Weiterentwicklung der Panzer. Die französischen Konstrukteure waren gezwungen, etwa 10 Jahre lang an der Modernisierung veralteter Panzer zu arbeiten. Die aus dem 1. Weltkrieg stammenden Renault-Panzer bildeten teils modernisiert, teils nicht modernisiert bis einschließlich 1936 den Haupttyp der französischen Panzer. Die bereits 1917 in Frankreich aufgenommene Arbeit an der Entwicklung schwerer Panzer fand Anfang der 20er Jahre ihren Abschluß mit der Herstellung einer kleinen Serie von Panzern des Typs 20 und 30. Die Daten dieser Panzer waren: Gewicht: 7,4 t, Bewaffnung: eine 7,5 cm Kanone und 4 MGs, Stärke der Stirn- und Seitenpanzerung: 4-5 cm, Höchstgeschwindigkeit: 13 km/h, Reichweite: 60-80km. Wegen des offensichtlich höchst zweifelhaften Gefechtswertes dieses Panzers brach man die Arbeiten ab und begann einen Panzer mit einem Gewicht von etwa 30 t zu entwickeln. Da sämtliche Panzer der französischen Armee veraltet waren, ergab sich in den Jahren 1935-1937 die Notwendigkeit, neue Panzermodelle einzuführen. Konstruktive Besonderheiten dieser neuen französischen Panzermodelle waren die weitgehende Verwendung gegossener Panzerteile und der Einbau von Wendegetrieben mit getrennter Kraftübertragung. Erst am Vorabend des 2. Weltkrieges überprüften die Franzosen ihre Auffassung über den Einsatz von Panzern und begannen mit der Aufstellung von Panzerdivisionen, die später im Mai und Juni 1940 gegen Deutschland eingesetzt wurden. Die im wesentlichen mit langsamen, leichten Panzern ausgerüsteten Divisionen spielten bei den Kämpfen keine besondere Rolle. Nach der Niederlage von 1940 wurde praktisch die gesamte französische Panzertruppe aufgelöst. Lediglich einige französische Panzer verblieben in Nordafrika und waren anfänglich gegen die Alliierten und später mit den Alliierten gegen die deutsch-italienischen Streitkräfte eingesetzt. Im Jahre 1943 jedoch begann der Wiederaufbau der französischen Panzertruppe in Nordafrika. Die Ausrüstung bestand ausschließlich aus amerikanischen Panzern. Am Ende des 2. Weltkrieges waren in Deutschland bereits wieder 3 französische Panzerdivisionen von Seiten der Alliierten eingesetzt.

Sofort nach Beendigung des 2. Weltkrieges beschäftigte sich das französische Oberkommando mit der Weiterentwicklung von Pan-

zern. Die Franzosen werteten dabei insbesondere die deutsche Panzerentwicklung bis 1945 aus. Die militärischen Forderungen für einen neuen Panzer bestanden darin, daß der Panzer bewaffnet wie der „Tiger II" und beweglich wie der „Panther" sein müsse.
Zwischenzeitlich wurde ein französisches Panzerbataillon mit erbeutetem deutschen „Panther" aufgestellt. Der Prototyp des neu konstruierten französischen Panzers war im Jahr 1950 fertiggestellt. Er war der AMX 50, mit einem günstigen Leistungsgewicht und einer 10 cm Panzerkanone, die später durch die 12 cm Panzerkanone ersetzt wurde, die auch im amerikanischen M 103 eingebaut war. Jedoch sind sich kurze Zeit später die französischen Militärbehörden darüber klar geworden, daß ein solch schwerer Panzer angesichts der neu entwickelten Panzerabwehrwaffen keine Zukunft hat. Von nun an beschäftigten sich die Franzosen mit der Konstruktion eines leichteren Panzers, der mit hoher Feuerkraft und großer Geschwindigkeit mehr der neuen Panzertaktik entsprechen sollte. Im Jahre 1952 erschien dann der AMX 13, der in seinem Prototyp bereits seit 1949 bestand und der nun in großen Mengen produziert wurde. Dieser Panzer wurde nicht nur in der französischen Armee, sondern auch in der Schweiz und in Israel eingeführt. Bewährt hat sich der Panzer im Jahre 1956 in dem Feldzug Ägypten gegen Israel.
Auch setzten sich nach dem 2. Weltkrieg die modernen Ansichten über den Einsatz von Panzerverbänden in Frankreich endgültig durch. De Gaulle hatte bereits vor dem 2. Weltkrieg versucht, die französischen Panzerverbände umzugliedern, um sie nicht aufgeteilt auf Infanterieverbänden, sondern schwerpunktmäßig als geschlossenen Panzerverband einsetzen zu können. Jedoch hatten seine Bemühungen keinen Erfolg. Die klägliche Rolle, die die französische Panzerwaffe im Feldzug 1940 gegen Deutschland spielte, war die Folge davon. Nach einigen Versuchsübungen in den 50er Jahren sind die Franzosen nun zu einer Gliederung ihrer Panzerverbände gekommen, die ähnlich der Gliederung der deutschen Panzerverbände in der Bundeswehr ist. In der französischen „MechBrigade" sind Panzer und Panzergrenadiere neben allen anderen Waffengattungen vereint, um selbständig ein Gefecht führen zu können. Die Ausrüstung der französischen Panzerverbände besteht zur Zeit noch aus dem AMX 13 und dem amerikanischen Panzer M 47.
Die Franzosen waren sich mit den Deutschen einig, daß der M 47 durch einen neuen, mittleren Panzer ersetzt werden müsse. So wurde im Jahre 1957 zwischen Deutschland, Frankreich und Italien der Planungsvertrag für einen neuen, einheitlichen Standardpanzer der NATO, geschlossen. Es sollten ursprünglich von Deutschland und Frankreich je ein Modell entwickelt werden, das dann gemeinsam erprobt werden sollte. Die Ergebnisse dieser gemeinsamen Erprobung sollten für die endgültige Modellauswahl eines NATO-Standardpanzers entscheidend sein. Leider haben die Franzosen die Erprobung wegen angeblicher Konstruktionsschwierigkeiten immer wieder verschoben, so daß im Jahre 1963 Deutschland seinen Standardpanzer erprobte und auch den Bau dieses Panzertyps in Auftrag gegeben hat. Nur kurze Zeit später wurde auch der französische Prototyp des Standardpanzers, der AMX 30, in Erprobung gegeben und beide auch miteinander im Wettbewerb eingesetzt. Die Leistungen des Panzers sind ähnlich, wie die des deutschen Standardpanzers. Es ist bedauerlich, daß eine gemeinsame Entwicklung aus den oben angegebenen Gründen nicht möglich war.

Paris, am Rande notiert . . .

141 Flugzeuge, 30 Hubschrauber, 630 Fahrzeuge, davon 140 Panzer oder Schützenpanzer, 9 000 Soldaten, 11 Musikkorps . . ., so etwa könnte eine nüchterne Bilanz der traditionellen Parade des 14. Juli 1965 in Paris aussehen.
Oder so: Erstmalig sahen die Franzosen ihre Armee in der neuen Gliederung, in der bekannten Dreiteilung „Strategische Atomstreitkraft", „Eingreifstreitkraft", „Territoriale Verteidigung". In einem zweiten Teil schloß sich die Parade der Fußtruppen an.
Aber auch so: „Es ist notwendig, daß die Verteidigung Frankreichs französisch ist." „Ende der Parade unserer Väter." „Erste französische Atom-Parade." Dieser Art oder ähnlich die Schlagzeilen französischer Zeitungen.

*

Sicherlich, das bekannte bunte Bild früherer Paraden auf dem Champs-Elysées mit marokkanischen oder algerischen Schützen, Senegalesen, Fremdenlegionären und Spahis ist endgültig dahin, übrig bleibt das Bild einer nüchternen, technischen Armee. Hin und wieder ein wenig aufgelockert durch die bunten Uniformen der Garde Républicaine oder einiger Offizierschulen.
Was gezeigt wurde, waren in einem ersten Teil der Parade die charakteristischsten Verbände einer modernen Armee. 12 Mirage IV und 6 Tankflugzeuge vom Typ Boeing C 135 F — militärische Version der Boeing 707 — der strategischen Luftstreitkräfte eröffneten das Défilé. Abordnungen von Regimentern mit alten und bekannten Namen aus der französischen Militärgeschichte marschierten vorüber. Die 9. Husaren mit ihren Spähwagen EBR, Panzergrenadiere vom Regiment Marche du Tschad, AMX-Panzer der 16. Dragoner, Marine-Artillerie, Raketenartillerie mit Honest-John und Hawk, Pioniere mit Brückenlegepanzern AMX und Fähren, während gleichzeitig Mirage, Mystère, Vautor und Nordatlas der taktischen Luftwaffe vorbeiflogen. Verbände der Territorialen Verteidigung folgten. Gendarmerie, die 4. Chasseurs mit leichten Spähwagen AML, das motorisierte 23. Marineinfanterie-Regiment als Kommandotruppe, ja sogar die Feuerwehr von Paris, welche den Pionieren zugehört.
Ohne Zweifel, der Vorbeimarsch vollzog sich in einer Exaktheit und Disziplin, die nichts zu wünschen übrig ließ. Es gehörte zudem schon einige Übung und Erfahrung dazu, die mehrere Kilometer lange Paradestrecke in dieser tadellosen Ordnung entlang zu rollen. Gleiches Lob darf man sicherlich den den mechanisierten Truppen in einem zweiten Teil folgenden Abordnungen zu Fuß zollen. Es war schon ein erfreuliches Bild, die Kompanien der Offizieranwärter der Ecole Polytechnique Paris, des Heeres aus St. Cyr/Coëtquidan, der Marine oder der Luftwaffe, im jeweils geschlossenen Block, teilweise in ihren bunten Traditionsuniformen, vorbeimarschieren zu sehen, genau so wie die Unteroffizierschule, die Fallschirmjäger, die Gebirgsjäger oder die Füsiliere der Marine und Luftwaffe. Dazu der, deutscher Marschmusik nicht nachstehende, Rhythmus französischer Militärmusik.

*

Und doch mag sich einem aufmerksamen Zuschauer die Frage stellen, wie sich das, was er hier zu sehen bekam und das, was er schon vor oder zumindest nach der Parade in den Zeitungen lesen konnte, in Einklang bringen läßt.
Was soll der Hinweis, daß erstmalig in der Geschichte Frankreichs bei dieser 14. Juli-Parade auf 10 Soldaten 1 Flugzeug oder Fahrzeug kam? Soll es den technischen Fortschritt beweisen oder die Richtigkeit des neuen Gesetzes über den Militärdienst? Kaum zu glauben, aber so stand es schwarz auf weiß!
Warum betont man, fast ein wenig zu akzentuiert, daß nahezu ausschließlich französisches Material vorbeirollte, und daß man damit rechnen könne, in Zukunft nur eigenes Material zu sehen? Natürlich, man zeigte erstmalig in der Öffentlichkeit die Mirage IV oder z. B. mit dem neuen Fla-Panzer AMX eine Vervollständigung der AMX-Familie. Wo aber blieb der Kampfpanzer oder die schwere Artillerie? Kann heute ein Land, auch von der Kapazität und Finanzkraft Frankreichs, von der Rakete über den modernen Panzer bis hin zum Atom-U-Boot alles allein entwickeln und fabrizieren? Glaubt man im Zeitalter der Atombombe und Interkontinental-Rakete an die Richtigkeit einer nationalen, unabhängigen Rüstung? Wäre es in einem Krieg nicht mehr denn je von der logistischen Unterstützung alliierter Staaten abhängig?
Es drängt sich die folgenschwere Überlegung auf, ob man hier nicht einem neuen Maginot-Denken unterliegt? Vielleicht zunächst weniger im militärischen als im politischen Bereich! Gehen hier nicht bereits überwunden geglaubte nationale Überlegungen Hand in Hand mit einem Wunschdenken, welches in den atomaren Mitteln einen ausreichenden Schutz sieht? Steht dieser Schild auch den Verbündeten zu?
Gewiß ist anzuerkennen, wie unter der Führung General de Gaulles Frankreich wieder Form und Gestalt angenommen, äußere und innere Schwierigkeiten überwunden und zu sich selbst gefunden hat. Wäre dies nicht schon Grund genug, militärpolitisch im größeren Rahmen zu denken, als es jetzt den Anschein hat! 39

Hans-Justus Kreker

Die militärische Spitzengliederung 1871-1945

In letzter Zeit wurde die Frage einer Neugliederung des Verteidigungsministeriums vielfach erörtert und die wesentlichsten Punkte eines neuen Organisationsgesetzes veröffentlicht.

Nachstehender Aufsatz gibt einen zusammenfassenden Überblick über die Entwicklung der Spitzengliederung mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis 1945. Das Problem war stets — auch in anderen Ländern —, wie man die Aufgaben und Befugnisse der obersten militärischen Dienststellen untereinander und ihr Verhältnis zur Staatsführung am zweckmäßigsten festlegt. Leider führte dies in der Regel zu Kompromissen, die sich dann im Kriegsfalle ungünstig auswirkten. Die Red.

Das Kaiserreich bis zum ersten Weltkrieg

Der Krieg 1870/71 gegen Frankreich hatte dem Landheer unter Führung des Generalstabes große Erfolge gebracht, während die Marine keine erkennbare Rolle gespielt hatte. Sieht man von der traditionell starken Stellung des Heeres in Deutschland ab, so waren die Hauptgründe dafür wohl das unzulängliche Material und das damalige noch geringere Verständnis für Strategie auf Seiten der Marine. Die vor den deutschen Küsten erschienene französische Flotte stieß zwar bis Danzig vor und erklärte eine — unwirksame — Blockade, verhielt sich aber sonst passiv. Die schwache norddeutsche Bundesmarine mußte sich mit vereinzelten Waffentaten begnügen, größere Erfolge gegen die starke französische Flotte blieben ihr versagt. Sie hätten wahrscheinlich in Deutschland schlagartig klare Vorstellungen über die Aufgaben einer Seemacht geschaffen.

Immerhin trat die Bedeutung eines Flottenchefs hervor. So blieb Admiral Jachmann „Befehlshaber der sämtlichen in Dienst gestellten Seestreitkräfte", wenn auch das Schwergewicht bei den Stationskommandos der Ostsee und der Nordsee lag, deren Chefs im Kriegsfalle die Operationen zur See durchzuführen hatten. Diese Regelung zeigte die maritime Wehrkonzeption der damaligen Zeit: Schutz der Küsten und Flußmündungen vor einer feindlichen Invasion.

Es blieb also nicht aus, daß im neugeschaffenen Deutschen Reich das Heer und damit der Generalstab die Marine zunächst in den Hintergrund drängte. Den Oberbefehl über die Landmacht und die Kriegsmarine des Reiches hatte im Frieden und Krieg der Deutsche Kaiser und König von Preußen als Bundesfeldherr. Hierdurch und durch verschiedene gesetzliche Bestimmungen — Wehrverfassung des Deutschen Reiches beruhend auf der Reichsverfassung vom 16. April 1871, Militärkonventionen zwischen dem König von Preußen und den Regierungen der Bundesstaaten, sowie Militärgesetz vom 2. Mai 1874 — war die Einheitlichkeit sichergestellt. Unmittelbarer Berater des Kaisers in allen Fragen der strategischen und operativen Kriegsvorbereitungen der Landstreitkräfte war der Chef des Generalstabes der preußischen Armee. Bei der bundesstaatlichen Zusammensetzung des Deutschen Reiches gab es neben dem preußischen noch einen bayrischen und formell einen sächsischen und einen württembergischen Generalstab, aber man kann doch von einer einheitlichen Ausrichtung sprechen, da nur die Auffassungen des preußischen Generalstabes in Fragen der Reichsverteidigung ausschlaggebend waren. Im Kriege sollte der preußische Generalstabschef die militärischen Operationen leiten.

Während ursprünglich der Generalstabschef dem Kriegsminister unterstand, hatten die Leistungen Moltkes eine Rangerhöhung bewirkt, die dadurch zum Ausdruck kam, daß er auch nach Kriegsende unmittelbar zur Beurteilung militärpolitischer Fragen herangezogen wurde. Offiziell wurde die Immediatstellung des Generalstabschefs, d. h. die direkte Unterstellung unter den Monarchen, durch die Kabinettsordre vom 24. Mai 1883 festgelegt.

Im Gegensatz zu dieser Entwicklung steht die der Marine. Zwar erwarb Preußen mit Ausnahme kleiner Küstenstreifen der Großherzogtümer Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin sowie der Hansestädte Bremen und Hamburg allmählich die gesamte Küste des Deutschen Reiches, so daß gerade auf maritimem Gebiet einer einheitlichen Entwicklung, die auf andere Bundesstaaten keine Rücksicht nehmen mußte, nichts im Wege stand. Es gelang Preußen jedoch anfangs nicht, der Marine eine dem Heer entsprechende Tradition einzupflanzen. Hierzu schreibt Kaiser Wilhelm II.: „An dem mangelnden Verständnis der Armee für die Marine trug vielleicht auch die eigenartige Entwicklung des Offizierkorps der alten preußischen Marine schuld. Dieses war im Vergleich zu der Armee besonders dadurch zurückgeblieben, daß die Kommandanten der Schiffe großenteils aus der Handelsmarine übernommene Schiffskapitäne waren. Diese . . . konnten aber nur wenig von dem wissen, was von einem Offizier und einem Offizierkorps gefordert werden mußte . . . Es wäre zweifellos richtiger gewesen, nach dem Vorbild der alten britischen Marine, die auf jedem größeren Kriegsschiff einen für das Seemännische verantwortlichen „sailingmaster" hatte, die „Stürkes" (Handelsmarinekapitäne) als solche mit Verantwortung für Navigation usw. auf die Schiffe zu kommandieren, während man als Kommandanten schneidige ältere Kavallerieoffiziere, für die Artillerie Artillerieoffiziere und für inneren Dienst, Disziplin und Drill Infanterieoffiziere hätte nehmen müssen. Auf diese Weise hätte schnell ein homogenes, in sich straff gegliedertes Seeoffizierkorps geschaffen werden können, das zudem eine innige Wechselwirkung mit der Armee gepflegt hätte."

1861 war eine Trennung der preußischen Marineleitung in das schon bestehende Oberkommando und ein Marineministerium erfolgt. Diese Regelung bestand bis 1870, wo sich der Oberkommandierende, Prinz Adalbert von Preußen, in das königliche Hauptquartier begab und seine Funktionen vom Marineministerium übernommen wurden. Diese Einheitsspitze wurde als gut erkannt und entsprach wohl auch dem kaiserlichen Wunsch, bei der beginnenden Entwicklung **eine** feste Hand am Steuer zu wissen. Durch allerhöchste Kabinettsordre vom 15. Juni 1871 wurde bei Schaffung der kaiserlich deutschen Marine konsequent das Oberkommando aufgehoben und Kommando und Verwaltung in der Hand des Marineministers vereinigt. Mit dem 1. Januar 1872 erhielt diese Einheitsspitze die Bezeichnung Kaiserliche Admiralität. Ein dem Generalstab des Heeres ähnliches Organ fehlte.

An die Spitze des Marineministeriums bzw. der Admiralität trat nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, Admiral Jachmann, den man trotz seiner Verdienste für nicht geschäftserfahren genug hielt, sondern General von Stosch. Mit ihm beginnt die Ära der „Generaladmirale" Stosch und Caprivi, unter denen zwar Heeresdenken in die Flotte kam, die aber gleichzeitig als bewährte und angesehene Offiziere die damaligen Belange der Flotte durchsetzten und damit mindestens den Grundstein zur Anerkennung der Marine als zweiten Wehrmachtsteil schufen.

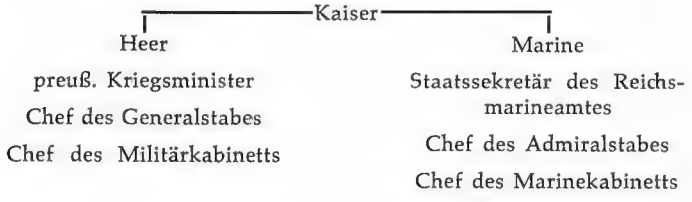
General von Stosch schien es noch selbstverständlich, daß die Offensivkraft in einem großen Kriege der Armee überlassen bleiben mußte. Siegreiche Seekämpfe und die Wegnahme der feindlichen Flotte sind höchstens das Mittel, eine Eroberung zu beginnen. Es würde den Rahmen des Themas sprengen, auf diese Ideen näher einzugehen, sie zeigen aber die kontinentale Kriegsauffassung, wonach bei Kriegsende die noch vorhandenen Streitkräfte gegeneinander aufzurechnen sind und danach das machtpolitische „Fazit" zu ziehen ist.

Unter General von Caprivi gewann neben diesen Überlegungen langsam der Gedanke einer Hochseeflotte an Boden. Doch war auch

er, wie Kaiser Wilhelm II. schreibt, der Meinung, die Marine dürfe keine zu großen Geldforderungen stellen, „weil sonst die Gefahr bestände, daß die Armee um die andernfalls ihr zufließenden Mittel gekürzt und dadurch ihre Entwicklung gehemmt würde. Diese Vorstellung, von der Caprivi nicht abzubringen war, war falsch . . . Die Armee bekam deshalb nicht einen Maravedi mehr, sondern auch nur das, was der Kriegsminister nach dem Etat für sie anforderte und erhielt. Das zu schaffende Staatssekretariat für die Marine mußte ganz unabhängig vom Kriegsministerium soviel für die Flotte fordern und durchsetzen, wie . . . erforderlich war."

Erst 1888, unter Kaiser Wilhelm II., wurde ein Seeoffizier, Admiral Graf Monts, Chef der Admiralität. Kurz darauf wurde zu der vor 1872 bestehenden Einrichtung zurückgekehrt und — trotz der negativen Erfahrungen zur Zeit des Prinzen Adalbert — die bisherige Admiralität wieder in ein militärisches Oberkommando und die Verwaltungsbehörde des Reichsmarineamtes gespalten. Gleichzeitig entstand zur Bearbeitung der Offizierspersonalien analog zum Militärkabinett das Marinekabinett. Nach jahrelangen Auseinandersetzungen wurde dieses am 15. März 1899 wieder aufgelöst. Die Auflösung erfolgte vornehmlich auf Betreiben des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes, Admirals von Tirpitz. Er führte aus, daß Hauptaufgabe nun die Schaffung einer Flotte sei. Diese große Aufgabe sei Sache des Reichsmarineamtes. Aber auch mit Rücksicht auf die verantwortlichen Entscheidungen und Befehlsverhältnisse im Krieg sei es notwendig, die zentrale Kommandobehörde aufzulösen, denn der Kaiser müsse die Oberleitung des Seekrieges in der Hand behalten und die Operationen von Flotte und Armee koordinieren. Als Berater müsse dem Kaiser für maritime Fragen ein Admiralstab zur Seite stehen. Das Ergebnis von Tirpitz' Denkschrift war: Auflösung des Oberkommandos, Immediatstellung u. a. für den Chef des Admiralstabes, den beiden Stationschefs der Nordsee und der Ostsee . . . und dem Chef des Bildungswesens.

Der Admiralstabschef versuchte, durch Angleichung an den Generalstab die Stellung der Marine zu festigen. Studium und Organisation der beiden Stäbe wurden durch die wechselseitige Kommandierung von Offizieren beider Behörden erleichtert. Eine Zeitlang tauchte der Plan auf, einen „Stab des Oberkommandos", eine Art Reichsgeneralstab, zu schaffen. Die Marine war inzwischen tatsächlich zu einem zweiten Wehrmachtteil geworden, so daß die Frage nach einem koordinierenden Organ eigentlich in der Luft lag. Der Plan wurde jedoch nicht weiter verfolgt. Immerhin kam es unter dem Generalstabschef Graf Schlieffen doch zu einem für das damalige vorherrschende kontinentale Denken bemerkenswerten Gedankenaustausch zwischen Generalstab und Admiralstab, der hier etwas näher beleuchtet werden soll. Zunächst sei aber noch einmal kurz die bestehende Führungsspitze veranschaulicht:



Alle Stellen waren Immediatstellen, d. h. sie verkehrten mit dem Kaiser unmittelbar, außer dem Staatssekretär des Reichsmarineamtes, der dem Reichskanzler unterstand. Der Kaiser allein war danach für die Gesamtkriegführung zuständig und hatte die entsprechenden Stellen in Armee und Marine zu koordinieren.

Der Austausch von Offizieren wurde schon erwähnt. Die zum Generalstab kommandierten Offiziere erfuhren keine Einzelheiten über Aufmarsch und Mobilmachung, da im Generalstab an Nichtverantwortliche keine Details bekanntgegeben wurden. Diese Kommandos waren also nicht sehr förderlich im Gegensatz zu denen von Generalstabsoffizieren zum Admiralstab, wo diese Offiziere nicht nur Admiralstabsdienst taten, sondern auch Bordkommandos erhielten.

1898 machte Graf Schlieffen Vorschläge zu gemeinsamen Übungen von Heer und Flotte. Die Durchführung stieß jedoch auf Schwierigkeiten, da bei Landungs- und Transportübungen keine klare Kompetenzabgrenzung möglich war und infolgedessen ein Tauziehen zwischen dem preußischen Kriegsminister und dem Staatssekretär des Reichsmarineamtes über die Kostenfrage begann. Jeder wollte seinen Etat so wenig wie möglich angreifen, und weil evtl. Überschreitungen gesetzwidrig waren, war auch ein persönliches Eingreifen des Kaisers in seiner Eigenschaft als Oberster Kriegsherr unmöglich. Hier machte sich bereits das Fehlen eines übergeordneten Organs bemerkbar.

Zur praktischen Zusammenarbeit kam es während des Boxeraufstandes 1900 in China. Fahr- und Beladungspläne der nach China fahrenden Schiffe wurden im Generalstab bearbeitet und anschließend dem Admiralstab übersandt, der an Hand dieser Unterlagen für den Schutz der Schiffe sorgte. Alle Fäden des Chinafeldzuges liefen in der Hand des Grafen Schlieffen zusammen, so daß der Chef des Generalstabes der für die Gesamtkriegführung verantwortliche Ratgeber des Kaisers war.

Eine weitere Zusammenarbeit ergab sich auf operativem Gebiet. Admiralstab und Generalstab mußten sich mit allen denkbaren Kriegsfällen beschäftigen, wobei Graf Schlieffen bei seiner Suche nach der besten Lösung für den Kampf gegen die zu erwartende Übermacht die operativen Planungen des Admiralstabes danach beurteilte, ob sie den Planungen des Generalstabes entsprachen. So lehnte er zum Beispiel eine Mitwirkung des Heeres und des Generalstabes bei von der Marine für notwendig erachteten Überlegungen ab, weil die Kräfte der Armee dafür nicht ausreichten. Schlieffen forderte von der Marine — entsprechend seinen Plänen — Vernichtung der französischen Flotte und die Seeherrschaft in der Ostsee, wobei er zum Ausdruck brachte, welche Lösung im Rahmen der Gesamtkriegführung er für die wichtigere hielt, es aber dem Admiralstab überließ, sich entsprechend der Lage und der Möglichkeiten zu entscheiden. Auch in späteren Jahren, als feststand, daß bei einem zukünftigen Konflikt mit England als Gegner gerechnet werden mußte, gelang es nicht, zu einer gut funktionierenden Koordination zu kommen, weil die Planungen zu sehr auseinanderstrebten. Eine Anregung des Chefs des Admiralstabes, unter Vorsitz des Kaisers die Chefs des Generalstabes und des Admiralstabes und den Reichskanzler die notwendigen Maßnahmen für einen Krieg gegen England und Frankreich zu beraten und treffen zu lassen, drang nicht durch.

Der ehemalige Chef der kriegswissenschaftlichen Abteilung im Oberkommando der Kriegsmarine, Vizeadmiral Assmann schreibt hierzu: „Trotz mancher Fühlungnahme, die zwischen Generalstab und Admiralstab vor dem Kriege stattgefunden hat, standen sich die beiden Dienststellen doch innerlich wesensfremd gegenüber."

„Vorkämpfer auf diesem Gebiet zu sein, war Aufgabe des Admiralstabes. Die neuen Probleme zu durchdenken und nicht nur die Schwesterwaffe, sondern alle Reichsstellen mit ihrem Geist zu durchdringen, hätte das unausgesetzte Bestreben des Admiralstabes sein müssen. Er allein wäre dazu geistig in der Lage und ressortmäßig befugt gewesen. Erfolg konnten solche Bemühungen allerdings nur haben — hiermit berühren wir den Kernpunkt der Frage — bei einer starken Reichsführung durch den leitenden Staatsmann, die bereit und willens war, alle im deutschen Volk vorhandenen Kräfte für die Abwehr der dem Reich drohenden Gefahren zusammenzufassen und auf eine universelle geistige Vorbereitung für den Ernstfall zu dringen. Daß es hieran gefehlt hat, war das schlechthin entscheidende Moment bei allen unseren Vorarbeiten für den Ernstfall. . . Da uns eine starke Gesamtführung fehlte, blieb auch die Zusammenarbeit zwischen Admiralstab und Generalstab an der Oberfläche. Sie vertiefte sich nicht zu gemeinsamer strategischer Denkarbeit. Der Weisheit letzter Schluß blieb: Jeder für sich, damit hilft er auch dem andern am besten! — Wenn aber die Lage sich so entwickeln würde, daß einer den anderen brauchte, dann sollte er ihn von Fall zu Fall anfordern. So aber war das Problem eines großen kombinierten Land- und Seekrieges, den wir noch niemals geführt hatten, nicht zu lösen. In einem Krieg von solchen Ausmaßen läßt sich ein strategisches Zusammenwirken von Heer und Marine nicht innerhalb von einigen Wochen organisieren, sondern es bedarf dazu jahrelanger materieller und geistiger Vorarbeit."

(Fortsetzung folgt)

Oberst a. D. Borcherdt

Die Heeres-Luftaufklärung nach 1918 - ein geschichtlicher Rückblick (IV)

Ausbildung der Aufklärungsflieger

Heerestaktik auf den Aufklärungsfliegerschulen (im Frieden in Hildesheim und Braunschweig) wurde von älteren Heeresoffizieren gelehrt. Von ihnen hat sich besonders Generalleutnant z. V. v. Taysen mit seiner berühmten „Weserlage" ein großes Verdienst erworben. Die eigentliche **Besatzungsausbildung** erfolgte im Frieden jedoch bei den Staffeln.

Für die gesamte Luftwaffe wurden jährlich im Frühjahr und im Winter vom Generalstab (Ausbildungsabteilung) Richtlinien herausgegeben. Die Fachinspektionen hatten hierzu Vorschläge einzureichen. In diesem Befehl wurde jeweils festgelegt, welche Luftwaffenverbände an größeren Heeresübungen teilzunehmen hätten. Die Leitung für die Luftwaffe erhielt jeweils die In 1. Man muß rückschauend bedenken, daß meist noch alles im Fluß war. Grundlegende Vorschriften waren z. T. noch gar nicht geschrieben (wie z. B. die Luftkriegsführung LDv 15), andere waren, was den Einsatz der Luftwaffe betraf (z. B. die Truppenführung II. Teil der HDv 300) bereits überholt, als sie erschienen, ja, noch andere, wie die „Funkvorschrift für den Nahaufklärer" und „Schießen mit Beobachtung aus der Luft" (LDv 33) widersprachen sich z. T. Aufgabe der Inspektion war es nun, in Zusammenarbeit mit anderen Dienststellen von Heer und Luftwaffe feste Grundsätze aufzustellen und in neuen Vorschriften zu verankern. Es war teilweise sehr schwierig, alle Ansichten unter einen Hut zu bringen. Die fortschreitende Technik und Erfahrungen bei Übungen warfen oft auch viele Ansichten über den Haufen.

Das Erscheinen der neuen LDv 2 („Der Aufklärungsflieger Land") zog sich bis in den Polenfeldzug hin. Begriffe wie operative, taktische, Gefechtsluftaufklärung und erweiterte Gefechtsluftaufklärung mußten neu festgelegt werden. So war bisher eine Aufklärung weit in den Feind hinein immer operativ gewesen. Nun führten bei den Kampfverbänden die damaligen K-Aufklärer, aus denen sich später die Pfadpfinder entwickelten („Master of ceremonie" wie die Engländer ihre Beleuchter nannten, die vor den Angriffen die Tannenbäume setzten), eine reine Zielaufklärung, also Gefechtsluftaufklärung, durch. Ähnliche Begriffsverschiebungen gab es durch den Panzerkrieg. Auch die Auftragserteilung und der Meldeweg wurden neu geregelt. Der schnellere Ablauf der Kampfhandlungen erforderte eine schnellere Übermittlung der Aufklärungsergebnisse, besonders bei den H-Staffeln. Für den Operationsbefehl machte die Staffel (durch den Flivo) **Vorschläge** für die Ziffer **Luftaufklärung.** Auf Grund dieses Befehls setzte der Staffelkapitän die Flugzeuge ein. Der Beobachter meldete durch Meldeabwurf oder Funk direkt an die Kommandostelle. Die Staffel hörte mit bzw. erhielt Abschrift. Als geschichtlicher Beitrag muß hier leider erwähnt werden, daß der Hauptbearbeiter für die LDv 2, der hochintelligente, etwas nervöse damalige Major (E) Gehrts war. Er war im ersten Weltkriege Beobachter in **der** Abteilung, die sein Inspekteur, General Klepke, und später der Chef des Ausbildungswesens, General Kühl, als Hauptleute geführt hatten. Uns war zwar bekannt, daß G. viel „meckerte" und auch pessimistisch war, auch sahen wir ihn öfters zusammenkommen mit dem gut aussehenden, jungen Zivilangestellten **Schulze-Boysen,** der die Geheimregistratur der Abteilung **Fremde Luftmächte** führte. Daß diese beiden aber Angehörige der **„Roten Kapelle"** waren und für Sowjet-Rußland spionierten, ahnte niemand von der Inspektion.

Für Durchführung von Erprobungen wurde am 1. 4. 1936 in Jüterbog „Altes Lager" der **Aufklärungslehrstab** mit einer **Lehr- und Versuchs**staffel aufgestellt. Kommandeur wurde der damalige Major Kleinrath. Bereits im Herbst 1936 wurde eine weitere H- und F-Staffel nach Jüterbog verlegt und der Lehrstab in Lehr-Gruppe umbenannt. Mit der Artillerieschule sollte der Artillerie-Fliegerdienst weiter gefördert und später mit der 3. Panzer-Division die Zusammenarbeit mit Panzern erprobt werden.

1937 wurde der Oberst i. Genst. d. Heeres, **Hellmich,** zur Luftwaffen-Inspektion 1 versetzt. Seine Aufgabe war es, in Kriegs- und Planspielen allen Aufklärungsverbänden die moderne Heerestaktik zu vermitteln. Er und später sein **Lehrstab** haben sich sehr segensreich ausgewirkt. Aber auch an allen größeren Kriegs- und Planspielen von Korps und Divisionen nahmen Kommandeure, Staffelkapitäne und Offiziere als Flivos teil.

Von größeren Übungen sei hier erwähnt die „Führer- und Nachrichtenrahmenübung 1935" in Schlesien. Hier wurde zum ersten Male ein Ko.-Luft-Stab und eine Luft-Nachrichtenabteilung H aufgestellt. Bei dieser Übung zeigten sich die Schwierigkeiten und Reibungen bei der Befehls- und Nachrichtenübermittlung.

1936 bei der Artillerie-Rahmenübung in Grafenwöhr traten die Schwierigkeiten klar zu Tage, mit Planzeiger und Zielgevierttafel aus dem Flugzeug Zielmeldungen zu geben und nach dem Uhrzeigerverfahren Batterien einzuschießen.

Das Wehrmachtsmanöver 1937 in Mecklenburg gab den Besatzungen der H-Staffeln endlich Gelegenheit, größere Truppenbewegungen auf der Erde zu sehen. Doch auch dieses große Manöver reichte noch nicht aus, den Fernaufklärern richtige Aufklärungsaufgaben zu geben. So meldete eine Staffel starke Belegung einer Kaserne mit mot. Fahrzeugen weit im Hinterland. Diese waren jedoch gar nicht an der Übung beteiligt. Für die F-Verbände war es daher eine wertvollere Aufgabe, von Großenhain oder Kassel aus den Zugverkehr von Berlin nach Nürnberg oder Ruhrgebiet — Nürnberg zu den Reichsparteitagen zu überwachen und die Zugfolge festzustellen.

Selbstverständlich haben in den Friedensjahren alle Staffeln an zahlreichen sonstigen Heeresübungen teilgenommen. Da diese aber meist nur in kleinerem Rahmen (verst. Regiment oder Inf.-Division) stattfanden, war dies für die Staffeln immer nur als Leitungstruppe möglich.

Außer diesen Übungen mit der Erdtruppe wurden zahlreiche sogenannte **Verlegungsübungen** durchgeführt. Im Rahmen einer Lage wurde hierbei geübt: Flugplatzerkundung, Verlegung der Staffel auf einen Feldflugplatz mit sämtlichen Geräten, Fliegen von Aufträgen von diesem Platz und Verlegung auf einen neuen Platz. Bei diesen Übungen sollte sich die Verzahnung innerhalb der Staffel zwischen den oft weit getrennt liegenden Fachgruppen, die Befehlsübermittlung, Auftragserteilung, einwandfreie Führung der Lagenkarte, Entwicklung und Auswertung der erflogenen Luftbilder und das Meldewesen einspielen, außerdem waren Wachdienst, Tarnung und Verteidigungsmaßnahmen durchzuführen.

Im Ganzen gingen Kommandostellen und Staffeln der Heeresflieger zweckmäßig ausgerüstet und ausgebildet in den Polenfeldzug. Im allgemeinen bewährten sich die festgelegten Grundsätze und Richtlinien der Heeresaufklärung. Die Vormärsche in den „Blitzkriegen" (Polen- und Frankreichfeldzug) verliefen teilweise aber so schnell, daß manche Staffeln Mühe hatten, zeitgerecht die Verlegungen ihrer Feldflugplätze durchzuführen. Weiter ergab es sich auch, daß für taktische und Gefechtsluftaufklärung die **Luftbild**erkundung meist zu spät kam und deshalb unterblieb.

Im Westen flogen vor dem 10. 5. 1940 von den Heeresfliegern nur einige F-Staffeln über den Feind, und zwar in sehr großen Höhen. Bei diesen, wie auch bei den Verbänden der operativen Luftwaffe, traten bedauerlicherweise Verluste durch Höhentod ein. Man hatte noch nicht die Gefahren des Höhenrausches richtig erkannt, das Sauerstoffgerät nicht rechtzeitig benutzt und das Einfrieren des Atemgeräts nicht verhindert. Es ist anzunehmen, daß es bei unseren westlichen Gegnern damals ähnlich war (vergl. v. Exupéry „Flug nach Arras" S. 36—80).

Bis zum Rußlandfeldzug wurden die bisherigen Erfahrungen ausgenutzt. Zunächst wurde die Fahrzeugausrüstung, besonders der für die Panzerverbände vorgesehenen Staffeln, soweit ergänzt, daß sie ihr ganzes Gerät in zwei gleichen Kolonnen befördern konnten. Während die erste Kolonne sogleich in der Marschkolonne des

Panzerverbandes mit vormarschierte, versah die zweite den Flugbetrieb so lange, bis die erste einen inzwischen erkundeten Platz erreicht und eingerichtet hatte. Die Besatzungen landeten dann nach ihren Feindflügen auf dem neuen Platz und die zweite Kolonne packte zusammen und marschierte auf den übernächsten Platz.

Zwei wichtige Vorschriften waren ausgearbeitet worden:

1. „Richtlinien für die Luftaufklärung für eine Panzergruppe." In dieser war hauptsächlich noch einmal die Nachrichtenverbindung und das Meldewesen neu geregelt worden. Inzwischen hatten sowohl die Staffeln wie die Heeresverbände das Funksprechgerät bekommen, das sich sehr gut bewährte und den Betrieb sehr erleichterte. Weiter sollten jetzt die Beobachter in Form einer **Funkreportage** melden. Die Kommandostelle konnte dem Flieger jetzt sogar einen weiteren Befehl nach oben geben. Der Flieger aber konnte, wenn er ein geeignetes Ziel erkannte, auf den Arko umschalten und, wenn dieser es wollte, ein Artillerieeinschießen durchführen.

Wesentlich vereinfacht wurde das Meldewesen weiter durch die Einführung der Stoßlinie. Dadurch fiel das Arbeiten mit Planzeiger und Zielgevierttafel fort.

2. Es kam ein neues Merkblatt für Artillerieeinschießen heraus. Bisher wurde das Einschießen dadurch erschwert, daß der Flieger im Bewegungskrieg weder die Artilleriestellung kannte noch die Richtung Batterie-Ziel. Jetzt gab der Flieger das Ziel an. Wollte die Batterie einschießen, so schoß sie zuerst eine Staffelsalve (d. h. 4 Schüsse in einer Richtung mit 50 m Abstand). Dem Flieger war durch dieses „Lineal" die Richtung gegeben und durch den Abstand auch ein Maß. Er korrigierte nun nach dem zweitweitesten Schuß usw.

Um die nächtlichen Bewegungen beim Gegner festzustellen, bekam jede Heeresgruppe eine Nachtaufklärungsstaffel, ausgerüstet mit Do 17. Soweit bekannt, haben sie gute Arbeit geleistet. So wurde z. B. durch Nachtaufklärung in einem Waldgelände das Feuer einer Feldküche erkannt, dadurch stand fest, daß der Gegner einen Fluß bereits überschritten hatte.

Doch auch für die anderen Staffeln spielte die Aufklärung in der Dämmerung eine wichtige Rolle. Man startete noch in der Nacht und war bei Sonnenaufgang bereits über dem Feind. Ebenfalls mußten die Flugzeugführer in der Lage sein, auch in der Dämmerung abends auf den Feldflugplätzen zu landen. So waren die nächtlichen Bewegungen des Gegners am ehesten zu fassen.

Bedauerlich war es, daß bei dem schnellen Vorgehen der Einsatz der Luftbildaufklärung unterblieb. Gegenüber der Augenaufklärung hat das Luftbild doch sehr wesentliche Vorteile:

1. Das Luftbild sieht mehr als das Auge und hält das Gesehene zu eingehender Betrachtung fest.
2. Da die Flieger meist sehr junge Offiziere sind, kann ihnen auch die Phantasie (einsam und allein hoch in den Lüften) einen Streich spielen, und sie sehen und melden Dinge, die gar nicht stimmen.
3. Jeder Truppenführer macht sich auf Grund seiner Beurteilung der Lage ein Feindbild. Meldet der Flieger etwas, was er vermutet, so glaubt er es ihm eher als eine Meldung, die **nicht** in sein Lagenbild paßt. An Hand eines Luftbildes wird man ihn jedoch überzeugen können.
4. Bei Bilderkundung kann das Flugzeug größere Höhen aufsuchen, wodurch es nicht so sehr dem Erdbeschuß, vor allem der leichten Flak, ausgesetzt ist.
5. Da das Bildgerät automatisch läuft, hat der Beobachter Zeit, auf feindliche Jäger zu achten.

Durch zweckmäßige Organisation des inneren Betriebes der Staffel, vorausschauendes Denken, Anwendung des Aerorapidfilmes und Ausbildung des Bildpersonals in der Nahauswertung der Filme war es auch im modernen Bewegungskrieg möglich geworden, das Luftbild mit Erfolg einzusetzen.

Schlußbetrachtungen:

Im Rahmen dieser Abhandlung kann nicht gesagt werden, wie sich die Heeresluftaufklärung auf die einzelnen Entschlüsse der Führung ausgewirkt hat. Sicherlich sind, besonders in der ersten Hälfte des Krieges, bei den Vernichtungsschlachten die Aufklärungsmeldungen mit entscheidend gewesen bei den richtigen Maßnahmen der Führung. Das ist auch von höheren Führern bestätigt worden. Sicher sind aber auch Pannen eingetreten. Hierzu einige Fälle:

1. General Kesselring sagte im Oktober 1939 zum Inspekteur, General Klepke, bei einem zufälligen Treffen in Jüterbog: „Weder die Aufklärer des Heeres noch der Luftwaffe haben nach den ersten Schlachten den Verbleib der geschlagenen polnischen Armee festgestellt."
2. Im Herbst 1941 wurde das Heranführen der sibirischen Truppen nicht rechtzeitig festgestellt.
3. Wurden Angriffsvorbereitungen bei Stalingrad nicht rechtzeitig gemeldet?
4. Wurden Angriffsvorbereitungen bei El Alamein nicht rechtzeitig erkannt?
5. Warum hat niemand rechtzeitig die Invasionsflotte gemeldet?

Nur eine einwandfreie, objektive geschichtliche Forschung kann feststellen, ob ein Versagen am falschen Ansetzen der Aufklärung, an den Besatzungen, am Wetter (vermutlich Fall 2), an der guten Tarnung des Gegners (Fall 4) oder an der ungeheuren Luftüberlegenheit des Gegners (Fall 5) gelegen hat. Oder ob die Aufklärer richtig gemeldet hatten, die Führung aber nicht darauf reagierte oder aus Kräftemangel einen Durchbruch nicht verhindern konnte (Fall 3).

Diese angeführten Beispiele mögen noch einmal zeigen, wie wichtig und oft entscheidend die Luftaufklärung ist, aber auch, wie wichtig für die einzelnen fliegenden Aufklärer eine intakte **eigene** Luftwaffe und insbesondere die **eigenen Jäger** sind, nicht zuletzt zweckmäßige Aufklärungsflugzeuge und eine gute Ausbildung.

Die Verluste der Aufklärungsfliegerverbände **vor** dem Kriege in Ausübung ihres Dienstes und **im** Kriege sind mir zahlenmäßig unbekannt. Sie werden in dem langen Krieg beträchtlich gewesen sein. Sie alle taten ihre Pflicht einsam und auf sich allein gestellt, irgendwo im Luftraum, weit weg von der eigenen Truppe, wie einst die Kavalleriepatrouillen und die Meldereiter. Auch für sie galt der Grundsatz vom alten Moltke „Mehr sein als scheinen! Viel leisten, wenig hervortreten!" Auch Aufklärungsflieger hatten keinen Namen.

Hierfür ein Beispiel, wenn auch leider nur ein theoretisches! Hätte bei Beginn der Invasion, also in der Nacht vom 5. zum 6. Juni, ein deutscher Nachtjäger bei der Luftlandung der Alliierten 4 oder mehr Lastensegler abgeschossen, so wäre er, mit vollem Recht, für diese mutige Tat namentlich im Wehrmachtsbericht erwähnt worden.

Hätte am 5. 6. 1944 ein einzelner Aufklärer die Versammlung der Invasionsflotte vor Porthsmouth erkannt oder noch besser, ihr In-See-Gehen in der Nacht vom 5. zum 6., und einige Schrägaufnahmen mit Blitzlichtbomben gemacht, die als Luft**bilder** zwar sehr schlecht waren, aber immerhin so, daß man die zahlreichen Schiffe gut erkennen konnte, so hätte im Wehrmachtsbericht sicher nur gestanden: „Der Anmarsch der feindlichen Flotte wurde durch Luftaufklärung rechtzeitig erkannt." **Vielleicht** aber wäre durch eine solche Meldung die Invasion und **vielleicht** auch der ganze Krieg anders geendet.

Die Probleme der NATO heute sind andere als damals. Die Technik der letzten 20 Jahre schuf andere Möglichkeiten, aber auch andere Grenzen. Doch zur richtigen Beurteilung der Lage müssen die Führer auch heute ein genaues Feindbild haben. Zahlreich sind die Steinchen, aus denen sich dies zusammensetzt. (Kenntnis von Land und Leuten, Kenntnis der Wehrmacht, Aufklärung durch Agenten, Funk, Erd- und Luftaufklärungs-Organe.) Eine gut ausgebildete, ausgerüstete und zweckmäßig organisierte Aufklärungstruppe, aus **Soldaten** bestehend, die jederzeit einsatzbereit ist (gerade für eine Verteidigungsorganisation wie die NATO), ist wohl zuverlässiger als mehr oder weniger fragwürdige Agenten, die für Geld arbeiten.

Oberleutnant Hollberg

Aufgaben des Luftbeobachters im Panzeraufklärungs-Bataillon im Frieden

Die Stelle des Luftbeobachtungsoffiziers ist in der Kampfführung des Panzeraufklärungsbataillons nicht wegzudenken. Er ist, in unmittelbarer Nähe des Kommandeurs, dessen direkte Verbindung zu den angesetzten Spähtrupps.

Bei Verfügbarkeit von Hubschraubern oder Do's, auf die der Kommandeur größten Wert legen sollte, ist hiermit eine Möglichkeit geschaffen, die Aufgaben des Bataillons gründlicher als bisher durchzuführen und die Aufklärung in einem weitaus größerem Rahmen zu betreiben. Die Lücken zwischen den Spähtrupps können größer werden und angesetzte Spähtrupps können weitaus schneller nach vorn geworfen werden, da eine Dreiteilung des Geländes in vermutlich feindfreies, vermutlich feindgefährdetes und vermutlich feindbesetztes Gebiet nicht mehr notwendig ist, da der mittlere Begriff durch die Luftbeobachtung größtenteils ausgeschaltet werden kann. (Dies bezweifeln wir allerdings, vor allem in einem so bedeckten Gelände, wie es in der Regel bei uns vorkommt. Die Red.)

Die Vielfalt der Aufgaben des Luftbeobachters im Kriege wird im Frieden geringer sein, da diese Tätigkeit ständige Übungen des ganzen Bataillons voraussetzen würde.

Anschließend sollen die Aufgaben des Luftbeobachters im Frieden und seine Verwendung in der Ausbildung beleuchtet werden.

Voraussetzung für die Tätigkeit als Luftbeobachter ist ein Lehrgang an der Heeresfliegerwaffenschule, zumindest eine zweiwöchige Einweisung bei einer Heeresfliegerstaffel. Bei der Frage, ob eine solche Einweisung einem mehrwöchigem Lehrgang vorzuziehen ist, kommt es auf die Erfahrenheit der Flugzeugführer, bzw. des Staffelkapitäns der Staffel, bei der die Einweisung durchgeführt wird, an. In der Regel wird eine gute Einweisung bei der Couleurstaffel, bei der ja die Praxis liegt, für die Aufgaben des Luftbeobachters im Panzeraufklärungsbataillon genügend sein.

Die Verbindung von den Bataillonen zu einer Heeresfliegerstaffel muß ständig aufrechterhalten bleiben. Erstens, um eine ständige Übung des Luftbeobachters zu erreichen und zweitens, um bei Übungsvorhaben des Bataillons jederzeit Maschinen zur Verfügung zu haben, die eine Phase oder sogar die ganze Übung mit Luftbeobachtung unterstützen können.

Es empfiehlt sich dabei, diese mehrmals bei einem Sprähtrupp mitfahren zu lassen, um bei den Flugzeugführern ein taktisches Verständnis für seine Aufgaben, vor allem für die Durchführung von gepanzerter Erdaufklärung zu erreichen.

Solche Übungen mit anzulegen, sollte eine Hauptaufgabe des Luftbeobachters sein. Hierzu ist eine enge Zusammenarbeit mit dem S 3 nötig. Der Luftbeobachter kann dessen ständiger Vertreter sein. Eine feste Zugehörigkeit zum Bataillonsstab ist daher unbedingt erforderlich. Bei sämtlichen Vorhaben des Bataillons, die der Kommandeur mit seinem Stab anlegt, sollte auch der Luftbeobachter anwesend sein.

Folgende Arbeitsweise ist dabei zweckmäßig: Der Kommandeur weist genau in seine Absichten bei der Durchführung der Übung ein. Parallel zu den Vorbereitungen des S 3 trifft der Luftbeobachter seine Vorbereitungen unter Berücksichtigung des Geländes und der Erkundung von möglichen Landeplätzen. In Absprache mit S 3 sind hierbei nötigenfalls kleinere Abweichungen in den Bewegungslinien einzelner Spähtruppes vorzunehmen. Bei gewissen Geländeabschnitten wird sich eine Zusammenarbeit Erde - Luft besonders anbieten. Diese sind mit einzuplanen.

Diese Zusammenarbeit ist nicht nur für den Luftbeobachter aus Übungsgründen wertvoll, sondern auch für den Spähtruppführer, der sich bei der Führung seines Spähtrupps auf wertvolle Angaben verlassen und zügiger vorgehen kann. Sehr wichtig ist es hierbei, zwischen einem relativ sorglosem und einem unvorsichtigem Vorgehen zu unterscheiden. Eine so vorbereitete Übung wird den Forderungen, die an das Zusammenwirken Erde - Luft — mit seinen Vor- und Nachteilen — gestellt werden müssen, Rechnung tragen und so die friedensmäßige Vorbereitung auf den Ernstfall erleichtern.

Falls Hubschrauber für andere Aufgaben ausgelastet sind, kann, insbesondere für das Schießen der Artillerie, ein ausziehbarer fahrbarer Beobachtungsstand verwendet werden.

Es gibt eine Vielzahl von Einzelheiten bei dem Einsatz des Luftbeobachters, die nur aus der Erfahrung erkannt und ausgewertet werden können. Beispiele hierfür: Wahl der Gefechtsstände in der Nähe von Hubschrauberlandemöglichkeiten, Funkabstimmung der verschiedenen Geräte in der Luft und auf der Erde (rechtzeitiges Übermitteln der Frequenzen an die Heeresflieger) usw.

Neben der Vorbereitung und der Durchführung solcher Übungen sollte die Verbindung mit einer Heeresflieger-Couleurstaffel auch die Durchführung von einzelnen Routineflügen vorsehen.

Neben seiner Aufklärungstätigkeit kann der Luftbeobachter im Frieden, wie auch im Einsatz zur Überwachung des eigenen Bataillons auf dem Marsch und im Rast- oder Verfügungsraum herangezogen werden. Die Marschüberwachung aus der Luft erleichtert alle Bewegungen des Bataillons erheblich. Der geübte Luftbeobachter ist hierzu in der Lage, denn Feldjäger werden kaum einem einzelnen Bataillon zur Verfügung gestellt werden können. Ebenso kann er die Überwachung des untergezogenen Bataillons, Überprüfung der richtig bezogenen Stellungen und der ordnungsgemäßen Tarnung im jeweils befohlenen Rahmen durchführen.

Da der Luftbeobachtungsoffizier durch die bisher angeführten Tätigkeiten nicht ausgelastet ist, sollte er im Frieden zusätzlich ABC-Abwehroffizier sein. Außerdem kann er die Leitung bataillonsinterner Lehrgänge erhalten. Auf diese Art kann eine straffe ABC-Abwehrausbildung in den Kompanien durchgeführt werden, die einheitlich im ganzen Bataillon ist. Eine allzu große Verzettelung ist allerdings nicht ratsam, da die Aufgaben zu verschieden und vielfältig sind. Seine eigentliche Bedeutung erfährt der Luftbeobachter erst im Kriegseinsatz.

Major v. Bonin-v. Ostau

Abrüstung! Wer will unter die Soldaten?

Hans, der Oberschüler, schiebt seinen Bewerbungsbogen beiseite und greift zur Zeitung. Nachdenklich überfliegt er erneut die Überschriften der heutigen Ausgabe:

Abrüstungskonferenz — Forderung nach einem Abrüstungsbeauftragten der Bundesregierung — A-Bomben für Bonn blockieren die Wiedervereinigung — Milliarden in der Bundeswehr sinnlos ausgegeben.

Gestern abend hatte Vater eine kleine Herrengesellschaft gegeben, in der diese Fragen lebhaft diskutiert wurden. Zweifellos hatte die vorzügliche Bowle die Gemüter kräftig angeregt und beflügelt. Zusammengefaßt war etwa folgendes dabei herausgekommen:

Unsere Wiedervereinigung sei mit einer Bindung an einen der Machtblöcke undenkbar, da keine Seite sich darauf einlassen würde. Nur das Auseinanderrücken der Großmächte mit einer militärisch verdünnten Zone in Mitteleuropa biete eine reelle Chance. Dabei könne Deutschland durch wechselseitige Garantieverträge ausreichend gesichert werden. Zugegebenermaßen habe die ausgependelte Atomrüstung der USA und der Sowjetunion den Ausbruch eines Krieges bisher zwar verhindern können, aber beide Mächte seien sich darüber klar, daß der Einsatz dieser Kriegsmittel zur gegenseitigen Vernichtung oder langfristigen Lähmung führen würde. Daher seien diese ganzen Maßnahmen im Grunde absurd, und es habe nur keiner die genügende Einsicht, dem anderen in seiner ehrlichen Absicht zur totalen Abrüstung zu trauen. Die Belastungen dieser Rüstung seien ungeheuerlich und stehen in keinem gesunden Verhältnis zum Volkseinkommen. Allein die schönen 20 Milliarden, welche in der Bundesrepublik dafür verpulvert werden, könnten edleren Zwecken zugute kommen. Sicher sei die Bundeswehr nicht so schlecht, wie man erst dachte, aber was soll das Ganze schon. Gegen die Atommächte seien wir doch völlig unbedeutend und sollten uns daher besser nicht so stark engagieren. Wenn die hoffentlich zu erwartende allgemeine Vernunft zur weltweiten Abrüstung führen würde, regelten sich diese Dinge von selbst.

Die Betonung solcher Gesichtspunkte war Hans bisher nicht geläufig. Seine Informationen über die Bundeswehr erhielt er von seinem Vetter Gert, welcher als Oberleutnant bei der Panzertruppe Dienst leistet. Bei Gert war mehr die Rede von Freude an der Aufgabe, von Können und Leistung, von Verantwortung und Entschlußkraft, von Kameradschaft und zeitgemäßer Menschenführung, sowie von Schlagkraft, Tempo, Technik und Schwung. Diese Schilderungen hatten Hans so begeistert, daß er die Bewerbungsunterlagen für Offizieranwärter angefordert hatte.

Darüber hinaus kennt Hans die Bundeswehr nicht aus eigener Anschauung. Seine Stadt ist keine Garnison. Soldaten, die er kennt, hat er nur in Zivil erlebt, bis auf den einen Major neulich, dessen Uniform reichlich schäbig und billig aussah. Vater meinte dazu, daß so etwas früher unmöglich gewesen wäre. Außerdem habe er kürzlich einige Offiziere getroffen, die einen recht halbseidenen Eindruck gemacht hätten. Er respektiere es, wenn Hans sich eventuell für den Beruf des Offiziers entscheide, wolle es als Vater jedoch nicht versäumen, lieber zu einem ordentlichen und vernünftigen Beruf mit aussichtsreicher Zukunft zu raten.

Hans blättert noch einmal die Zeitung durch. Dann legt er den Bewerbungsbogen wieder in die Schublade, — unausgefüllt —.

Die Bundeswehr würde in Hans einen qualifizierten Offizieranwärter gewinnen, denn er verfügt über entsprechend gute charakterliche, geistige und körperliche Anlagen. Was ihm fehlt, ist ein vernünftiger, erfahrener Berater, zu dem er Vertrauen hat und der zu seinen bestehenden Zweifeln wie folgt Stellung nehmen könnte:

Die Bundeswehr ist ein Instrument unserer politischen Führung und hat durch die Erfüllung ihrer Aufgabe wesentlich zum Ansehen unseres Volkes, sowie zur Sicherung seiner Entwicklung und Lebensform beigetragen. Als Bündnispartner genießt sie Achtung und Anerkennung und stellt mit ihren mobilen, mechanisierten Großverbänden einen wichtigen Faktor im System unserer Verteidigung dar.

Ob unsere Wiedervereinigung durch ein Auseinanderrücken der Machtblöcke gewonnen werden kann, ist vorwiegend ein politisches Problem. Die Sicherung unserer demokratischen Freiheit muß aber auch dann wirksam garantiert werden.

Nur schnell verfügbare, gut ausgebildete und ausgerüstete Land-, See- und Luftstreitkräfte in ausreichender Anzahl sind in der Lage, bei einer begrenzten Aggression so wirkungsvoll zurückzuschlagen, daß Garantiemächte nicht zur vollen Kraftentfaltung gezwungen werden. Negative Beispiele im südostasiatischen Raum sind noch zusätzlich mit politischer Instabilität belastet. Für uns ist die Bindung an die NATO noch immer unser wirkungsvollster Schutz. Dafür sind die schönen 20 Milliarden nicht verpulvert, sondern stellen den Preis für unsere Freiheit dar.

Die allgemeine Abrüstung ist nach zwei furchtbaren Kriegen der Menschheitstraum unseres Jahrhunderts. Sie müßte jedoch eine weltweite politische Entspannung voraussetzen, von der wir leider noch weit entfernt sind. Trotzdem sollten alle Anstrengungen in dieser Richtung unternommen werden. Hierbei dürften Begrenzung und Kontrolle von Massenvernichtungsmitteln im Vordergrund stehen.

Die augenblicklichen Spannungsherde können sich verändern, vielleicht auch mildern, aber neue, weltweite Probleme zeichnen sich durch die Zunahme der Erdbevölkerung ab. Nur eine Million Menschen, die ihre Ernährungs- und Existenzmöglichkeiten bedroht sieht, würde sich mit Ausdehnungsbestrebungen über Verträge und Polizeikräfte hinwegsetzen.

Diese Entwicklung zu erkennen und aufzufangen, ist Aufgabe der Politiker und Wissenschaftler. Ihnen zur Seite müssen aber gut ausgebildete und disziplinierte Streitkräfte mit entsprechenden internationalen Bindungen stehen, um Anarchie und Katastrophen zu verhindern.

Diese Gesichtspunkte könnten Hans auseinandergesetzt werden. Über das Auftreten von Angehörigen der Bundeswehr sind Aufklärungen sinnlos. Hier hilft nur das gute Beispiel, an dem es leider gelegentlich mangelt.

Wenn in vergangener Zeit die Betonung des Militärischen in unserer Gesellschaft manchmal übertrieben war, so ist die Armee heute durch eine starke Zurückhaltung in das andere Extrem verfallen. Die gesellschaftliche Stellung des Soldaten hatte mit Aufstellung der Bundeswehr keine traditionellen Privilegien mehr, aber trotz mancher Anfeindung waren die Voraussetzungen für den Erwerb neuen Ansehens gegeben. Die Gefahr, daß diese Chance verspielt wird, ist groß. Wenn die Uniform wie eine lästige Berufskleidung, wo immer möglich, abgelegt und der Berufsstand außerhalb des Dienstes wie ein unbequemes Kennzeichen verleugnet wird, stellen sich die Soldaten selbst in den Schatten. Wir neigen dazu, aus alliierten Streitkräften Beispiele zu übernehmen, die für uns bequem sind. In den angelsächsischen Armeen wird die Uniform außerhalb dienstlicher Veranstaltungen selten getragen, eine Sitte, die auf unsere Verhältnisse nicht ohne weiteres übertragen werden kann. Wenn der britische Offizier aber zu besonderen Anlässen Uniform trägt, ist diese erstklassig. Das ist bei uns leider häufig anders, obwohl auch unsere Uniform ansprechend ist, vorausgesetzt, daß auf sie die notwendige Sorgfalt verwandt wird.

Ein adrett auftretender Offizier oder Unteroffizier, der sich gelegentlich im außerdienstlichen Bereich und zu einer Gesellschaft in Uniform sehen läßt, tut mehr für die Werbung und das Ansehen der Bundeswehr, als Papierplakate es vermögen.

Mit Eintritt in diesen Berufsstand sollte daher das dazugehörige Bewußtsein geweckt und die Formen des Auftretens vermittelt werden.

Seit Jahrhunderten haben es in deutschen Armeen Offiziere aus allen Schichten des Volkes zu geachteten Stellungen und höchstem Ansehen gebracht. Sie haben es aber verstanden, auf der Grundlage von Charakter und Leistung in den Formen ihres Lebensbereiches aufzutreten. Hier soll keiner überspitzten Etikette das Wort gerecht werden, aber wer die erforderlichen Umgangsformen beherrscht und dabei ungezwungene Freimütigkeit und Herzenstakt beweist, wird Achtung und Zuneigung für sich und seinen Stand erwerben. Hans wollte unter die Soldaten! Wer wird ihn nun veranlassen, den Bewerbungsbogen wieder hervorzuholen, um ihn a u s g e f ü l l t abzusenden?

Täglich 24 Stunden Dienst

von Klaus-Joachim Schaier

Dieser Bericht der Sommerübung der 12. Panzerdivision in der Oberpfalz zeigt in einprägsamer Weise, wie die Kampftruppen und andere Verbände heute ihren Gefechts-Dienst, möglichst kriegsnah, im Gelände durchführen. Die Red.

Einsam liegen zur Zeit die Kasernen zwischen Mellrichstadt und Speyer. Nur noch wenige Soldaten halten den Garnisons-Alltag aufrecht, die Kantinen sind geschlossen und das Straßenbild in den Standorten weist kaum Uniformen auf: seit dem 23. Juni ist die 12. Panzerdivision im Sommermanöver.

Für drei Wochen heißt es nun: „Täglich vierundzwanzig Stunden Dienst" und die Ausgeh-Uniformen der „Schreibstuben-Soldaten" haben dem olivgrünen Arbeitsanzug, die Halbschuhe den Kampfstiefeln weichen müssen. Doch trotz Hitze und Regen, der den weißen Staub in wenigen Minuten in knöcheltiefen Schlamm verwandelt, ist ein Ausbildungsprogramm vorgesehen, das von jedem Soldaten alle Kräfte fordert. Hauptsächlich geht es um Ausbildungsvorhaben in kleinerem Rahmen, Ausbildungsvorhaben, die zeigen sollen, ob Theorie und Praxis den Erfordernissen des Gefechtsfeldes entsprechen. Teilübungen also, die der Zusammenarbeit der verschiedenen Waffengattungen dienen, während auch die Stabsabteilungen ihren normalen Dienst gefechtsmäßig weiterführen.

„Achtung, an alle! Hinter die Höhenkette! Selbständig Feuer eröffnen. Ende!" Quäkend dringt die Stimme aus dem Funkgerät, unterbrochen und übertönt durch Pfeifgeräusche, Morsezeichen und fernes, quietschendes Gerassel von Panzerketten. Die Übung ist bereits im vollen Gange. Zwei Kompanien des Panzerbataillons 364 aus Külsheim greifen an. Feuernd stoßen die Kampfpanzer durch ein regenschweres Tal, ziehen sich über Höhen und pirschen sich über ausgefahrene Spuren an Waldrändern entlang — empfangen vom heftigen Abwehrfeuer der Verteidiger. Rauchschwaden ziehen durch die Wälder, Gewehrfeuer knattert, Motoren dröhnen durch die Luft.

So geht es nun fast jeden Tag. Überall und immer ist irgendwo etwas los.

Schrill klingt die Trillerpfeife über den gegenüberliegenden Waldhang, schwach sieht man gut getarnte Kanonenrohre schwenken. Noch haben die Zuschauer nichts erkannt, aber die Flak beginnt schon mit ihrem Beschuß, Maschinengewehre hämmern los. Scheinbar lautlos huschen zwei Düsenjäger vom Typ F 84 F mit atemberaubender Geschwindigkeit im Tiefflug heran, donnernd dröhnt der Schall hinterher. Kanisterähnliche Tanks purzeln herunter, gleiten knapp hundert Meter auf dem Hang entlang, explodieren — ein meterhoher Flammenstrahl schießt zum Himmel. Langsam steigt ein schwarzer Rauchpils empor, steht noch lange über der brennenden Erde, während die Jabos längst heulend emporgejagt sind, abgedreht haben und nur noch ein fernes Dröhnen sie als die Ursache der Zerstörung verrät.

Offiziere und Unteroffiziere der Division waren gekommen, um die Wirkung von Napalmbomben zu erleben und gleichzeitig einen Einsatz der Fliegerabwehr, durchgeführt von Teilen des FlaBataillons 12 aus Schongau/Altenstadt, zu begutachten. Hauptmann Wolf, der Luftwaffenverbindungsoffizier der 12. Panzerdivision, erklärte über Lautsprecher den zahreichen Gästen die Angriffsmanöver der Maschinen vom JaboGeschwader 32 aus Lechfeld.

Beinahe wäre es während dieser Lehrvorführung zu einem Unglück gekommen. Ein Hubschrauber einer anderen Division flog in das Zielgebiet ein, als wieder zwei Maschinen zu einem Napalm-Angriff ansetzten. In letzter Minute konnten sie zum Abdrehen veranlaßt werden — von dem Hubschrauber wäre sonst sicherlich nicht viel übriggeblieben . . .

Für drei Wochen haben die Soldaten ihre Kasernen mit Baracken und Zelten vertauscht, leben sie aus dem Kochgeschirr und unterm Stahlhelm, scharen sie sich abends ums Feuer und versammeln sich am Sonntagvormittag zum Feldgottesdienst unter freiem Himmel.

Drei Wochen, die ausgefüllt sind mit Schießübungen und außergewöhnlichen Einsätzen, wie zum Beispiel dem Unternehmen

„Greifenklau", das von der Brigade 35 aus Hammelburg durchgeführt wurde.

„Na, wo bleiben die denn?" Unruhig schaut der Hauptfeldwebel auf die Uhr und sucht dann wieder mit dem Fernglas den Himmel ab, hofft auf ein Geräusch, das ihm das Nahen von Hubschraubern ankündigt, die den dringend benötigten Entsatz, zwei Kompanien seines Bataillons heranführen sollen. Doch die Luft bleibt still und nur kurz kreist ein kleiner Alouette-Hubschrauber am Horizont und verschwindet dann wieder. Das Wetter wird zusehends schlechter, langsam sinkt die Dämmerung herein.

Folgende Lage war gegeben: Die Brigade ist in heftige Abwehrkämpfe verwickelt. Rot greift an und rückt ständig vor. Verstärkung ist unbedingt notwendig. Doch die einzig verfügbare Reserve, das Bataillon 352, liegt noch im Raum Bamberg, und die Verbindungsstraßen Bamberg-Hohenfels sind von anderen Einheiten belegt. Einziger Ausweg ist in diesem Fall die Luftverlastung.

Während die Soldaten in Hohenfels immer wieder zum Himmel schauen und auf ihre Kameraden warten, sind in Bamberg Waffen und Geräte verladen worden. Kräder und Panzerabwehrwaffen, mittlere Mörser und Bedienungsmannschaften gehen an Bord der großen Transporthubschrauber des Heeresfliegerbataillons 12 und der 3. (US) InfDivision aus Würzburg/Kitzingen. Nach einer Viertelstunde befindet sich ein ganzes Bataillon in der Luft. Planmäßig werden die Mörser mit ihren Kanonieren abgesetzt. Sie springen aus den Maschinen und bringen die schweren Mörser, die mit Seilen an die Hubschrauber angehängt worden waren, in Stellung. Doch nur diese Welle landet wie vorgesehen, die Amerikaner haben aus Sicherheitsgründen vor einer Gewitterfront abgedreht und fliegen wieder Richtung Bamberg. Noch etliche Stunden wartet der Hauptfeldwebel vergeblich auf Ersatz für seine Kompanie, bis dann, mitten in der Nacht, auf dem Landwege herangeschafft, die Soldaten eintreffen. (Diese Friktion ist besonders lehrreich. Wie oft haben wir vergeblich auf zugesicherte Hilfe gewartet! Die Red.)

Trotz dieses unvorhergesehenen Transportproblems, das den Übungsstab überraschend vor neue Aufgaben stellte, „hat die Übung Greifenklau hervorragend geklappt" wie Oberst Schulz, Kommandeur der Brigade 35, kommentierte, und auch Divisionskommandeur Generalmajor Peter von Butler war zufrieden und lobte das Zusammenwirken der Waffengattungen.

Drei Wochen sind eine lange Zeit und mancher Soldat wünscht sich, er hätte die Übung und den Rückmarsch schon hinter sich. Denn obwohl die Einheiten unter dem schönklingenden Namen „Sommerreise" den Marsch in die Garnisonen antreten werden, eine ausgelassene „Fahrt ins Blaue" wird es bestimmt nicht. Gefechtseinlagen, ABC-Alarm und Feindangriffe werden für die nötigen Unterbrechungen sorgen.

Hauptmann H. H. v. Loeper

Der Reitsport in der Bundeswehr

Nachstehende Gedanken können wir nur auf das wärmste unterstützen. Jeder Sport, der Körper und Geist sowie schnelles Reaktionsvermögen fördert, sollte in gleicher Weise berücksichtigt, d. h. auch von Dienst wegen unterstützt werden. Die Red.

Bei den zahlreichen neuen und zuzätzlichen dienstlichen Anforderungen, die heute Soldaten, gleich welchen Dienstgrades, gestellt werden, war ein Dienstzweig unverdient etwas in den Hintergrund getreten: der Sport. Während in vielen Ländern, so auch in der Bundesrepublik nach der letzten Olympiade eine Vertiefung der Sportausbildung gefordert wurde, hatte diese Entwicklung noch nicht auf die Bundeswehr übergegriffen. Gerade bei der zunehmenden Motorisierung und Technisierung muß aber eine Umstellung in der Ausbildung und Erziehung eines jeden Soldaten erfolgen. Hier sollte bei sonst vermehrter Tätigkeit im Sitzen die körperliche Ertüchtigung an erster Stelle stehen: ein sportliches Training, das keine Bewegungs- und Beschäftigungstherapie ist. Gerade im Hinblick auf die heute von einem Soldaten zu fordernde Leistungsfähigkeit muß es eine zweckgerichtete, auch kämpferische und charakterbildende sportliche Ausbildung sein.

Lt. Thormahlen auf Schwank beim internationalen Turnier in Davos 1965

International ist die Bedeutung des militärischen Sportes zur Förderung des Zusammenhaltes, der Kameradschaft, der Erziehung und als Mittel der Werbung allgemein erkannt. Mit der Gründung der CISM — Confederation Internationale du Sports Militaire — sind alle Weichen gestellt, den Spitzensport innerhalb der Armeen der NATO-Länder zu organisieren. Man hörte von internationalen Boxkämpfen, von Fußballturnieren, — gerade jetzt las man, daß eine Bundeswehr-Fußballmannschaft nach einem Spiel in Athen vor kurzem in Paris spielte —, alle zwei Jahre finden internationale Skimeisterschaften statt, sich abwechselnd mit nationalen Heeresmeisterschaften. Aber auch für Spitzensportler auf anderen Gebieten ist die Möglichkeit gegeben, an der Sportschule der Bundeswehr in Sonthofen zu trainieren, um so in internationalen Wettkämpfen konkurrenzfähig zu sein. Hier sei an den Zehnkämpfer von Moltke gedacht, der die Teilnahmequalifikation für die Olympiade nur deshalb nicht erhielt, weil die Bundesrepublik gerade zu dieser Zeit ein Überangebot erstklassiger Zehnkämpfer hatte.

Dem Verband deutscher Amateur-Rennreiter wurde jedoch auf eine Anfrage an das Verteidigungsministerium sinngemäß mitgeteilt, daß der Reitsport nicht durch den Bundestag genehmigt wäre. Dieser Verband versucht jetzt durch die Parteien, eine Unterstützung für seine (und unsere) Bemühungen zu erhalten. Man hat gelegentlich den Eindruck, die Reiterei ist ein tabu, an das man aus diplomatischen Gründen nicht rühren darf, wenn man nicht Ärger erregen will. Glaubt man, daß die Reiterei oder ein reitender Soldat irgendwem „gefährlich" ist? Waren nicht eine große Anzahl alter Reiter hervorragende Soldaten? Mir sind unter den hervorragenden Soldaten mehr Reiter bekannt als irgendwelche anderen Sportler! General Heusinger besuchte mehrmals den Reiterverein Panzertruppenschule, dessen Gründung erst durch die Unterstützung des Generals Pape, damaligen Kommandeurs der Panzertruppenschule, möglich war. General Pape stellte diesem sein eigenes altes Sattelzeug zur Verfügung und half so mit, erste Schwierigkeiten zu überwinden. Denn der eben angesprochene Verein war für den Aufbau seines Stalles ausschließlich auf eigene Mittel und private Förderer angewiesen. Es gelang aber weder General Heusinger noch anderen höheren Offizieren der Bundeswehr, irgendeinen Erfolg in Bezug auf die Anerkennung der Reiterei als Sport zu erzielen und so ist es bis heute leider so, wie es nicht sein soll, nämlich, daß die Reiterei ein Privileg einzelner finanziell günstiger gestellter Soldaten ist, weil die wenige zur Verfügung stehende Freizeit, die Kosten und andere Nachteile nicht allen interessierten Soldaten die Möglichkeit zum Reiten geben. In Munsterlager war das Interesse zeitweise so groß, daß über 100 Fähnriche und Fahnenjunker, die dort einen militärischen Lehrgang absolvierten, an der Reitausbildung teilnehmen konnten; eine kleine Generalstabsarbeit, alle auf die vorhandenen Pferde und in die Abteilungen einzuteilen. Denn die Pferde mußten ja auch noch für ältere Reiter und Kinder da sein.

Wie groß das Interesse am Pferdesport ist, der in den Gesamtbesucherzahlen wohl auch in Deutschland mit an erster Stelle steht, will ich anhand einiger mir bekannter Ereignisse schildern. In Schleswig machte 1958 ein Pionierbataillon einen eigenen Stall auf. In der Gegend von Lingen/Ems organisierte der damalige Major von Ziegner 1957 ein Bundeswehr-Rennen im Rahmen einer Rennveranstaltung, das der alte Rennreiter und heutige Oberstleutnant von Langenn-Steinkeller gewann, oder eine Reitjagd im Herbst 1957 in Dorfmark, wo rund 50 Soldaten teilnahmen. Seitdem häufen sich in den verschiedenen Standorten der Bundeswehr die Bemühungen von Soldaten, sich Reitmöglichkeiten zu verschaffen. Militärische Reitabteilungen erlebte ich persönlich in Hamburg, Lüneburg, Hannover, Fritzlar, Braunschweig, Bremen, Ingolstadt und München. Sie wurden sicher aber auch noch in anderen mir nicht bekannten Orten aufgezogen. In Luhmühlen wird seit 1959 alljährlich ein für das Auge allerdings nicht immer sehr schönes Galopprennen geritten; hier fehlt es den meisten Teilnehmern an der entsprechenden Schulung, aber entscheidend ist wohl der Geist, mit dem vorwärts geritten wird. Und in Lüneburg und Ingolstadt werden alljährlich ein Turnier und eine Reitjagd im Zuge positiver Öffentlichkeitsarbeit veranstaltet.

Daneben traten einige Soldaten der Bundeswehr auf größeren und kleineren Turnieren, national und international, auf. So Hptm

Oblt. Sepp von Radowitz — hier im Dressur-Sattel — auf einem CHI in Ludwigsburg

Horst Behrendt, der in Aachen, Wiesbaden, Ludwigsburg oder Berlin immer dabei war, wenn es sein Dienst erlaubte. Oberstleutnant von Ziegner, der, dienstlich stärker beansprucht, nur gelegentlich in den Sattel steigen konnte, die Hauptleute Sepp von Radowitz, Macketanz und Zurhorst, ich selbst, auch einige Male im Ausland im Fegentri-Rennen im Sattel, und viele andere. In letzter Zeit operierte Oberleutnant Foerster auf den von seinem Vater gezogenen Pferden erfolgreich und gewann einige M-Springen. Diese Liste von Reitern ließe sich lange fortsetzen, sie zeigt, daß Bundeswehr-Amateure durchaus in der Lage sind, neben den von Turnier zu Turnier reisenden Berufsamateuren zu bestehen. Natürlich können die Erfolge nur bescheidene sein, weil die geringe Zeit nie ausreichen wird, um eine entsprechende Kondition von Reiter und Pferd zu garantieren.

Von zwei anderen Dingen soll aber auch noch berichtet werden: einmal von den in Deutschland durchgeführten NATO-Springkonkurrenzen, die sich in Luhmühlen und Düsseldorf noch nicht erfolgreich durchsetzen konnten: in Düsseldorf traten sogar nur Polizisten an! Dagegen haben die Turniere in Mönchengladbach und Crailsheim von Jahr zu Jahr mehr deutsche und ausländische Mannschaften am Start gesehen und können so das bringen, was Veranstalter und Teilnehmer sich von diesen Turnieren erhoffen: Reiterliche Kameradschaft in friedlichem Wettstreit zwischen Soldaten der westeuropäischen Staaten.

Das zweite ist die Hilfe und Unterstützung, die zahlreiche Veranstalter durch die Bundeswehr genießen. Wieviele Geländeritte und Stubbendorffprüfungen hätten ohne diese — meist freiwillige — Mitarbeit nicht durchgeführt werden können; wie sehr ist also der Sport durch tatkräftige Hilfe von Soldaten, sei es als Richter, als Parcoursaufbauer oder als Gestalter von Geländestrecken belebt worden. Meist waren die Soldaten freudigen Herzens dabei, denn die Pionierausbildung „Anlegen und Räumen von Sperren und Hindernissen", die Funkausbildung oder womöglich, wenn es nötig war, Ausübung Erster Hilfe, unterbrach das tägliche Einerlei, gab Gelegenheit zu praktischem Einsatz und zu Kontakten mit der Bevölkerung und begeisterte viele, die dem Pferd als moderne Stadtmenschen skeptisch gegenüberstanden.

So sollen unsere Gedanken über die Bundeswehr und den Pferdesport zu Ende gehen, in der Hoffnung, daß die vielen Versuche, die Gleichberechtigung des Pferdesportes zu gewinnen, eines Tages von Erfolg gekrönt sind. Versuche sind genügend unternommen, sie werden weiter versucht, trotz zahlreicher Nackenschläge, z. B. wenn kurz vor einem NATO-Turnier die Frage auftaucht, wer soll eigentlich reiten und man sieht, daß meist nur auf private Initiative mit finanzieller Unterstützung Außenstehender eine Teilnahme möglich ist. Das im letzten Jahr versuchte Provisorium, die Bundeswehr-Fünfkämpfer teilnehmen zu lassen, wird nur bis zu einer bestimmten Klasse gehen, weil es sich bei diesen Soldaten um keine routinierten Reiter handelt, sondern um allround-Sportler, die ihren Ehrgeiz im erfolgreichen Bestehen des Fünfkampf-Geländerittes sehen. Gegen das Auftreten dieser Reiter in zu großem Rahmen bin ich persönlich, weil ich den Standpunkt vertrete, daß nur ein wirklich erstklassiger Reiter dieses in der Öffentlichkeit in Uniform tun sollte. So lange Unsicherheit besteht, ist der anonyme schwarze Rock vorzuziehen.

Was schlagen wir vor? Wir fordern noch nicht einmal Gleichberechtigung! Keine besonderen Kosten für die Schaffung einer Bundeswehr-Reitschule, aber die Ausnutzung vorhandener Möglichkeiten und Übernahme der anfallenden Kosten, wie für jeden anderen Sport. Die alten Reiter unter den Soldaten, die reiten wollen, sollten an den Standorten der Truppen- und Offiziersschulen eine halbtägige militärische Verwendung bekommen und sich dann um die Ausbildung des Nachwuchses kümmern. Hier können Soldaten ihre Pferde mitbringen, sie können gefördert und trainiert werden. Gemeinsam können sie auf Turniere gehen und dabei eine notwendige Öffentlichkeitsarbeit betreiben, nämlich neben sich vielleicht einstellenden Erfolgen durch guten Stil und korrektes Auftreten für die Bundeswehr zu werben. Die hier gezeigten Bilder zeigen dies klar. Durch viele andere, meist Zeitsoldaten, können die Reihen noch wesentlich verstärkt werden. Einheitlich muß bei allen sein:

Bester Stil — keine Hilfszügel!

Die 4 wichtigsten Gründe für den Erfolg von Mercedes-Benz Lastkraftwagen

1. Mercedes-Benz LKW sind das Ergebnis der längsten Erfahrungen und der neuesten technischen Entwicklung im Bau von Lastkraftwagen. (Den ersten baute Gottlieb Daimler bereits 1891.)
2. Mercedes-Benz LKW gibt es für jede Aufgabe, in jeder Klasse, in zahlreichen Variationen und Spezialausführungen.
3. Mercedes-Benz LKW haben in der Wüste und im Urwald, im Gebirge und auf großen Autobahnen ihren Besitzern bewiesen, was sie wert sind.
4. Mercedes-Benz LKW zeigen auch unter extremen Bedingungen, daß Wirtschaftlichkeit an der Spitze ihrer Vorzüge steht.

In 130 Ländern der Erde lösen Mercedes-Benz Lastkraftwagen heute die vielfältigen Probleme des modernen Transports.

MERCEDES-BENZ

5154 LFs

Der Minister Kai-Uwe von Hassel im Gespräch mit dem Kommandierenden General III. Korps, Generalleutnant Schnez und dem Kommandeur der 5. Panzerdivision, Generalmajor Hükelheim

Minister von Hassel bei der 5. Panzerdivision

Stets ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte der Soldaten hatte der Bundesminister der Verteidigung, Kai-Uwe von Hassel, als er vor kurzem die Standorte Diez und Wetzlar der 5. Panzerdivision besuchte und dabei Einzelgespräche oder Diskussionen mit Gruppen führte.

Der erste Besuchstag führte den Minister nach Diez, wo der Divisionsstab stationiert ist. Am Hubschrauberlandeplatz dicht beim Schloß Oranienstein begrüßten ihn der Kommandierende General III. Korps, Generalleutnant Schnez und der Kommandeur der 5. Panzerdivision, Generalmajor Hükelheim. Nach Abschreiten der Front des Ehrenzuges begab sich der Minister mit seinen Begleitoffizieren in die „Wilhelm-von-Nassau"-Kaserne, wo der Brigadekommandeur, Oberst Fechner, und der Kommandeur des Versorgungsbataillons 156 zum Empfang bereitstanden. Zunächst wurde der Minister in die derzeitige Bausituation im Standort eingewiesen. Anschließend besichtigte er den technischen Bereich und wohnte dem Dienst einer Instandsetzungskompanie bei. Ein Besuch beim Divisionsstab beschloß diesen Tag.

Bei der Landung am darauffolgenden Tag in der Spilburg-Kaserne begrüßte der Kommandeur der Panzergrenadierbrigade 13, Oberst von Sierakowski, den Minister und begleitete ihn zusammen mit dem Divisionskommandeur in die Unterkünfte eines Panzergrenadierbataillons. In der Armin-von-Sixt-Kaserne nahm der Minister die Gelegenheit wahr, mit Soldaten aller Dienstgrade ins Gespräch zu kommen. In einer Diskussion mit Oberstabs- und Stabsfeldwebeln sowie Kompaniefeldwebeln der Brigade wurden u. a. Uniformfragen, Laufbahnfragen und das Problem der Weiterverpflichtungsprämien besprochen. Es wurde allgemein festgestellt, daß durch die geplante Zahlung von Prämien anläßlich von Weiterverpflichtungen der Soldaten zahlreiche diesbezügliche Anträge schon eingegangen wären. Man hofft dadurch, die Unteroffizierslücke zu schließen. Zur Zeit sind 33 Sommeruniformen verschiedener Stoffarten in der Erprobung. Nach Abschluß der Teste sollen die Bundeswehrsoldaten auch Sommeruniformen tragen. Über die zukünftige Laufbahn der Stabsfeldwebel bestehen noch keine klare Vorstellungen. Ob der Begriff „Wehrbeamter", Werkmeister oder Stabsleutnant, -oberleutnant und -hauptmann eingeführt wird, steht noch nicht fest. Die Entscheidung hierüber würde in der nachfolgenden Legislaturperiode getroffen. — K —

Britischer General als BBC-Reporter

Vor kurzem entsandte die britische Rundfunk- und Fernsehanstalt BBC-London einen fachkundigen Reporter nach dem Kontinent: den britischen Dreisterne-General (a. D.), Generalleutnant Horrocks, vielen Teilnehmern am Afrika-Feldzug und an den Invasionskämpfen noch in Erinnerung.

Der hohe britische Offizier, der von einem Aufnahmeleiter begleitet war, hatte den Auftrag, eine Rundfunksendung über die innere Struktur (Innere Führung) der Bundeswehr zusammenzustellen. Nachdem er im norddeutschen Raum schon einige Truppenteile besucht und sich vorübergehend in Bonn aufgehalten hatte, galt sein Besuch diesmal der Panzerbrigade 15 in Koblenz. Als alter und im „Pulverdampf des 2. Weltkrieges" in Ehren ergrauter Frontsoldat und Panzermann interessierte er sich besonders für die Panzersoldaten der Brigade. Man merkte dem alten Haudegen an wie sehr er sich freute, mit deutschen Panzeroffizieren zusammenzusein. Im Kasino der Brigade begrüßte ihn Oberst Fechner in Englisch; er gab dem hohen Gast einen Überblick über die Gliederung und Zusammensetzung der Brigade und unterrichtete ihn über den inneren Aufbau der Bundeswehr. Auf sachkundige Fragen folgten sachkundige Antworten. Ein Interview, das sich in den „Amtsräumen" anschloß und das der Brigadekommandeur gab, rundete die Informationen ab. Anschließend hatte General Horrocks Gelegenheit, die übende Truppe auf dem Übungsplatz Schmidtenhöhe zu sehen. Er fand ein weites Echo, als er im Gespräch mit den Offizieren und Soldaten der Brigade Kriegssituationen aus dem Afrika-Feldzug oder von der Invasionsfront lebendig werden ließ.

Generalleutnant Horrocks diente schon als Brigadegeneral 1940 bei Dünkirchen unter Montgomery und war Kommandierender General des XIII. Korps bei El Alamein in Nordafrika. Später kommandierte er das X. Korps, mit dem er in einer glänzenden Operation die Mareth-Linie umging. In Tunesien leitete er an der Spitze des IX. Korps den Durchbruch, der zur Einnahme von Tunis führte. Bei einem Luftangriff in Bizerta schwer verwundet, lag er ein Jahr im Lazarett. Obwohl noch nicht ganz felddiensttauglich, übernahm er noch Anfang August 1944 das XXX. Korps an der Invasionsfront unter General Montgomery. Anfang 1945 führte er mit seinem XXX. Korps den Angriff aus dem Raum Nimwegen gegen den Reichswald. Der „BBC-Reporter" (die Tätigkeit bezeichnet der General als Hobby) Horrocks bedankte sich mit überschwenglichen Worten für die gute Betreuung und herzliche Aufnahme bei der Brigade und lobte die gute Haltung und Disziplin der Bundeswehrsoldaten. Seine Reporterarbeit fand in einer 45-Minutensendung bei BBC ihren Niederschlag. Die britische Öffentlichkeit erfuhr aus der Feder eines militärischen Fachmannes ein unverzerrtes Bild von der Ausbildungssituation und dem inneren Aufbau der Bundeswehr. K

Englisches Lob für die Bundeswehr

Auch 1965 werden sieben Panzer-Bataillone der Bundeswehr in Großbritannien üben. Vom 12. Juli bis zum 22. November werden sie für je drei Wochen auf den Truppenübungsplatz Castle Martin (Pembroke) verlegt.

Anläßlich einer außenpolitischen Debatte im britischen Unterhaus erklärte der Abgeordnete von Pembroke, Mr. D. Donelly, zu den Besuchen deutscher Soldaten in Großbritannien: „Verständlicherweise empfinde ich eine Art stellvertretenden Stolzes darüber, daß meine Wähler die deutsch-britische Annäherung mit großer politischer Reife und einem guten Teil gesunden Menschenverstandes angepackt haben. Die vielen Tausende von jungen Deutschen, die alljährlich in meinen Wahlkreis kommen, sind unübertrefflich als Staatsbürger, und ich wünschte nur, daß alle Truppen so gut wären wie sie." E P

Kampfpanzer 1970 findet Interesse

Vertreter der fünf NATO-Staaten Belgien, Kanada, Italien, Niederlande und Großbritannien trafen kürzlich in Bonn zusammen, um Einzelheiten über Konstruktionsziele, gegenwärtigen Stand und Zeitplanung des Programmes „Kampfpanzer 1970" zu hören. Die Konferenz stand unter der Leitung von Prof. Dr. Hubert Schardin, Leiter der Abteilung Technik im Bundesministerium der Verteidigung, und von Willis M. Hawkins, dem US-Assistant-Secretary of the Army für Forschung und Entwicklung. Die Informationen wurden gemeinsam von einem deutsch-amerikanischen Team gegeben. Danach sind alle NATO-Staaten aufgefordert worden, ihr Interesse an dem gemeinsamen Panzer-Programm zu bekunden. Die beteiligten Staaten haben dies bereits getan. Eine allgemeine Einweisung der übrigen NATO-Staaten durch den zuständigen NATO-Ausschuß ist für einen späteren Termin noch in diesem Jahr vorgesehen. E P

406 neue Hubschrauber für Bundeswehr

Der Verteidigungsausschuß des deutschen Bundestages beschäftigte sich kürzlich mit der Beschaffung von 406 mittleren Transporthubschraubern vom amerikanischen Typ „UH-1 D", die für das Heer, die Marine und die Luftwaffe bestimmt sind. Nach den bisherigen Planungen sollen die ersten Maschinen dieses Typs in den USA gekauft werden, ein großer Teil wird von der deutschen Flugzeugindustrie in Lizenz gebaut. Bei diesem Hubschrauber handelt es sich um den zur Zeit modernsten, leichten Transporthubschrauber der Welt mit einer Nutzlast von 2 099 kg. Er wird von den US-Streitkräften zur Zeit in Vietnam eingesetzt und hat sich bei allen Einsätzen bewährt. Der Kostenaufwand für die Beschaffung wird 832 Mill. DM betragen. E P

Erfahrungen mit einem verst. PzGrenRgt. 1944

Nachstehender Erfahrungsbericht des jetzigen Oberst der Res. Fr. Ferd. Prinz zu Schleswig-Holstein, der damals Kdr dieser Kampfgruppe war, ist auch heute noch von besonderem Interesse.

Die 16. und 17. PzDiv. waren im sogenannten Volkspanzerkorps (XXXXVIII. PzKorps) zusammengefaßt. Mein Regiment gehörte zur 17. PzDiv. Die Gliederung dieser Divisionen und der Regimenter war völlig anders als die der üblichen anderen Truppenteile. Das Volkspanzerkorps, das allein alle Versorgungstruppenteile beider Divisionen in einem Korpsversorgungsregiment zusammengefaßt hatte, wurde wegen Unbrauchbarkeit dieser Lösung wieder aufgelöst. Der Stab wurde in einen normalen Stab eines Panzerkorps zurückgegliedert. Die Versorgungstruppen wurden den Divisionen wieder zugeteilt.

Die 17. PzDiv. hatte jetzt folgende Gliederung: PzGrenRgt. 40 (mit 3 Btl.), PzGrenRgt. 69 (mit 2 Btl.), ein PzRgt. (nur noch eine Abt.), eine PzAufklAbt., ein PzPiBtl., ein PzArtRgt. (zu 3 Abt.), eine FlaAbt., Versorgungstruppen, eine PzNachrAbt. und eine Panzerjägerabteilung.

Das PzGrenRgt. 40 stellte die eigentliche Kampfkraft der Division dar und war entsprechend ausgerüstet. Man kann es wohl als Vorläufer der heutigen Kampftruppen betrachten. Das andere Regiment war lediglich ein Rahmenregiment, das für keine anderen Aufgaben mehr geeignet war. Außer dem Stab mit Stabseinheiten hatte es ein Ausbildungsjägerbtl. (mot.) und ein MGBtl. (mot.).

Mein Regiment, die spätere Kampfgruppe, hatte dagegen folgende Gliederung:

Stab

Stabskomp. (ein Kradschützenzug auf Volkswagen mit 2 MG in der Gruppe und mit Sturmgewehren ausgerüstet — 48 Mann)
(Nachrichtenzug mit einer Gruppe Panzerspähwagen)
(Panzerabwehrzug [mot.-Z.], 2 Geschütze 7,5 lang)

Pionierkomp. (3 Züge auf Spz.)

GeschKomp. (2 Züge [mot.-Z.] zu je 2 Geschützen 15 cm, 2 Züge [gep. Selbstfahrlafetten] zu je 2 Geschützen 15 cm)

PzJgKomp. (10 Geschütze auf Spz. 7,5 lang)

Feldersatzkomp.

I. Btl. (gepanzert) mit PzJgZug zu 2 Geschützen 7,5 lang (mot.-Z.)
3 (gep.) Schützenkomp. auf Spz. (jede Komp. 3 Geschütze 7,5 kurz)
4. (MG) Komp. 3 Züge sMG, ein Zug Fla. auf Selbstfahrlafetten
5. (Schw.) Komp. mit leichten IG. und schweren Mörsern.

II. Btl. (mot.) wie I. Btl., aber ohne le. IG. in den Schützenkomp.

III. Btl. (mot.) wie II. Btl.

Außerdem hatte jedes Btl. seine Versorgungskomp. und die mot. Btl. je eine Kraftfahrzeugstaffel. Dies bedeutete, daß die Schützenkomp. und die übrigen Komp. der Btl. sich um ihre Versorgung nicht zu bekümmern brauchten. Auch die Verwaltung und Versorgung der Kfz. war aus ihrer Verantwortlichkeit herausgenommen. Die Komp. hatten **Nur**-Kämpfer mit Ausnahme des Hauptfeldwebels, eines Schreibers und eines Sanitätsdienstgrades. Mit dieser Lösung haben wir eine besonders gute Erfahrung gemacht. Beim Kampfeinsatz im Osten war jede Komp. ihrer Sorge um Verpflegung, Ausrüstung pp. enthoben. Die Soldaten konnten sich einzig und allein dem Kampf widmen. Die Versorgung hat stets reibungslos geklappt. Erfahrene Komp.Führer wurden mit der Führung der Versorgungskomp. betraut. Diese stellten gleichzeitig eine Reserve für ausgefallene Btl.Kommandeure dar.

Die vorhandenen Feldersatzkomp. beim Regiment (früher Feldersatzbtl. bei der Division) nahm alle die Leute auf, die irgendwie nicht einsatzfähig waren. Außerdem waren wir darauf bedacht, daß die Schützenkomp. nie mehr als 100 Mann zum Einsatz brachten. Eine größere Zahl hätte nur größere Ausfälle — zum größten Teil unnütze Ausfälle — mit sich gebracht. Hatte eine Komp. starke Ausfälle, wurde sie aus der Feldersatzkomp. ergänzt, deren Zahl öfters 250 Mann überschritt. Außerdem war diese Komp. eine Reserve des Regiments, auf die man bei Krisenlagen zurückgreifen konnte.

Die Erfahrungen brachten es mit sich, daß dies Kampfregiment zu verstärken sei. Die vorhandene Panzerabt. und zwei Abt. des ArtRgt. wurden für die Dauer **unterstellt.** Somit stellte die neugebildete Kampfgruppe eine Kampfstärke dar, die bei weitem die Kampfkraft einer InfDiv. übertraf. Es hatte außerdem den Vorteil, daß der RgtKdr. **stets** die Panzer und die Art. zur Verfügung hatte und diese neben seinen eigenen schweren Waffen zum Einsatz bringen konnte.

Hier ist gesondert darauf hinzuweisen, daß die alte überholte Taktik des Einsatzes (Panzer: links! Schützen: rechts!) nicht mehr angewandt wurde. Rußland hat uns gezeigt, daß durch die starke feindliche Panzerabwehr die Zeit der Husaren-Panzer-Ritte vorbei war. Der Einsatz nach altem Muster brachte meist erhebliche Panzerausfälle mit sich, wobei die eigene Infanterie Gefahr lief, von russischen Panzern überrannt zu werden. Wir wandten durch diese neuartige Gliederung mit großem Erfolg die eigene Taktik der Russen an. Als Art.Sturmgeschütz wurden die Panzer mit den Grenadieren zusammen eingesetzt, wobei, genau wie bei den Russen, unsere Inf. so gut es ging, auf den eigenen Panzern aufsaß und erst bei Beschuß absaß. Durch diese Methode gelang es uns an zwei Tagen im März/April 1945 einmal 72 und das andere Mal 58 russische T 34 und T 43 abzuschießen. Die eigenen Panzerverluste blieben denkbar gering. Nur so konnten wir der russischen Panzerkonzentration im Raum Mährisch-Ostrau Herr werden; der Russe hatte hier ca. 3 000 Panzer zusammengezogen. Neben den „Panthern" hat sich ganz besonders der „Guderian"-Panzer ohne Turm — Sturmpanther — (seitlich besser gepanzert als ein Sturmgeschütz, Geschützschwenkmöglichkeit von 30°, geringe lichte Höhe 1,60 m) — bewährt. Diese Fahrzeuge wurden so gut wie gar nicht abgeschossen. Wenn sie neben einer Straße standen, konnte die feindliche Pak sie nicht fassen. Ein einmaliger Versuch der Division nach Rückunterstellung der Panzer unter die Division an der Straße Görlitz-Bunzlau, die Panzer getrennt nach altem Muster einzusetzen, brachte von ca. 50 vorhandenen Panzern 10 Totalverluste. Ich vertrete daher die Ansicht, daß die Zeit einer kavalleristisch eingesetzten Panzerwaffe vorbei ist. (Als Abwehr kommen jetzt auch noch Raketenwaffen hinzu.) Da sich bei der Kampfgruppe meist der nicht mehr ausgelastete PzRgtKdr. und oftmals der ArtRgtKdr. befanden, konnten diese als Unterkampfgruppenführer verwandt werden.

Der Rest der Division machte die Abschirmung nach links und rechts (PzGrenRgt. mit zwei Btl., PiBtl., AufklAbt.). Der Rest der Art., eine Abt. und FlaBtl. (mit leichter Flak und 8,8), wurden als Artillerie und Flugabwehr auf dem Gefechtsfeld bzw. zum direkten Beschuß verwandt.

Hier ist noch zu erwähnen, daß die Art. (mot.-Z.) sich besser bewährt hat als die großen gepanzerten Geschütze, die auf Grund ihrer Höhe ein viel zu großes Ziel bieten. Das Instellunggehen der Art. (mot.-Z.) geht bei eingespielter Mannschaft in aller Kürze vor sich. Die Geschütze verschwinden dann im Gelände und sind besonders für den direkten Erdbeschuß geeignet.

Bemerkungen der Schriftleitung:

Vorstehende Erfahrungen beweisen, daß die Organisation dieser Kampfgruppe sich bewährt hat und sehr ähnlich der der heutigen Panzergrenadierbrigade ist. Da sie 2 Artl.Abtlgn zur Verfügung hatte, demnach artilleristisch sehr stark war — hinzu kam noch eine Geschützkompanie —, war sie sogar stärker. Hinsichtlich des Panzereinsatzes sind wir nicht ganz der Ansicht des Verfassers. Angriffe verschiedener Waffengattungen sind schwer miteinander zu vergleichen. Ein kavalleristischer Ansatz — ob zu Pferde oder mit dem Panzer — brachte gegenüber starker Abwehr in der Regel schwere Verluste. Er war dann falsch. Solche Husarenritte sind erst recht heute nicht mehr angebracht, falls der Feind nicht durch Artillerie oder gar nukleare Waffen stark geschwächt oder niedergehalten werden kann. Auch gehört dazu noch die Überlegenheit in der Luft. Aber zum Ausnutzen des Erfolges eines Einbruchs oder gar Durchbruchs sind nur bewegliche vollmechanisierte Kräfte auf der Erde und aus der Luft geeignet. Am Schluß des Krieges mußten jedoch oft nur wenige Panzer oder auch Sturmgeschütze angreifen, weil dies — fälschlicherweise — so befohlen war oder keine Infanterie oder Schützenpanzer mehr zur Verfügung standen.

Konnten Pakfronten nicht umgangen werden, so mußte durch Grenadiere erst ein Loch geschlagen oder ein Brückenkopf gebildet werden, über den hinweg dann beide Waffen gemeinsam angriffen. Artillerieunterstützung mit Brisanz und Nebel war dabei besonders wichtig.

Auch in diesem Aufsatz wird festgestellt, daß die niedrigen Panzer die geringsten Verluste hatten. Diese Forderung war auch von deutscher Seite an die Konstruktion des Standardpanzers erhoben worden. Daher ist er nur wenig höher als das alte Sturmgeschütz und über einen Meter niedriger als die amerikanischen Kampfwagen.

Der österreichische Grenzschutz

von Gilbert von Aue

Die Frage des Schutzes der Grenzen hat bei uns im vorigen Jahr erhebliche Wellen geschlagen. Wir meinen jedoch, daß es Pflicht des Soldaten ist, bei jeder Beurteilung der Lage alle Möglichkeiten mit ihren Vor- und Nachteilen in Betracht zu ziehen. Wenn aber tendenziös eine geäußerte Möglichkeit ausgeschlachtet wird, so ist dies nur zu bedauern. Gar nichts zu unternehmen, ist in jedem Falle falsch.

Wir haben zwar seit langem unseren „Grenzschutz", der aber im Ernstfall wohl nur Stunden halten könnte. Während die früheren Ostprovinzen sich ständig mit Abwehrfragen beschäftigten, wird jetzt die Tatsache, daß praktisch ganz Deutschland westlich des Eisernen Vorhanges Grenzland ist, schamhaft verschwiegen. Eine psychologische Vorbereitung als erste Voraussetzung für militärische Möglichkeiten hätte schon seit Jahren erfolgen müssen. Um auch unsererseits dabei mitzuhelfen, bringen wir einen Aufsatz unseres Mitarbeiters aus Österreich darüber, wie selbst ein neutrales kleines Land sich im Rahmen seiner beschränkten Möglichkeiten zu schützen versucht.

1. Geschichtliches

Der Gedanke, im Grenzraum unmittelbar aus der Bevölkerung örtlich gebundene Sicherungskräfte zu organisieren, die innerhalb kürzester Zeit zum Schutz der Grenzen eingesetzt werden können, ist nicht neu. Die Grenzbevölkerung kam seit jeher diesem Gedanken entgegen, da sie immer am unmittelbaren Schutz ihres Eigentums und ihrer Familie interessiert war. Bei dünn besiedelten Gebieten entlang der Grenze wurde im Interesse des Gesamtstaatsgebietes durch eine gesteuerte Ansiedlung und Belehnung mit Grund und Boden die Voraussetzung für den Aufbau eines wirksamen Grenzschutzes geschaffen.

Österreich kann auf dem Gebiet des Grenzschutzes auf eine jahrhundertalte Tradition zurückblicken: Im 16. Jahrhundert wurde zum Schutz der Südostgrenze des Reiches durch die Ansiedlung von Wehrbauern eine Art Grenzschutz gegen die ständige Gefahr des Einfalls der Türken erstellt. Diese Einrichtung ist unter dem Namen „Militärgrenze" heute noch gut bekannt; sie bestand, oftmals reorganisiert, 300 Jahre lang.

Als Vorläufer einer modernen Grenzschutzorganisation kann die „K. u. k. Tiroler Landesverteidigung" angesehen werden, die ihre Bewährungsprobe bestand, als es — nach der überraschenden Kriegserklärung Italiens — 1915 galt, an der völlig entblößten Südgrenze binnen Stunden einen militärischen Grenzschutz aufzubauen und die Angriffe der italienischen Armee abzuwehren. 44 Tiroler Landsturmbataillone und 23 selbständige Kompanien wurden damals aufgeboten; Organisation und Ergänzung des Landsturms waren territorial geregelt; Waffen, Ausrüstung und Vorräte waren in eigenen Zeughäusern und in den Sammelstellen der Territorialbataillone deponiert.

Die Maßnahmen, die im Bundesheer der ersten Republik hinsichtlich eines Grenzschutzes getroffen wurden, bestanden im wesentlichen aus mobkalendermäßigen Vorbereitungen.

Nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich wurden vor Beginn des 2. Weltkrieges in einigen Teilen Österreichs ebenfalls Maßnahmen für einen Grenzschutz getroffen. Insgesamt waren damals, mit Ausnahme der Grenze gegen Italien, Grenzschutztruppen in einer Stärke von 21 000 Mann vorgesehen. Das Kaderpersonal bildete die Zollwache; zur Auffüllung waren Reservisten aus den Grenzbereichen vorgesehen.

2. Die Grenzschutztruppe des österreichischen Bundesheeres

Schon bei Aufstellung des Bundesheeres der 2. österreichischen Republik war man sich der Bedeutung des Grenzschutzes bewußt. So findet sich in den Organisationsgrundsätzen von 1956 der Hinweis auf den „später zu planenden Grenzschutz".

In den ersten Jahren nach der Wiedererlangung der Wehrhoheit war es ausgeschlossen, an die Aufstellung eines heereseigenen Grenzschutzes zu denken: Es gab einfach in den Grenzräumen nicht genügend ausgebildete Reservisten; die Heranziehung kriegsgedienter Offiziere und Unteroffiziere war zu diesem Zeitpunkt ebenfalls nicht möglich, da erst im Jahr 1961 die Möglichkeit der Wehrübungen gesetzlich festgelegt wurde. Auch an die Heranziehung von Gendarmerie und Polizei war nicht zu denken, da diese schon im Frieden mit verschiedensten Aufgaben überlastet sind. Es bot sich daher die Zollwache auf Grund ihrer Aufgaben und ihrer Stationierung in den Grenzräumen als Kader für den Grenzschutz an; die ersten dahingehenden Erfahrungen konnte man während des Ungarnaufstands 1956 sammeln: Die Zusammenarbeit Bundesheer - Zollwache funktionierte reibungslos. Die weiteren Auswirkungen dieses positiven Zusammenwirkens waren die Durchführung von eigenen Zug- und Kompaniekommandantenkursen für die Beamten der Zollwache im Rahmen der Armee. So war es möglich, bis Ende 1960 den Bedarf an geeignetem Kaderpersonal zu decken. In der Folge konnte man seitens des Wiener Verteidigungsministeriums darangehen, sich mit der konkreten Aufstellung von Grenzschutzeinheiten zu befassen; dies umsomehr, da im Jahr 1961 die Wehrübungen eingeführt wurden und ein weiteres Anwachsen der Zahl der Unterführer und Einheitskommandanten erwarten ließen.

Als Folge diesbezüglicher Vorschläge des Militärs stimmte der österreichische Ministerrat am 26. September 1961 den Organisationsgrundsätzen für den Aufbau des Grenzschutzes im gesamten Bundesgebiet zu. So wurde das erste Grenzschutzbataillon im Mühlviertel (Ober-Österreich) aufgestellt — es sollte als Modellfall dienen, um daraus Erfahrungen für die weiteren Aufstellungen in ganz Österreich zu gewinnen. Sofort fingen die Vorarbeiten für die Schaffung weiterer 21 Grenzschutzkompanien an.

Die Grenzschutzkompanien sind streng nach dem Territorialprinzip aufgebaut: Sie rekrutieren sich aus Reservisten des Bundesheeres, die in den Grenzbezirken ihren Wohnsitz haben und nach dem Feuerwehrprinzip im Aufbietungsfall an festgelegten Sammelplätzen zusammentreffen; dort erhalten sie die Waffen (bzw. das Kompaniegerät) und rücken in die vorgesehenen Räume ab. Rascheste Einsatzbereitschaft ist oberstes Prinzip. Soll dieses System gut funktionieren, so ist eine Abstützung auf bereits vorhandene zivile Einrichtungen und engste Zusammenarbeit mit örtlichen Behörden, Gendarmerie- und Zolldienststellen, Post und Verkehrsbetrieben — nicht zuletzt mit den Feuerwehren — unerläßlich. Wiederholtes Zusammentreten der Grenzschutzverbände und kurze Übungen sind unbedingte Voraussetzungen für das erforderliche Einspielen des Systems.

Enger als früher kommt dadurch das Bundesheer mit weiten Teilen der Bevölkerung in Berührung, enger als früher werden dadurch auch zwangsläufig die wechselseitigen Verbindungen gefestigt.

3. Die Aufgaben des Grenzschutzes

Als die beiden Hauptaufgaben des Grenzschutzes können angesehen werden:

a) S i c h e r u n g , Ü b e r w a c h u n g und eventuelle B e s e t z u n g der Staatsgrenzen, damit das Bundesgebiet weder im Verlauf von

— inneren Wirren in einem Nachbarland (z. B. Ungarnaufstand), noch in

— einem Konflikt zweier Nachbarstaaten bzw. Machtblöcke (z. B. CSSR - BRD bzw. Ostblock - NATO)

verletzt wird.

Da in beiden Fällen seitens der Nachbarländer keine Angriffsabsichten bestehen, wird sich der Grenzschutz dieser Aufgabe gewachsen zeigen: Die auf österreichisches Gebiet übertretenden Kombattanten werden entwaffnet und an die zuständigen Behörden zwecks Internierung weitergeleitet und die Kommandostellen des Bundesheeres über die Situation im Grenzbereich fortlaufend unterrichtet. Die weiter abgesetzt liegenden Verbände der eigentlichen Kampftruppen können in ihren Bereitstellungsräumen verbleiben; denn es ist namentlich für einen Kleinstaat mit begrenztem Wehrpotential wichtig, daß die Grenzeinheiten — wenn ein eigener Grenzschutz besteht — im Einsatzfall nicht vom eigentlichen Heer, welches dadurch geschwächt zum Kampf antreten würde, abgezogen werden müssen.

b) Für den Fall, daß sich ein Angriff direkt und mit voller Absicht gegen Österreich richtet, bilden die Einheiten des Grenzschutzes einen e r s t e n W i d e r s t a n d. Der Gegner soll gezwungen werden, sich zu entwickeln, dadurch Zeit zu verlieren; gleichzeitig wird den eigenen „aktiven" Streitkräften die Möglichkeit gegeben, sich gefechtsbereit zu machen, Reserveverbände zu bilden und diese einzusetzen. Mit einem Wort: Der Grenzschutz soll versuchen, den Feind aufzuhalten. Von gleich eminenter Bedeutung ist selbstverständlich auch die Notwendigkeit, der Politik und Diplomatie die nötigen Stunden zu verschaffen, um auch ihrerseits aktiv zu werden. Der zweiten und ungleich schwierigeren Aufgabe wird der Grenzschutz je nach örtlichen Gegebenheiten mehr oder weniger entsprechen können. Rasche Gefechtsbereitschaft und gut geplanter Einsatz müssen vorausgesetzt, glatte Überrumpelung ausgeschlossen werden. Möglichkeiten im einzelnen:

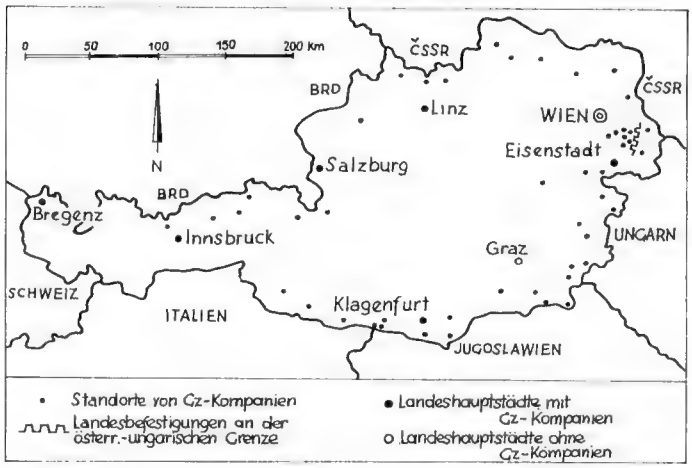
— In einem (Hoch-) Gebirgsabschnitt werden die Erfolgschancen ausgezeichnet sein. (Beim Kriegseintritt Italiens 1915 wurde die Tiroler Front gegen einen zahlen- und materialmäßig weit überlegenen Feind durch mehrere Wochen fast ausschließlich durch Standschützen, also auch eine Art Grenzschutz, gehalten. Dabei ist noch zu bedenken, daß es sich bei diesen Kämpfern um ganz junge oder bereits ziemliche alte Jahrgänge handelte.)

— In einem für den hinhaltenden Kampf (Kampf um Zeitgewinn) ebenfalls noch günstigen Gelände (Wald, Gewässer, wenige und schlechte Straßen, zahlreiche Brücken etc.) werden auch beachtliche Erfolge zu erzielen sein.

— In freiem, unbedecktem und deckungslosem Gelände hingegen ist der Einsatz einer auf sich selbst gestellten Grenzschutzeinheit gegen einen zahlen- und materialmäßig weit überlegenen Gegner so gut wie aussichtslos. Der Hauptzweck — Zeitgewinn — ist nicht mehr zu erzielen. Trotzdem wird auch in solchen Fällen ein Grenzschutz vorhanden sein müssen; seine Aufgaben werden sich jedoch auf reine Sicherungsaufträge beschränken. Eine Ausnahme bilden lediglich solche offenen Gebietsteile, die durch Landesbefestigungen verstärkt wurden. Bei Vorhandensein derartiger Anlagen wird der Grenzschutz auch in sonst offenem Gelände eine verzögernde Wirkung erreichen können.

4. Organisation

Inspektionen und Instruktionen. — Da die Mobilmachung meist unter einem krisenhaften Ablauf der Ereignisse stehen wird und möglichst schnell vor sich gehen muß, ist es erforderlich, den Reservisten rechtzeitig mit jener Einheit vertraut zu machen, in der er im Ernstfall kämpfen soll. Das Zusammentreten dieser Einheit, die Überprüfung der eingeteilten Reservisten, die persönliche Kontaktaufnahme und das Kennenlernen der Vorgesetzten, sowie die Übergabe von militärischen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen in die Obhut des Reservisten ist der Zweck von „Inspektionen". Hierzu werden die Wehrpflichtigen durch das zuständige Ergänzungskommando einberufen, welches auch die Inspektion durchführt. Diese dauert in der Regel einen halben bis einen Tag und wird im Sammelort der aufzustellenden Kompanie abgehalten.



Eine Erfassung aller Reservisten ist derzeit nur in begrenztem Maß durch die Abhaltung von Inspektionen und Instruktionen gegeben, da die Einführung von Pflichtwehrübungen aus politischen Gründen noch nicht möglich war.

Die Instruktionen werden vom zuständigen Territorialkommando durchgeführt. Sie dauern in der Regel zwei Tage und sind somit viel zu kurz. Ein Teil der Zeit wird zumeist auch noch für Zwecke der Inspektionen verwendet. — Im allgemeinen hat eine Instruktion folgenden Umfang:

Waffen- und Schießausbildung (Wiederholung oder Vertrautmachung mit neueingeführten Typen)

Spezialausbildung für Kommandanten und Fachpersonal

Gefechtsübungen

Allfällige Unterrichte und Vorführungen.

Dabei leiten Ausbilder der Truppe den Dienstbetrieb und unterstützen die als Kommandanten eingeteilten Reservisten bei der Kommandoführung.

Die Teilnahme an den Inspektionen und Instruktionen ist ein Teil der Wehrpflicht. Nach Erhalt der entsprechenden Aufforderung muß der Reservist mit seinen Militärpapieren und, sofern bereits ausgegeben, mit voller militärischer Ausrüstung am Sammelort erscheinen.

Gliederung. — Die Grenzschutzeinheiten sind, gemäß ihren Aufgaben, reine Infanterieeinheiten. Sie verfügen über die gewöhnlichen Infanteriewaffen einschließlich rückstoßfreier Panzerabwehrkanonen und Minenwerfern. Als Einheitswaffe ist das Sturmgewehr 58, in der Gruppe das MG 42 eingeführt. Die Waffen werden den Reservisten nicht — wie in der Schweiz — mit nach Hause gegeben. Die Mannesausrüstung (über 60 Einzelteile) wird von den Reservisten verwahrt. Im Mobilmachungsfall hat sich der Reservist zu seinem bestimmten Sammelort zu begeben, wo Waffen, Munition und Kompaniegerät ausgegeben werden.

Eine Grenzschutzkompanie umfaßt 160-180 Mann, das Grenzschutzbataillon über 550 Mann. Es besteht aus dem Bataillonskommando und drei Grenzschutzkompanien. Mit Ausnahme des Bataillonskommandos setzt sich das Bataillon nur aus Reservisten zusammen; für die Grenzschutzeinheiten sind keine aktiven Kader vorgesehen. Es ist selbstverständlich, daß man zu gegebenem Zeitpunkt einen Teil der bereits bestehenden Grenzschutzkompanien zu Bataillonen, eventuell auch zu Regimentern zusammenfassen wird, wobei es nicht ausgeschlossen erscheint, daß man dann auch als Bataillonskommandanten Reservisten verwenden wird.

Bis Jänner 1965 wurden 55 Grenzschutzkompanien in Österreich errichtet; insgesamt sollen 120 Kompanien mit einer Gesamtstärke von 20 000 Mann aufgestellt werden.

Deutsche Soldaten im Ausland

Unter dieser Überschrift bringen wir den 2. Artikel, der die Tätigkeit deutscher Soldaten im Ausland schildert. Diese Männer wurden bisweilen als „Söldner" bezeichnet. Ganz zu Unrecht! Sie hatten stets die Förderung des deutschen Ansehens zum Ziel, in der Hoffnung, ideologisch oder wirtschaftlich ihrem Vaterland zu dienen, wie es zur Zeit die Amerikaner in Vietnam machen. Nachstehender Bericht behandelt den Einsatz der damaligen jungen deutschen Panzerwaffe in Spanien.

Legion Condor

von Werner Haupt, Stuttgart

Die Panzerverbände der ehemaligen deutschen Wehrmacht stehen noch am Anfang ihrer Entwicklung und Ausbildung, als in Europa die Kriegsfackeln zu lodern beginnen. Innenpolitische Schwierigkeiten in Spanien lösen am 18. Juli 1936 einen Bürgerkrieg aus, der auch die weltanschaulichen Gegensätze der europäischen Großmächte aufeinanderprallen läßt. Die Sowjetunion und alle kommunistischen Parteien Europas unterstützen durch „Internationale Brigaden" die Linksradikalen Spaniens im Kampf gegen die nationale Armee Francos. Da mit dem Ausbruch der Kämpfe die Gefahr entsteht, daß die bolschewistischen Kräfte die Oberhand gewinnen, entschließen sich Italien und Deutschland, Nationalspanien durch Menschen und Material zu helfen.

Das Oberkommando des Heeres entsendet daher zunächst den Oberstleutnant Ritter von Thoma zu Besprechungen über eine mögliche deutsche Unterstützung in das Hauptquartier Francos. Hierbei wird vereinbart, daß neben einem größeren Kontingent der Luftwaffe auch das Heer eine besondere Gruppe nach Spanien abstellen soll, die u. a. Angehörige der Panzertruppe umfaßt. Aufgabe der hierfür bestimmten Offiziere und Mannschaften ist es, in erster Linie die nationalspanischen Kräfte an zu liefernden deutschen Waffen auszubilden, sie für den Kampfeinsatz zu beraten und technisch zu versorgen. Erst in zweiter Linie sollen die abkommandierten Soldaten auch eigene Kampferfahrungen sammeln.

Im September 1936 wird die Dienststelle eines „Führer Heer" für alle nach Spanien überzuführenden Einheiten gebildet und einem „Wehrmachtführer Spanien" unterstellt. Die Panzer-Regimenter 6, Neuruppin, und 4, Schweinfurt, erhalten den Auftrag, für insgesamt 3 Panzerkompanien Ausbildungs- und Versorgungspersonal, sowie Kampfwagen und Radfahrzeuge zu stellen.

Generalissimo Franco mit Oberstleutnant Ritter v. Thoma

Als erste scheiden daher Hauptmann Ziegler, Hauptmann Crohn, Oberleutnant Wolf und Oberleutnant Bothe mit 5 weiteren jungen Offizieren und insgesamt 200 Unteroffizieren und Mannschaften freiwillig aus ihren Regimentern aus, um den Stamm einer Panzerabteilung zu bilden. Sie werden offiziell aus dem aktiven Dienst entlassen, um im fremden Heer dienen zu können. Die Regimenter richten 50 Kampfwagen vom Typ I und Ib zum Einsatz in Spanien her.

Umfangreiche ärztliche Untersuchungen sowie theoretische Schulung finden noch in den Kasernen statt, ehe es im Eisenbahntransport nach Stettin geht. Die Panzer sind inzwischen nach Berlin-Schöneberg überführt. Hier erfolgt der Einbau der Funkgeräte und die Verpackung in großen Kisten (aus Tarnungsgründen). Die Transporte werden von Ende September bis November 1936 mit zwei Frachtdampfern der „Woermann-Linie" durchgeführt. Die Route geht über das Skagerak durch den Kanal nach Sevilla.

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, zeichnet Pz-Offiziere der „Gruppe Drohne" aus (grüßend: Hauptmann Crohn)

Die Zusammenstellung der deutschen Heeresteile findet in Südspanien statt. Die Luftwaffeneinheiten unter Oberst Volkmann befinden sich zum Teil schon im Kampf oder bei der Ausbildung spanischer Flieger. Damit hat der Einsatz der *„Legion Condor"* begonnen, für die das deutsche Heer zwei Lehrgruppen bildet.

Die Panzerabteilung unter dem Kommando des Oberstleutnant Ritter von Thoma gliedert sich wie folgt:

Stab — 3 Kampfkompanien — eine Transportkompanie und ein Werkstattzug, der als damals modernste Einrichtung des Heeres aus Wünsdorf von der Panzertruppenschule gestellt wurde.

Die erste Aufgabe der deutschen Panzerabteilung besteht zunächst in der Schulung spanischer Soldaten am Panzer, später auch an der 3,7 Pak (durch Abstellungen von Panzerabwehrabteilungen) und am Flammenwerfer.

Nachdem die ersten spanischen Panzerkompanien aufgestellt sind, nehmen auch Angehörige der „Legion Condor" an den Kämpfen teil, um eigene praktische Erfahrungen zu sammeln, vor allem hinsichtlich der Einsatzgrundsätze und des Kampfes Panzer gegen Panzer. Die Sowjets hatten bereits seit Juli 1936 eine Kampfwagenabteilung unter dem späteren Marschall Konjew nach Spanien transportiert. Es waren die mittleren T 26 B mit einer 4,5 cm Kanone und einem MG. Für die Aufbringung eines russischen Panzers war eine Prämie von 500 Peseten ausgesetzt. Deshalb unternahmen die Marokkaner tollkühne Versuche, um russische Kampfwagen zu erbeuten.

Mit Hilfe erbeuteter Panzer, die oftmals erst von deutschen Schirrmeistern unter Benutzung primitivster technischer Mittel wieder kampffähig gemacht werden müssen, ist es schließlich möglich, 4

spanische Abteilungen zu je 3 Kompanien mit je 15 Wagen und 30 Panzerabwehrkompanien mit je 6 3,7 cm Pak aufzustellen. Im Lauf der Zeit werden weitere Ausbildungsstätten, auch für Infanterie, Flak und Nachrichtentruppe eingerichtet.

General Franco befiehlt zunächst den Einsatz der Panzer als Begleitwaffe der Infanterie. Doch gelingt es Oberstleutnant Ritter von Thoma, den spanischen Staatschef davon zu überzeugen, die Panzerkompanien geschlossen einzusetzen. Nachfolgende Episoden berichten von einzelnen Kampfhandlungen:

Beim Angriff auf Madrid im Oktober 1936 sind die beiden Panzerkompanien der Legion beteiligt. Hierbei gelingt es bereits am 25. 10. Villamantilla zu erobern. Leutnant von der Planitz und Unteroffizier Nowak dringen hierbei am 21. 11. über eine Not-Brücke des Manzanarez als erste in das Universitätsviertel ein. — Am 11./12. 2. 1937 unterstützen 4 deutsche Panzer unter Führung von Leutnant von der Planitz den Übergang der Marokkaner über das Jarama-Gebirge. Hierbei kommt es zu erfolgreichen Gefechten mit der französischen roten Brigade und 20 russischen Panzern bei Maranossa. —

Ein weiterer größerer Einsatz deutscher Panzer erfolgt im Mai 1937 zwischen Mungia und Bilbao. Hier zeichnen sich bei der Erstürmung der Höhe Eremita der 49-jährige Feldwebel Kübler, der sich als Spaniendeutscher freiwillig gemeldet hatte und wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert wird, besonders aus, desgleichen Feldwebel Wacker und Unteroffizier Blaich (später im Osten mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet). Oberleutnant Weiss und Leutnant von der Planitz erreichen mit einem spanischen Panzer als erste die Stadt Mungia.

Als sich die nationalspanischen Truppen zum Angriff auf Bilbao rüsten, sind auch die deutschen Kompanien in vorderster Front. Nachdem die gegnerische Bunkerlinie durchbrochen ist, reiben die Kampfwagen 3 rotspanische Kompanien völlig auf. Als dann an einem heißen Augusttag während des Kampfes in der baskischen Provinz die Höhen ostwärts von Bilbao in den späten Abendstunden von den Nationalspaniern genommen werden, sprengen die Rotspanier die Brücken über den kanalisierten Nervion, um ein Nachdringen des Gegners in das Industriezentrum von Bilbao zu verhindern. Doch in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages überquert Leutnant Pfannkuche (bisher stellv. Kommandeur der Kampftruppenschule in Munster) mit etwa 10 Soldaten den Nervion, überrascht die am jenseitigen Ufer aufgestellten Posten, entwaffnet im Handstreich mehrere Kompanien und hißt auf dem Regierungsgebäude die rotgoldrote Flagge. Umfangreiches Kriegsmaterial wird dabei erbeutet. —

Als an der Nordfront die Rotspanier nach Süden in Richtung Toledo angreifen und die Gefahr droht, daß die im Jarma-Bogen eingesetzten Nationalspanier eingekesselt werden, wird eine im Norden eingesetzte Panzerkompanie in den späten Nachmittagsstunden über Burgos-Valladolid-Avila durch die Sierra de Gredos an die Madridfront verlegt. Die Marschleistung betrug 550 km. Bereits am nächsten Vormittag kommen die Panzer zum Einsatz und können den drohenden Einbruch durch ihr überraschendes Auftreten schnell bereinigen. Voraussetzung zu diesem Erfolg war die hervorragende Leistung der Transportkompanie.

Der größte Erfolg für die deutsche Panzerabteilung ist jedoch der Einsatz bei der Frühjahrsoffensive 1938, als die Kampfwagen unter der Führung ihres Kommandeurs als Spitzengruppe der Nationalarmee als erste am Mittelmeer stehen.

Erst als der spanische Bürgerkrieg im Frühjahr 1939 zu Ende geht, kehren die deutschen Freiwilligen in die Heimat zurück. Insgesamt waren 56 000 spanische Soldaten von deutschen Ausbildern geschult worden. Die gesamten Heeresverbände wurden von Oberst Frhr. von Funk und die „Panzergruppe Drohne" von dem inzwischen zum Oberst beförderten Ritter von Thoma geführt. Der äußere Lohn für den Einsatz im fremden Land bestand in der Verleihung des Spanienkreuzes. Außerdem war für die Panzerabteilung ein besonderes Abzeichen mit einem Erlaß vom 19. 7. 1939 gestiftet worden, das aus einem ovalen Eichenkranz besteht, in dem sich über einem Panzerkampfwagen ein Totenkopf befindet. Denn Opfer waren nicht ausgeblieben. Vom Panzer-Regiment 6 waren allein ein Offizier und mehrere Unteroffiziere gefallen.

HENSCHEL

ein Rheinstahl-Unternehmen

Präzision

Die wahre Qualität zeigt sich im Einsatz. Von der Konstruktion, vom Material, von der Verarbeitung, von der Leistung her.
Henschel-Fahrzeuge sind für Qualität bekannt.
Hinter jedem steht eine vierzigjährige Erfahrung im Bau geländegängiger Fahrzeuge.
Hinter jedem Fahrzeug steht die Leistungskraft eines modernen Unternehmens, dessen Name in allen Kontinenten ein Begriff für Zuverlässigkeit wurde.
Das weltweite Ansehen und die wachsenden Erfolge sind der beste Beweis für das Vertrauen in unsere Arbeit.

Henschel-Werke AG
35 Kassel
Postfach 786

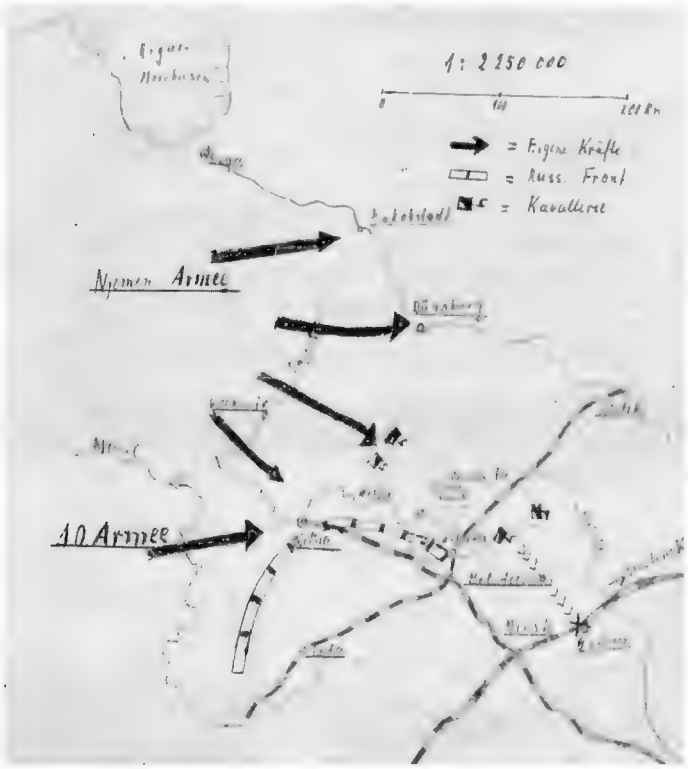
Ein kühner Ritt vor 50 Jahren

1914/15 konnten deutsche Reiterpatrouillen in den oft hin- und herwogenden Kämpfen gegen Rußland Erstaunliches leisten. Eine der verwegensten war wohl die des Rittmeisters Lohmann mit einer verstärkten Schwadron des Jäger-Rgts. zu Pferde No 8. Sein Raid tief hinter die feindliche Front ist so interessant und lehrreich, daß wir ihn mit freundlicher Genehmigung des jetzt in Hamburg lebenden Majors a. D. Lohmann unseren Lesern nach den Unterlagen eines Vortrags, der in der ehemaligen Kav.-Zeitung nach dem 1. Weltkrieg erschienen war, nicht vorenthalten wollen. Zeigt er u. a. doch, daß auch damals wie später im 2. Weltkrieg kühner Unternehmungsgeist und selbständige Handlungsweise zum Allgemeingut des deutschen Heeres gehörten. Dieses Unternehmen wurde s. Zt. vom großen Hauptquartier amtlich besonders erwähnt. Auch der damalige bekannteste Militärschriftsteller, der Schweizer Hermann Stegemann, schildert diese Episode in seinem großen Kriegswerk. Die Red.

Große Lage

Im Zuge der Herbstoffensive 1915 im Osten war eine größere Lücke von annähernd 50 km zwischen der russischen Dünaarmee und der Wilnaarmee entstanden. Während die deutsche Njemenarmee in allgemeiner Richtung Dünaburg—Jakobstadt vorstieß, trat die 10. deutsche Armee zum Angriff auf Wilna an, um durch eine Umfassungsschlacht die dortigen russischen Kräfte zu vernichten (s. Skizze 1). Hierbei bot sich für das unter einheitlicher Führung (General v. Garnier) zusammengefaßte Kavallerie-Korps die Möglichkeit eines beschleunigten Vorstoßes nach Osten, um je nach Lage in die tiefe Flanke oder den Rücken des Gegners eingesetzt zu werden. In breiter Front überschritten daher die Kav.-Divisionen (3., 1., 9. Kav.-Div., zu denen später noch die 4. und die bayrische Kav.-Division hinzukamen) am 9. 9. die Swjenta nördlich Willkomir. Damit sahen sich die noch bei Wilna kämpfenden russischen Kräfte ernstlich bedroht. Sie versuchten zunächst, eine Abwehrflanke zu bilden und zogen hierzu ein Inf.-Korps und starke Kavallerie heran. Doch die deutsche Kavallerie warf den Gegner und setzte bereits zur Verfolgung an, als sie den Befehl erhielt, in die noch tobende Schlacht bei Wilna einzugreifen. Hierzu sollten sie an der schmalsten Stelle zwischen dem Sumpfgebiet südlich des Narodz- und Swir-Sees und dem Raum südlich der Eisenbahnlinie Lida-Molodeczno-Minsk umfassend vorstoßen, um ein schnelles Nachkommen der Infanterie zu ermöglichen. Wegen Mangel an Kräften gelang diese Operation im Großen leider nicht. Es war im übrigen das gleiche Gebiet, durch das 1812 Napoleon seinen Rückzug über die Beresina mit so schweren Verlusten genommen hatte.

Lage im September 1915



Verlauf des Unternehmens der Abteilung Lohmann

Als am 16. 9. die 3. Kav.-Div. im Rahmen des Kav.-Korps den Vormarsch auf Weleika und Molodeczno fortsetzte, erhielt Rittmeister Lohmann von ihr den Auftrag, weit voraus die Bahnlinie Minsk-Smolensk zu sprengen. Zur Verfügung standen ihm hierfür eine zusammengesetzte Schwadron seines Regiments, 2 bespannte sMG und ein Geschütz der reitenden Abteilung, dazu ein Unteroffizier und ein Gefreiter des Pi.Kdos. der Division.

Als erfahrener Patrouillenführer wählte Rittmeister Lohmann nicht, wie von oben empfohlen, die Hauptstraße, sondern einen Nebenweg, der direkt auf die Bahnlinie führte. Als Patrouille vor der Spitze ritt ein Vizewachtmeister mit 10 Reitern mit dem Auftrag, sofort die Fernsprech- und Telegrafenleitungen zu unterbrechen, um dadurch eine Meldung über die Anwesenheit deutscher Soldaten in dem bisher noch von deutschen Truppen unberührten Gebiet zu verhindern. Um 4 Uhr morgens erreichte so die starke Sprengpatrouille das Dorf Korzen (s. Skizze 2). Nach Einwohneraussagen waren kurz vor dem Eintreffen 1 ½ Inf.-Regimenter von Osten kommend, in Sosenka durchmarschiert. Ein anderes Mal stießen sie auf eine 15 Mann starke Kosakenpatrouille und mehrere Infanteristen, ohne daß diese anscheinend ihren Gegner erkannt hatten. Die erste Nacht wurde in Zaciemie von 1 Uhr bis morgens 8 Uhr verbracht. Es ging nun gemäß Skizze weiter durch ausgedehnte Wälder. Offiziere ritten jetzt an der Spitze unter Zuhilfenahme des Kompasses, da die Karten sehr unzuverlässig waren. Als die dortige weißrussische Bevölkerung sich feindselig verhielt, wurden die Helme und die Lanzenflaggen abgenommen, um ein Erkennen zu erschweren. Außerdem erzählte der mitgenommene Dolmetscher, der nur eine Art von polnisch sprach, den Bauern, daß sie Verbündete der Russen seien. Von den anderen Soldaten durfte niemand sprechen. Die Bauern gaben daraufhin reichlich Butter, Honig und Eier. In Czermiewo wurde eine einstündige Rast von 2—3 Uhr eingelegt. Dort waren noch russische Soldaten auf Urlaub, einer trug einen Arm in der Binde.

Infolge des schnellen Vormarsches — die Schwadron war mit ihrer Division bereits seit dem 9. 9. ohne einen Rasttag marschiert — waren besonders die Zugpferde sehr müde. Ein Erreichen der Bahnlinie in der kommenden Nacht schien daher sehr unwahrscheinlich. Trotzdem es auf Schnelligkeit besonders ankam, mußte daher noch ein Halt eingelegt werden. Kleine Patrouillen zur Zerstörung der Fernsprechanlagen und Telegrafenleitungen wurden nun nicht mehr entsandt, um in der Nähe des Zieles die Anwesenheit deutscher Truppen nicht zu verraten. Es goß jetzt in Strömen. In einem kleinen jämmerlichen Dorf bei Chotin konnte nur die Hälfte der Pferde unterkommen. Es war mit hohen Zäunen zum Schutz gegen Wölfe im Winter geschützt. Am 18. 9. mittags setzte die Abteilung den Vormarsch bis in die Gegend von Lady fort. Der Wald wurde immer urwaldähnlicher. Vermoderte und riesige gestürzte Bäume versperrten den Weg. Man näherte sich den Sumpfgebieten des Cha- und Hayna-Flusses.

Da an ein schnelles Weiterkommen der Zugpferde nicht mehr zu denken war, entschloß sich Rittmeister Lohmann, das Geschütz und die MG-Fahrzeuge unter Führung eines Offiziers zurückzulassen. Wenn bis zum nächsten Tag 4 Uhr nachmittags die Reitergruppe nicht mehr zurückgekehrt war, sollte der Offizier mit Geschütz und MG-Fahrzeugen auf eigene Faust zurückkehren. So ritten jetzt noch 42 ausgesuchte Reiter unter Führung ihres Rittmeisters auf Baby-Las zu mit der Absicht, die Bahnlinie etwa 2 km südwestlich des Bahnhofs Zodzino zu erreichen und dort die Sprengung vorzunehmen.

Es begann jetzt der schwierigste Teil des Marsches in der Nacht vom 18./19. 9. Einem Russen, der in Annapol die Abteilung ansprach, wurde gesagt, daß sie in Riga gelandete Engländer seien und nun Anschluß an ein Kosakenregiment suchten. Darauf gab der Mann bereitwillig Auskunft über das, was er von russischen Truppen wußte. Außerdem begegnete die Patrouille in tiefer Dunkelheit einem Bauern mit einem Wägelchen, der plötzlich wilde Warnungsrufe ausstieß. Als Folge loderten sogleich überall Feuer auf. Entsandte Horchposten meldeten jedoch nach 2stündiger Beobachtung, daß nur Frauen, Kinder und beurlaubte Soldaten zu erkennen gewesen seien. Wahrscheinlich hat der Bauer die deutschen Soldaten für Kosaken gehalten und seine Leute nur warnen wollen, damit die Kosaken kein Vieh requirieren konnten. Doch kostete dieser unfreiwillige Aufenthalt wieder eine Nacht. Denn es war bei den vielen Kreuz- und Querwegen unmöglich, sich im Dunkeln schnell zurechtzufinden. Einen Einwohner als Führer zu nehmen, erschien jedoch bedenklich. Daher wurde bei strömendem Regen langsam weitermarschiert, wobei jeder Soldat den Schweif seines Vorderpferdes hielt, um nicht die Verbidung nach vorne zu verlieren. Trotzdem man nun schon das Pfeifen der Lokomotiven hörte und deutlich den Lichtschein der Bahn sah, entschloß sich Rittmeister Lohmann, noch im Walde zu verbleiben, da es bereits 1.30 Uhr morgens geworden war. Die letzten Vorräte wurden jetzt aufgezehrt.

Um 5 Uhr morgens ging der Rittmeister mit einem Leutnant zur Erkundung vor und stellte fest, daß man dicht an der Hauptstraße war. Da ein Zerstören der Bahnstrecke am Tage ausgeschlossen war, mußte die Dunkelheit abgewartet werden. Die Pferde wurden mit Hafergarben von einem nahen Felde — vorher oft nur mit Tannenzweigen und Baumrinde — versorgt. Die Mannschaften aßen Honig mit Baumrinde.

Mit Beginn der Dunkelheit ging es zunächst über den Kamionka-Fluß, wobei das sumpfige, wegelose Gelände sehr hinderlich war. Auch die sogenannte große Straße führte zum Teil über Knüppeldämme, so daß das Poltern der Pferdehufe laut zu hören war. Um 12.45 Uhr erreichte die Abteilung die Gegend 3 km ostwärts des Bahnhofs Zodzino. Dort saßen 20 Reiter ab und gingen unter Führung des Leutnants Göring*) — ausgerüstet mit Sprengpatronen und el. Zündapparat — mit aufgepflanztem Bajonett gegen den Bahnhof vor. Rittmeister Lohmann folgte mit dem Rest als Sicherung.

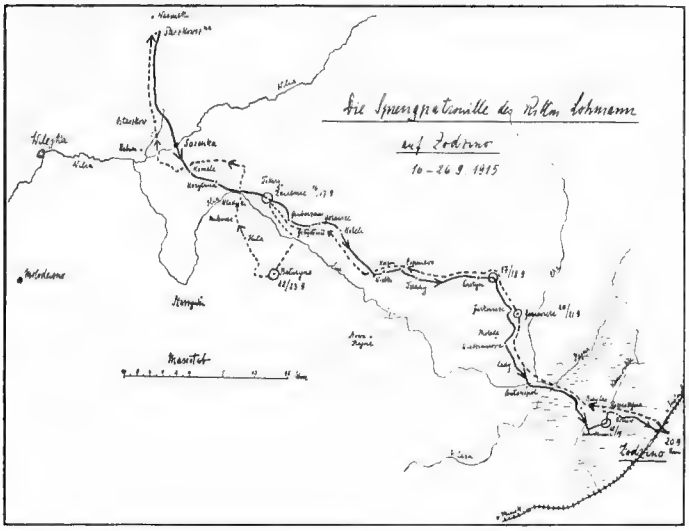
Auf dem Bahnhof standen 2 Militärzüge. Man konnte Bahnbeamte sehen, und auf den Gleisen bewegten sich Posten. Es war gewiß verführerisch, einen Überfall zu machen und das Bahnhofsgebäude zu zerstören. Aber die Hauptsache war die Sprengung der Gleise. Außerdem war ein Transportzug in der Nähe.

Für die Sprengung wurde eine Stelle 400 m vom Bahnhof ausgesucht. Die Sprengpatronen wurden an Signalmasten, Telegrafenstangen und 8 Schienen gefestigt und nun abgewartet, ob der Zug abfahren würde. Leider tat er dies nicht. Ein russischer Bahnposten, der während der Arbeiten vorbeipatrouillierte, hatte nichts bemerkt. Kurz vor Hellwerden wurde nun der Zündapparat in Tätigkeit gesetzt. In dicke Rauchwolken gehüllt flogen die Trümmer auseinander. Nach dem Knall folgte eine unheimliche Stille. Die Abteilung saß rasch auf und ritt auf dem allein möglichen Wege zurück, ohne behelligt zu werden. Dann wurde in einem Dorf gerastet und Verpflegung requiriert. Es war sehr notwendig, etwas in den Magen zu bekommen. Dann ging es weiter. Einige Stunden später holte die Abteilung zu ihrer großen Freude an einem Kreuzweg mitten im Walde zwei Jäger zu Pferde ein, die am Abend vorher wegen Erkrankung der Pferde zurückgelassen werden mußten. Diese beiden Soldaten hatten sich inzwischen mit ihrem Sattelzeug auf Russenpferden neu beritten gemacht. Am nächsten Tag traf die Abteilung in Korzen ein und übernachtete dort. In der Frühe ging es wieder weiter, bis sie bei Grzybowiedcze überraschend auf einen Posten der 9. Kav.-Div. (Königsulanen-Rgt. 13) stieß. Dies war nach 8 Tagen die erste Berührung mit eigenen Truppen. Als beim Weitermarsch auf einem Gut Kosawina gerastet wurde, stieß man auf Kosaken. Die Lage wurde nun von Minute zu Minute brenzlicher. Es wurde klar, daß die Russen den Rückzug abschneiden wollten. Daher entschloß sich Rittmeister Lohmann, wieder zu dem Ulanenposten zurückzukehren, der aber nur wußte, daß ein weiterer Posten mit einem Oberleutnant bei dem Dorf Baturyno stände. Dort eingetroffen, entsandte dieser Offizier sogleich zwei Meldereiter zur Orientierung seiner Division. Doch diese kamen am nächsten Morgen unverrichteter Sache zurück. Auch sie hatten an verschiedenen Stellen Feuer erhalten und konnten nicht durchkommen. Daß sich die Lage im Großen inzwischen ganz geändert hatte, war noch unbekannt. Rittmeister Lohmann entschloß sich nun in allgemein nordwestlicher Richtung zu reiten, um auf diese Weise Anschluß an seine Division zu finden.

Am 23. 2 Uhr nachts rückte daher die Abteilung zusammen mit dem Ulanenposten nach Wladyki ab. Unterwegs hörten sie von Einwohnern, daß soeben eine russische Batterie durchgefahren war. Beim Einreiten in das Dorf Wladyki stieß die Spitze auf feindliche Reiter. Geistesgegenwärtig machten die beiden Spitzenreiter nicht im Galopp kehrt, sondern blieben zunächst halten und ritten dann im Schritt zurück. Diese gelungene Täuschung ermöglichte es, daß die Abteilung dann durch den Feind überraschend durchbrechen konnte. Zunächst nahm sie Deckung in einem Waldstück. Kaum dort angekommen, trabte eine Feindschwadron ganz nahe an ihr vorbei. Als sie dicht heran war, wurde ein vernichtendes Feuer eröffnet, wobei der Führer fiel und der Rest floh. Jetzt traf der Rittmeister gegen den Rat eines Offiziers den kühnen Entschluß, im Galopp durch das Dorf zu reiten. In der engen Dorfstraße stieb eine weitere Schwadron auseinander. Doch nun versperrte eine Viehherde den Weg. Aber auch dieses Hindernis wurde — zum Teil im Sprung — überrannt. Weiter ging es im Galopp auf den Ilja-Fluß zu und durch das ziemlich tiefe reißende Wasser unter gleichzeitigem Beschuß aus einem Waldstück hinüber auf das andere Ufer. Nur diese verwegene Tat hat wohl die Abteilung vor der sonst sicheren Gefangennahme gerettet. Während die Spitze ab-

*) Lt. Göring war ein Vetter von Hermann Göring. Wegen seiner Verwandtschaft mit ihm wurde er 1945 von den Russen in ein KZ gebracht und ist dort nach einem schriftlichen Bericht des deutschen Lagerarztes verhungert.

saß und noch feuerte, gelangten die anderen Reiter an einen Waldrand, in dem eine Anzahl Fahrzeuge und Russen — zum Teil mit erhobenen Händen — standen. Aber zum Sammeln von Gefangenen war keine Zeit. Denn wieder wurde die Abteilung von einer Schwadron beschossen. Zum Glück begann es jetzt schnell dunkel zu werden. Nach kurzer Rast und Orientierung wurde der Marsch fortgesetzt. Dabei mußten zwei Zäune niedergerissen werden, was Geräusch verursachte, so daß eine russische Patrouille aufmerksam wurde und sich näherte. Sie wurde beschossen; aber bei dem Absetzen im Galopp stürzten zwei Reiter und konnten in der Dunkelheit nicht mehr gefunden werden. Nach Aussagen später gefangener Kosaken war die Abteilung unmittelbar am Stabsquartier der 6. russischen Kav.-Division vorbeigeritten. Der Marsch ging weiter. Wieder erhielt die Abteilung im nächsten Dorf Feuer, wobei einige Pferde verletzt wurden. Die zahlreichen, hell erleuchteten Häuser und Biwakfeuer zeugten von starker Feindbelegung. Zur Täuschung ließ Rittmeister Lohmann mit Erfolg wieder Schritt reiten, und so gelangte man an den ziemlich breiten Wiljafluß. Er faßte dort den



Entschluß, ihn zu durchwaten bzw. zu durchschwimmen. Trotz steilem, modrigem Ufer gelang dies überraschend gut, wenn auch zwei Pferde leider dabei ertranken. Die betr. Reiter konnten sich jedoch retten und versuchten nun, der eine auf einem Beutepferd, der andere zu Fuß, zu folgen.

Auf dem jenseitigen Ufer mußten zunächst Unterstände überklettert werden. Dann ging es in einen dichten Wald hinein, wo man plötzlich wieder vor Protzen und Munitionswagen stand. Als ein Posten anrief, antwortete der Dolmetscher geistesgegenwärtig: „Nicht schießen, Flüchtlinge!" Gleichzeitig machte die Spitze eine Schwenkung, und so kam die Abteilung unangefochten aus dieser gefährlichen Lage heraus. Die gewählte Richtung Nordwest sollte sich auch weiterhin bewähren. Halb links und halb rechts hörte man lebhaftes Feuer. Man hatte augenscheinlich die Front erreicht. Es gab nun zwei Lösungen: a) im Galopp von hinten durch die russische Linie zu brechen. Doch dann bestand die große Gefahr, daß die eigene Front die Abteilung beschießen würde. Da jedoch deutlich zu hören war, daß dazwischen geradeaus nicht geschossen wurde, wurde diese Lösung b) gewählt. Der Grund des fehlenden Feuers stellte sich bald heraus. Die Abteilung geriet nämlich in ein Sumpfgelände, in dem schließlich fast alle Pferde stecken blieben. Nur die mitgenommenen Panjepferde benahmen sich als Kenner der heimatlichen Sümpfe erstaunlich geschickt. Mit Gurten, Zweigen und Woilachs (Pferdedecken) wurden den Pferden nun Brücken gebaut und dabei Erholungspausen eingelegt. Nach mehr als dreistündiger Arbeit war es geschafft. Zwei Pferde mußten wieder zurückgelassen werden. Am anderen Ende des Sumpfes stieß man auf Posten der bayrischen Chevaulegers und im nächsten Dorf befanden sich bereits zwei Schwadronen dieser Division. Das Unternehmen war hiermit erfolgreich abgeschlossen. Auch die Geschütz- und MG-Gruppe hatte in Nachtmärschen ihre Division bereits früher erreicht und war schon wieder eingesetzt worden.

Schlußbetrachtungen

Der Auftrag dieser großen verstärkten Patrouille, die Bahnlinie Minsk-Smolensk zu sprengen, war unter geringen eigenen Verlusten geglückt. Wenn auch infolge Änderung der Gesamtlage sich die Sprengung nicht auswirken konnte, so war doch die moralische Wirkung auf den Russen groß gewesen. Dieses beweisen spätere Aussagen russischer Offiziere, daß nach der Sprengung ein allgemeines Kofferpacken in Minsk und Umgebung begonnen und 12 000 Mann in diesem Raum in Marsch gesetzt worden seien. Denn das Gerücht sprach von einem Auftreten starker Kavallerie.

Das Ereignis spielte sich nur 120 km vom Hauptquartier des Zaren ab. Der damals in seinem Generalstab tätig gewesene spätere General Noskoff erklärte nach dem Kriege dem Rittmeister Lohmann, daß das Erscheinen deutscher Kavallerie große Besorgnis erregt und der Palastkommandant bereits besondere Vorsichtsmaßnahmen getroffen hätte. Nur der Zar selbst hätte sich vollkommen ruhig verhalten.

Da es damals nicht möglich gewesen war, mit stärkeren Verbänden nachzustoßen, blieb dieser kühne Ritt, der 130 km tief hinter die russische Front geführt hatte, zwar nur eine Episode, die aber nichts an der Tatsache ändert, daß hier tapfere Reiter Vorbildliches geleistet hatten.

Ziehen wir einige Lehren aus diesem Sprengunternehmen, die auch heute noch von Wert sind, so kann man sie wohl wie folgt zusammenfassen:

1. Bei jeder Aufklärung durch noch feindbesetztes Gebiet ist es richtig, nicht die Hauptstraßen, sondern Nebenwege zu benutzen.

2. Die Geländegängigkeit muß möglichst groß sein. Daher ist es besser schwere Waffen, die nicht überallhin folgen können, von Anfang an nicht mitzunehmen. Sie hindern nur die Bewegungen der Spähtrupps und wirken sich wegen der geringen Munition, die nur mitgenommen werden kann, auch zu wenig aus.

3. Die Ausnutzung der Nacht — oft nur der Nacht und tagsüber sich versteckthalten — ist besonders wichtig. Bei ruhigem geschickten Verhalten unter grundsätzlicher Mitnahme eines guten Dolmetschers ist ein Durchkommen selbst bei stärkerer Belegung möglich.

4. Verbindung mit der vorgesetzten Stelle zum Empfang neuer Befehle, zur Lageorientierung und notfalls zum eigenen Melden der Feindlage und eigenen Standorts ist unerläßlich, um richtig handeln und die Ergebnisse der Aufklärung schnell ausnutzen zu können. Im 1. Weltkrieg war das noch nicht oder nur unvollkommen möglich. Im 2. Weltkrieg brachte die Funkverbindung meist rasch und sofort eine Orientierung der Lage.

5. Selbständigkeit der Führer solcher Raids bis herab zum letzten Soldaten gewährleisten allein den Erfolg. Nur schnelles, zwar abwägendes, aber doch kühnes Handeln bringen die Überlegenheit gegenüber einem weniger hierin ausgebildeten oder veranlagten Gegner. Besonders hinter der eigentlichen Front sind damit, wie auch die Kämpfe in Südvietnam zeigen, beachtliche Erfolge zu erzielen. Der kühnste Entschluß ist meistens der beste.

6. Die Karten 1914 waren leider genau so schlecht wie die bei Beginn des 2. Krieges. Wenn auch der gute Spähtruppführer seinen Blick weit voraus ins Gelände richten soll und für die Beurteilung der Lage und des Geländes den richtigen „Riecher" haben muß, um stets erfolgreich zu sein, so ist eine gute Kartenausstattung doch unentbehrlich.

7. Vor allem ist es wichtig, stets die Ruhe zu bewahren und sich in jeder Lage zu helfen. Anwendung von Listen, richtige Tarnung durch Ausnutzung des Geländes und künstlicher Hilfsmittel, Überwindung von Verpflegungsschwierigkeiten sind das tägliche Brot von Fernpatrouillen.

8. Rittmeister Lohmann lobt in seinem Bericht besonders die Leistung des ostpreußischen Pferdes, das mit großer Treue und Härte sich am besten bewährt hätte. Die harte einfache Aufzucht in der klimatisch Rußland sehr ähnlichen Provinz war der Hauptgrund dafür. Sinngemäß müssen auch heutige Motorfahrzeuge robust und unkompliziert bleiben. Das kann nicht genug betont werden.

Nochmals „Der Geist Guderians"

Als Nachtrag zu unserer Stellungnahme bringen wir noch 3 Briefe an die Gräfin Dönhoff, die auszugsweise in der Wochenzeitschrift „Die Zeit" unter der Überschrift „Soldatisches Pflichtgefühl" am 23. 7. 1965 veröffentlicht wurden.

Wenn ich erst heute auf den Leitartikel der Gräfin Dönhoff „Im Geiste Guderians" schriftlich eingehe, so liegt dies daran, daß eine Unterredung mit ihr, um die General Wenck und ich gebeten hatten, erst heute erfolgen konnte. Wir haben versucht, das von ihr geschilderte Bild Guderians richtigzustellen . . .

Einige der Beispiele, die ich als Chef des Stabes des Generalinspekteurs der Panzerwaffe selbst erlebt habe und die zeigen, daß Guderian kein willfähriges Instrument Hitlers war, möchte ich hier verzeichnen:

1. General Gehlen hatte sehr sorgfältig Unterlagen über die russische Feindlage ausgearbeitet, die die Kräfteverhältnisse und Angriffsabsichten der Russen veranschaulichten. Hitler geriet über die bestürzenden Angaben so in Zorn, daß er schrie: „Von welchem Idioten haben Sie diese Unterlagen bekommen?" Guderian erklärte, sie stammten von einem seiner besten Generalstabsoffiziere, dem General Gehlen. Darauf Hitler dem Sinne nach: „Dann sperren Sie diesen Idioten ins Irrenhaus!" Guderians Antwort: „Dann sperren Sie mich gleich dazu, ich bin nämlich derselben Ansicht." Überflüssig zu sagen, daß die Voraussagen Gehlens sich bewahrheitet haben.

2. Hitler hatte die Räumung Kurlands immer wieder abgelehnt. In den ersten Februartagen 1945 trug Guderian den Plan der Räumung Kurlands noch einmal vor. Diese Unterredung führte Guderian mit einer Unerschrockenheit und Hartnäckigkeit, wie ich sie noch bei keinem anderen Hitler gegenüber jeweils erlebt habe. Hitler geriet dadurch derart in Wut, daß er mit erhobenen Fäusten vor Guderian stand und ich, Tätlichkeiten befürchtend, Guderian an den Rockschößen von Hitler wegzog.

Es gehörte damals sehr viel Mut dazu, einem Mann wie Adolf Hitler in dieser Schärfe entgegenzutreten. Ich bin daher der Überzeugung, daß Guderian nicht bloß als „Könner", sondern auch als charakterliches Vorbild Gültigkeit behält.

Wolfgang Thomale, Generalleutnant a. D., Bad Homburg

*

Um gleich auf den Kernpunkt Ihres Artikels einzugehen, möchte ich aus der Kenntnis der Person des von Ihnen Angegriffenen, der sich heute nicht mehr wehren kann, feststellen, daß Guderian ein Mensch von hohen Charaktergraden gewesen ist. Sie schreiben nur von ihm als einem „Könner". Ich möchte feststellen, daß er einen besonders warmherzigen und geraden Charakter gehabt hat, durch den er die Zuneigung und Verehrung nicht nur der Offiziere, sondern auch aller Männer bekommen hat, die mit ihm im Frieden und im Kriege zusammen gearbeitet haben. Mehrfach ist er scharf gegen falsche Entschlüsse der obersten Führung aufgetreten, so beispielsweise, als die Panzerdivisionen vor Dünkirchen angehalten wurden, und dann in Rußland, als es unmöglich war, in Schnee und Eis mit den vorhandenen abgekämpften Panzerkräften weiter von Tula in Richtung Moskau vorzustoßen. Er flog zum Führerhauptquartier, vertrat seine Ansicht und wurde daraufhin als Befehlshaber der Panzergruppe abgelöst.

Die von Ihnen in Ihrem Artikel erwähnte Teilnahme an dem sogenannten Ehrenhof hat er mit mir persönlich sehr eingehend durchgesprochen, und um seinen eigenen Entschluß sehr hart gerungen. Der Inhalt dieser Gespräche war ungefähr, daß jemand von uns aus der Generalität in diesen Ehrenhof müßte, um zu retten, was zu retten ist. Guderian sagte aber immer wieder, „ich kann das von keinem verlangen, wenn ich es nicht selber tue." Wir hatten viele Freunde unter denen, die durch den Anschlag belastet waren, obwohl wir keine Mitwisser und Teilnehmer des Anschlags gewesen sind, aber Guderian wußte, daß auch diejenigen, die nun vor dem Gericht standen, aus edlen Motiven gehandelt hatten. Wenn heute meine persönlichen Freunde Heusinger, Speidel, Kielmansegg und auch Bonin noch leben, so ist dies im wesentlichen dem dauernden Eingreifen Guderians zu danken. Ich bin dafür ein lebender Zeuge, der das auch ganz offen mit den Überlebenden

Graf Stauffenberg als I b mit seinem Div.-Kdr. General von Loeper. Das Bild wurde uns von OTL Dipl.-Ing. Behr aus seinem Privatbesitz liebenswürdiger Weise überlassen

besprochen hat, die auch heute mit mir noch eng verbunden sind. Guderians Handeln und sein Befehl, den auch Sie in Ihrem Artikel anführen, daß jeder Offizier des Generalstabs ein nationalsozialistischer Führungsoffizier sein müsse, stammen nur aus dem ständigen Ringen, mehr Freiheit im Handeln zu bekommen und mehr Vertrauen für selbständige Entschlüsse. Guderian wollte in letzter Minute den Generalstab vor Hitlers Haß abschirmen, um ein dauerndes Hineinreden in die Führung zu verhindern. Es war zwar eine Selbsttäuschung, aber bekanntlich ist man, wenn man aus dem Rathaus kommt, immer klüger. Damals hat Guderian selbst noch geglaubt, er könne Hitler mit diesem Befehl umstimmen und für sich die Freiheit des Handelns gewinnen.

Sie können überzeugt sein, daß der verstorbene Generaloberst Guderian für uns alte Soldaten auch heute noch nicht nur ein „Könner", sondern auch menschlich ein Vorbild ist und bleibt. Auch ein „Könner" wurde im alten Heere nicht nur durch die Beherrschung des Handwerks, sondern durch menschliche Qualitäten in diese schwerwiegenden Führungsaufgaben hineinbeordert. Mit Recht hängt sein Bild heute nicht nur in vielen Panzerkasernen, sondern auch in hohen amerikanischen Dienststellen, wie ich selbst feststellen konnte.

Walther Wenck, Generalleutnant a. D., Nürnberg

*

Als Hitler nach dem Attentat ihn zum Chef des Generalstabes des Heeres berief, war sich Guderian völlig klar, welche ungeheure Last in diesen Tagen auf ihn gelegt wurde. Ein Schwächerer hätte die Berufung in dieser Krisis wohl abgelehnt. Guderian trat die Stellung aus soldatischem Pflichtgefühl an, in der unveränderten Gewissens-Überzeugung, daß es jetzt keine Schwäche geben durfte, sondern es darauf ankam, die durch das Mißglücken des Staatsstreiches entstandene Unsicherheit in der kämpfenden Front zu beseitigen und das Vertrauen des Heeres zur militärischen Führung wiederherzustellen.

Der berüchtigte „Ehrenhof" ist nicht von Guderian berufen, sondern von einem anderen angesehenen Heerführer. Verhindern konnte der Generalstabschef diese Institution nicht. Er hoffte, als Mitglied manches verhindern zu können; das ist ihm, wenn auch in geringem Maße, gelungen. Der erwähnte Erlaß vom 23. Juli 1944 wird durch die kurz nach dem Attentat im Hauptquartier Hitlers herrschende Stimmung verständlich; er sollte der drohenden Auflösung des Generalstabs vorbeugen . . .

Beim Lesen Ihres Artikels hat mich ein menschliches Gefühl bedrängt, nämlich der Gedanke, wie muß Frau Guderian, die alle Höhen und Tiefen im Leben ihres Mannes geteilt und nach dem Kriege ihren schwerkranken Mann jahrelang bis zu seinem Tode aufopfernd gepflegt hat — wie mag ihr zu Mute gewesen sein, wenn sie, die in einer langen, glücklichen Ehe den Charakter ihres Mannes kannte und stolz auf ihn sein konnte, nun lesen muß, daß eine Frau ohne nähere Kenntnis dieses Mannes ihn als einen charakterlosen, nicht der Achtung werten Menschen der Öffentlichkeit unterbreitet.

Hoth, Generaloberst a. D., Goslar

Generalmajor a. D. H. Behrend

Einiges über Marschmusik

„Ein feines Klingen aus versunkener Zeit
ist wie Raunen der Ewigkeit."

Über die alten Schlachtfelder Europas ertönten einst die Klänge mil. Instrumente mit den Mitteln ihrer Zeit. Die hellen Fanfarenstöße der Ritterheere, das dumpfe Trommeln mit dem hellen Quieken der Beinflöten der Landsknechte, die Trompeten der Reiterheere des 17. und 18. Jahrhunderts. Das Spiel der preußischen Infanteriekarrers, die Clairons der Napoleonischen Garden.

Der Krieger, der Soldat, er hat seine eigene Musik. Die größere Anzahl aller bekannter Musikinstrumente ist aus dem miltärischen Zwecke und Brauche entstanden.

Sie dienten den verschiedensten Aufgaben. Das Signalgeben, zum Anfeuern, das Halten des Marschrhythmusses und zu festlichen Anlässen, wie Paraden, Totenklage und Siegesfeiern.

Die meisten Instrumente sind uralt, die Knochenpfeifen wohl über 50 000 Jahre. Die Assyrer kannten die Hörner, die Chinesen Trommeln, Pfeifen und Blech, die sie bereits vor Jahrtausenden zu Musikwerken vereinigten. Allerdings berechneten sie viele Tonfolgen mathematisch. Bislang galt chinesische Musik für europäische Ohren ungenießbar, doch müssen wir das heute für eine Voreingenommenheit halten, nachdem wir auf dem besten Wege sind, Kompositionen durch ein Elektronengehirn errechnen zu lassen.

Doch wir wollen hier zeigen, aus welchem Geist und unter welchen Umständen diese Musik geboren wurde, die den einen begeistert und den anderen ärgert.

Die jüdischen Schofarbläser, Hörner aus Blech, wurden seinerzeit schon erfolgreich bei Jericho eingesetzt und die Luren der nordischen Völker, kunstvoll aus Bronze gegossen, waren bereits schon paarweise abgestimmt. Man könnte heute noch darauf Marschmusik blasen. Dazu kamen die Hörner, vom Ur oder aus Muschel. Heimdall, der germanische Himmelswächter, hatte ein Riesenhorn an seiner Seite. Man denke an das berühmte Goldhorn aus Tondern, das man 1629 aus der Erde grub.

Am Gerichtspfeiler des Straßburger Münster — um 1220 — sehen wir Engel mit Posaunen. 1520 hat Nürnberg eine eigene Stadtpfeiferzunft. Holbein der Jüngere zeigt um 1539 im „Totentanz" Kesselpauken und Posaunen. Bekannt sind auch die „Drey Pfeifer" von Jost Amman, der drei Landsknechte mit ihren Pfeifen darstellt. Das Horn und die Pfeife wurden zum Signal-geben geschaffen, sie sollten den Mut heben. Auch Gesang und Geschrei sind alte Anfeuerungsmittel, die Hörner sollten es stützen — und je schauerlicher sie klangen, desto mehr wirkten sie.

Alle Kulturnationen haben sich dieser Mittel bedient und sie weiterentwickelt. Die Römer kannten schon regelrechte Truppenmusik bei militärischen Bewegungen, auf dem Marsche, in der Schlacht. Die ritterlichen Heere benutzten ihre militärischen Anfeuerungsmittel bald zur festlichen Musik, beim Einzug in die Stadt, bei Turnieren und Reichstagen.

Ende des Mittelalters kommt immer mehr der Fußmarsch in den Vordergrund, die Ritterheere weichen den Fußtruppen der Landsknechte. Die Haufen formieren sich — und jeder Haufe hat sein Spiel. Zur Zeit des Frundsbergers wird im jeden Fähnlein auf der „Rührtrommel" der Marschrhythmus geschlagen, während der Pfeifer die Melodie blies. Beide werden später zu ganzen Musikkorps zusammengefaßt — und dies war nötig, denn der kilometerlange Troß von Weibsleuten und Buben mußte mitgezogen werden. So wird die eigentliche Militärmusik den Landsknechten zugeschrieben. Doch die Schweizer Eidgenossen dürften die eigentlichen Väter dieser Musik sein.

Halten wir fest:

Signale — Signalhörner
Trummen und Pfeifen, später Pauken und Trompeten — Marschmusik
Fürstliche Intraden — Fanfaren.

Schon aus der Zeit der Landsknechte stammt das Signal zum Zapfenstreich. Der für Zucht und Ordnung verantwortliche Profos ging durch das Lager und schlug den Zapfen des Wein- oder Bierfasses. Er strich ihn — daher Zapfenstreich. Dieses Signal wurde beim Fußvolk auf der Trommel, bei der Kavallerie als Retraite auf der Trompete gegeben. Später zogen Spielleute mit dem Tambourmajor durch das Lager, die Pfeifer bliesen den Zapfenstreichmarsch. Daher nennt Beethoven einige seiner Märsche bewußt — Zapfenstreiche.

Um 1600 erklingen Feldtrompeten und Heerespauken bei großen Aufzügen, von Hendrich Lübeck als „die gar ritterliche Kunst der freien Zunft der Hof- und Feldtrompeter" bezeichnet. Um 1650 werden beim Fußvolk die ersten Musikkorps aufgestellt. Es beginnt die Blütezeit der Kompositionen für Militärmärsche. Um 1700 werden diese Korps durch Hoboisten und Holzbläser bereichert. Einflüsse Bachs und Händels sind spürbar. Friedrich der Große komponierte mehrere Armeemärsche, darüber hinaus 121 Flötensolos mit Generalbaß, 4 Flötenkonzerte und anderes mehr.

In den Türkenkriegen wurden wir mit dem türkischen Schlagwerk bekannt, mit der Janitscharenmusik des Türkenheeres. Die Janitscharen waren übrigens 1328 aus christlichen Sklaven gebildet worden und bildeten 500 Jahre lang eine sehr selbständige Einheit mit besonderem Gepräge. Ein Teil ihrer Instrumente wurde von der abendländischen Infanterie übernommen.

Bei der Kavallerie schlossen sich die Signalisten zu Trompeterkorps zusammen. Die Jäger schufen sich eine eigene ihnen eigentümliche Hornmusik — denken wir an „Lützows wilde verwegene Jagd."

Kurz zusammengefaßt können wir aufteilen:

Infanterie:

Spielmannszug, Trommler und Pfeifer, Janitscharenmusik, kleine und große Trommel, Becken, Triangel, Schellenbaum.

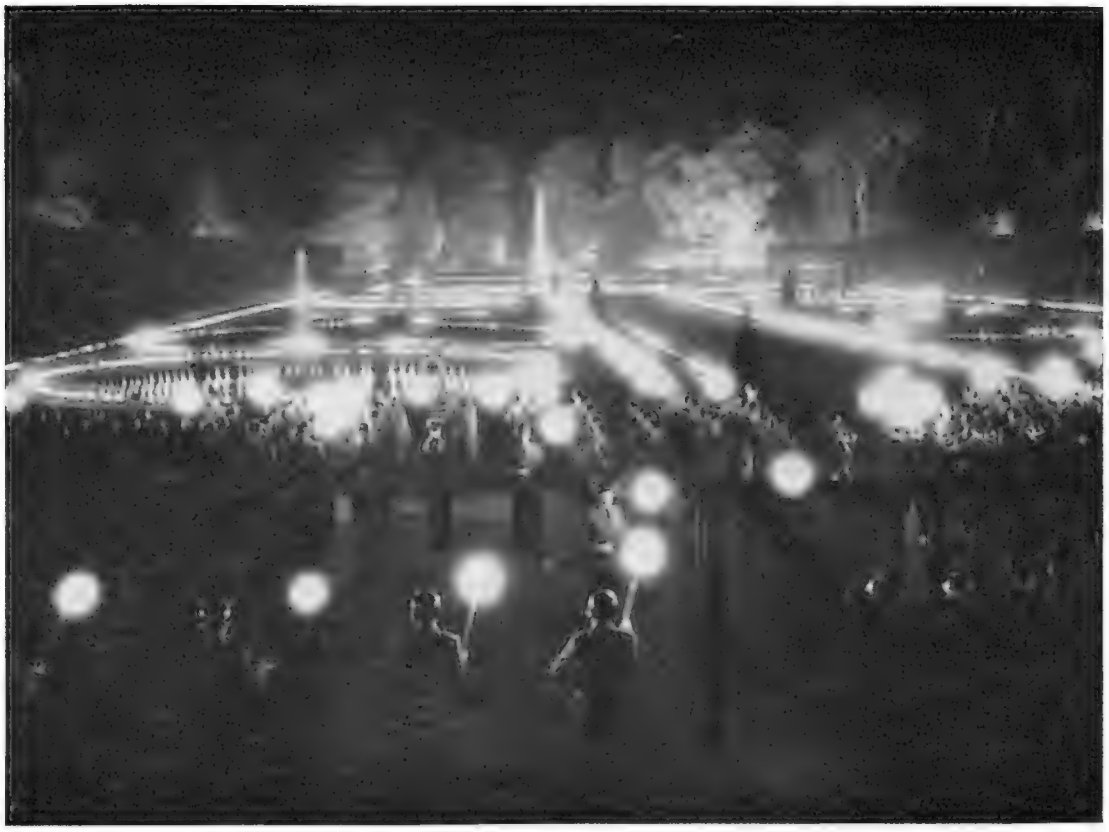
Jäger, Pioniere, Fußartillerie:

Hörner, ohne Holzbläser.

Kavallerie, Feldartillerie:

Trompeten, Klarinetten als Vorbläser, Hoboen, Bügelhörner.

Märsche hatten einen anfeuernden Zweck. Es gibt solche für Paraden, Geschwind- und Sturmmarsch. Viele erlangten historische Bedeutung. Sie wurden daher bei der Armee in Ehren gehalten und ihr Spielen bei besonderen Gelegenheiten als Auszeichnung verliehen. Der älteste, bekannte preußische Marsch wurde von den Grenadieren des alten Dessauers aus dem Feldzug von Piemont mitgebracht, 1707. Man erzählt, daß der alte Dessauer sehr unmusikalisch war, aber über eine tiefe Baßstimme verfügte. Die einzige Tonfolge, die er beherrschte, war sein Dessauer Marsch. So pflegte er denn in seiner heimatlichen Kirche beim Sonntagsgottesdienst alle Kirchenlieder nach dem Rhythmus seines Marsches zu singen, unbekümmert allen Orgelspielens oder der Ungereimtheiten des Textes.



Großer Zapfenstreich

Der „Mollwitzer", der „Torgauer", der „Hohenfriedberger", sie alle wurden zur Erinnerung an Preußens Gloria als Regimentsmärsche von preußischen Traditionseinheiten übernommen. Der Yorksche Marsch wurde von Beethoven komponiert.

Gehen wir in Gedanken zurück in das Jahr 1813. Die Schlacht bei Groß-Görschen ist am 2. 5. geschlagen. Preußen und Russen hatten schwere Verluste, Scharnhorst war auf den Tod verwundet, aber die Franzosen waren geschlagen. König Friedrich Wilhelm III. war im Lager der Verbündeten. Der Zapfenstreich ertönte und klang in einem Gebet aus. Der preußische König war so ergriffen, daß er wenig später eine Kabinettsorder erließ: „In den Feldlägern sollen die vor den Fahnen versammelten Trompeter oder Hoboisten gleich nach dem beendigten Zapfenstreich ein kurzes Abendlied blasen, nach welchem die Einheiten zugleich mit den Wachen das Haupt zum Gebet entblößen" . . .

Hieraus entwickelte sich die vielgliedrige Folge des heutigen Zapfenstreiches, eine Zusammenfassung von Serenade, Infanterie- und Kavalleriesignalen, Choral und Gebet.

„Ich bete an die Macht der Liebe", der Choral des Zapfenstreiches stammt von dem Geistlichen Teerstegen, die Musik dazu von dem Petersburger Hofkapellmeister Bortjnanski.

Der Möllendorfmarsch, zur Erinnerung an den Oberst von Möllendorf, der bei der Erstürmung des Kirchhofes von Leuthen an der Spitze seines Regimentes fiel, von dem Amtsrichter Möllendorf aus Potsdam, der Pariser Einzugsmarsch von Hofkapellmeister Walch in Gotha, „Alte Kameraden" von dem Potsdamer Polizisten Teike, als er in Ulm diente. Er erhielt für diesen Marsch, der jetzt von allen Militärkapellen der Welt gespielt wird, ganze 20 Mark. Zur Militärmusik gehört das Marschlied, sein Zweck ist der gleiche — die Anfeuerung, die Begeisterung, der kameradschaftliche Zusammenhalt. Es ist nicht von ungefähr, daß die Soldaten, die in den letzten europäischen Kriegen die größten Marschleistungen vollbrachten, vornehmlich den Marschgesang pflegten, die Deutschen und die Russen. Die Truppe bedarf besonders bei Strapazen einer Anfeuerung. Nur wer tausende von Kilometern unter seine genagelten Stiefel gelegt hat, weiß, wie kostbar die Musik, das Lied ist. Motorisierte Truppen brauchen eigentlich keine Marschlieder mehr, aber die Tradition war stärker als der Nutzeffekt. Sie hatten und haben auch heute noch alle ihre Lieder, wenn auch nur noch zu dem Zweck, den kameradschaftlichen Zusammenhalt zu stärken. Wenn man eine Truppe hat, so muß alles geschehen, diese schlagkräftig zu erhalten. Dazu gehört die Militärmusik, wie die Waffe und die harte Schulung.

Leider wird das Thema „Militärmusik" heute oft ängstlich gemieden. In dem dreibändigen „Atlantisbuch der Musik", das ein umfassendes Musikwerk darstellen will, ist z. B. keine Zeile über die Militärmusik enthalten.

Wie sagte einst Beethoven? „Musik muß dem Manne Feuer aus der Seele schlagen!"

In der bündischen Jugend sang man einst „Spieß voran, drauf und dran, setzt aufs Klosterdach den roten Hahn", ohne daß jemand auf den Gedanken gekommen wäre, dies auch zu tun. Aber auch dieses Lied entstand in einer Epoche deutscher Geschichte. Alle diese Lieder, diese Weisen von Liebe und Tod, von Kampf und Heldentum, von Sturm und Drang, von innerer Gläubigkeit, kommen sie nicht alle aus dem Volke, aus unserer lebendigen Geschichte? Wer wollte sie wohl missen?

JUNG
JUNGENTHAL

Lokomotiven jeder Antriebsart und Spurweite
Instandsetzung von Lokomotiven und Kesseln jeden Fabrikates
Schmiedestücke roh und bearbeitet
Apparate für chemische und andere Industrien - Trockenanlagen
Allgemeiner Maschinenbau
Abteilung Werkzeugmaschinenbau: Drehmaschinen

ARN. JUNG LOKOMOTIVFABRIK GMBH, JUNGENTHAL b. Kirchen-Sieg

Fernsprech-Sammelnummer: (0 27 41) 28 42 Amt Betzdorf
Fernschreiber 08721 319

BUCHBESPRECHUNGEN

Hermann Zimmermann:

Der Griff ins Ungewisse

Die ersten Kriegstage 1940 beim XVI. Panzerkorps im Kampf um die Deyle-Stellung (Die Wehrmacht im Kampf, Band 39). 200 Textseiten, 23 zweifarbige Karten. DM 19,80. Kurt Vowinckel Verlag, Neckargmünd.

Das Buch behandelt den Angriff des XVI. Panzerkorps (Hoepner) vom 10. bis 18. 5. 1940 vom Maasübergang in Maastricht bis zum Durchbruch durch die Deyle-Stellung. Bekanntlich war dieses Korps (2 Panzerdivisionen und 1 mot. Division) im Rahmen der 6. Armee eingesetzt, die durch die Schnelligkeit und Wucht ihres Angriffs beim Feind den Eindruck erwecken sollte, daß am Nordflügel der Schwerpunkt des deutschen Angriffs im Westen läge. Den wesentlichen Anteil bei der glänzenden Erfüllung dieses Auftrages hatte das XVI. Panzerkorps.

Der Verfasser, der an den Kämpfen als Bataillonskommandeur teilgenommen hat, schildert den Verlauf der Kampfhandlungen derart anschaulich, daß beim Leser ein plastisches Bild des damaligen Geschehens entsteht. Durch die Darstellung des Lagebildes, wie es in den einzelnen Phasen die deutsche und französische Seite sah, wird der Leser an der Lagebeurteilung und Entschlußfassung beider Seiten unmittelbar beteiligt. Dies gilt insbesondere für die Höhepunkte der Kämpfe, die Panzerschlacht bei Hannut und den Durchbruch durch die Deyle-Stellung bei Gembloux.

Erstmals trafen hier deutsche Panzertruppen auf einen annähernd gleichwertigen, in der Ausrüstung z. T. überlegenen Feind. Die zahlreichen Friktionen, die bei den Gefechten entstanden, werden eingehend behandelt. Sie dürften in gleicher oder ähnlicher Weise auch in einem Krieg unter den heutigen Voraussetzungen auftreten. Die Lehren, die der Verfasser hieraus zieht, haben durchweg auch heute noch ihre Gültigkeit. Andererseits lassen sich durch Vergleiche die in der Zwischenzeit eingetretenen Änderungen in der Taktik erkennen. Zum Beispiel benötigte eine ganze Panzerdivision damals für eine Bereitstellung zum Angriff einen Raum von 5x5 km!

Die zahlreichen beigefügten Skizzen sind anschaulich, aber leider etwas zu klein; sie erscheinen dadurch teilweise unübersichtlich. Da noch die taktischen Zeichen der Wehrmacht verwendet werden, sollte für die jüngeren Leser, die sie nicht kennen, eine Übersicht der verwendeten Zeichen beigefügt sein.

Das Buch ist für den alten Soldaten, der an den Kämpfen beteiligt war, ebenso wertvoll wie für den jungen Offizier der Bundeswehr, der eine Vorstellung davon gewinnen will, wie es „damals" war.

Der sonst gute Gesamteindruck des Buches wird bedauerlicher Weise durch einige Druckfehler etwas beeinträchtigt; sie sollten bei einer späteren Auflage ausgemerzt werden. H. N.

C. E. Riggert:

Mobilmachung ohne Befehl —
Skandinavische Heimwehren.

Beiträge zur Wehrforschung, Band VIII, herausgegeben vom Arbeitskreis für Wehrforschung, Verlag Wehr und Wissen, Darmstadt, 133 Seiten, 13 Abbildungen, kartoniert, DM 9,80.

Wie Ernst Riggert im Vorwort zu seinem Buch schreibt, ist es das erste Mal, daß ein Nichtskandinavier es unternimmt, in Buchform über die Heimwehren Schwedens, Norwegens und Dänemarks zu berichten. Dieser „Bericht" ist dem Hamburger Journalisten, der schon seit Jahren wehrpolitisch interessierte deutsche Kreise über die Heimatverteidigung Skandinaviens unterrichtet, ausgezeichnet gelungen. Der Verfasser bietet eine Gesamtschau der skandinavischen Heimwehren aus historischer, innenpolitischer und psychologischer Sicht. Während bei der schwedischen Heimwehr das ehemalige finnische Schutzkorps Pate gestanden hat — alle finnischen freiwilligen Verteidigungsorganisationen mußten auf Grund des finnisch-sowjetischen Friedensvertrages von 1944 aufgelöst werden — geht in Norwegen und Dänemark die Heimwehr auf die Widerstandsbewegung während der deutschen Besatzungszeit zurück. Dementsprechend unterschiedlich sind auch die Mitgliedsbedingungen: in Schweden ist der Heimwehrdienst freiwillig, in Norwegen gehört er zur Wehrpflicht, in Dänemark besteht die Heimwehr aus Einberufenen und Freiwilligen.

Die Aufgaben der Heimwehr sind, kurz umrissen, Schutz der Mobilmachung, Objekt- und Betriebsschutz, Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit, militärische Unterstützung des Zivilschutzes, Aufklärung und — vor allem in Norwegen — territoriale Verteidigung. Interessant ist die ausführliche Darstellung der Rolle der Frauen, der Lotta-Korps, in der Heimwehr.

Der Rezensent muß es sich versagen, auf Einzelheiten einzugehen, er glaubt aber, daß gerade dieses Buch für den verantwortungsbewußten Bürger der Bundesrepublik aufschlußreich ist. Der Wunsch allein, in Frieden und Freiheit zu leben, bietet keinen Schutz vor Angriffen. Eine ständige, vom ganzen Volk getragene Verteidigungsbereitschaft ist erforderlich, an der alle Parteien und sozialen Gruppen mitwirken.

Bei den Diskussionen um die Notstandsgesetze wäre ein gelegentlicher Blick auf die Heimwehrorganisationen unserer nordischen Nachbarn und ihren Idealismus allen Staatsbürgern und vor allem den Politikern sehr zu empfehlen. Das Buch von Riggert sollte deshalb von allen, die es mit der Verteidigung ernst meinen, gelesen werden. hjk.

Dr. Edgar — Dr. Armin:

„Spionage in Deutschland"

327 Seiten. Ernst Gerdes Verlag, Preetz.

Die 60jährigen haben den Untergang von 3 deutschen Staaten erlebt. Dabei waren das Bismarcksche Reich und die Weimarer Republik — außer der Zeit ihrer Agonie — nicht so bedroht wie unser Staat, wie die Bundesrepublik. Es ist verdienstvoll, ein Teilgebiet unserer Bedrohung, die Ausspähung der Bundesrepublik so fachmännisch und aufrüttelnd darzustellen, wie es den Verfassern gelungen ist. Mit der Schilderung von rund 50 aufgedeckten Fällen werden die kommunistischen Methoden der Spionage verdeutlicht und die Verbrechen derer, die uns oft mit dem erwünschten Echo zurufen, doch endlich mit dem Kalten Krieg aufzuhören. Jeder Fall ist nahezu als Unterrichtsbeispiel aufbereitet für alle, die im Rahmen der staatsbürgerlichen Erziehung, der politischen Bildung helfen sollen, unsere politisch gesunden Mitbürger wachsam zu halten und den labilen klarzumachen, daß Spionage nicht lohnt, daß einer schwachen Minute, wenn der Strauchelnde in Erpresserhand fällt, Monate oder Jahre verzweifelter Ausweglosigkeit folgen — bis schließlich das Gefängnis oft als befreiend empfunden wird. Das Buch gehört vor allem in die Hand von Lehrern und Offizieren, die bereit sind, an dem Wall mitzubauen, der auf weite Sicht uns schützen kann — der Wall in unseren Herzen.

Wenn Lenins „nützliche Idioten" in unseren Reihen den Antikommunismus mit wenig Widerspruch verdächtigen dürfen, so werden sie es schwerer haben, sich gegen „Anti-Frenzel-Männer" zu stellen. Das vorliegende Buch kann helfen, „Anti-Frenzel-Leute" zu gewinnen. Unsere Nachfahren könnten uns einmal vorwerfen, wir hätten alles zu schnell vergessen. Es würde ja schon beinahe als schlechter Stil empfunden, heute noch jemandem vorzuhalten, er habe den Verräter Frenzel einmal mit aufgebaut und gefördert und sei für ihn mitverantwortlich gewesen. Wenn dagegen ein Offizier oder Unteroffizier tatsächlich oder angeblich in der Menschenführung versagt, dann gibt es in der vorgefertigten öffentlichen Meinung nahezu mehr Lärm als über schweren Verrat. Das empfohlene Buch kann beitragen, daß deutsche Leser oder Fernseher derartige Verfälschungen der Wertmaßstäbe in 10 oder 20 Jahren vielleicht nicht mehr hinnehmen. A. K. W.

Edgar Röhricht:

Pflicht und Gewissen

Erinnerungen eines deutschen Generals. 236 Seiten. Leinen DM 24,—. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.

Röhricht, der schon während der Weimarer Republik dem Generalstab angehörte, erlebte das Versagen der verschiedenen Regierungen, das Mißglücken des Experiments Schleicher sowie die Auseinandersetzung mit der „braunen Konkurrenz" aus nächster Nähe.

Er berichtet, wie die Situation nach 1933 immer schwieriger wurde und sich die Oberste Heeresleitung einem immer fühlbarer werdenden Druck von seiten der SA und SS ausgesetzt sah. Wir erfahren interessante Details über die Röhm-Affäre und die Machtkämpfe hinter den Kulissen bis zum Herbst 1935, als sich Blomberg von Reichenau trennte, den Röhricht damals für die einzige politische Potenz hielt.

Beim Truppen-Generalstab in Dresden lernt Röhricht über seinen Vorgesetzten und Freund Olbricht verschiedene interessante Persönlichkeiten (auch Goerdeler) kennen und erlebt die vom OKH ausgehenden Ansätze einer Sabotage der Kampferöffnung gegen die Tschechei. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs verschlägt es Röhricht an die Westfront, dann ins OKH als Abteilungschef zu Halder und schließlich an die Ostfront, wo er wieder in engste Berührung mit dem Widerstand kommt. Mehrere von Röhrichts engsten Freunden gehören zu den maßgeblichen Männern des 20. Juli. Und dennoch hat sich Röhricht, der keineswegs ein Freund Hitlers ist, ihnen in diesem Falle nicht angeschlossen. In einer temperamentvollen und dramatischen Auseinandersetzung mit dem Urheber des Attentatsgedankens, v. Tresckow, im Armee-Hauptquartier in den Sümpfen des Pripjet, legt Röhricht seine Gründe dar.

Die letzten Kapitel bringen charakteristische Episoden aus den schwierigen Rückzugskämpfen an der Ostfront. Mit einer makabren Szene im Potocki-Schloß Lancut, den Nachwirkungen des mißglückten Staatsstreichversuches vom 20. Juli 1944 und dem drohenden Zusammenbruch der Front schließt das Buch.

Es ist unmöglich, alle die namhaften Persönlichkeiten aufzuzählen, denen Röhricht im Verlauf dieser Jahre begegnet ist und mit denen er diskutiert hat; sie alle aber sind Zeugen und handelnde Personen in einem bitteren Stück deutscher Geschichte, das uns Röhricht in seinem Buch noch einmal plastisch und deutlich vor Augen stellt.

Pioniere

Entwicklung einer deutschen Waffengattung
von Oberstleutnant Dietrich Petter

360 S., 28 Kunstdruck-Bildtafeln, Leinen, DM 39,60. Wehr u. Wissen Verlagsgesellschaft mbH., Darmstadt.

Das Buch „Pioniere" mit dem Untertitel: „Entwicklung einer deutschen Waffengattung" veranschaulicht in einem weit gespannten Bogen den geschichtlichen Werdegang der vierten klassischen Waffe. Unter Zugrundelegung umfangreichen, heute nur noch schwer zugänglichen Quellenmaterials werden Organisation, Gliederung, Ausrüstung, Ausbildung und schließlich auch Kriegseinsätze der Pioniere vor Augen geführt. Durch Einfügen zahlreicher interessanter Originaltexte ist der Verfasser bemüht, dem Leser einen möglichst zeitnahen Eindruck zu vermitteln.

Ausgehend vom Altertum über Römerzeit und Mittelalter wird an Hand praktizierter Einsätze das Vorhandensein technischer Truppen als Vorläufer der heutigen Pioniere aufgezeigt und ihre Stellung und Bedeutung im Verband damaliger Heere abgegrenzt.

Im weiteren geht die geschichtliche Betrachtung auf das Aufkommen von Ingenieuren, Pontonieren, Mineuren und Sappeuren in den verschiedenen deutschen Ländern und auf deren Einfügung in die „Stehenden Heere" ein.

Die napoleonischen Kriege und die in deren Gefolge in den verschiedenen deutschen Ländern ausgelösten Heeresorganisationen, als deren hervorragendste die preußische zu betrachten ist, führen zur Aufstellung erster „Pionierkompanien" und bilden somit den Ausgangspunkt für die heutige Pioniertruppe. Der Werdegang von der Pionierkompanie über die Pionierabteilung zum Pionierbataillon wird ausführlich behandelt und die zunächst eigenständige Entwicklung in den verschiedenen deutschen Ländern aufgezeigt.

In einem gesonderten Abschnitt wird auf die aus der Pioniertruppe hervorgegangenen Tochterwaffen: Eisenbahntruppen, Telegraphentruppen, Luftschiffertruppe und die Zusammenarbeit mit der Marine eingegangen.

Die Verwendung der Pioniere in den Kriegen und das allmähliche Zusammenwachsen der einzelnen bundesstaatlichen Pioniertruppenteile zu einer deutschen Pioniertruppe finden ihre Darstellung in einem Abschnitt über die Pioniereinsätze in den Kriegen 1848/49, 1864/1866 und 1870/71. Aus Pontonieren, Mineuren und Sappeuren entsteht der „Einheitspionier".

Eine recht ausführliche Behandlung erfahren im Abschnitt über den ersten Weltkrieg der Pionier und die in diesem Krieg entstehenden Sonderdienstzweige — Minenwerfer, Flammenwerfer, Gaskampftruppen, Sturmtruppen, Mineurkompanien, Landungskompanien sowie die durch die Pioniere entwickelten Kampfmittel. Infanteristisches und technisches Können machen ihn mit den von ihm entwickelten Nahkampfmitteln zum Kampfpionier.

Schließlich erhält der Leser im Abschnitt über die Reichswehr und Wehrmacht eine Darstellung der sich aus den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges herauskristallisierenden neuen Aufgaben des Pioniers und über den Aufbau der Pioniertruppe. Die Verstärkung der Pionierwaffe im Zweiten Weltkrieg als letztem Kapitel umreißt den Umfang der Pioniere und ihrer Gliederung einschließlich Sonderdienstzweige, der Führungsstäbe und Pioniergroßverbände, der Bau-, Festungspioniere, Eisenbahn- und Techn. Truppen sowie der Pionierkampfmittel und Geräte im letzten Krieg.

Verhältnismäßig kurz geschildert ist die Tätigkeit der Pioniere im 2. Weltkrieg. Es soll in einem Sonderband folgen. Ihre großen Leistungen als Wegbereiter, Frontkämpfer und Fachmann für fast alle technischen Probleme im Felde verdienen dies.

Oberstabsarzt Dr. med. Schönfeld

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz Nr. 3

Lage:

Beim außerdienstlichen Fußballspiel prallen 2 Spieler aus vollem Lauf zusammen. Einer hält sich das Knie und seine Nase blutet. Der andere hält sich den Oberbauch, setzt sich hin und japst nach Luft. Die Kameraden legen ihn am Rande des Spielfeldes hin und helfen, die Nasenblutung des ersten Spielers zu stillen. Als sie anschließend nach dem zweiten Kameraden schauen, atmet dieser wieder normal, ist aber blaß, hat etwas Schweiß im Gesicht. Auf die Frage wie es ihm geht, meint er nur „einigermaßen, das Knie habe ich in den Oberbauch bekommen, es ist mir schon etwas besser. Mir ist nur kalt!" Ein Kamerad tastet eine Weile am Handgelenk herum, um den Puls zu fühlen, meint aber nach einer Weile, er könne nichts fühlen, er sei ja auch kein Sani. Die Umstehenden lachen.

1. Was liegt vor?

a) Typische Schmerzreaktion nach Bauchprellung, die sich von selbst gibt?

b) Schockzustand?

c) Situationsbedingte Wichtigtuerei?

2. Was ist zu tun?

a) Den Mann scharf anfahren und ihn ablenken?

b) Beengende Kleidung öffnen und ihn eine Weile liegen lassen?

c) Sofort unter Aufsicht zum Truppenarzt transportieren?

Richtige Antworten:

1 b) — 2 c)

Bemerkungen:

Zu 1 a):

Bauchprellungen sind schmerzhaft und können zu plötzlicher Atemnot führen, die sich nach kurzer Zeit von selbst gibt. Man muß aber stets an die Möglichkeit einer Verletzung innerer Organe (Leber, Milz, etc.) denken und einer damit verbundenen Blutung in den Bauchraum hinein. Eine äußerlich sichtbare Wunde braucht dabei nicht vorhanden zu sein.

Zu 1 b):

Unter Schock versteht man in der Medizin einen lebensgefährlichen Zustand, der dadurch entsteht, daß die im Röhrensystem des Kreislaufs zirkulierende Blutmenge abnimmt. Dem Herzen wird zum „Pumpen" immer weniger angeboten. Es versucht mit der abnehmenden Blutmenge dieselbe Transportleistung an Sauerstoff zu vollbringen wie vorher, indem es die noch vorhandene Blutmenge schneller zirkulieren läßt, d. h., es schlägt schneller. Gleichzeitig wird aber die Pulswelle, d. h., die Tastbarkeit des Pulses auf Grund der abnehmenden Herzfüllung geringer. Der Vorgang kann soweit gehen, daß das Herz schließlich „leer" schlägt und der Tod damit eintritt. Man wird also in solchen Fällen einen hohen Puls (100-160/Min.) finden der schlecht tastbar ist. In der angegebenen Lage hat der Kamerad den Puls überhaupt nicht mehr getastet.

Typisch ist ferner für den Schockzustand eine fahlgraue Gesichtsfarbe mit feinen Schweißperlen, Frieren und eine allgemeine Teilnahmslosigkeit bis zur Bewußtlosigkeit.

Die Ursachen, die zu diesem Schockzustand führen können, sind folgende:

a) **Blutmangelschock:**

Blut fließt bei einer Verletzung nach außen oder (wie möglicherweise in unserem Fall) in eine Körperhöhle.

b) **Nervaler Schock:**

Durch Schmerz, Schreck, etc. kann ein regulierendes Nervenzentrum im Gehirn blockiert werden. Die Folge ist, daß große Mengen Blut in Blutadergeflechten unter der Haut und im Bauchraum „versakken", d. h., liegen bleiben und an der Zirkulation nicht mehr teilnehmen und damit für den Sauerstofftransport ausfallen.

VDO liefert
und
repariert

sämtliche Kraftfahrzeug-Meßinstrumente

VDO TACHOMETER WERKE · FRANKFURT/M W 13
ADOLF SCHINDLING GMBH · GRÄFSTRASSE 103

c) **Giftschock:**

Durch Gifte kann das regulierende Nervenzentrum ebenfalls blokkiert werden, die Folgen sind dieselben wie bei b).

In allen Fällen resultiert also eine Abnahme der zirkulierenden Blutmenge mit den gleichen schon geschilderten Krankheitszeichen. Die Gefahr wird bei einer Blutung nach außen leicht erkannt. Eine innere Blutung, ein nervaler oder Giftschock aber leicht übersehen. Es ist also wichtig, auch bei einer scheinbar leichten Verletzung sowie Quetschungen und Prellungen des Bauch- oder Brustraumes auf Puls und Verhalten des Verletzten zu achten, um einen Schock rechtzeitig zu erkennen.

Das Ziel aller Hilfe muß sein, die zirkulierende Blutmenge zu vermehren. Eine Bluttransfusion wäre die ideale Maßnahme, kann aber vom Laien nicht durchgeführt werden. Als Erste Hilfe-Maßnahmen kommen in Frage: Neben Erkennung, raschem Abtransport unter ständiger Beobachtung und Pulskontrolle (schriftlich festhalten mit Uhrzeit) flach lagern, Beine hoch, um eventuell in den Blutadern der Beine „versacktes Blut" der Zirkulation wieder zuzuführen. Diese „Autotransfusion" kann durch Massage oder Wickeln der Beine von den Zehen nach oben verstärkt werden. Hinzu kommt Zudecken, aber keine künstliche Wärmezufuhr.

Zu 1 c) und 2 a):

Entfällt, diese Annahme wäre ein schwerer Fehler.

Zu 2 b):

Eine Atembehinderung liegt nicht vor, ein Hitzeschaden auch nicht, die Maßnahme wäre also sinnlos.

Zu 2 c):

Rascher Abtransport unter ständiger Aufsicht und Pulskontrolle in der richtigen Lagerung ist im geschilderten Fall dringend erforderlich.

Top-Secret vor 200 Jahren

Geheimhaltung war zu allen Zeiten ein ernstes Problem für die militärische Führung.

Heute lesen wir täglich in der Presse, daß Spione in der ganzen Welt versuchen, die Mauern der militärischen, wie der wirtschaftlichen Geheimhaltung zu durchbrechen.

Welchen Wert Friedrich der Große der militärischen Geheimhaltung seiner neuen taktischen Grundsätze beilegte, geht aus folgenden Briefen hervor.

Am 2. 12. 1754 schrieb der König aus Potsdam an den General v. Schmettau:

„Mein lieber Generalmajor Graf v. Schmettau. Ihr werdet Euch zurückerinnern, wie sehr Ich Euch zu der Zeit als Ich Euch, wie einigen anderen vertrauten Officiers mehr, das Euch bekannte, gedruckte Buch, die Tactique zugestellet habe, recommendiret, daß Ihr solches auf das Sorgfältigste zu aller Zeit verwahret halten sollet, so, daß dieses Buch niemalen zu keines Menschen Augen, als bloß und allein zu den Eurigen kommen, auch niemand einmal wissen oder merken solle, daß Ihr solches pflichtmäßig befolget haben werdet. Da Ich aber doch weiß, wie ein oder ander, welcher dieses von Mir bekommen, die importance des Secrets von diesem Buche und meine Ordre deshalb vergessen, und solches zu Zeiten nachlässig herum legen zu lassen, so daß selbiges anderen Leuten und seinen Domestiquen zu Gesichte gekommen ist, und solche hier und da etwas davon zu sprechen gewußt haben.

So wiederhole Ich hierdurch Meine Ordre deshalb nochmals dahin, daß, so lieb Euch Eure Ehre und Reputation und Mein Dienst, auch Meine Gnade und Vertrauen ist, Ihr dieses Buch niemals frei und offen herumliegen lassen, noch auch einmal selbst in jemandes anderen oder Euerer Domestiquen Gegenwart darin lesen, sondern wann Ihr solches thun wollet, allemal ganz allein sein, auch sobald nur Ihr ausgelesen habet, solches sogleich wiederum versiegeln und wohl verwahrlich weglegen und verschließen sollet, auf daß niemanden davon etwas einmal zu Gesicht komme; Wie Ihr dann auch mit keinem Menschen etwas daraus sprechen noch davon sagen sollet.

Eure Ehre repondirt Mir davor, daß dieses auf das exacteste zu aller Zeit befolget werde, sodaß wann Ich nöthig fände, dieses Buch zurückfordern zu lassen, solches alsdann so gleich gut versiegelt und in wohl verwahrlichen Beschluß gefunden werde. Es soll auch von dieser Meiner Ordre niemanden das Geringste gesagt werden. Ich bin . . ."

Aus Breslau schrieb Friedrich der Große am 5. 1. 1759 an den General v. Grabow:

„Mein lieber Generalmajor v. Grabow. Es wird Euch auf Meinen Befehl von Berlin aus ein gewisses gedrucktes Buch, unter dem Titel die Tactique auf den Preußischen Dienst appliciret, von Meinetwegen zugesandt werden, deshalb Ich Euch zuforderst erinnern muß, wie solches vorhin auf Meinen Spezialbefehl in der größten Geheim gedruckt werden müssen. Meine intention hierbei ist, daß sobald Euch solches Buch zugekommen sein wird, Ihr solches alsdann mit aller attention lesen und Euch von dessen Inhalt sehr wohl informiren, Euch auch solchen wohl imprimiren sollet, auf daß, wenn Ich mit Euch daraus sprechen werde, Ihr daraus überall genau instruiret seydt. Ihr sollet aber dabey auf Ehre und Pflicht observiren, daß Ihr dieses Buch nur alleine vor Euch leset, und sonsten niemanden, wer es auch sei, am allerwenigsten aber einen Fremden, oder dergleichen, einmal sehen, geschweige dann darin lesen lasset; Ihr müsset auch, solches allemal gleich wieder wohl verschließen und unter Eurem eignen Beschluß halten, auf daß solches durch keinerlei Zufall, es habe Namen wer es wolle, verloren gehen, noch in fremde am wenigsten aber feindliche Hände geraten könne, als wofür Ihr Mir mit Eurer Ehre repondiren müsset. Damit Ihr auch dieses Buch allenfalls mehr wie einmahl lesen könnet; So will Ich Euch solches bis ohngefähr gegen die Zeit der Campagne lassen, um solche Zeit aber und ohngefähr medio Martis sollet Ihr dieses Buch alsdann sehr wohl eingepacket und mit Eurer Petschaft bestens versiegelt an das Gouvernement zu Dresden wiederum einsenden und solchen dabey schreiben, daß es das Paquet ohneröffnet, Meine intention gemäß wohl aufzuheben habe, bis Ich davon weiter disponiren würde. Ich bin . . ."

v. Hellermann

Generaloberst a. D. Kurt Student

Kurt Student wurde am 12. Mai 1890 als Sohn eines Rittergutsbesitzers in der Neumark geboren. Nach der Erziehung im Kadettenkorps trat er bei den Yorkschen Jägern ein und begann bereits vor dem Ersten Weltkrieg, am 1. August 1913, eine Piloten-Ausbildung in Johannisthal. Während des Krieges bewährte er sich als Aufklärungsflieger in der Tannenbergschlacht ebenso wie als Bombenflieger über Verdun und als Jagdflieger in der Champagne. Er beendete den Krieg als Hauptmann und wurde in die fliegerlose Reichswehr übernommen, wo er als erfahrener Kriegsflieger von 1919—1928 im Reichswehrministerium als Referent für Flugtechnik tätig war.

In den Jahren 1929—1933 war Student Kompaniechef in Lötzen und Bataillonskommandeur in der Ordensstadt Marienburg. Beim Aufbau der neuen Luftwaffe wurde er sofort in entscheidende Stellungen eingesetzt und war nacheinander Organisator der Technischen Schulen, Kommandeur der Erprobungsstellen und Inspekteur der Fliegerschulen und Fliegerwaffenschulen. 1938 wurde Student zum Generalmajor befördert und noch im selben Jahr mit dem Aufbau der neuen Fallschirm- und Luftlandetruppe beauftragt, wozu er als alter Infanterist und Flieger wie kaum ein zweiter beste Voraussetzungen mitbrachte.

Mit der von ihm geschaffenen Fallschirm- und Luftlandetruppe ging Student in den Zweiten Weltkrieg und führte sie als Divisionskommandeur, Kommandierender General und OB der Fallschirmarmee, die bei Kriegsende eine Stärke von 10 Divisionen hatte und in Italien, an der Westfront und bei Berlin im Erdeinsatz kämpfte. Mit der Inbesitznahme von Holland, der ersten großen und erfolgreichen Luftlandeoperation im Mai 1940 und ein Jahr später mit der Luftlandeschlacht um Kreta trugen sich die deutschen Fallschirmjäger in die Kriegsgeschichte ein. Die Leistungen von General Student wurden 1940 mit dem Ritterkreuz, 1943 mit dem Eichenlaub und im Sommer 1944 mit der Beförderung zum Generaloberst anerkannt.

Generaloberst Student war nicht nur der Schöpfer und Organisator der deutschen **Fallschirm- und Luftlandetruppen**, sondern auch ihr bewährter und erfolgreicher Führer im Kriege; er ist als solcher in der ganzen Welt bekannt geworden.

Generaloberst a. D. Student lebt heute in Bad Salzuflen und wurde 75 Jahre alt. Seine alte Truppe gehört heute zu den Kampftruppen. Es ist daher auch Herzensangelegenheit unserer Zeitschrift, dem verdienten Soldaten, Generaloberst a. D. Kurt Student, an dieser Stelle Gesundheit und Glück für weitere Lebensjahre zu wünschen! M.

Zum Sammeln geblasen!

Traditionstreffen

225. Inf.-Div. 25. September 1965 in der Mensa der Universität in Hamburg.

260. Inf.-Div. 16./17. Oktober 1965 in Ludwigsburg bei Stuttgart.

291. Inf.-Div. 25./26. September 1965 in Essen, Altenessener Str. 1.

96. Inv.-Div. 16./17. Oktober 1965 in Hannover, Kuppelsaal der Stadthalle.

Inf.-Rgter 55, 170, 521, 2./4. Oktober 1965 in Würzburg „Huttensäle".

87. Inf.-Div. 25./26. September 1965 in Rotenburg/Fulda.

93. Inf.-Div. 25./26. September 1965 in Weinheim/Bergstraße.

62. Inf.-Div. 2./3. Oktober 1965 in Wiesbaden.

Kraftf.-Abt. 6 u. PzAufkl.-Abt. 6. 2./3. Oktober 1965 in Münster/Westfalen.

2. Waffentag Kavallerie — Schnelle Truppen am 2./3. Oktober 1965 in Braunschweig, veranstaltet vom Waffenring „Kavallerie — Schnelle Truppen e. V." in Verbindung mit der 1. Panzergrenadierdivision (Hannover) u. der Bundeswehrgarnison Braunschweig sowie den örtlichen Soldatenverbänden. Voranmeldungen nimmt entgegen und Auskünfte erteilt der Waffenring „Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.", 8 München 27, Sternwartstraße 1/or.

3. Panzer-Division 2./3. 10. 1965 in Lüneburg.

9. Panzer-Division 11./12. 10. 1965 in Wien.

Kriegsschule Hannover 1909. 22. Oktober 1965 in Wiesbaden, Zamenshotel.

11. Panzer-Division 30./31. 10. 1965 in Bad Hersfeld.
Inf.-Rgt. 55, 120, 521 2.—4. 10. 1965 in Würzburg.

Wir beglückwünschen

Verlobung:

Oblt. Klaus Krüger mit Frl. Gisela Mascow, Bayreuth.

Vermählung:

Oblt. Götz Sperling mit Frau Hannelore, geb Laqua, Hamburg-Frankfurt.

Orden u. Ehrenzeichen, Uniform-Effekten, Ausbildungs-, Soldaten- u. Liederbücher. Gelände- u. Sportausrüstungen. Prospekt Rüstkammer Assmannshausen. Postf. 00

Unterrichtshilfe für den Kompanie-Offizier

LERNEN UND LEHREN

Beilage zur Zeitschrift Kampftruppen

4/65

Historischer Rückblick über unsere Truppenfahnen

Oberstleutnant Dipl.-Ing. Hans Heber (Fortsetzung von 3/65)

Die Geschichte des Eisernen Kreuzes

Eine besonders enge Verknüpfung mit dem Soldatenstande aber finden wir bei der Betrachtung des Eisernen Kreuzes, das unsere Truppenfahne nach oben abschließt und von jeher für unsere Soldaten der Inbegriff der Tapferkeit war. Dieses Zeichen weist auf eine jahrhundertelange Tradition hin, die bis auf die Kreuzzüge zuückgeht. Erste Träger des schwarzen Kreuzes waren die Deutschherren oder Deutschritter, deren Orden 1190 in einem Feldlazarett deutscher Kaufleute vor Akkon gegründet und 1197 zum geistlichen Ritterorden ernannt wurde. Die Mitglieder dieses Ordens trugen auf ihrem weißen Mantelumhang das schwarze Kreuz und legten wie Mönche das Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Sie sahen es als ihre vornehmste Pflicht neben dem kämpferischen Schutz der heiligen Stätten an, den Verwundeten und Elenden fern der Heimat beizustehen. Der Orden übernahm später unter dem Hochmeister Herrmann von Salza den Auftrag des Kaiserreiches, die noch heidnischen Preußen zum Christentum zu bekehren. 1309 wurde die Marienburg als Sitz des Ordens gegründet, der dann die Länder Preußen, Livland, Kurland, Estland und Samland umfaßte. Jedoch mußte die Ordensgemeinschaft nach dem Sieg der Polen in der Schlacht bei Tannenberg (15. 7. 1410) und durch die nachfolgenden Kriegszüge Ostpreußen abtreten und seinen Sitz nach Königsberg verlegen. Durch die Reformation wandelte sich das Ordensland in ein weltliches Herzogtum um und die katholisch bleibenden Ordensmitglieder wanderten in die katholischen Länder des Reiches zurück. Ihr Hochsitz war bis zu ihrer Auflösung und Säkularisation in Bad Mergentheim (Wttbg.). Das Symbol des Ordens war das Hochmeisterkreuz, das sich aus dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel entwickelt hatte und später die Grundform zum Eisernen Kreuz (s. Informationen für die Truppe 4/1963 S. 235) bildete.

Dieses Wahrzeichen übernahm der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. als Vorbild für das Eiserne Kreuz, das er am 10. März 1813 stiftete und ähnlich dem Orden der französischen Ehrenlegion ohne Ansehen und Rang, nach den Verdiensten, verliehen werden sollte.

Man unterschied das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse. Beide waren aus Gußeisen mit silberner Einfassung und wurden am schwarzweißen Ordensband getragen. Dazu kam das Großkreuz, das als Halsorden verliehen wurde. Das Eiserne Kreuz galt schon in den Jahren 1813—1815 als besondere Kriegsauszeichnung und wurde nach und nach auch in einzelnen Flaggen aufgenommen, so 1819 in die preußische Kriegs- und Dienstflagge, 1867 in die Kriegsflagge des Norddeutschen Bundes und 1871 in die Reichskriegsflagge. Sogar unter dem Hakenkreuz konnte es sich in der Reichskriegsflagge und in den Truppenfahnen der Verbände behaupten. Wenn auch in dieser Zeit mit diesem altehrwürdigen Zeichen mancherorts Mißbrauch getrieben wurde, muß um so mehr herausgestellt werden, wieviel Tapferkeit, Hilfsbereitschaft, Selbstlosigkeit und Opfersinn jeder Einzelne für den Nächsten und für das Vaterland gebracht hat. Die unabdingbaren Forderungen dieses Zeichens wurden gewahrt und geehrt.

Aus der Geschichte der Truppenfahnen

Nach der Betrachtung unserer Truppenfahne und ihrer Symbole dürfte es interessant sein, auch einen Blick auf die Truppenfahnen vergangener Zeiten zu werfen. Mit der Auflösung des Heerbannwesens, vor allem der Ritterheere und dem Aufbau der Landsknechtsheere im 15. Jahrhundert, die unter Kaiser Maximilian eine epochebildende Organisation und taktische Einsatzfähigkeit erhielten, fanden die Truppenfahnen ihren Einzug im deutschen Raum.

Die im kaiserlichen Sold stehenden Truppen trugen nach wie vor die Reichsfahne, die dem Gefolge des Heeresführers vorangetragen wurde, während die Kompanien jeweils für sich eine Fahne besaßen, ca. 2 m im Quadrat groß und beidseitig mit Symbolen bemalt, wie mit den Wappenbildern, des Regiments-Inhabers, der Heimatstadt des Kompanie-Führers oder mit Heiligen wie Unsere liebe Frau, St. Georg, St. Michael oder gar mit dem Wappen und Namenszug des Kurfürsten. Die neu errichtete Kompanie wurde auf Tod und Leben durch feierliche Annagelung des Fahnenblattes an die Stange verpflichtet und ebenfalls von ihrem Eid entbunden, indem jeder Kompanie-Angehörige ein Stück Fahnentuch und der Fähnrich die verzierte Fahnenspitze als Andenken erhielt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Truppenfahnen der Kompanie allmählich bis auf die Leibfahnen des RgtKdrs und auf die Btl-Fahnen abgeschafft.

Die Einheiten zu Pferde führten eine Standarte, anfänglich Kornett genannt. Diese Bezeichnung „Kornett" ging dann später ausschließlich auf den Standartenträger über. Später wurden zwei Kp zu Pferde in einer Eskadron zusammengefaßt und erhielten dafür die E-Standarte.

Wie wir auf den Holzschnitten von A. Dürer sehen können, wurden die Fahnen nie vor der Kompanie vorhergetragen, und zwar aus taktischen Gründen, weil die Phalanx der langen Spieße keine Unterbrechung duldete. So trug der Fähnrich das Fähnlein, fast 2 m im Quadrat groß, an einer 3,5 m langen Stange inmitten der Kompanie. Somit war die Kompanie verantwortlich für ihre eigene Truppenfahne. Von diesen Fahnen sind die sogenannten Kp-Fahnen, auch Quartierfahnen genannt, zu unterscheiden. Es waren dies kleine Fähnchen, die im Biwak die Lagerfronten und den Anfang und das Ende der Kp-Gasse bezeichneten. Die Fähnchen trugen am unteren Teil des Fahnentuches die Farbe des Regimentes, am oberen die Farbe der Kragen der Einheit.

Erst um 1850 wurden sie abgeschafft.

Das Aussehen der Truppenfahnen

Die Truppenfahnen waren im 16., 17. und 18. Jahrhundert auf beiden Seiten mit Symbolen verschiedener Art bemalt und manchmal auch bestickt. Die Vielfältigkeit der Fähnlein wurde nach dem 30-jährigen Krieg allmählich abgeschafft, und im 18. Jahrhundert finden wir meist dem Landesherrn und Kurfürsten entsprechende Symbole.

Die kaiserlichen Truppen trugen seit den Türkenkriegen im 16. Jahrhundert und im 30-jährigen Krieg eine Fahne mit dem Bildnis der Gottesmutter, die mit dem Kind im Arm auf einer Weltkugel stand und von einem goldenen Strahlenkranz umgeben war. Seit der Schlacht bei Moggersdorf/St. Gotthard a. d. Raab (1664), in der die Türken eine entscheidende Niederlage erlitten, zeigte die Fahne die Gottesmutter als Siegerin und Beschützerin des christlichen Abendlandes auf dem Halbmond stehend. Diese Marienbilder auf den Fahnen, die beispielsweise auch die Leibfahne der österreichischen

Infanterie-Regimenter war, zeichnen sich durch die Innigkeit der künstlerischen Auffassungen aus.

Seit der Zeit der Kaiserin Maria Theresia führte das I. Leib-Bataillon jedes k. k. bzw. k. u. k. Infanterie-Regimentes bis zum Jahre 1868 die sogenannte Leibfahne aus weißer Seide, die übrigen (ordinären) Bataillone die goldseidene Fahne. Das weiße seidene Fahnenblatt trug, in Gold und Silber eingesetzt, das Bildnis der Mutter Gottes auf der einen (Avers-), den Reichsadler mit den Wappen sämtlicher Königreiche und Länder des Reiches auf der anderen (Revers-) Seite. Die Ränder sind mit roten und silbernen sowie schwarzen und goldenen Flammen verziert. Das Bild der Mutter Gottes auf der Fahne sollte die Soldaten anregen, vor und in der Feldschlacht die Mutter Gottes um ihre Hilfe in der Kampfesnot zu bitten.

Ähnliche Fahnen wie das kaiserliche Heer trugen die bayrischen Truppen. Nur führten sie statt des Doppeladlers auf dem weiß-blau umrandeten Fahnenblatt die kurfürstlichen Insignien. Seit der Gründung des bayrischen Königtums 1803 durch Napoleon prangte auf beiden Seiten der Fahne das volle königliche Wappen. Im preußischen Heer wurden die Fahnen seit Friedrich II. nicht wesentlich verändert. Sie zeigten im farbigen Mittelschild den gekrönten Adler, der Blitz und Schwert in den Fängen trug, darüber ein blaues Band mit der goldenen Inschrift „Pro Gloria et Patria" (für Ruhm und Vaterland). Umrahmt von einem grünen (später silbernen und goldenen) Lorbeergewinde, wird es nach oben zu durch die preußische Krone abgeschlossen. Das Grundtuch der Fahnen war in verschiedenen Farben gehalten, zu denen meist Eckteile in den entsprechenden Komplementärfarben (bei der Linie weiß mit schwarzem Rand) kamen. Die meist 126 cm² große Fahne schloß am unteren Rande mit einem Medaillon ab, in dem in einem gekrönten Lorbeerkranz das Stiftermonogramm sichtbar war.

Die Standarten der Kavallerie zeigten ähnliche Muster, waren aber wesentlich kleiner und an den Kanten mit Silberfransen versehen. Bei den Husaren und reitenden Jägerregimentern war das freischwingende Ende der Standarte, wie bei den Lanzenfahnen, dreieckig eingeschnitten.[4])

Fahnenbänder

In der napoleonischen Zeit erhielten die Fahnen als zusätzlichen Schmuck die Fahnenbänder. Meist waren sie den Regimentern als Auszeichnung für besondere Heldentaten vom königlichen Hause oder vom RgtKdr selbst verliehen worden. Als besondere Ehre galt es, wenn sie von der Hand der Königin oder einer Prinzessin gestickt worden war. Nach dem Kriege 1870/71 war es Sitte, an den Fahnenbändern Kriegsgedenkmünzen von Schlachten anzubringen, an denen die einzelnen Regimenter teilgenommen hatten.

Die Spitzen der Fahnen- und Standartenstangen trugen meist das „Kröndl", wie es im süddeutschen Raum genannt wurde, zuerst den vergoldeten Kurhut oder den eingefaßten Namenszug des Landesherrn. Später traten im 19. Jahrhundert an ihre Stelle die vergoldeten in Erz gegossenen Wappentiere des Landes, wie der kampfbereite, hochaufgerichtete Löwe, der fliegende Adler. Bei unserer Fahne ist an dieser Stelle das eichenlaubumkränzte Kreuz angebracht.

Das Fahnenpersonal

Von den Bezeichnungen für das Fahnenpersonal haben sich noch die Dienstgradbezeichnungen „Fahnenjunker" und „Fähnrich" in unsere Zeit herüber gerettet. Allerdings haben sie mit dem Tragen der Fahne seit Mitte des 19. Jahrhunderts nichts mehr zu tun.

Der Fahnenträger, bei der Infanterie der „Fähnrich", bei der Kavallerie „Kornett" genannt, war grundsätzlich Offizieranwärter im Unteroffizierrang. Er war nicht nur Träger und Hüter der Fahne im Gefecht, sondern er hatte im 16. und 17. Jahrhundert zugleich die Aufgabe, z. B. auf kurzen Märschen, bei Aufmärschen sowie auf Feld- und Gedenkparaden seine Kunst auch im Fahnenschwingen zu zeigen. Dabei warf er geschickt und wendig eine kurzstielige Fahne wirbelnd hoch in die Luft und fing sie wieder auf, wie wir ihn z. B. heute bei Aufmärschen von Heimatverbänden mit Landsknechtstradition (z. B. in Bern, in Bretten [Wttbg.], in Köln) sehen können. Zur besseren Handhabung dieser kurzstieligen Fahne befand sich am unteren Stockende ein Handknopf, aus dem sich später der Tambourstock entwickelte, der heute noch vom Tambourmajor, dem Anführer und Ausbilder der Pfeifer und Trommler, in manchen Armeen ähnlich in die Luft geworfen und wieder aufgefangen wird.

Im Gefecht gehörten zum Fahnentrupp drei Korporale und fünf Fahnenjunker-Gefreite als Begleitschutz. Der Fähnrich, bewaffnet mit Degen und Pistole, trug die Fahne. Fiel er im Kampf mit der Fahne in der Hand, so wurde sein Name zum Gedenken in einem silbernen Ring, der den Fahnenstock kurz unterhalb des Fahnenblattes umschloß, eingraviert. Im Ruhequartier übernahm der Adjutant, der als der dienstranghöchste Unteroffizier des Regiments die Tagesbefehle des RgtKdr unmittelbar entgegennahm und an die Kompanien ausgab, die Fahne und bewahrte sie im Zimmer oder im Feldquartier des RgtKdr auf. Wenn sich die Truppe auf langen Reisemärschen befand, wurde die Fahne auf dem Feldwagen des dienstranghöchsten Beschlagsschmiedunteroffiziers des Regiments, des sogen. Fahnenschmiedes, mitgeführt. Seit dem 16. Jahrhundert hat sich diese Bezeichnung bis zum Jahre 1945 in unseren bespannten und berittenen Verbänden erhalten. Der Fahnenschmied hatte den Hufbeschlag zu überwachen, Beschlagschmiede auszubilden und auch als „Roßarzt" zu fungieren.

An die Stelle des Fähnrichs als Fahnenträger trat vor ca. 100 Jahren ein Portepeeunteroffizier, ein Feldwebel, der in seiner soldatischen und männlichen Haltung Vorbild für die Unteroffiziere und Mannschaften des Bataillons sein sollte. Von der linken Schulter zur rechten Hüfte trug er einen breiten verzierten Gurt mit einem Lederschuh, in dem der Fahnenstock seinen Halt hatte. Die Rechte an Fahnenschuh und Fahnenstock gelegt, mit der Linken waagerecht in Höhe der rechten Schulter die senkrecht stehende Fahne haltend, so trug er bei Vorbeimärschen die Fahne. Auf der Brust trug er ein blankes Ehrenschild, das an einer Kette um den Hals befestigt war.

Die Weihe der Fahne und ihre Übergabe an die Truppe

So galt von jeher die Fahne als das geheiligte Wahrzeichen soldatischer Treue, sei es, daß sie mit ihren christlichen Symbolen und Bildern den Soldaten Mut und Zuversicht im Kampf gab, oder aber ihnen die oberste Staatsgewalt des Landesfürsten, des Königs bzw. des Kaisers oder zuletzt die der Republik vor Augen hielt. Aus diesen Gründen wurde von jeher die Weihe der Fahnen und ihre Übergabe an die Truppe feierlich und eindrucksvoll gestaltet.

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein wurden die Fahnen und Standarten im Rahmen eines Gottesdienstes, im Freien oder in der Kirche, geweiht. Der Adjutant ließ zuvor die Fahnen in aller Stille unweit des Altars verdeckt niederlegen. Die Truppe rückte in voller Stärke zu der Festlichkeit aus und nahm am Gottesdienst teil. Danach folgte die Weihe der Fahnen nach den vorgeschriebenen Weihegebeten und Segnungen durch die Geistlichkeit. Als erster schlug der amtierende Geistliche „Im Namen der Hochheiligsten Dreifaltigkeit" mit 3 silbernen Nägeln das Fahnenblatt an den Stock, sodann trat der Regimentskommandeur hinzu und tat das gleiche „Im Namen des Landesherrn, der Generalität und des Regimentes", ihm folgten der Reihe nach die Stabsoffiziere und Kompanieführer sowie Unteroffiziere und Mannschaften, die durch je 3 Angehörige vertreten waren. Dies sollte als Zeichen dienen, daß jeder Soldat des Regimentes, ohne Unterschied des Dienstranges, sich unter Gewissenspflicht bereit erklärt, der Sache seines Landesherrn „treu zu dienen" und „sie tapfer zu verteidigen".

Das Regiment war inzwischen unter das Gewehr getreten und beehrte die Fahne mit Präsentieren, Marschschlagen und Präsentiermarsch. Der feierliche Akt schloß mit der Erklärung des Eides und der nochmaligen Vereidigung aller Soldaten. Mit klingendem Spiel und unter Begleitung der Leibkompanie brachten die Fähnriche die neuen Fahnen in das Quartier des Regimentskommandeurs.

Aufgrund dieser inhaltsvollen Zeremonie sind die Truppenfahnen an den Stock genagelt. Wenn wir auch die Weihe der Fahnen nicht mehr kennen, so erlebten wir in den letzten Monaten, mit welcher Feierlichkeit die Kommandeure ihre Truppenfahne für ihre Verbände entgegennahmen, sei es aus der Hand des Bundespräsidenten, des Ministers der Verteidigung oder des Inspekteurs.

4) Die deutsche Soldatenkunde, Dr. Schwertfeger, Oberst a. D., 2. Band.

Berichtigung: In der vorherigen Ausgabe 3/65 muß es im IV. Abschnitt am Schluß unter Kriegsflagge richtig heißen:

Die Kriegsflagge erhielt die Farben schwarz-weiß-rot und zeigte in der oberen Ecke schwarz-rot-gold.

Museum Kavallerie - Schnelle Truppen

Für das vom „Waffenring Kavallerie — Schnelle Truppen" e. V. 1963 errichtete Museum „Kavallerie — Schnelle Truppen" wurde im Juni 1965 ein Förderungskreis gegründet, der von den Finanzbehörden inzwischen als gemeinnützig anerkannt worden ist. Finanzielle Spenden zum weiteren Ausbau des Museums sind somit steuerlich abzugsfähig geworden.

Das Museum „Kavallerie — Schnelle Truppen" ist bestrebt, Waffen, Uniform-, Ausrüstungs- und sonstige Erinnerungsstücke sowie Dokumente und Bilder aus der Geschichte der Kavallerie und den aus ihr hervorgegangenen Schnellen und gepanzerten Truppen zusammenzutragen, wiederherzustellen und zu konservieren. Schon heute ist ein Teil der Bestände in Form einer Depotausstellung in einigen Räumlichkeiten des Bayerischen Nationalmuseums der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Voraussichtlich werden die schon recht umfangreichen Bestände des Museums bis auf weiteres vom Bayerischen Armeemuseum betreut und ausgestellt werden. **Das Museum „Kavallerie — Schnelle Truppen" wird aber eine selbständige Einrichtung bleiben und sein Sammelgebiet weiterhin auf Erinnerungsstücke aller deutschen Staaten erstrecken.** Der endgültige Standort des Museums wird später im Rahmen der sich anbietenden Möglichkeiten bestimmt werden.

Das Sammelgebiet umfaßt die gesamte deutsche Kavallerie und die aus ihr direkt oder indirekt hervorgegangenen Verbände der Schnellen Truppen sowie diejenigen Formationen, denen eine Kavallerietradition verliehen wurde. Zu den Schnellen Truppen gehörten Reiter- bzw. Kavallerieregimenter, Radfahrverbände, Aufklärungsabteilungen mot. und teilmot., Kradschützenbataillone, Kavallerieschützen-, mot. Schützen- und Panzergrenadierregimenter, Panzerformationen und Panzerjägerabteilungen. Außerdem sollen im Rahmen des Ausstellungsgebietes Erinnerungsstücke an die Schutztruppe Deutsch-Südwestafrika, das ostasiatische Reiterregiment, die Einheiten der berittenen Landespolizeien, des Kosakenkavalleriekorps und der Ostfreiwilligenverbände, der Kavallerieformationen und Schnellen Truppen der Waffen-SS und der Luftwaffe, insbesondere des Fallschirmpanzerkorps HG und der 20. Luftwaffenfelddivision, die bekanntlich eine Radfahr (kavallerie) -Division war, Berücksichtigung finden. Darüber hinaus sollen Waffen und Uniformen der österreichischen Kavallerie als geschlossenes Sammelgebiet sowie Einzelstücke aus der Kavalleriegeschichte anderer ausländischer Staaten ausgestellt werden. **Die Formationen der Schnellen Truppen, deren Garnisonen ostwärts der Oder-Neiße-Linie und in Mitteldeutschland lagen, werden in Zukunft bevorzugte und in sich geschlossene Ausstellungsmöglichkeiten im Rahmen des Gesamtmuseums erhalten.**

Das Kuratorium ist bestrebt, einen finanziellen Fonds anzusammeln, um bei Angebot von militärischen Nachlässen und Einzelteilen diese Erinnerungsstücke erwerben zu können. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß viele auf Auktionen und bei Antiquitätenhändlern angebotene seltene Stücke von ausländischen Käufern erworben wurden und damit für immer verloren gingen, weil die finanziellen Möglichkeiten deutscher Museen und Sammlungen stets zu gering dotiert waren.

Es wird daher gebeten, bei befreundeten Firmen und Einzelpersönlichkeiten auf die Bestrebungen des Kuratoriums hinzuweisen und um Geld- und Sachspenden zu bitten. Mit der Überlieferung der Geschichte der Kavallerie soll auch unserem „Kamerad Pferd" ein bleibendes Denkmal für die Nachwelt gesetzt werden.

Sachspenden bitten wir an die Geschäftsstelle des „Kuratoriums zur Förderung des Museums Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.", 8 München 27, Sternwartstr. 1/or zu senden. (Bei größeren und schwereren Stücken erfolgt Abholung beim Spender.)

Geldspenden erbeten an:

Bankkonto Nr. Js 6733 bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank A. G. München, Filiale Ismaninger Str. (Postscheckkonto der Bankfiliale: Nr. 103 16 Postscheckamt München) oder **Postscheckkonto** des Kuratoriums zur Förderung des Museums Kavallerie — Schnelle Truppen e. V. Nr. 42 770 Postscheckamt München.

Der Herr Befehlshaber im Wehrbereich VI, Generalmajor Heß, begrüßt unsere Bemühungen seitens der Bundswehr. Solange die Sammlung in seinem Zuständigkeitsbereich durch das Kuratorium und das Bayerische Armeemuseum betreut wird, wird er unseren Bemühungen in und außerhalb der Bundeswehr alle Unterstützung geben, die ihm möglich ist.

Für alle Spenden wird automatisch eine steuerabzugsfähige Spendenquittung zugesandt.

Für das Kuratorium zeichnen:

v. Mackensen, Generaloberst a. D., ehem. Leibhusarenregiment 1, 5. Pr. Reiterregiment, Kdr. 1. Kavalleriebrigade, Kommand. General III. Panzerkorps, OB 1. Panzerarmee.

Harteneck, General der Kavallerie a. D., ehem. Kommd. General des Kavalleriekorps, 1. Vorsitzender des Waffenrings Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.

Koch-Erpach, General der Kavallerie a. D., Ehrenmitglied der Vereinigungen Bayerischer Königsulanen und 17er Reiter.

Westphal, General der Kavallerie a. D., Präsident des Ringes Deutscher Soldatenverbände, Vors. des Verbandes Deutsches Afrikakorps e. V.

Eberbach, General der Panzertruppe a. D.

Frhr. v. Perfall, Generalleutnant a. D., ehem. Kdr. des 17. Reiterregimentes, Höherer Kavallerieoffizier 3, Ehrenmitglied der Vereinigung 17er Reiter.

Unrein, Generalleutnant a. D., 1. Vorsitzender der Traditionsgemeinschaft der 14. Panzerdivision.

Luz, Generalleutnant a. D., ehem. Kdr. der 11. Panzergrenadierbrigade.

Fremerey, Generalleutnant a. D., letzter Kdr. d. Kavallerieregimentes 17.

Munzel, Generalmajor a. D., ehem. General der Kampftruppen der Bundeswehr.

Niemack, Generalmajor a. D., ehem. Kdr. der Panzer-Lehr-Division. Vorsitzender der Kameradschaft der ehem. Panzer-Lehr-Truppen, Präsident der Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger.

Konrad, Prinz von Bayern, Major a. D.

Friedrich Ferdinand, Prinz zu Schleswig-Holstein-Glücksburg, Oberst d. R., ehem. Kdr. Panzergrenadierregiment 40, und Führer Kampfgruppe 17. Panzerdivision, Landesverbandsvorsitzender Schleswig-Holstein des Deutschen Soldatenbundes Kyffhäuser/Verband Deutscher Soldaten, Erster Sprecher Kameradschaft Kavallerieregiment 14 und seiner Traditionstruppenteile.

v. Kalben, Landrat a. D., Oberst d. R. a. D., ehem. Regiments-Kdr. im Kosakenkavalleriekorps.

Podhajski, Hofrat, Oberst a. D., ehem. Direktor der Spanischen Reitschule Wien.

Dr. Frhr. v. Reitzenstein, Landeskonservator und Leiter des Bayerischen Armeemuseums, Präsident des Kuratoriums zur Förderung des Museums Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.

v. Mitzlaff, Oberstleutnant, 2. Vorsitzender des Waffenrings Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.

Dr. Radke, Major, amtierender Geschäftsführer des Waffenrings Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.

Reinhard, Schatzmeister des Waffenrings Kavallerie — Schnelle Truppen e. V. und des Kuratoriums zur Förderung des Museums Kavallerie — Schnelle Truppen e. V.

v. Saucken, General d. PzTr. a. D., 1942/43 Kdr. der Schule für Schnelle Truppen in Krampitz, weiland Kdr. Reiter-Regiment 2, 4. PzDiv., Kommandierender General XXXIX. Korps und Pz-Korps GD.

Neuerscheinungen 1965

Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski, eingeleitet von General a. D. Hasso von Manteuffel
180 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck, Leinen DM 17,80.

Nach Hitlers Ausführungen war es seine Absicht, **„den westlichen Alliierten einige kräftige Schläge zu versetzen, bevor sie den Rhein erreicht oder gar überschritten hätten. Wenn Deutschland jetzt noch ein paar kräftige Schläge austeilen könne, dann müsse in jedem Augenblick die künstliche gemeinsame Front mit gewaltigem Donnerschlag auseinanderbrechen."** Der erste dieser Schläge sollte die Offensive in den Ardennen sein.

Die nun einsetzende, von Generaloberst Jodl als „unwiderruflich" bezeichnete Offensive, für die ausreichende Kräfte fehlten, kam am 25. Dezember zum Erliegen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich Angriffsspitzen der 5. Panzerdivision bis auf etwa 6 km an die Maas herangekämpft. Der Gegenangriff der Alliierten begann am 3. Januar 1945 und leitete die Zerschlagung der deutschen Kräfte westlich des Rheins ein.

Diese dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski, eingeleitet von Generalmajor a. D. W. Gericke
280 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck und Skizzen im Text, Leinen DM 19,80.

„Von allen Operationen des Krieges steht der Angriff aus der Luft auf Kreta, was Kühnheit anbetrifft, an der Spitze. Weder zuvor, noch jemals danach wurde ähnliches versucht. Es war kein Luftangriff, sondern eine Invasion aus der Luft. Der Kampf wurde auch nicht in der Luft entschieden, sondern am Boden und ohne Unterstützung einer Landarmee. Seine bemerkenswerte Note war der Lufttransport, das Emporheben einer Armee in die Luft. Gleich der Schlacht von Cambrai im Jahre 1917 bedeutet dieser Angriff eine Revolution in der Taktik."

(Major-General J. F. C. Fuller)

Wie die Schlacht um Kreta geführt und gewonnen wurde, das wird in diesem Buch in knappen Schilderungen derer dargestellt, die an den Brennpunkten der Kämpfe dabei waren.

Sturmartillerie - Fels in der Brandung

von Oberstleutnant Gottfried Tornau und Franz Kurowski, mit Geleitworten von Generalfeldmarschall von Manstein und Generalmajor a. D. O. Munzel

364 Seiten, 83 Fotos und 6 Wappentafeln auf Kunstdruck, Ganzleinen DM 28,—

„Die Sturmgeschütze zählten zweifellos zu den erfolgreichsten Waffen des deutschen Heeres von 1939/45. Ihr Ruf war, vor allem bei der Infanterie, schon im Krieg legendär. Der damalige Gegner zollte ihnen dadurch Anerkennung, daß er seinen Panzern verbot, sich in Kämpfe mit deutschen Sturmgeschützen einzulassen. Ihre Aufgabe lag in der Unterstützung der Infanterie, verstreut an allen Fronten. Wie hervorragend die Sturmgeschütze ihre Aufgaben erfüllt haben, das ist im vorliegenden Buch enthalten. Die Darstellung enthält eine Fülle von Einsatzbeispielen, die in ihrer Art einzig dastehen. Angaben über Organisation, Waffen und Gerät, Technik sowie über Führung und Kampfgrundsätze der Sturmgeschützwaffe (dabei ein Vorschriftenentwurf aus dem Jahre 1945!) beschließen das Buch. Darum sollte auch jeder Angehörige der Panzertruppen das Buch studieren, denn es wird ihm an Kriegsbeispielen den Panzerkampf von einer Seite zeigen, die ihm vielleicht doch neu ist. Den alten Angehörigen der Sturmgeschützwaffe und den Panzerjägern braucht der rote Band nicht erst empfohlen zu werden, sie haben hier „ihr Kriegsbuch" vorliegen."

(TRUPPENDIENST, Österreich, Heft 2/1965)

Aus dem Inhalt: Geschichtlicher Abriß — Berichte von allen Kriegsschauplätzen — Gliederungsbilder — Technische Daten — Führung und Kampf — Träger hoher Auszeichnungen (namentlich aufgeführt) usw.

MAXIMILIAN-VERLAG · 49 HERFORD · POSTFACH 371

Kampftruppen

MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 5 Oktober 1965
3 L 8153 F Einzelheft DM 2,75

Unentbehrliche Standardwerke

Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945

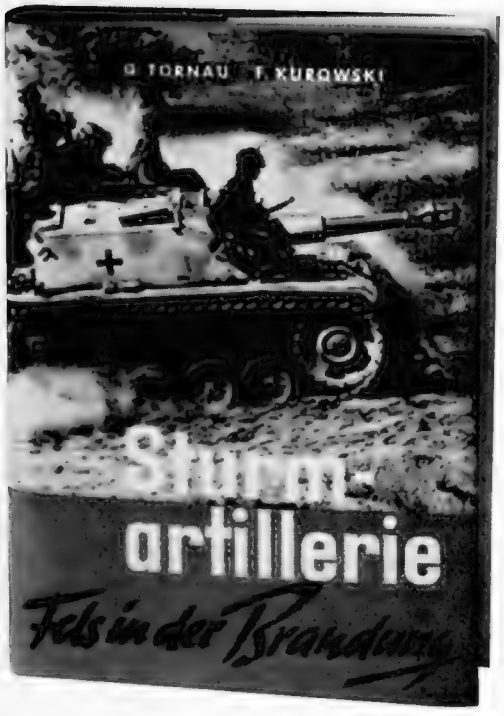
von Generalmajor a. D. Oskar Munzel, unter Verwendung von Aufzeichnungen des Generaloberſten Heinz Guderian

364 Seiten, 50 Fotos auf Kunstdruck und zahlreiche Skizzen im Text, Leinen DM 24,– (Ratenpreis DM 26,40), öS 177,60

„Besonderes Interesse erwecken die prägnant formulierte Zusammenstellung der Erfahrungen beim Einsatz gepanzerter Verbände, die Ausführungen des Verfassers über die Zusammenarbeit auf dem Gefechtsfeld, über besondere Gelände- und Witterungseinflüsse, ferner die im Anhang wiedergegebenen Erfahrungsberichte, Einzelhinweise für Führung und Ausbildung und Inspektionsbemerkungen.

Über dem Ganzen steht in ungeschriebenen Lettern der Titel: Aus der Praxis für die Praxis. Auch die besten Reglemente werden Bücher wie dasjenige von Munzel nicht überflüssig machen." (Armee-Motor, Schweiz)

„Das Standardwerk der deutschen Panzerwaffe – ein zweiter Guderian –." (Information für die Truppe)



Sturmartillerie – Fels in der Brandung

von Oberstleutnant Gottfried Tornau und Franz Kurowski mit Geleitworten von Generalfeldmarschall von Manstein und Generalmajor a. D. Munzel

364 Seiten, 83 Fotos und 6 Wappentafeln auf Kunstdruck, Ganzleinen DM 28,– (Ratenpreis DM 30,80), öS 207,20

„Die Sturmgeschütze zählten zweifellos zu den erfolgreichsten Waffen des deutschen Heeres von 1939/45. Ihr Ruf war, vor allem bei der Infanterie, schon im Krieg legendär. Der damalige Gegner zollte ihnen dadurch Anerkennung daß er seinen Panzern verbot, sich in Kämpfe mit deutschen Sturmgeschützen einzulassen. Ihre Aufgabe lag in der Unterstützung der Infanterie, verstreut an allen Fronten. Wie hervorragend die Sturmgeschütze ihre Aufgaben erfüllt haben, das ist im vorliegenden Buch enthalten. Die Darstellung enthält eine Fülle von Einsatzbeispielen, die in ihrer Art einzig dastehen. Angaben über Organisation, Waffen und Gerät, Technik sowie über Führung und Kampfgrundsätze der Sturmgeschützwaffe (dabei ein Vorschriftenentwurf aus dem Jahre 1945!) beschließen das Buch. Darum sollte auch jeder Angehörige der Panzertruppen das Buch studieren, denn es wird ihm an Kriegsbeispielen den Panzerkampf von einer Seite zeigen, die ihm vielleicht doch neu ist. (Truppendienst, Österreich)

MAXIMILIAN-VERLAG - 49 HERFORD

„Ein Offizier kann sich viele falsche Schritte ersparen, wenn er sich unterrichtet."

Friedrich der Große

Soldat und militärisches Schrifttum

„Das Verfolgen des militärischen Schrifttums ist Aufgabe eines jeden Offiziers" hieß es schon früher in den Grundsätzen über die Offizierausbildung, auch vor dem 1. Weltkriege. Die wenigen Zeitschriften, die früher dienstlich geliefert wurden, lagen dann meist auf den „Schreibstuben" im Umlauf mit dem Vermerk „Behaltezeit 2 Tage". Das verführte zu einem nur flüchtigen Durchblättern, da die Zeit zum Nachhausemitnehmen und gründlichem Studium zu kurz gewesen wäre. Auch in den Kasinos lagen Zeitungen und Zeitschriften aus, wie das heute wieder der Fall ist. Doch hat dieses ebenfalls seine Nachteile, da man dort nur selten die nötige Ruhe hat, sich mit schwereren Themen länger zu beschäftigen. Man bekommt allzuleicht manche Ausgabe gar nicht zu Gesicht, da sie einen Liebhaber gefunden hat, der sie mit nach Hause nahm. Besser ist daher die schon früher zum Teil eingeführte Lesemappe, in der sich sowohl dienstlich wie auch gemeinsam außerdienstlich gehaltene Zeitschriften (früher z. B. der St. Georg oder auch eine gute Monatszeitschrift wie Westermanns Monatshefte) befinden. Doch auch hiermit können nicht alle Wünsche erfüllt werden. Denn die Behaltezeit darf nicht allzulange angesetzt werden, sonst werden manche Artikel zu alt und haben an Aktualität verloren, besonders wenn man sie erst nach der Rückkehr von einem Kommando oder Übungsplatz zu lesen bekommt.

„Aus den Augen — aus dem Sinn!" Diese Tatsache trifft besonders für das Lesen von Zeitschriften und Büchern zu. Um wirklichen Nutzen daraus zu ziehen, müßte man sich die eine oder andere Stelle anstreichen können, sie mit Randbemerkungen versehen oder auch Auszüge machen, die in ein besonderes Notizbuch eingetragen werden. Erst dann bleibt mit der Zeit das Wesentliche haften. Man kann auch nur so rasch nachschlagen, wenn man ein bestimmtes Themengebiet wieder einmal benötigt. Dies alles ist am besten möglich, wenn man sich eine Zeitschrift **selbst hält** und mit ihr machen kann, was man will. Allerdings ist die Kostenfrage einst wie heute in unserem Beruf stets ein Problem gewesen. Früher hatte man erhebliche Ausgaben für Uniformen, Sport und gesellschaftliche Verpflichtungen, heute in erster Linie für den eigenen Wagen, der ja keineswegs mehr ein Luxusgegenstand ist wie noch vor dem Kriege. Bei den oft weit draußen liegenden Kasernen oder Privatwohnungen sind Wagen vielmehr eine Notwendigkeit. Leider hat der Staat dies noch nicht recht erkannt, sonst hätte er wohl einen Weg gefunden — wie heute noch für die Diplomaten und früher auch für Offiziere — nach bestimmten Grundsätzen bei der Anschaffung einen Rabatt zu erwirken. Damit würde die Tradition der Zuteilung eines Chargenpferdes, das früher nach 8 Jahren in den eigenen Besitz überging, in neuzeitlicher Form wieder aufleben. Denn seinen eigenen Wagen fährt man vorsichtiger und pflegt ihn besser. Man lernt bei dem ständigen Fahren mit ihm ständig zu, wie das früher mit den eigenen Pferden der Fall war. Auch würden damit manche Dienstfahrten gespart und die Dienstfahrzeuge geschont werden.

Der Bezug **einer** Zeitschrift wäre noch tragbar, aber man benötigt ja noch eine Tageszeitung und vielleicht eine Zeitschrift für ein bestimmtes Hobby (Reitsport, Segeln, Briefmarken oder dergl.). So überlegt man sich schon genau, ob man sich dies noch leisten kann. Vom Staat subventionierte und den Einheiten gelieferte Zeitschriften sind gewiß begrüßenswert, aber sie verführen zum flüchtigen Durchlesen, wenn man sie gerade liegen sieht und gewinnen nur an Wert, wenn man sie auch abonniert und sie in Ruhe auch zu Hause lesen kann. Das erstrebenswerte Ziel, aus eigener Initiative etwas selbst sich zu halten und damit auch in dieser Hinsicht sich selbst zu erziehen, wird damit nicht erreicht. Ein demokratischer Staat sollte mehr leiten, aber nicht alles vorschreiben oder zusenden. So ist das Halten von 2, 3 selbst bezahlten Zeitschriften sicherlich am wertvollsten. Hierbei kann man nun die Unkosten stark herab-, ja ganz ersetzen, wenn man ab und an einen eigenen Beitrag an die Zeitschrift einsendet. Eine Druckseite wird im allgemeinen so bezahlt, daß man sich davon zwei Zeitschriften im Jahr umsonst halten kann. Es ist damit beiden Seiten geholfen. Vor allem freut sich der Redakteur über jeden guten Beitrag. Man braucht hierzu kein großer Schriftsteller zu sein, sondern braucht nur seine eigenen Gedanken zu einem Problem und seine Erfahrungen in seiner Waffengattung oder bei einer Übung zu Papier zu bringen. Falls von allgemeinem Interesse wird jede Redaktion — manchmal mit kleinen stilistischen Änderungen oder auch redaktionell bedingten Kürzungen — solche Beiträge mit Freuden annehmen. Gerade eine Fachzeitschrift benötigt diese Hilfe, sie lebt erst richtig, wenn die Funken zwischen Leser und Inhalt hin- und hersprühen. An Stoff dürfte es bei der heutigen Vielseitigkeit unseres Berufes nie mangeln. Dazu geht die Vorwärtsentwicklung der Technik zu schnell, wenigstens in den theoretischen Gedanken, und dafür gibt es zuviele noch nicht gelöste Fragen auf fast allen Gebieten. Besonders der junge Offizier kann sich hier die ersten Sporen verdienen. Um zu verhindern, daß aus dem Dienstgrad evtl. Rückschlüsse auf den Wert des Inhalts geschlossen werden, war es früher — vielmehr als heute — üblich, die Aufsätze mit Zahlen und nicht mit Namen der Verfasser zu zeichnen. Ob sich dann dahinter ein Kdr., Generalstabsoffizier oder ein junger Leutnant verbirgt, bleibt das Geheimnis der Redaktion. Hiervon sollte viel mehr Gebrauch gemacht werden. Es regt die Schreibfreudigkeit an. Denn manchmal gibt es auch Vorgesetzte, die von etwaigen eigenwilligen Gedanken Untergebener wenig erbaut sind, obwohl stets das Gegenteil der Fall sein sollte. Natürlich wäre es falsch, ein Vielschreiber zu werden wie Journalisten von Tageszeitungen. Aber wohl jeder hat ein bestimmtes Interesse auf einem Gebiet und beschäftigt sich damit intensiver, sei es auf der taktischen Ebene, in Fragen der Ausbildung und Erziehung oder in Bezug auf technische Probleme. Jeder, der etwas aktiv durch einen Aufsatz beiträgt — und sei es in Form eines Leserbriefes — liest auch kritischer betreffende ähnliche Abhandlungen, als wenn er sich nur passiv berieseln läßt. Übung macht auch hier den Meister und der Gewinn ist ein doppelter.

Kommandeure können besonders dazu beitragen, ihr Offizierkorps zu fördern, wenn sie bei Offizierbesprechungen auf den einen oder anderen Artikel eingehen und die Meinungen hierzu herausfordern. Hat dann einer wertvolle Gedanken dazu geäußert, so könnten diese nachträglich zu Papier und durch eine Fachzeitschrift auch einem größeren Kreis zur Kenntnis gebracht werden. Früher gab es Regimenter — und heute sicherlich auch —, die abwechselnd Offiziere damit beauftragten, über die in den letzten 2—4 Wochen erschienenen Zeitschriften inhaltlich vorzutragen, soweit Artikel von allgemeinem Interesse waren. Eine sich anschließende Aussprache übt gleichzeitig die Teilnehmer, sich in freier Rede und

Gegenrede zu schulen. Solche Aussprachen müssen natürlich von einer Persönlichkeit geleitet werden, die die Erfahrungen und Anlagen hierzu hat, was sicherlich bei der Mehrzahl der heutigen älteren Offiziere der Fall ist.

Aber Zeitschriften allein genügen zur Weiterbildung der Offiziere und Unteroffiziere nicht. Erst ein **gutes Buch** kann ein tieferes Bild über eine bestimmte Frage bringen. In den Zeitschriften erscheinende Buchbesprechungen geben erste Anregungen für die Anschaffung eines eigenen Buches oder die richtige Auswahl für die Bibliothek. Eigentlich müßte jedes Buch, das in einer kleineren Truppenbücherei angeschafft werden soll, erst von einem Leser inhaltlich besprochen werden, der das Buch vorher von einer großen Bibliothek erhält. Nur so wird dieses Buch dann auch bald von dem einen oder anderen gelesen werden und verstaubt nicht in einer Ecke der Bibliothek. Schon Friedrich der Große erkannte den Wert eines guten Buches und schrieb in einer Instruktion für die Inspekteure:

„Da es unmöglich ist, daß man für jedes Regiment alle Bücher haben kann, so werde ich suchen, eine solche Sammlung für jeden Inspekteur anzuschaffen, damit wenigstens die Offiziere, die am mehrsten Ambition und Lust zu ihrem Handwerk haben, dergleichen Geschichte wissen können, und die Inspekteurs werden mir eine große Gefälligkeit tun, wenn sie sich die Mühe geben, die Offiziere zu informieren, daß man mit der Zeit Hoffnung hat, eine gute Schule von Stabsoffizieren und Generalen zu ziehen." Diese Anfänge waren also gewissermaßen die Vorläufer der früheren Heeresbüchereien und heutigen Wehrbereichsbüchereien und der des Truppenamts. Bei der Anschaffung von Büchern für den eigenen Bedarf muß man sich stets vor Augen halten, daß diese nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein sollten, d. h. nach einem Ausspruch von Clausewitz:

„Wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, darf durchaus aus den Büchern nichts mitbringen als die Erziehung des Geistes! Bringt er fertige Ideen mit, die ihm nicht der Stoß des Augenblicks eingegeben, die er nicht aus seinem eigenen Fleisch erzeugt hat, so wirft ihm der Sturm der Begebenheiten sein Gebäude nieder, ehe es fertig ist. Er wird bei den anderen, den Naturmenschen unter ihnen, die selbst wissen, was sie wollen, das wenigste Vertrauen genießen!"

Durch jedes gute militärische Schrifttum tritt das soldatische Geistesleben der Öffentlichkeit gegenüber am deutlichsten in Erscheinung. Leider schreiben heute zuviele Nicht- oder Halbsoldaten aus meist recht durchsichtigen Gründen Bücher, die ins Reich der Belletristik gehören, jedoch von dem unerfahrenen Leser oft als echt und wahr hingenommen wird. Diese Bücher kommen, da sie als Massenauflagen billiger gedruckt werden können, in die breite Masse des lesenden Publikums und verderben dadurch das Bild des Soldaten, wie es tatsächlich ist. Früher gab es dagegen nur immer einen bestimmten kleinen Kreis guter und bekannter Schriftsteller auf allen Gebieten, heute wird über alles geschrieben, auch darüber, was früher in die Intimspähre des Menschen gehörte. Früher waren die Namen großer Feldherrn, die zugleich auch hervorragende Schriftsteller waren, so bekannt, daß sie auch von dem Zivil-Bürger gelesen wurden. Wir erwähnen nur Caesar, der in allen höheren Schulen gelesen wurde, Friedrich der Große, Napoleon I., Erzherzog Karl, Scharnhorst, Moltke, Freiherr von der Goltz, Ludendorff, von Seeckt. Eine Reihe sehr guter Schriftsteller waren nicht immer auch zugleich Männer der Tat. Die Masse der Offiziere schrieb früher überhaupt höchst ungern. Zum Teil kam das daher, daß die körperlichen Anstrengungen weit größer waren als im jetzigen mot. Heer und alles mit der Hand geschrieben werden mußte. Hier hat die Einführung der Schreibmaschine einen großen Wandel hervorgerufen, und es würde heute wohl noch mehr geschrieben werden, wenn die festgesetzte knappe Arbeitszeit und das noch knappere Schreibpersonal hier nicht einen Riegel vorschieben würde. Auf der Schreibstube sitzende Offiziere oder gar schriftstellerisch tätige Offiziere wurden sogar früher — oft zu unrecht — von den meisten abgelehnt. General Mac Mahon ließ Offiziere, weil sie Bücher geschrieben hatten, von der Beförderungsliste streichen. Das hat sich heute wesentlich geändert, fast ins Gegenteil.

Die Lektüre eines guten Fachbuches erfordert Zeit und Muße. Über dieses Problem muß daher noch gesprochen werden, denn immer wieder hört man, daß man zu nichts kommt, daß man abends ermüdet ins Bett sinkt und daß man für ernste gute Lektüre nicht mehr ansprechbar sei. Das ist eine ernste Frage, die es schon in den Jahren des Aufbaus vor dem 2. Kriege gab und die heute aus verschiedenen Gründen wieder in Erscheinung tritt. Sie muß gelöst werden. Wenn auch der Offizier oder Unteroffizier in erster Linie seine — leider meist zu dicken — Vorschriften kennen und können muß, um damit sich und seine Truppe auszubilden und wenn auch die heutige Personalknappheit jeden mit zusätzlichen Aufgaben belastet, so muß doch ein Weg gefunden werden, der es jedem erlaubt, freie Zeit zur schöpferischen Muße zu haben. Gewiß bringt gerade der praktische Dienst auf militärischem Gebiet unentbehrliche Erfahrungen, besonders für den Ernstfall. Aber es kann nichts wirklich Schöpferisches entstehen, wenn diese Erfahrungen nicht immer wieder in Ruhe überdacht und wissenschaftlich rasch ausgewertet werden. Je mehr Soldaten sich hieran beteiligen, desto mehr steigt der Bildungsgrad des Einzelnen und damit das geistige Gesamtniveau einer Armee. Wie aber kann dieses hierfür notwendige Selbststudium mit der Tagesarbeit in Einklang gebracht werden?!

Es ist schon immer typisch für unseren Berufsstand gewesen, daß er sich auch nach dem offiziell angesetzten Dienst noch weiter mit Berufsfragen beschäftigte, während in vielen anderen Berufen die Arbeit mit dem Dienstschluß beendet ist. Aber dieser Opferwille hat seine Grenzen in dem physischen und psychischen Leistungsvermögen. Mit Recht sagt daher ein Aufsatz vor dem Kriege, daß „der Beruf des Lehrers und Erziehers sich mit den Grundsätzen der Akkordarbeit nicht verträgt und zum mindesten der Offizier in den Abend- und Nachtstunden Muße finden muß". In dem gleichen Aufsatz wurde festgestellt, daß der Ausbilder das Tempo einer einjährigen Dienstzeit bei der Fülle des Ausbildungsstoffes auf die Dauer nicht aushalten kann. Die dann bald auf zwei Jahre erweiterte Dienstzeit brachte dann auch kaum eine Erleichterung — ähnlich wie in der Bundeswehr —, weil Neuaufstellungen, Stellenwechsel und die Art des Einziehungssystems neue Mehrarbeit

brachten. Hinzu kommen Gründe, die nur zum Teil, wie z. B. wegen gesetzgeberischer Lücken, vermeidbar waren, sonst jedoch mit der schnellen Entwicklung der Technik und ihrem Einfluß auf Taktik und Organisation in Zusammenhang stehen. Manches ist gerade in letzter Zeit schon verbessert worden, wie z. B. die Abgabe gewisser Verantwortungsgebiete an andere. Aber für fast jeden Dienst, insbesondere die Nachtausbildung, Märsche, beim Scharfschießen usw. wird das Lehrpersonal ständig gebraucht. Wie wenig kann der arme Ausbilder in der Truppe sich daneben noch um seine Familie, insbesondere um die Erziehung seiner meist schulpflichtigen Kinder, kümmern, wenn er außerdem viermal im Jahre im Durchschnitt noch auf den Übungsplatz gehen muß. (Früher nur ein- bis zweimal.) Die Einführung des freien Sonnabends — praktisch oft nicht durchführbar — wird die Lage nur wenig erleichtern. Im übrigen sollte dann der Hausvater mal seiner Frau im Haushalt helfen, während früher fast jeder Offizier eine Hilfskraft zu Hause hatte, was heute nur für den Verdienenden noch allenfalls möglich ist, nicht aber für den dienenden Beamten oder Berufssoldaten. In einem Artikel aus dem Jahre 1936 heißt es: „. . . Auch die beste Offizierausbildung kann ohne Selbstarbeit nicht verdaut werden. Selbstarbeit gedeiht aber nur auf dem Boden der Muße. Wenn z. B. der Kompaniechef zwangsläufig darauf bedacht sein muß, seinen Mannschaften die Zeit zur Pflege der Waffen und Ausrüstung zu geben, so braucht der Offizier ebenso die Zeit zur geistigen Reinigung und Pflege seines Gehirns. Es ist unerläßlich, daß sich jeder Kommandeur, der ein Offizierkorps zu leiten hat, wie auch jeder Kompaniechef in Bezug auf seine Leutnante, ein Bild davon macht, wie sich der tägliche Dienstplan auf die praktische Vorbereitungsmöglichkeit für den nächsten Tag auswirkt. Darüber hinaus muß er aber auch übersehen und überwachen, wieviele pflichtgemäße Abhaltungen kameradschaftlicher, gesellschaftlicher und repräsentativer Art dem Offizier zugemutet werden können, ohne mit den dienstlichen Belangen ins Gehege zu kommen. Auch das gehört in das Gebiet der Fürsorge, die leider oft gar zu einseitig auf das Wohl der Mannschaft eingestellt ist." Treffen diese Sätze nicht auch heute noch in etwa gleicher Weise zu! Hat sich z. B. eine Brigade oder Division schon einmal den Kopf darüber zerbrochen wie z. B. einem Kompaniechef, der sich pflichtgemäß auf die Generalstabsausbildung vorbereiten muß, geholfen werden kann, ohne daß er entweder seine Kompanie vernachlässigt oder seine Arbeit an dieser für jeden heute so besonders wichtigen Vorbereitung nur flüchtig machen kann! Wir wollen es annehmen. Aber eine zusätzliche Kommandierung eines Offiziers oder seine Befreiung von einer Übungsplatzzeit, in der derweilen ein guter Reserveoffizier seine Einheit führt, könnte schon eine große Erleichterung bedeuten. Gleiche Chancen für alle sollte auch praktisch verwirklicht werden.

Wir alle wissen, daß jeder junge Mensch heute durch den Krieg, durch Lehrermangel und nicht zuletzt durch den Wirrwarr unserer Schulsysteme gewisse Lücken — vor allem auf geschichtlichem, naturwissenschaftlichem und staatspolitischem Gebiet — hat. Übrigens war dies vor dem letzen Krieg auch nicht viel anders. Wie damals bei dem Aufbau der Wehrmacht fehlen heute in der Truppe die alten Feldwebel, die verantwortlich und selbständig arbeiten können. Ob die Zahl sich durch die jetzt eingeleiteten Maßnahmen erhöhen wird, ist noch fraglich. Es wiederholt sich eben so vieles, nicht nur in der Geschichte der Völker.

In einem Aufsatz im Militärwochenblatt 1937 beklagt sich ein junger Offizier, daß drei Abende wöchentlich gemeinsames Essen sei und einmal wöchentlich Nachtausbildung, so daß diese vier Abende schon einmal für die eigene Fortbildung ausfielen. Diesen Zustand hielt er für untragbar. „Denn das Weltgeschehen um uns verdient andauernde Beachtung. Kulturelle, weltanschauliche und wirtschaftliche Fragen gehören unbedingt in das Interessengebiet des Offiziers. Es sind Fragen, mit denen er sich beschäftigen und denen gegenüber er mit der Zeit einen festen Standpunkt einnehmen muß. Hinzu kommt noch das umfangreiche militärische Schrifttum, das zum täglichen Brot gehört, wenn der Offizier etwas von anderen Waffen, anderen Heeren, kriegswirtschaftlichen Problemen usw. in sich aufnehmen will sowie das Studium der Kriegsgeschichte. Die Bewältigung dieses Stoffgebietes, das nicht zuviel, sondern das Notwendige enthält, an den verbleibenden dienstfreien Abenden, wird jeder als Unmöglichkeit erkennen!" Könnte dies nicht auch heute ebenso geschrieben worden sein! Jugend übertreibt zwar leicht. Man soll ja nicht alles auf einmal lesen, wissen und lernen. Erst die Jahre bringen immer gründlichere Kenntnisse auf den wichtigsten Gebieten. Aber zum Nachdenken regen diese Sätze doch an. Fassen wir zusammen:

Die Notwendigkeit der Ausspannung und Pflege der über den täglichen Dienst hinausgehenden Interessen ist heute notwendiger denn je. Sie müssen zu ihrem Recht kommen. Wird der Offizier dienstlich überfordert, hetzt von Übungsplatz zu Übungsplatz, Lehrgang zu Lehrgang, so muß er entweder geistig verkümmern oder zu einseitig werden, wird seine Familie vernächlässigen und, was was am schlimmsten ist, mit der Zeit seine Nerven ruinieren. Nicht nur der Krieg, sondern ebenso der Frieden fordert gebieterisch frische Offiziere mit guten starken Nerven. Der Verlust manchen

Gefechts, ja mancher Schlacht, aber auch manche verwerfliche Übertretung der Vorgesetztenbefugnisse im Frieden sind aus diesem Grunde entstanden. Körperlicher und geistiger Ausgleich ist gerade für den heutigen Menschen so wichtig, für unseren Beruf besonders notwendig und noch am leichtesten durchführbar. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Wer mit dem Herzen gibt, anordnet und hilft, wird stets das Herz der Soldaten haben bzw. gewinnen und im Notfall das Äußerste von ihnen verlangen können. Ein vielgestaltiges freies Schrifttum ist aber der Wertmesser für eine echte geistige Freiheit einer Armee und nur, wo diese lebendig ist und gepflegt wird, kann jeder Fortschritt ein echter sein. 13

Hans-Justus Kreker

Die militärische Spitzengliederung 1871-1945 (II)

Der erste Weltkrieg

Die Unzweckmäßigkeit des Nebeneinanders der bestehenden Organisationen trat erst nach dem Ausbruch des Krieges 1914 deutlich in Erscheinung. In einer für den Kriegsfall vorbereiteten Anweisung hieß es: „Der Chef des Generalstabes des Feldheeres leitet nach den ihm von S. M. dem Kaiser erteilten Befehlen die gesamten Operationen. Über das Zusammenwirken mit der Flotte setzt er sich mit dem Chef des Admiralstabes der Marine in Verbindung." Damit war klar die Vorrangstellung des Generalstabschefs in Fragen der Land- und Seekriegführung herausgestellt.

Die oberste Kommandobehörde war 1914 zunächst das „Große Hauptquartier", bald in „Oberste Heeresleitung" umbenannt. Dazu gehörten neben dem Kaiser als obersten Befehlshaber und den Chefs des Generalstabes und des Admiralstabes als weitere selbständige Organe der Chef des Militärkabinetts, der Kriegsminister, die Generalinspekteure der Fußartillerie und des Ingenieur- und Pionierkorps, der Chef des Marinekabinetts und ein Vertreter des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes. Dieser für eine oberste Kriegsleitung recht umfangreiche Apparat war nur arbeitsfähig, wenn es die Spitzenleitung verstand, die Wünsche aller Stellen zu koordinieren und im Gesamtinteresse abzuwägen. Durch die Zurückhaltung des Kaisers, der vielleicht fühlte, daß er den Aufgaben der Wehrmachtführung nicht gewachsen war, war eine zentrale Führung nicht mehr gegeben. Die de-facto-Abdankung des Obersten Kriegsherrn ließ an seine Stelle seinen ursprünglichen ersten Berater, den Chef des Generalstabes des Feldheeres treten, dessen seitherige Vorrangstellung nun übermächtig wurde. Der Kaiser als ausgleichender und vermittelnder Faktor, auch gegenüber den zivilen Reichsbehörden, und vor allem als oberstes Führungsorgan, trat zurück vor dem Bild eines Generalstabes, der sich mit Presse, Propaganda, Rüstungs- und Ernährungsfragen befassen mußte, wie es schließlich die Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff tat.

Auf der Marineseite kam die schon in Friedenszeiten bestehende Zersplitterung der Flottenleitung hinzu. So unterstanden dem Kaiser unmittelbar Admiralstab und Marinekabinett, die Chefs der Marinestationen Nordsee und Ostsee, der Flottenchef, der Chef des Kreuzergeschwaders und die Inspektion des Bildungswesens. Ferner spielte zumindest während der ersten Hälfte des Krieges das Reichsmarineamt unter Großadmiral von Tirpitz eine einflußreiche Rolle, wenn es de jure auch keine Immediatstelle war, sondern dem Reichskanzler unterstand. Alle Anregungen zur Errichtung einer Seekriegsleitung blieben ohne Erfolg. Erst im August 1918 wurde mit der Ernennung Admiral Scheers zum Admiralstabschef eine Regelung dahingehend getroffen, daß ihm alle unmittelbaren Kommandobehörden der Marine unterstellt wurden, wodurch endlich eine oberste Seekriegsleitung entstand. Bis zum Kriegsende konnte sich diese Vereinheitlichung des Oberbefehls aber nicht mehr auswirken.

Hindenburg und Ludendorff, die 1916 an die Spitze des Generalstabes traten, stellten in Wirklichkeit bald ausschließlich die oberste Wehrmachtführung dar. Sie waren damit zweifellos überfordert, wie etwa das Beispiel des Unterseebootskrieges zeigt. Die Forderungen des Chefs des Admiralstabes wurden von allen Chefs des Generalstabes unterstützt, nicht weil sie dieses Problem in seiner ganzen Tragweite richtig abwägen konnten, sondern weil sie sich als Fachleute auf den Fachmann verließen.

Abschließend zu diesem Kapitel ist zu sagen, daß von weitblickenden Offizieren in richtiger Einschätzung der Lage schon vor dem ersten Weltkrieg eine Koordinierung der Wehrmachtteile angestrebt wurde, da ein zukünftiger Krieg sich nicht auf getrennten Kriegstheatern, sondern als einheitliches Ganzes abspielen würde. Die bestehenden Institutionen nahmen jedoch von derartigen Überlegungen kaum Notiz. Den Gedanken eines Reichsgeneralstabes verfolgte man nicht weiter, da ein derartiges Koordinierungsorgan in der Person des Obersten Kriegsherrn bestand. Vielleicht sah man voraus, daß dieser durch die auftauchenden Probleme überfordert würde, aber es war nicht vorauszusehen, daß der Kaiser von sich aus praktisch auf seine Aufgaben verzichtete und dadurch dem Chef des Generalstabes nicht nur auf militärischem, sondern teilweise auch auf politischem Gebiet eine Aufgabe zufiel, die er nicht angestrebt hatte, und der er auch nicht gewachsen sein konnte. Ein Reichsgeneralstabschef, rechtzeitig ernannt und mit militärischen Problemen beider Wehrmachtteile gleichermaßen vertraut, wäre neben dem Reichskanzler auf politischem Gebiet für die Wehrmachtführung notwendig gewesen.

Die Reichswehrzeit

Der Zusammenbruch des Kaiserreiches 1918 brachte auch für die militärische Spitzengliederung Umstellungen. So verschwanden die verschiedenen Immediatstellen, an die Spitze der militärischen Hierarchie trat der Reichspräsident, unter dem der Reichswehrminister als zentrale Kommando- und Verwaltungsdienststelle für die gesamte bewaffnete Macht des Reiches amtierte.

Für das Heer, das zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder eine Reichsangelegenheit wurde, ergab sich folgende Gliederung: An die Spitze trat der Chef der Heeresleitung, der die Führung des Heeres übernahm. Die Heeresleitung war Bestandteil des Reichswehrministeriums und bestand nach verschiedenen Umgliederungen aus fünf Ämtern: Heeres-Personalamt, Truppenamt, Heeres-Verwaltungsamt, Heeres-Waffenamt und Wehramt.

Der bis 1918 eine dominierende Rolle spielende Generalstab mußte auf Grund der Versailler Bestimmungen aufgelöst werden. Seine Aufgaben übernahm das Truppenamt der Heeresleitung.

Bei der Marine trat an die Stelle des Admiralstabschefs, der erst seit 1918 oberste Marinebehörde war und dessen Dienststelle, der Admiralstab, ebenfalls aufgelöst werden mußte, der Chef der Admiralität, der den Weisungen des Reichswehrministers unterstand. Alle bisherigen Dienststellen wurden unter dem Chef der Admiralität in Marinekommandoamt, Verwaltungsamt und Allgemeinem Marineamt zusammengefaßt. Innerhalb des Marinekommandoamtes hatte die „Flottenabteilung" die Aufgaben des früheren Admiralstabes übernommen. Schon 1920 wurde dann in Anpassung an das Heer die Admiralität in Marineleitung umbenannt. Wie schon früher war die Zusammenarbeit zwischen den beiden Wehrmachtteilen nur gering. Ein von Offizieren des Reichswehrministeriums, darunter dem späteren Feldmarschall Kesselring, ausgearbeitete Denkschrift über die Notwendigkeit eines Wehrmachtgeneralstabes fand kaum Beachtung. Trotzdem beschäftigte man sich mit der Spitzengliederung, d. h. mit der Koordinierung der Kriegführung. Im Kriegsfall sollte ein Chef der Wehrmacht ernannt werden, dem nach den Weisungen der Reichsregierung die Gesamtführung aller Streitkräfte zu übertragen sei. Angesichts der Gewichtsverteilung zwischen Heer und Marine war es natürlich, daß das Heer den Posten des Chefs der Wehrmacht beanspruchen würde.

Interessant ist, daß der damalige Oberst Freiherr v. Fritsch als Chef der Operationsabteilung des Heeres bemerkte, die Bestellung des Chefs der Wehrmacht sei eine reine Persönlichkeitsfrage. Wenn die Marine im gegebenen Augenblick eine Persönlichkeit vom Format des Großadmirals von Tirpitz zur Verfügung stellen könne, so sei das Heer gern bereit, sich auch einem Admiral als Chef der Wehrmacht zu unterstellen.

1926 wurde im Zusammenhang mit der durch außenpolitische Motive verursachten Einengung der Befugnisse des Chefs der Heeresleitung eine unmittelbar dem Minister unterstehende „Wehrmachtabteilung" geschaffen, die sich mit Fragen der Militärpolitik befaßte. Diese Umorganisition ist insofern von Bedeutung, als sich aus dieser Dienststelle das Ministeramt und später das Wehrmachtamt entwickelte, das in der Führungsorganisation der Wehrmacht noch eine Rolle spielen sollte.

Anfang März 1933 wurden — zunächst noch getarnt — die Fliegertruppe und die Flakartillerie aus dem Bereich des Heeres heraus-

gelöst und zu einem neuen Wehrmachtteil „Luftwaffe" zusammengefaßt. Der Aufbau dieses dritten Wehrmachtteils wurde in der Folgezeit stark vorangetrieben, so daß er bald gleichberechtigt neben den traditionellen Wehrmachtteilen Heer und Marine stand.

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht

Um die Jahreswende 1933/34 fand eine bedeutsame Umorganisation statt. Der Reichswehrminister wurde zum Oberbefehlshaber aller drei Wehrmachtteile ernannt. Der Chef der Heeresleitung und der Chef der Marineleitung wurden unter dem Reichswehr- oder später Reichskriegsminister Oberbefehlshaber ihrer Wehrmachtteile. Neben sie trat der Oberbefehlshaber der Luftwaffe. In der Hand des Reichskriegsministers lag im Vergleich zu der dezentralisierten Organisation der Monarchie eine bisher unbekannte, straff zusammengefaßte militärische Machtbefugnis. Es lag nahe, daß er sich einen Führungsstab schuf, der den Gedanken eines Reichs- oder Wehrmachtgeneralstabes verwirklichte. Hierzu bot sich das inzwischen erheblich vergrößerte Wehrmachtamt an, das folgende Abteilungen umfaßte:

Abteilung Landesverteidigung	Wehrwirtschaftsstab im Wehrmachtamt
Abwehrabteilung	Wehrmachtversorgungsabteilung
Abteilung Ausland	Wehrmachtrechtsabteilung
Abteilung Inland	Ministerialbürodirektor des Reichskriegsministers u. Oberbefehlshabers der Wehrmacht
Abteilung Wehrmachthaushalt	Bücherei.

Die Abteilung Landesverteidigung war für Organisation- und Führungsprobleme der Wehrmacht zuständig. Sie konnte den Ansatz zu einem Wehrmachtgeneralstab darstellen, der dem Truppenamt des Heeres, der Seekriegsleitung der Marine und dem Generalstab der Luftwaffe übergeordnet war und eine Zusammenarbeit zwischen den drei Wehrmachtteilen gewährleisten konnte.

Gegen diese Pläne des Wehrmachtamtes trat schon frühzeitig die Führungsspitze des Heeres auf den Plan. Der Chef des Truppenamtes, am 1. Juli 1935 wieder in Chef des Generalstabs des Heeres umbenannt, machte geltend, daß nicht der Reichskriegsminister als Oberbefehlshaber der Wehrmacht unmittelbaren Einfluß auf die Führung der Operationen der einzelnen Wehrmachtteile zu nehmen habe, sondern daß im Gegenteil der Oberbefehlshaber des Heeres maßgebend an den Fragen der Gesamtkriegführung zu beteiligen sei. In einer Denkschrift vom 9. Dezember 1935, die eine Erwiderung auf eine Studie des Wehrmachtamtes darstellte, forderte der Chef des Generalstabes, General Beck u. a. für den Oberbefehlshaber des Heeres:

a) Beteiligung bei allen wichtigen Fragen der Landesverteidigung bzw. Kriegsvorbereitung, auch im Kabinett bzw. beim Führer,
b) Recht auf erste und einzige Beratung des Oberbefehlshabers der Wehrmacht in allen entscheidenden Fragen der Landkriegführung im Frieden und Krieg.

In einer weiteren Denkschrift aus dem Jahre 1937 schrieb General Beck: „Man darf die Wehrmachtführung von der Heerführung nicht trennen, da letzten Endes bei einer Kontinentalmacht wie Deutschland das Heer der ausschlaggebende Faktor ist und seine Führungsbedingungen gegenüber denen der freizügigeren Luftwaffe die Gesamtführung entscheidend beeinflussen müssen."

Eine endgültige Entscheidung in der Frage des militärischen Oberbefehls fiel nicht, wenn auch noch eine Reihe Denkschriften verfaßt wurden. Bemerkenswert ist hier die Denkschrift des Generalobersten Freiherr v. Fritsch über „Wehrmachtspitzengliederung und Führung der Wehrmacht im Kriege", in der der damalige Oberbefehlshaber des Heeres zu dem Ergebnis kommt, daß ein besonderer Wehrmachtbefehlshaber nicht notwendig sei. Er schreibt am Schluß der Denkschrift wörtlich: „... 4. Herstellung voller Übereinstimmung zwischen operativer Gesamtkriegführung und Heerführung durch Beauftragung des Oberkommando Heer mit der Bearbeitung der Vorschläge für die Gesamtkriegführung. Die Zuständigkeit des Ob. d. M. als Berater des Ob. d. W. auf dem Gebiet der eigentlichen Seekriegführung wird dadurch nicht berührt. Die Frage der Luftverteidigung der Heimat bleibt ausschließlich Sache des Ob. d. L."

Schon diese wenigen Sätze zeigen klar, daß man auf Seiten des Heeres weiter auf dem Standpunkt der Obersten Heeresleitung des ersten Weltkrieges stand, und daß man insbesondere keine Vorstellungen über einen Luftkrieg hatte. Auch die strategische Bedeutung der Marine, insbesondere der U-Bootwaffe, für die Gesamtkriegführung tritt nicht klar hervor.

Wenn auch der Generalstab die Rolle der anderen Wehrmachtteile sicher unterbewertete, so sah er doch eine Überbeanspruchung des Mannes an der Spitze voraus, bei nicht genügender Beteiligung der Generalstabschefs der drei Wehrmachtteile an der Führung. Diese Meinung hat sich schließlich auch bewahrheitet.

Welche Rolle spielten im Streit um den Oberbefehl Marine und Luftwaffe? Bei der politischen Stellung des Oberbefehlshabers der Luftwaffe wäre seine Mitarbeit unter einem Gesamtwehrmachtstab wohl nur in Frage gekommen, wenn er in der Gliederung die Spitzenstellung innegehabt hätte. Die Marineleitung, seit dem 1. Juni 1935 Oberkommando der Kriegsmarine genannt, hatte gegen einen Spitzenstab das beinahe völlige Fehlen seestrategischen Denkens außerhalb der Marine vorzubringen.

Es ist also nicht verwunderlich, wenn trotz vielversprechender Ansätze letztlich alles beim alten blieb. Immerhin fanden 1937 Wehrmachtmanöver statt, bei denen insbesondere die Spitzenorganisation überprüft werden sollte. Irgendwelche sich auswirkenden Ergebnisse hatte das Manöver nicht, und auch die Ereignisse des Jahres 1938, als deren Folgen der Führer an Stelle des Reichskriegsministers Oberster Befehlshaber der Wehrmacht wurde, änderten daran nichts.

Das Wehrmachtamt wurde in Oberkommando der Wehrmacht (OKW) umbenannt, erhielt aber nur ministerielle Befugnisse ohne Führungsaufgaben. Sein Chef stand im Range eines Reichsministers, hatte aber keinerlei Befehlsgewalt. Das Wehrmachtführungsamt wurde zu der militärischen Stelle, mit deren Hilfe der Führer, gestützt auf die Stäbe der drei Wehrmachtteile, seine militärischen Führungsaufgaben, die der Kriegsausbruch 1939 brachte, zu erledigen gedachte. Der Wehrmachtgeneralstab, dessen Notwendigkeit zwar erkannt, dessen Errichtung aus Kompetenzgründen aber von keiner Seite zielbewußt angestrebt wurde, war zu einer reinen Vorstellung herabgesunken.

Lassen wir abschließend zur besseren Abrundung noch einmal Admiral Assmann zu Wort kommen. Er schreibt: „Als Hitler am 30. Januar 1933 die Regierung übernahm, ernannte er den General v. Blomberg zum Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht. Damit war der ‚Chef der Wehrmacht' bereits in der Friedensorganisation verankert, und zwar in Personalunion mit dem Kriegsminister. Diese Personalunion war nur möglich, weil Blomberg Soldat war. Ich halte sie nicht für glücklich. Dazu sind die Aufgabenbereiche des Ministers und des Oberbefehlshabers zu verschieden. Der Minister hat die Interessen der Wehrmacht der Regierung und dem Parlament gegenüber zu vertreten, der Oberbefehlshaber im Frieden und im Kriege die Wehrmacht zu führen. Für die ersteren Aufgaben eignet sich ein Zivilist besser als ein Soldat, wie es denn auch in allen parlamentarisch regierten Staaten üblich ist, daß ein Politiker den Posten des Ministers bekleidet. Ist der Minister Soldat, so besteht die Gefahr, daß er seine Aufgaben weniger auf dem politischen als auf dem militärischen Gebiet sieht, wo sie nicht liegen, wo sie vielmehr Eingriffe in den Geschäftsbereich der militärischen Führung bedeuten und störend empfunden werden. Dieser Gefahr erlag auch Blomberg mit dem Ergebnis, daß, als er zu Anfang 1938 sein Amt niederlegen mußte, sein Abgang den Oberbefehlshabern der Wehrmachtteile nicht unwillkommen war . . . Wir hatten jetzt (nach Übernahme des Oberbefehls durch Hitler, d. V.), unter Fortfall des Reichskriegsministers, der entbehrlich war, weil es im nationalsozialistischen Staat ein Parlament im demokratischen Sinne nicht gab, die Personalunion Regierungschef — Chef (Oberbefehlshaber) der Wehrmacht. Als Führungsorgan unterstellte sich Hitler das ‚Oberkommando der Wehrmacht' (OKW) mit einem Chef OKW an der Spitze. Letzterer hatte im ‚Wehrmachtführungsstab' eine Operationsabteilung zur Verfügung, deren Aufgabe es war, die Entschlüsse der obersten Führung in Weisungen an die Wehrmachtteile umzusetzen und deren Kriegführung zu koordinieren. Alle drei Wehrmachtteile waren in ihr vertreten. Es war also im Prinzip eigentlich alles vorhanden, was zu einer vernünftigen Wehrmachtführung im Ernstfall gebraucht wurde. . . . Aus dem Chef OKW hätte sich der Reichsgeneralstabschef, aus dem Stabe des OKW der Wehrmachtgeneralstab entwickeln können. Gelang dies, so wäre das Prinzip in die Tat umgesetzt worden.

(Fortsetzung folgt)

Internationaler Überblick über Entwicklung und gegenwärtigen Stand der Panzerwaffe des Auslandes

Major i. G. Werner Heyd / Major Dr. Radke

Die sowjetische Panzertruppe

Wie in den westlichen Ländern war zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch im zaristischen Rußland hier und dort der Versuch erkennbar, gepanzerte Kampffahrzeuge zur Unterstützung des Heeres zu entwickeln, doch erkannte man auch hier die spätere kriegsentscheidende Bedeutung dieses modernen Kampfmittels zunächst in keiner Weise. Die wenigen Experimente einzelner Techniker und Offiziere zur Konstruktion von Geländewagen, Panzern und Zubehörteilen fanden bis in den 1. Weltkrieg hinein weder in den technischen Gremien noch in den Führungskreisen der Armee und Marine Anklang.

Als weiteres Hindernis kam das Fehlen der entscheidenden Voraussetzungen für den Ausbau der Heeresmotorisierung hinzu. Noch bis in die späten 20er Jahre hinein war die Schwerindustrie, der Maschinenbau auf Fließbandbasis und vor allem die Kraftfahrzeug- und Traktorenindustrie derart unterentwickelt, daß an eine systematische Panzerproduktion nicht gedacht werden konnte. Erst die mit Beginn des ersten 5-Jahresplanes schrittweise ab 1929 einsetzende Industrialisierung konnte hier Abhilfe schaffen.

Außer einigen theoretischen Projektierungen von Kettenantrieben im Verlauf des 19. Jahrhunderts und den um 1900 durchgeführten Bau eines Panzerfahrzeuges mit Dampfantrieb stand die Entwicklung der zu jener Zeit in den westlichen Ländern in Mode kommenden Panzerautokonstruktionen im Mittelpunkt des Interesses einzelner Konstrukteure, die die Bedeutung der Heeresmotorisierung vor dem 1. Weltkrieg wenigstens erahnten. Aber selbst das zu Beginn des Russisch-Japanischen Krieges von dem Kosakenoberleutnant Nakaschidse projektierte Panzerauto wurde nicht in Rußland, sondern von der französischen Firma Charron Girardeau et White gebaut und von dort nach Rußland geliefert.

Neben einem kleinen Kettenmodell und einer Umpanzerungskonstruktion von Halbkettentraktoren wurden dann auch während des ersten Weltkrieges ausschließlich Radpanzerfahrzeuge hergestellt. Darüber hinaus waren es bei Kriegsende und während des darauffolgenden Bürgerkrieges vor allem die in größerer Zahl vorhandenen Panzerzüge, die bereits vielfach gefechtsentscheidend eingesetzt und somit zu den Vorläufern der Panzertruppen der Sowjetarmee wurden.

Den Grundstock der eigentlichen russischen Panzerentwicklung bildeten einige während des Bürgerkrieges erbeutete Tanks westlicher Bauart, darunter einige französische Renaults, aus denen durch Nachbau der erste sowjetische Panzer „Kämpfer für die Freiheit, Genosse Lenin" im Werk „Krasnoje Sormowo" entwickelt wurde.

Überhaupt sind sowohl die Panzertechnik wie auch die Einsatzgrundsätze und die Panzertaktik und -Strategie entscheidend vom westlichen Ausland beeinflußt worden, zumal die UdSSR niemals irgendwelche Skrupel empfand, ausländische Vorbilder und Patente zu kopieren. So waren der leichte Panzer MS 1 von 1927 aus dem Renault, der leichte Panzer T 26 aus dem britischen 6 t-Panzer Vickers, der Kleinpanzer T 27 aus dem britischen Carden-Lloyd und die Panzer der BT-Klasse aus dem Rad-Kettenpanzer vom amerikanischen Typ Christie noch in den 30er Jahren durch unmittelbaren Nachbau entwickelt worden.

Weitere Impulse erhielt die UdSSR nach Abschluß des Rapallovertrages durch die in Kazan an der Wolga nach 1922 durchgeführten deutschen Panzerversuche, die sowohl auf technischem wie auf taktischem Gebiet stattfanden.

Erst 1928 hatte die UdSSR ihre allgemeine Industriekapazität des Jahres 1914 erreicht, und etwa ab 1932 war die sowjetische Schwerindustrie zu einer eigenständigen Waffenproduktion fähig.

Mit der BT-Serie schuf die Rote Armee in den 30er Jahren ihren bekanntesten Panzertyp jener Zeit. Der BT-2 zum Beispiel besaß einen 400 PS-Flugzeugmotor vom Typ Liberty, Einzelaufhängung der Laufrollen und eine 37 mm Kanone sowie ein Maschinengewehr in schwenkbarer Kugelblende. Der Aktionsradius dieses 11 t Panzers betrug auf festen Straßen 100 km bei Kettenfahrt und 150 km bei Räderfahrt. Als Mängel waren die ungenügende Bewaffnung, der zu enge Kampfraum und das Fehlen von Funkgeräten zu bezeichnen.

1938 wurde bei einigen BT-5 Panzern ein Dieselmotor eingebaut. Hieraus wurde der neue Typ BT-7 M entwickelt und seit 1939 in Serienproduktion hergestellt. Mit dieser Fertigung begann die später für die sowjetische Panzerwaffe typische Vorliebe für Dieselmotoren.

Als zweiter grundlegender Typ war in dem Jahrzehnt von 1931 bis Kriegsbeginn der leichte Panzer T 26 eingesetzt, der auch in größerer Anzahl auf roter Seite im spanischen Bürgerkrieg Verwendung fand. Das Fahrgestell dieses Panzers diente als Grundlage für die Entwicklung zahlreicher Selbstfahrlafetten und Spezialkettenfahrzeuge. Außer dem luftgekühlten Motor hatten die (späteren) eintürmigen Panzer dieses Typs eine 4,5 cm (bzw. in einigen Ausführungen auch 7,62 cm) Kanone mit gekoppeltem Maschinengewehr und ein Funkgerät als Besonderheit aufzuweisen. Die seit 1937 gefertigten T 26 bekamen konische Türme und wenig später auch einen Turmunterbau mit schräger Panzerung.

Außer diesen leichten Panzern standen der Roten Armee in diesem Zeitraum der mittlere Panzer T 28 und der schwere Panzer T 35 sowie eine Reihe von Klein- und Schwimmpanzern und Radspähwagen zur Verfügung.

Aufgrund der Kriegserfahrungen in Spanien und Finnland, besonders aber infolge der ständigen Verbesserung der Panzerabwehrwaffen, sah sich die UdSSR gezwungen, durch Verstärkung der Panzerung auch gegen Granatbeschuß weniger anfällige Panzertypen zu entwickeln. So entstand 1937 der 28 t Panzer T 46-5 (T 111), dessen 60 mm Panzerung auf alle Entfernungen gegen 37 mm Pak-Geschosse Schutz bot.

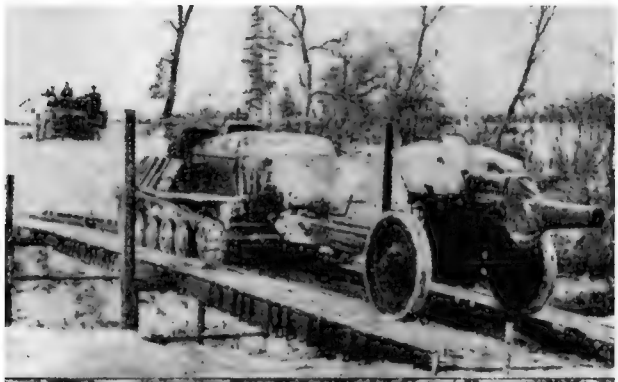
Eine neue Form stark geneigter Panzerungsteile der Panzerwanne und des Turms wurde bei der Konstruktion des leichten Panzers BT-IS erprobt.

Diese neuen Wege der Formgebung führten über die Panzertypen A 20, A 30 (der bereits über eine 7,62 mm Kanone verfügte) sowie über den T 32 zu dem berühmten Panzer T 34 des Jahres 1940. Ein Jahr vorher war auch der eintürmige schwere Panzer KW 1 in die Armee eingeführt worden, ihm folgte der KW 2, der an Stelle der 76 mm Kanone eine 152 mm Haubitze besaß. Sowohl der T 34 als auch der KW verfügten über Dieselmotoren, die nicht nur die Erhöhung des Fahrbereichs, sondern auch eine Vereinfachung der Bedienung und Wartung sowie eine Verminderung der Brandgefahr ermöglichten. Außerdem waren die Hauptbauteile der Dieselmotoren gegenseitig austauschbar, woraus sich eine Vereinfachung der Produktion und Instandsetzung ergab. Beide Panzertypen wurden außerdem mit breiten Panzerketten ausgerüstet; dadurch konnte der Bodendruck vermindert und die Geländegängigkeit entscheidend erhöht werden. Die Laufrollen mit großem Durchmesser waren das Charakteristikum des schnellen Panzers T 34.

Beide Panzertypen, denen der deutsche Panzer IV weder in Bezug auf Beweglichkeit noch auf Bewaffnung gewachsen war, zwangen die deutsche Führung zur Entwicklung der neuen deutschen Typen Panzer V (Panther), Panzer VI (Tiger) und Panzer VI B (Königstiger) sowie zur Einführung größerer Kaliber, verbesserter Selbstfahrlafetten und neuartiger Hohlladungen der Panzerabwehrwaffe. Der T 34/76 hatte ein Gefechtsgewicht von 28 t. Er war mit einer 76 mm Kanone, die eine sehr hohe Anfangsgeschwindigkeit aufwies, und zwei Bord-MGs bewaffnet. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 55 Stundenkilometer, sein Aktionsradius lag bei 150 km (Landstraße). Im weiteren Verlauf des Krieges wurde dann der geschweißte oder gegossene Turm des T 34/76 durch einen sechsseitigen gegossenen Turm ersetzt und weiter verbessert. Auch der aus dem KW 1 hervorgegangene KW 1 S wurde ab Mitte 1943 mit neuen, gegossenen Türmen und stärkerer Panzerung (bis zu 100 mm) und einer 85 mm Kanone ausgerüstet. (Fortsetzung Seite 140)

Sowjetische Winterausbildung

Übungen im Winterhalbjahr nehmen in der Sowjet-Armee naturgemäß einen breiten Raum ein. Sie legt besonderen Wert auf eine harte und kriegsnahe Ausbildung, die auch bei den westlichen Armeen mehr und mehr betont wird. Nachstehende Bilder, der sowjetischen Fachpresse entnommen, geben unseren Lesern einen Einblick in die Zusammenarbeit aller Waffengattungen bei den sowjetischen Verbänden, wobei Mensch und Material einer besonderen Belastungsprobe unterworfen werden.



Unsere Bilder zeigen:

Bild 1, oben:
Eine 57 mm-Pak sichert den Übergang einer MotSchtzEinheit über eine Kriegsbrücke (schlechte Stellung der Pak. - Die Red.)

Von links oben nach unten:
Bild 2: Gemischte Spähtrupps der AufklBtl (hier BTR 40 a und B-Kräder) sichern den Vormarsch.

Bild 3 u. 4: Artillerie und Mörser werden auch den Aufklärungseinheiten unterstellt. Unsere Bilder zeigen Zugmaschinen vom Typ AT-P mit FH 122 mm und 120 mm Mörser.

Bild 5: Ein Hubschrauber vom Typ HARE überbringt den Einsatzbefehl.

Von rechts oben nach unten:
Bild 6: MotSchtz auf Ski im Vorgehen mit Kampfpanzern vom Typ T 54. (Im Vordergrund ein offenbar vorher zur Überwachung eingesetzt gewesenes Leichtgeschütz RG 107.)

Bild 7: Panzer mit aufgesessenen Schützen. Die Zahl der aufgesessenen Schützen ist nicht immer gleich. Es hängt vom Auftrag, der Feindlage und vom Typ des Kampfpanzers ab. Auf einem m. Pz. sitzen gewöhnlich 6—8 Soldaten auf.

Bild 8: Pioniere beim Räumen von Panzerminen.

Bild 9: In unübersichtlichem Gelände werden häufig Ski-Spähtrupps eingesetzt. Der Schütze im Vordergrund trägt eine RPG 2, die anderen Schützen die MPi KALASHNIKOW.

Ebenfalls eine 85 mm Kanone erhielten die Panzer T 34/85 und IS 1, dessen Gewicht 44 t betrug. Aus diesem Typ entstand der 45 t Panzer IS-2, der als der stärkste Kampfpanzer der Roten Armee während des zweiten Weltkriegs galt und mit einer 122 mm Kanone ausgerüstet war.

Der schnelle Vormarsch der deutschen Verbände zu Beginn des Rußlandfeldzuges hatte zunächst die sowjetische Panzerproduktion und -Entwicklung fast zum Erliegen gebracht. Hinzu kam erschwerend der starke Verlust von Panzern in den ersten Kriegsmonaten und die Tatsache, daß die in der Umrüstung begriffene Rote Armee noch großenteils mit veralteten Panzertypen ins Feld ziehen mußte.

Die Regierung der UdSSR war gezwungen, ihre Panzerproduktionsstätten an den Ural und nach Sibirien zu verlegen. Trotzdem gelang es ihr relativ schnell, eine neue große Panzerproduktion in Gang zu bringen, die — nach sowjetischen Angaben — allein während der letzten drei Kriegsjahre jährlich 30 000 Panzer, Selbstfahrlafetten und sonstige Panzerfahrzeuge liefern konnte und damit die ebenfalls stark angestiegene deutsche Panzerproduktion weit übertraf.

Noch vor Kriegsende wurde als Weiterentwicklung des T 34/85 ein neuer Panzertyp unter der Bezeichnung T 44 herausgebracht, der als eine Zwischenlösung zu dem 1950 ausgelieferten T 54 angesehen werden kann.

Dieser T 54 gilt als vorläufiges Endergebnis der Entwicklungen der bewährten T 34-Reihe. Bevor der US-Panzer M 60 und die neuen NATO-Standard-Panzer — hier vor allem der Leopard — entwickelt wurden, sah man in ihm allgemein den kampfkräftigsten Kampfpanzer der Welt. Es besteht kein Zweifel, daß die Existenz dieses idealen sowjetischen Kampfpanzers die NATO-Länder geradezu zwang, ihrerseits neue Impulse auf dem Gebiet der Panzerfertigung hervorzubringen. Besonders der Turm des T 54 ist in seiner Formgebung eine ausgesprochen gelungene Lösung. Die im Turm untergebrachte 10 cm Kanone des 38 t Panzers ist an Feuerkraft allen Kanonen von vergleichbaren Panzern der Klasse bis zu 50 t mindestens gleichwertig. Als sehr gut muß auch der Fahrbereich von 350 km und die extrem niedrige Silhouette, verbunden mit einer vorbildlichen Beweglichkeit auf dem Gefechtsfeld, bewertet werden. Der Panzer kann in kürzester Zeit mit Truppenmitteln abgedichtet und tauchfähig gemacht werden. Auch dieses Kampffahrzeug ist mit einem Dieselmotor ausgerüstet. Die sehr hohen Fertigungszahlen zeigen, daß der T 54 als Massenkampfmittel vorgesehen ist und die konventionelle operative Stoßkraft der Roten Armee gewährleisten soll.

Bei den schweren Panzern ist den Sowjets mit der aus dem Typ IS erfolgten Weiterentwicklung T 10 ebenfalls eine außerordentlich erfolgreiche Konstruktion gelungen. Dieser 50 t Panzer verfügt über eine 122 mm Kanone, deren Reichweite auch auf Entfernungen von über 2 000 m noch gute Erfolgschancen im Kampf gegen Panzer verspricht. Da der T 10 die Standardausrüstung der Schweren Panzeregimenter der Panzerdivisionen bildet, kann man ihn als Schwerpunktwaffe der sowjetischen Kampfverbände bezeichnen.

Ebenso wie bei der technischen Entwicklung der Panzerfahrzeuge ist bei der Herausbildung der Kampf- und Einsatzgrundsätze der Panzertruppe die Nachahmung ausländischer Vorbilder und das Bemühen, sie der Mentalität und der Struktur der Roten Armee anzupassen, unverkennbar.

Zu Beginn der 20er Jahre wurde — gemäß den Erfahrungen des Weltkrieges — als die Hauptaufgabe der Panzertruppe die unmittelbare Unterstützung der Infanterie angesehen. Noch in den Gefechtsvorschriften der Infanterie von 1927 war der Einsatz von Panzern lediglich im engen Zusammenwirken mit der Infanterie behandelt. Erst 1928 begann man sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, der Panzertruppe selbständige Aufgaben zuzuweisen. Hierzu sollten gehören: Einsatz im Hinterland des Feindes, Bekämpfung seiner Artillerie und Störung des Nachschubs.

1929 wurde mit der Aufstellung motorisierter Einheiten für selbständige Kampfeinsätze begonnen und ein motorisiertes Regiment aufgestellt, das über ein Panzerbataillon, eine Panzerkraftwagenabteilung, ein motorisiertes Schützenbataillon und eine Artilleriebatterie verfügte. Im folgenden Jahre wurde hieraus eine motorisierte Brigade mit zwei Panzerbataillonen, zwei motorisierten Schützenbataillonen, einer Aufklärungsabteilung sowie einer Artillerieabteilung und Spezialabteilungen gebildet.

Bereits 1932 wurde auf dieser Grundlage das „Mech.-Korps Kalinowski" zusammengestellt, das über ca. 500 Panzer, mehr als 200 Radpanzerwagen, 60 Begleitgeschütze und andere Waffen verfügte.

Daneben waren den Schützen- und Kavallerie-Divisionen organisch eingefügte selbständige Panzerbataillone und mechanisierte Abteilungen angegliedert.

Der erste Panzer-Großverband der Roten Armee bestand aus zwei Panzerbrigaden und einer Mot.-Schützen-Brigade. Die Panzerbrigade war bereits ein gemischter Verband aller drei Waffengattungen: drei Panzerbataillone mit je 31 Panzern, einem Mot.-Schützen-Bataillon und ein aus einer Fla-Kompanie, einer Pionierkompanie und weiteren Brigadeeinheiten bestehendes sogenanntes „Gefechtssicherungsbataillon".

Diese Entwicklung führte zu der Bildung der Mot.-Mech.-Korps 1935, reinrassigen Panzergroßverbänden, die zu selbständigen operativen Kampfhandlungen fähig sein sollten.

Unter dem Eindruck vor allem des spanischen Bürgerkrieges glaubten die Sowjets 1937, die Verbände auflösen und auf die Infanteriedivisionen als Begleitwaffen aufteilen zu müssen, was sich zu Beginn des zweiten Weltkrieges als ausgesprochener Rückschritt erweisen sollte. Man begann diesen schweren Fehler erst nach den großen Erfolgen der deutschen großen mechanisierten Verbände im Polen- und Frankreichfeldzug zu korrigieren und neue Mech.-Korps aufzustellen, die ungefähr den deutschen Panzerdivisionen entsprachen. Diese Aufstellung war jedoch bei Beginn des Rußlandfeldzuges noch im Gange, so daß diese Verbände infolge der unfertigen Umgliederungssituation durch den deutschen Angriff schon nach kurzer Zeit aufgerieben wurden.

Nach Zerschlagung der sowjetischen Hauptpanzerkräfte im Jahre 1941 gingen der Neuaufbau und die Neuorganisation der Panzerwaffe nur relativ langsam vor sich. Ihr Einsatz erfolgte schwerpunktmäßig als Infanteriebegleitwaffe oder in einer geringen, selten zusammengefaßt eingesetzten Anzahl, die den Grundsätzen des modernen Einsatzes als Schwerpunktwaffe der Kampfführung in keiner Weise entsprach.

Erst im weiteren Verlauf des Krieges kamen auch die Sowjets immer mehr von einer Verzettelung ihrer Panzerkräfte ab und begannen — nach deutschem Vorbild — wieder größere und geschlossene Panzerverbände aufzustellen. Etwa von der zweiten Hälfte des Rußlandfeldzuges ab finden wir sowjetische Panzerkorps im operativem Einsatz. Diese Panzerkorps wurden aus den bis dahin selbständigen Panzerbrigaden gebildet, die vorwiegend zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie eingesetzt worden waren. Allerdings kann man diese Panzerbrigaden in ihrer Größenordnung und in ihrem Kampfwert ebenfalls nicht annähernd mit den gleichnamigen Verbänden der deutschen Wehrmacht vergleichen. Die Panzerbrigade war gegliedert in drei Panzerbataillone, von denen jedes in seinen beiden Kompanien nur über 21 Panzer verfügte und damit nur halb so stark war wie die deutsche oder amerikanische Panzerabteilung. Der Panzerbrigade war außerdem ein Mot.-Schützen-Bataillon, bestehend aus drei Schützen-, einer Granatwerfer- und einer Panzerjägerkompanie, angegliedert.

Außer diesen Panzerbrigaden wurden den neu gebildeten Panzerkorps eine oder mehrere Mot.-Schützen-Brigaden zugeteilt. Diese bestanden aus drei schwachen Schützenbataillonen, einer Artillerieabteilung und einem „Gefechtssicherungsbataillon", zu dem auch die Aufklärungskräfte gehörten. Später wurde dieses Gefechtssicherungsbataillon durch ein Granatwerferbataillon ersetzt.

An Artillerie wurde den Panzerkorps — sehr unterschiedlich, je nach Lage — ein Verband bis zur Größenordnung einer sowjetischen Artilleriedivision zugeteilt.

Nur noch selten wurden nunmehr Verbände dieser Art aufgeteilt. Die großen Erfolge in der Schlacht um Stalingrad sind bereits auf den zusammengefaßten, geschlossenen Einsatz der großen Panzerverbände zurückzuführen. Aufgrund der in der Schlacht um Stalingrad gemachten Erfahrungen wurde der Aufbau der sowjetischen Panzerverbände systematisch fortgeführt und ihre Einsatzgrundsätze ständig verbessert. Bei Kriegsende waren bereits die sowjetischen Panzerkorps zu Panzerdivisionen umgegliedert und kamen, etwa nach westlichen Vorbildern zusammengesetzt sowie nach den deutschen Kampfgrundsätzen ähnlich geführt, zum Einsatz.

Aus diesen Kriegsdivisionen entwickelte sich in den ersten fünf Nachkriegsjahren die sowjetische Panzerdivision Typ 1950 als

Standardverband. Sie setzte sich aus drei mittleren Panzerregimentern, einem schweren Panzerregiment, einem Schützenregiment sowie einem Artillerieverband unterschiedlicher Größe zusammen. Die mittleren Panzerregimenter bestanden wie bisher aus je drei Panzerbataillonen zu je 21 Panzern und einem Schützenbataillon. Das schwere Panzerregiment war analog gegliedert. Beide Regimentstypen verfügten also bereits im Frieden über eine organisch eingespielte integrierte Zusammensetzung von Panzer- und Panzergrenadiereinheiten.

Außerdem verfügte die Panzerdivision über ein radgepanzertes Mot.-Schützenregiment zu drei Bataillonen sowie eine Artillerieabteilung und manchmal auch über ein gemischtes Granatwerferbataillon.

Neben diesen Panzerdivisionen entwickelte die Rote Armee den Typ der Mechanisierten Division, die aus drei Mech. Regimentern zu je 2—3 Mech. Bataillonen und je einem Panzerbataillon sowie aus einem mittleren und einem schweren Panzerregiment und einem Artillerregiment bestand.

Mit dem Jahre 1958 wurde die Vollmechanisierung der Roten Armee beendet. Sie umfaßt seither nur noch vollgepanzerte Einheiten.

Den heute durchweg mit dem T 54 ausgestatteten Panzer- und Mech.-Regimentern wurde durch die Eingliederung von modernen Panzerfla-, Panzerpionier- und Panzeraufklärungseinheiten sowie starken Versorgungsteilen eine noch größere Kampfkraft verliehen. Die Beweglichkeit ist durch die Ausstattung mit Vollketten-Schützenpanzern und zahlreichen Amphibienfahrzeugen weiter gesteigert worden. Darüber hinaus ermöglicht es die Tauchfähigkeit des T 54, große operative Bewegungen selbst bei Zerstörung der Brücken über die großen europäischen Flußläufe hinweg ohne Zeitverlust durchzuführen.

Sowohl die Abwehrkraft gegen Atomwaffen wie die eigene atomare Artillerie in Form der Panzerwerfer auf Divisions- und Armee (korps)-Ebene erhöht darüber hinaus die Stoßkraft der Panzergroßverbände erheblich.

Im Hinblick auf technische, Gliederungs-, Führungs- und Einsatzgrundsätze sowie Bewaffnung und Feuerkraft entsprechen diese Stoßverbände durchaus der Kampfkraft der modernen westlichen Armeen, sie sind ihnen vielleicht zur Zeit sogar überlegen. Allerdings wird es noch einer straffen und langwierigen Ausbildungs- und Erziehungsarbeit bedürfen, bis der Soldat der Roten Armee die Kampfmentalität und den individuellen Einsatzwert erreichen dürfte, ohne die der operative Großeinsatz gepanzerter und mechanisierter Verbände im Sinne der von den Sowjets angestrebten Konzeption nach dem Vorbild Guderians nicht voll gewährleistet erscheint.

Oberleutnant Scheunpflug

Notstandsgesetzgebung und Bundeswehr

Es ist in der letzten Legislaturperiode zu keiner eigenen Notstandsgesetzgebung mehr gekommen, zum mindesten nicht zu einer, die diesen Namen verdient. Ich halte das für ein bedenkliches Zeichen an mangelndem Realitätssinn für einen Staat, dessen östlicher Nachbar nicht nur die Hälfte des eigenen Vaterlandes einverleibt hat, sondern der auch ständig an der Berliner Mauer und durch seine Politik seine Aggressivität unter Beweis stellt. Diesem Hinweis wird im Allgemeinen mit dem Argument begegnet, daß ein Notstandsgesetz unsere Demokratie gefährde und daß es Hitler ohne Notstandsgesetzgebung wahrscheinlich nicht gegeben hätte. Beide Argumente verraten einen bedenklichen Mangel an historischer Bildung.

Denn gerade die Demokratie ist es, die eine Notstandsgesetzgebung braucht, da der Mechanismus der Demokratie in Notzeiten, die ein schnelles Handeln fordern, versagt. Die Begriffe Demokratie und Notstandsgesetzgebung gehören deshalb zusammen; es ist ja auch klar, daß Diktaturen kein Notstandsgesetz brauchen, da in diesen Regimen die Regierung die Grenzen der Gewalt selbst bestimmt. Daß es Hitler ohne Notstandsgesetzgebung nicht gegeben hätte, ist eine Umkehrung der Tatsachen. Die Weimarer Demokratie, die etwa über 20 Putsche von kommunistischer und zwei von rechtsradikaler Seite abwehren mußte, hätte sich schon wesentlich eher aufgeben müssen, wenn ihr im Artikel 48 der Reichsverfassung nicht ein besonders gutes Notstandsgesetz zur Verfügung gestanden hätte. Der sozialdemokratische Reichspräsident Ebert konnte nur mit 136 Notverordnungen das Schlimmste von der Republik abwehren und auch Hindenburg sah sich gezwungen, es ihm gleich zu tun.

Hitler hätte man, wie es z. B. Schleicher auch wollte, nur durch Verkündigung des Notstandes vom Staat fernhalten können. Kurzum: Wenn die Weimarer Demokratie trotz der hohen Belastungen, denen sie ausgesetzt war, erst relativ spät zusammenbrach, dann lag das zum großen Teil an ihrer Notstandsgesetzgebung. Es ist bedauerlich, daß wir nicht nur aus diesen Tatsachen nicht lernen wollen, sondern die Wahrheit auch noch in ihr Gegenteil verkehren.

Kann man dem Soldaten der Bundeswehr daraus einen Vorwurf machen?

Ich meine in gewisser Beziehung: ja!

Der Soldat ist in vieler Hinsicht Staatsbürger wie jeder andere auch. Aber sein Leben und Denken sind in besonderer Weise auf den Ernstfall gerichtet; also auf die Lage, in der die Notstandsgesetzgebung gebraucht wird. Fehlt sie im Falle eines Krieges, wird dieser Mangel in einem höheren Blutzoll gezahlt. In der Bundeswehr wurde und wird von vielen militärischen Führern aller Dienstgradgruppen immer wieder hervorgehoben, daß die Bundeswehr in erster Linie aufgestellt wurde, um den Krieg zu verhindern. Ich gehe auch nicht fehl in der Annahme, daß ein Teil meiner Kameraden außer diesem Motiv kein anderes für ihren Dienst anerkennen.

Nun hat dieses Wehrmotiv heute natürlich auch seine besondere Berechtigung. Aber schon immer sollte eine Armee in der Hand guter Politiker diesen Zweck erfüllen. Sie sollte jeden Gegner, der einen Angriffskrieg führen wollte, abschrecken. Heute hoffen wir nun besonders, daß die Bundeswehr gerade dieser Seite ihrer Existenz gerecht wird, da gerade der Soldat weiß, wie furchtbar die Folgen eines Krieges wären. Diese Hoffnung gibt uns aber nicht die Berechtigung, an den Realitäten der heutigen Welt vorbeizuträumen. Diese Welt beschert uns jeden Tag den kalten Krieg, erschossene Flüchtlinge an der Zonengrenze, einen mörderischen Krieg in Vietnam, Überlegungen der Amerikaner, Atombomben gegen Nordvietnam einzusetzen und vieles mehr. Der Satz, die Bundeswehr sei nur dazu da, um den Krieg zu verhindern, bringt den Soldaten auch deshalb in Konflikt, weil der Gesetzgeber im Soldatengesetz und im Eid fordert:

„. . . das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen,"

und die Bundeswehr in einer ihrer wichtigsten Richtlinien der Truppenführung unter Nr. 12 sagt:

„Die Streitkräfte sind ein Machtmittel des Staates zu seiner Selbstbehauptung. Hierfür müssen sie stark und stets schlagbereit sein, daß der Feind den bewaffneten Angriff nicht wagt. Greift der Feind dennoch an, so ist es Aufgabe der Streitkräfte, den Krieg erfolgreich zu führen".

Wir müssen aus diesen Tatsachen die Konsequenzen ziehen und uns nicht in die Phrase flüchten, daß die Bundeswehr den Krieg nur verhindern soll, wenn uns die Wehrpflichtigen fragen, weshalb sie Soldat sein müssen. Wir müssen aber darüber hinaus auch gegenüber der Öffentlichkeit und den Parteien betonen, was Karl Jaspers in seiner Schrift „Die geistige Situation unserer Zeit" sagt: „Will man den Krieg um jeden Preis verhindern, so wird man blind hineintaumeln, wenn man von den anderen in die Situation manövriert ist, in der man ohne Krieg vernichtet oder versklavt wird. Will man ihn wenigstens nach Kräften vermeiden, so verlangt doch die Härte der Wirklichkeit, jeden Augenblick mit seiner Möglichkeit zu rechnen und die Einsicht wachzuhalten, was um ‚jeden Preis' bedeutet."

Es scheint mir jetzt eine besondere Aufgabe der Bundeswehr, den Parteien zu sagen, was die „Härte der Wirklichkeit" bedeutet, bevor Gesetze entstehen, die eher in die Zeit des Biedermeier als in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts passen.

Hauptmann Helmut Meineke

Die Abwehr ist vor allem ein Kampf gegen Panzer

Der Verfasser stellt hier die so wichtige Frage, ob diese Forderung der TF mit den z. Z. vorhandenen Pz Abwehrwaffen erfüllt werden kann. Wir möchten zu diesem ausgezeichneten Artikel noch bemerken, daß die Lösung dieser entscheidenden Aufgabe uns nur durchführbar erscheint, wenn der zu erwartende starke Ausfall an Pz Abwehrwaffen planmäßig immer wieder ersetzt werden kann. Wenn auch der Gegner Verluste hat, so doch anfangs nicht im Schwerpunkt seines Angriffs, wo er alles zusammenfaßt.
Alle angeführten Zahlen sind etwas geändert worden, gerechnet wurde jedoch mit echten Werten. Die Red.

„Kernwaffen allein können nicht die Entscheidung im Kriege herbeiführen; sein endgültiger Ausgang wird durch die entscheidenden Operationen der starken und modern ausgerüsteten mechanisierten Landstreitkräfte bestimmt."

Diese sowjetische Auffassung vom modernen Krieg wird eindrucksvoll unterstrichen durch die Gliederung und Ausrüstung der Landstreitkräfte des Ostblocks, in denen Panzer und mechanisierte Infanterie die entscheidende Stoßkraft darstellen.[1])

Das Element der Panzer ist der Angriff, der nach sowjetischer Auffassung als Hauptkampfart allein die völlige Zerschlagung des Gegners erreicht.

Die zur Abwehr eines Angriffes vorgesehenen Streitkräfte haben sich in ihren Führungsgrundsätzen sowie in ihrer Gliederung und Ausrüstung auf dieses Bild des Krieges einzustellen. Die „Truppenführung" der Bundeswehr erfüllt diese Forderung durch die Feststellung: „Die Abwehr ist vor allem ein Kampf gegen Panzer. Die Vernichtung der angreifenden feindlichen Panzer muß daher im Vordergrund aller Überlegungen und Maßnahmen stehen."

Aufgabe dieser Arbeit soll es sein zu untersuchen, ob der mechanisierte Großverband der Bundeswehr, die PzGrenDivision, bei der derzeitigen Ausstattung mit Panzerabwehrwaffen und deren Eingliederung das Abwehrgefecht nach den Grundsätzen der „Truppenführung" erfolgreich führen kann.

I. Die Abwehr

Unter dem Eindruck der Vernichtungskraft der Atomwaffen und der Angriffswucht und Durchschlagskraft gepanzerter Verbände führt die PzGrenDiv das Gefecht im Abwehrraum mit tiefgegliederten, beweglich geführten Großverbänden.

Der in der Verzögerungszone durch atomares Feuer und den Kampf mit Verzögerungskräften geschwächte angreifende Feind soll im Abwehrraum weiter abgenutzt, in vorgeplante Räume gelenkt, zum Stehen gebracht und zu Massierungen gezwungen werden. Dort soll er durch vorbereitete atomare Feuerschläge in Feuerfeldern zerschlagen und durch den Gegenangriff starker gepanzerter Reserven endgültig vernichtet werden. Der preisgegebene Raum soll danach zurückgewonnen werden.

Die Vernichtung des eingebrochenen Feindes im Abwehrraum ist damit in erster Linie Aufgabe des atomaren Feuers der Artillerie und der zum entscheidenden Gegenangriff antretenden Reserven der PzGrenDiv. Letzteres wird in den meisten Lagen die Panzerbrigade sein, die aufgrund ihrer Stoßkraft dazu besonders geeignet ist.

Den PzGrenBrigaden fällt demnach die Aufgabe zu, die Voraussetzungen für die Vernichtung des Feindes zu schaffen, indem sie

— sein Vordringen im Abwehrraum im beweglich geführten Gefecht verzögern und ihn entsprechend der geplanten Gefechtsführung der PzGrenDiv in die Feuerfelder lenken,
— ihm dabei möglichst hohe Verluste zufügen,
— den Angriff vor verteidigten Räumen zum Erliegen bringen und damit Massierungen erzwingen.

Die erfolgreiche Abwehr des Feindes im Abwehrraum hängt weitgehend davon ab, ob diese Aufgaben erfüllt werden können.

II. Die Waffen

Die PzGrenBrigade muß zur Durchführung der ihr erteilten Aufträge im Abwehrgefecht in die Lage versetzt werden,

— überlegenen Panzerfeind auf Abstand zu halten, um sich die Handlungsfreiheit zu erhalten,
— im Feuerkampf mit Panzern die Feuerüberlegenheit zu gewinnen, zu erhalten und Panzer zu vernichten,
— verteidigte Räume gegen überlegenen Panzerfeind zu halten und seinen Angriff zum Stehen zu bringen.

Sie muß dazu ausgestattet sein mit:

Panzerabwehrwaffen in ausreichender Zahl, die sich auszeichnen durch

— große Kampfreichweite, die der des feindlichen Kampfpanzers entspricht oder sie übertrifft,
— große Treffgenauigkeit, hohe Durchschlagsleistung, hohe Schußfolge und geringe Bauhöhe als Voraussetzungen für die Erringung der Feuerüberlegenheit,
— Beweglichkeit, die sich zusammensetzt aus Geländegängigkeit, Schnelligkeit und Panzerung (Voraussetzung für Bewegungen auf dem Gefechtsfeld im Kampf),

und **Panzerabwehrhandwaffen** in großer Zahl, um die Verteidigungskraft der PzGren so zu erhöhen, daß sie ihre infanteristische Kampfkraft erhalten und ihre Stellung gegen Panzer verteidigen können.

In der derzeitigen Ausrüstung ist die PzGrenBrig mit einer Vielzahl verschiedenartiger Panzerabwehrwaffen ausgestattet, die den oben genannten Forderungen jeweils nur zum Teil genügen.

Die folgende Übersicht soll das erläutern.

Panzerabwehrwaffen

Eigenschaft	Pz M 47/48 Bk 90 mm	Pz M 41 Bk 76 mm	JPzRak HS 30/SS 11	LenkRak 810 Lkw 0,25 t	PzAbwLGS 106 mm/HS 30
Kampfreichweite (m)	2000	1500	500—3200	400—1500	1000
Beweglichkeit	ausr.	ausr.	ausr.	nicht ausr.	nicht ausr.
— Geländegängigkeit	+	+	+	—	+
— Schnelligkeit	+	+	— [1])	+	— [1])
— Panzerung	+	+	+	—	— [2])
Treffgenauigkeit	ausr.	ausr.	ausr.	nicht ausr.	ausr.
Durchschlagsleistung (mm)	380	100 [3])	500	440	450
Schußfolge (Schuß/Min.)	6—10	6—10	1—2	1—2	3 [2])
Bauhöhe (cm)	322	285	200	ca. 160	ca. 250

1) „Die Sowjetunion besitzt heute zusammen mit den Staaten des Warschauer Paktes rund 70 000 Kampf- und Jagdpanzer, also das Gerät für etwa 200 mechanisierte Divisionen."
Hptm. Ing. Heribert Rudrich, „Das Kernstück der Verteidigung". Einige Betrachtungen über Probleme der Panzerabwehr, in „Truppenpraxis" 11/63 Seite 862.

1) Rückwärtsgang max. 6 km/h.

2) Ladevorgang nur außerhalb der Deckung möglich.
Schußfolge daher auch abhängig von Feindeinwirkung.

3) Keine Hohlladungs- und Quetschkopfmunition.
AP durchschlägt bei 1000 m und 90° 12 cm.
Winkelempfindlich unter 45°.

Panzerabwehrhandwaffen

Eigenschaft	sPzFaust	lPzFaust	Gewehrgranate
Kampfreichweite (m)	500 sth. Ziele 380 fahr. Ziele	200—250	bis 100
Durchschlagsleistung (mm)	350	350—375	250—300

Es kann festgestellt werden, daß, abgesehen von den Panzern M 47/48, die zur Zeit vorhandenen Rohrwaffen den Anforderungen nicht genügen. Bei den Raketenwaffen lassen Beweglichkeit und Treffgenauigkeit der Lenkrakete 810 zu wünschen übrig.
Die Panzerabwehrhandwaffen genügen den an sie gestellten Anforderungen. Eine Steigerung der Kampfreichweiten erscheint jedoch wünschenswert.

Zahlenmäßig verfügt die PzGrenBrig über ca. 120 PzAbwWaffen mit einer Kampfreichweite von 1000 m und darüber. Dazu kommen die schweren und leichten PzFäuste.

Diese treten im beweglich geführten Gefecht zunächst jedoch nicht in Erscheinung.

Die weitere Untersuchung muß sich darauf erstrecken, festzustellen, ob diese Waffen, insbesondere die Panzerabwehrwaffen, für die erfolgreiche Führung des Abwehrgefechtes der PzGrenBrig ausreichen. Dazu ist von dem voraussichtlichen Kräfteverhältnis des Abwehrenden zum Angreifer auszugehen.

III. Die Kräfte

Die „Truppenführung" stellt fest, daß die zum Auffangen des Feindes im Abwehrraum einer Division eingesetzte PzGrenBrig das Gefecht in einem 10—20 km breiten Gefechtsstreifen führen kann. (Falls sie noch keine großen Ausfälle hat. Die Red.)

Eine sowjetische Armee hat beim Angriff auf eine vorbereitete Verteidigung im Durchbruchsabschnitt bis zu 18 km Breite, eine Division (PzDiv oder MotSchtzDiv) der 1. Staffel dieser Armee greift in einem 8—12 km breiten Angriffsstreifen an. Es bietet sich an, für die Untersuchung das oben genannte Verhältnis zugrunde zu legen und zunächst davon auszugehen, daß eine MotSchtzDiv als 1. Staffel der Armee auf die PzGrenBrig im Gefechtsstreifen trifft.

Die sowjetische MotSchtzDiv verfügt in ihren 3 MotSchtzReg über je 1 PzBtl mit 31 Kampfpanzern T 54/55 und in ihrem PzReg über 94 Panzer gleicher Art. Diesen insgesamt 187 Kampfpanzern[1]) hat die PzGrenBrig ca. 120 PzAbwWaffen gegenüberzustellen. Das ergibt ein zahlenmäßiges Verhältnis von 1 : 1,6, einen Wert also, der für den Abwehrenden sehr günstig erscheint.

Es ist hier jedoch die Eigenart der Waffen mit zu berücksichtigen. So sind z. B. die sowjetischen Kampfpanzer zum Kampf bei Nacht mit Schießscheinwerfern ausgerüstet, eine Ausrüstung, die den Waffen der PzGrenBrig noch ganz fehlt.

„Das gegenseitige Verhältnis von Kräften, Zeit und Raum ist dauernden Änderungen unterworfen", stellt die „Truppenführung" fest und fordert: „Dieses zu erkennen und die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen, ist die Voraussetzung für den Erfolg im Gefecht."

Das soll im weiteren getan werden.

IV. Der Raum

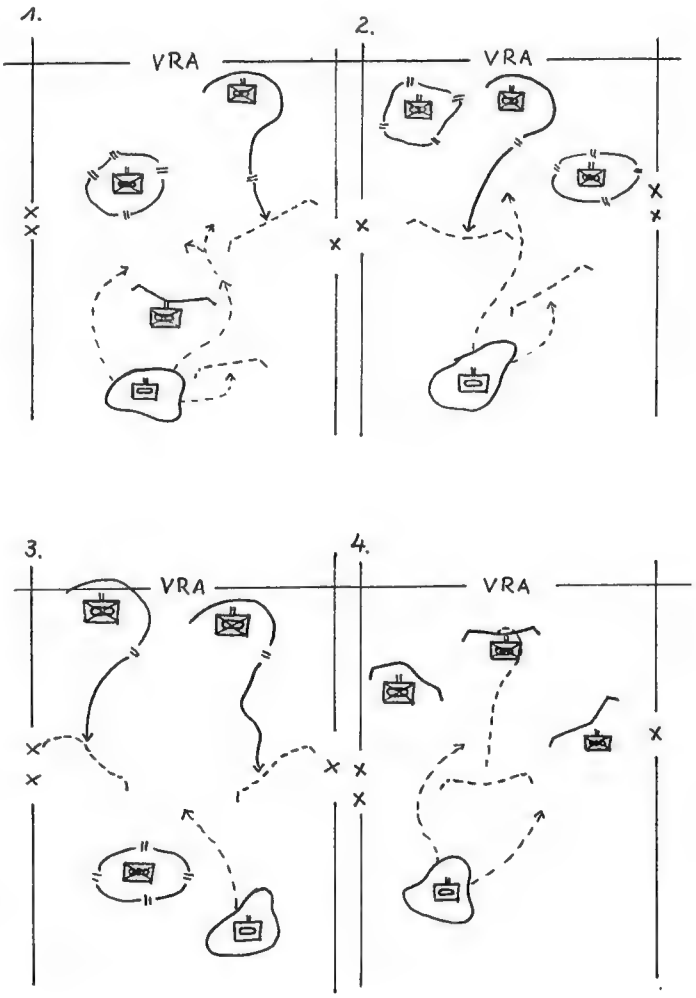
Die Abwehr ist ein Kampf um einen Raum. Diesen Raum bei der Bedrohung durch Atomwaffen und bei der starken Durchstoßkraft mechanisierter Angriffskräfte zu decken, erfordert Auflockerung und tiefe Gliederung der zur Abwehr eingesetzten Truppen und damit auch der Panzerabwehr.

1. Der Brigadekommandeur muß starke Kräfte in der Tiefe des Gefechtsstreifens zurückhalten, um unvermeidliche, oft auch tiefe Einbrüche abzuriegeln oder durch örtliche Gegenangriffe zu bereinigen, aber auch, um sich abzeichnende Erfolge der vorn kämpfenden Bataillone entschlossen auszunutzen und den Feind zu vernichten. Häufig wird er dazu das für den Angriff gut geeignete Panzerbataillon verwenden. Die Panzer M 47/48 werden damit für die Abwehr von Feindpanzern zunächst ausfallen.

   Das Verhältnis der Kräfte verändert sich damit für den Beginn des Gefechtes auf 1 : 3 für den Angreifer.

2. Je nach Lage, Gelände und geplanter Gefechtsführung wird der Brigadekommandeur seine PzGrenVerbände im Gefechtsstreifen so einsetzen, daß der Feindangriff in seiner Hauptrichtung verzögert und geschwächt, durch verteidigte Räume zersplittert oder aus der Richtung gedrängt wird und in vorgeplanten Räumen aufgefangen und zum Erliegen gebracht wird.

   Aus der Vielzahl der Möglichkeiten sind einige nachstehend schematisch dargestellt.



   Die PzGrenBtl werden meist ohne Anlehnung hinhaltend kämpfen, Verteidigungsräume oder Riegel verteidigen. Durch diese Gliederung der Kräfte im Gefechtsstreifen werden die organisch zu den PzGrenBtl gehörenden Panzerabwehrwaffen räumlich gebunden. Damit wird das Kräfteverhältnis erneut erheblich, wenn auch in Zahlen nicht ausdrückbar, zugunsten des Angreifers verschoben, der seine Panzer mit Masse im Schwerpunkt einsetzen kann.

Auch wenn durch die Beurteilung der Lage der Schwerpunkt des Feindangriffes richtig vorausgesehen worden ist, wird es aufgrund der Weite des Raumes und der Bedrohung aus mehreren Richtungen nicht möglich sein, alle Panzerabwehrwaffen im Schwerpunkt zusammenzufassen.

Um das zu erhärten, ist es angebracht, die Lage der PzGrenBtl im Abwehrgefecht der Brigade zu überprüfen.

1) Spähpanzer und JPz sollen hier nicht gerechnet werden, da sie aufgrund ihrer Eingliederung und besonderen Aufgaben im Angriff nicht unmittelbar in Erscheinung treten.

V. **Der Kampf**

1. Das hinhaltend kämpfende PzGrenBtl ist in hohem Maße auf weitreichende Panzerabwehrwaffen angewiesen, um einerseits dem Feind hohe Verluste zuzufügen, um damit seinen Angriff zu verzögern und um andererseits eine Verzahnung zu vermeiden und sich die Beweglichkeit zu erhalten. Hierzu werden bei einer Breite des Bataillons bis zu 6 km die im Bataillon vorhandenen Waffen nicht ausreichen.

2. Das einen Riegel bis zu 5 km Breite verteidigende PzGrenBtl wird auch bei günstigem Gelände nicht in der Lage sein, mit seinen Panzerabwehrwaffen einen Panzerangriff aufzuhalten. Bei der fehlenden Tiefe im Riegel können sich auch die Panzerabwehrhandwaffen nicht entscheidend auswirken.

3. Das im Verteidigungsraum kämpfende Bataillon hat einen Raum von 2—3 km Breite und entsprechender Tiefe zu verteidigen. Dieser liegt im Gefechtsstreifen entweder vor oder in einem Gelände, das für die weitere Gefechtsführung in eigener Hand bleiben muß. Die Inbesitznahme dieses Geländes wird Ziel des Feindes sein, der Raum damit im Schwerpunkt liegen. Die Panzerabwehrwaffen des PzGrenBtl (SPz) bzw. die des PzGrenBtl (mot) werden ihre Aufgaben

   — die feindlichen Panzer möglichst vor dem Verteidigungsraum zu vernichten,

   — die Stützpunkte vor dem Überrollen durch Panzer zu schützen,

   — in den Verteidigungsraum eindringenden Feind aufzusplittern und im Zusammenwirken mit Panzerabwehrhandwaffen zu vernichten

   ohne Unterstützung nicht erfüllen können.

Als Folge dieser Beurteilung ergibt sich: „Gegen Panzerverbände kann sich das (PzGren) Btl (mot und SPz) nur verteidigen, wenn es durch Kampfpanzer oder Panzerjäger verstärkt wird."

Um diese Aufgaben erfüllen zu können, müßten die PzGrenBtl mit ihren Panzerabwehrwaffen in der Lage sein, die Feuerüberlegenheit über die angreifenden Feindpanzer zu erringen und zu erhalten. Das erstere wird auch bei den jetzt vorhandenen Waffen unter Umständen örtlich gelingen, da der Verteidiger das Gelände für seinen Kampf voll ausnutzen und den Zeitpunkt der Feuereröffnung bestimmen kann. Dann wird sich jedoch die größere Zahl, die größere Kampfreichweite und die höhere Schußfolge der feindlichen Kampfpanzer durchsetzen. Die Feuerüberlegenheit geht verloren und die Panzerabwehrwaffen werden vernichtet oder niedergehalten.

Hier muß auch darauf hingewiesen werden, daß bei dem unvollkommenen Schutz der meisten Panzerabwehrwaffen des PzGrenBtl durch Panzerung auch Artillerie- und Mörserfeuer des Feindes den Verlust der Feuerüberlegenheit herbeiführen können.

Es ist demnach festzustellen:

1. Durch die taktische Notwendigkeit der Reservenbildung, der Tiefenstaffelung und der Auflockerung im Gefechtsstreifen ist die Masse der Panzerabwehrwaffen der Brigade zersplittert und räumlich gebunden.

2. Die PzGrenBtl sind mit den eigenen Panzerabwehrwaffen nicht in der Lage, die ihnen erteilten Aufträge in der Abwehr zu erfüllen, da sie die Feuerüberlegenheit zwar anfangs erringen, nicht aber erhalten können.

VI. **Der Schwerpunkt**

Nur durch den Einsatz der PzJgKp als Schwerpunktwaffe ist der Brigadekommandeur in der Lage, das Kräfteverhältnis zu verbessern.

Ob das gelingt, ist davon abhängig, ob die Hauptangriffsrichtung des Feindes und damit der Schwerpunkt frühzeitig erkannt worden ist.

Ist das geschehen, so ist das verteidigende PzGrenBtl, verstärkt durch die PzJgKp, in der Lage, den Verteidigungsraum oder den Riegel zu halten, das hinhaltend kämpfende Bataillon, den Angriff des Feindes zu verzögern. Die PzJgKp ist damit jedoch gebunden.

Verlegt der Feind unter dem Eindruck des Widerstandes seinen Schwerpunkt oder ändert er auch der geplanten Gefechtsführung entsprechend seine Angriffsrichtung, so sind die PzGrenBtl, auf die er dabei trifft, nicht in der Lage, ihn mit ihren Panzerabwehrwaffen zum Stehen zu bringen.

Der Möglichkeit, die PzJgKp noch rechtzeitig zu lösen und im neuen Schwerpunkt einzusetzen, sind durch die Bindung an den Feind, durch den zu überwindenden Raum und die dazu erforderliche Zeit Grenzen gesetzt.

VII. **Der Ausverkauf**

Diese Entwicklung vorausschauend wird der Brigadekommandeur häufig gezwungen sein, auch schon ohne Feindeinwirkung seine Reserve, das Panzerbataillon, anzugreifen und einem PzGrenBtl eine Panzerkompanie zu unterstellen, die dann die Aufgaben einer PzJgKp übernimmt.

Er begibt sich damit der Stoßkraft dieses Btl, das allein in der Lage ist, durch örtliche Gegenangriffe in Krisenlagen die Entscheidung zugunsten der Brigade herbeizuführen oder die Wirkung des atomaren Feuers in den Feuerfeldern zur Vernichtung des Feindes auszuweiten. Auch verringert er damit die Aussicht, einen tiefen Einbruch des Feindes erfolgreich abzuriegeln und den Einbruch in die Tiefe des Abwehrraumes der PzGrenDiv zu verhindern.

„Durch harte Kämpfe . . . wird die Truppe schnell abgenützt." Selbst wenn es der PzGrenBrig gelingt, den Angriff der als 1. Staffel der sowjetischen Armee angreifenden MotSchtzDiv unter Anspannung aller Kräfte zum Erliegen zu bringen und die Masse des Feindes in den Feuerfeldern zu vernichten, so werden doch die Verluste auch an Panzerabwehrwaffen groß sein.

„Die 2. Staffel (des Feindes) erhält in der Regel die Aufgabe, den Erfolg der ersten Staffel zu erweitern, den Schlag aus der eigenen Tiefe heraus zu verstärken oder die Aufgaben der durch Kernwaffen ausgefallenen Einheiten zu übernehmen."

Die PzGrenBrig wird in der Folge damit zu rechnen haben, daß die 2. Staffel der Armee in Gestalt einer PzDiv mit 313 Kampfpanzern ins Gefecht tritt.

Daß es einer PzGrenBrig gelingt, mit erheblich geschwächten Pz-AbwKräften auch diesen Angriff aufzufangen und damit die Voraussetzung zu seiner Vernichtung zu schaffen, kann nach den bisherigen Untersuchungen nicht erwartet werden.

Es wird zu einem Einbruch des Feindes in die Tiefe des Abwehrraumes kommen, dem der Divisionskommandeur nur durch den Einsatz seiner Reserve, der PzBrigade, begegnen kann. Gelingt es den Panzern und Panzerabwehrwaffen dieser Brigade nicht, den Angriff zum Stehen zu bringen[1]), so wird der Durchbruch in den zu schützenden Raum vollzogen. Die Abwehr des Feindangriffes ist damit gescheitert.

Abschließend ist festzustellen:

1. Die erfolgreiche Führung des Gefechtes im Abwehrraum der Division ist abhängig von der Fähigkeit der PzGrenBrig, einen mit starken Panzerkräften geführten Feindangriff aufzufangen und den Feind zu Massierungen zu zwingen, um die Voraussetzung für seine Vernichtung durch atomares Feuer und den Gegenangriff der PzBrig zu schaffen.

2. Nach der derzeitigen Ausstattung mit Panzerabwehrwaffen ist die PzGrenBrig nicht in der Lage, nach den Verlusten im Kampf mit der 1. Staffel des Feindes die 2. Staffel des Feindangriffes aufzufangen.

3. Die PzGrenDiv kann nach der heutigen Gliederung und Ausrüstung eine im Durchbruchsabschnitt angreifende sowjetische Armee nicht abwehren.

1) Das wird vor allem der Fall sein, wenn beide PzGrenBrigaden zu gleicher Zeit einem solchen Angriff ausgesetzt sind.

VIII. **Die Lösung**

Aus dem Ergebnis dieser Untersuchung ergibt sich die Forderung, die Panzerabwehrwaffen der PzGrenBrig nach Art und Zahl zu verbessern und sie so einzugliedern, daß durch Schwerpunktbildung in der Hauptangriffsrichtung des Feindes die Feuerüberlegenheit nicht nur errungen, sondern auch behauptet werden kann. Das PzBtl der PzGrenBrig muß als Reserve für örtliche Gegenangriffe unangetastet zur Verfügung bleiben. Weiter muß die PzGrenDiv über eine bewegliche PzAbwReserve verfügen.

Diese Forderung könnte wie folgt erfüllt werden:

1. Die PzGrenBtl (mot) und (SPz) sind durch die Eingliederung einer eigenen PzJgKp in die Lage zu versetzen, in den Kampfarten Verteidigung und hinhaltender Kampf notfalls auch ohne Unterstützung zu kämpfen.
2. Die PzJgKp in ihrer jetzigen Gliederung muß dem Brigadekommandeur frei zur Verfügung stehen.
3. Die PzGrenDiv muß in den Divisionstruppen über ein PzJgBtl mit 3 Kompanien verfügen, dem als beweglicher PzAbwReserve folgende Aufgaben zufallen können:
   - — Verstärkung der PzAbwehr der im Schwerpunkt kämpfenden PzGrenBrig,
   - — Ablösung abgenutzter PzAbwKräfte der PzGrenBrig,
   - — Vernichtung eingebrochener Feindpanzer in der Tiefe des Abwehrraumes.
4. Ausstattung aller PzJgKp (PzGrenBtl, Brig, PzJgBtl) mit geeigneten Waffen. — Hier scheint die Mischung von weitreichenden Lenkraketen und Rohrwaffen (nach Art des in der Entwicklung befindlichen KanJPz) die richtige Lösung zu sein. Diese Waffen müssen technisch für den Feuerkampf bei Nacht ausgestattet sein.

Die Antwort

Nur wenn der mechanisierte Großverband der Bundeswehr, die PzGrenDiv, den Erfordernissen des Kampfes gegen Panzer entsprechend gegliedert und ausgerüstet wird, kann er die Forderung der „Truppenführung" erfüllen und das Abwehrgefecht erfolgreich führen.

Hauptmann Richter

Ist die schwere PzGrenKp noch zeitgemäß?

Die Gedanken dieses Verfassers gehen in die gleiche Richtung, wie der Artikel vorher. Die Red.

Gewiß erscheint diese Frage zunächst provokatorisch. Sie ist aber gerechtfertigt, sobald man sich den heutigen Stand der Rüstung der Warschauer-Pakt-Staaten vor Augen führt.

Diese Staatengruppe verfügt über 75 000 Kampf- und Jagdpanzer, die Sowjet-Union allein über 58 000 Kampfpanzer. Die gesamte Infanterie der Sowjet-Union ist auf gepanzerten Mannschaftstransportwagen, teilweise sogar auf SPz verlastet. Auch die Satellitenstaaten transportieren einen großen Teil ihrer Infanterie auf gepanzerten MTW. Diese sind immerhin soweit geländegängig, daß sie als Kampffahrzeuge betrachtet werden müssen. Die feindliche Infanterie kann also auch im Angriff sehr lange den Schutz ausnutzen, den die Beweglichkeit und die Panzerung ihrer Fahrzeuge bietet.

Dem hat die NATO in Europa rund 10 000 Kampfpanzer entgegenzusetzen. Die Aufgabe der NATO ist aber bekanntlich, jeden Angriff auf ihr Territorium abzuwehen, und in Abwehr und Verteidigung spielt der Kampf gegen Panzer eine wesentliche Rolle.

Über die Gefechtsart Abwehr sagt die HDv 100/1 in Nr. 457: „Die Abwehr ist vor allem ein Kampf gegen Panzer. Die Vernichtung der angreifenden feindlichen Panzer muß daher im Vordergrund aller Überlegungen und Maßnahmen stehen."

Und über die Verteidigung sagt die HDv 211/1 Nr. 431: „Die Verteidigung ist vor allem ein Kampf gegen Panzer. Die **Panzerabwehr** ist für die **Kampfführung des Bataillons** besonders wichtig."

In Zukunft wird daher der Kampf der Infanterie mehr denn je ein Kampf gegen den Feindpanzer sein.

Wenn auch die Infanterie der Bundeswehr heute großzügig mit Panzerabwehrhandwaffen ausgestattet ist, und zwar mit:

Schwerer Panzerfaust (auf mittlere Entfernung),

Leichter Panzerfaust (auf nahe Entfernung),

Gewehrgranate und den Panzerabwehrmitteln wie:

Handflammpatronen, Blendbrandhandgranten, Panzerminen,

geballten und gestreckten Ladungen,

könnte sie damit doch allein nicht die Hauptlast der Panzervernichtung tragen.

Welche Waffengattungen bzw. Teilstreitkräfte kommen außer der Infanterie zur Bekämpfung des Feindpanzers noch in Frage?

- — Die Panzerwaffe,
- — die Artillerie,
- — die Luftwaffe.

Rechnet man als Faustregel in der Abwehr günstigstenfalls ein Abschußverhältnis von 3 : 1, so stünden uns, wenn unsere eigenen Kampfpanzer der Erstausstattung ausgefallen wären, allein von Seiten der Sowjet-Union noch 28 000 Panzer gegenüber.

Eine wahrhaft große Aufgabe für Artillerie und Luftwaffe — und eben die Infanterie.

Da aber sowohl die Artillerie als auch die Luftwaffe in erster Linie andere Aufgaben haben, als Feindpanzer zu bekämpfen, so wird der Infanterie nach der Panzerwaffe sicherlich die Hauptlast der Panzerbekämpfung verbleiben.

Was steht ihr nun dafür außer den bereits erwähnten Panzerabwehrhandwaffen und -mitteln zur Verfügung?

1. Die Panzerjägerkompanie der PzGrenBrig,
2. die schwere Kompanie der PzGrenBtl (SPz, mot u. MTW).

Aus zwei Gründen wäre es wünschenswert, stünde dem Divisions-Kommandeur noch ein **Panzerjägerbataillon** zur Verfügung.

Zwar führt die Division die Brigaden, in welchen Einheiten für die Pz-Bekämpfung vorhanden sind, doch für die recht zahlreichen Divisionstruppen ist kein Schutz gegen Feindpanzer in Form von Rohr- oder Raketenwaffen vorhanden.

Zum anderen kann die Division die Brigaden mittels ihrer Divisionstruppen auf die verschiedenste Weise unterstützen, nicht aber durch Pz-Abwehrrohr- oder Raketenwaffen.

Da kein PzJgBtl zur Verfügung steht, erhält die PzJgKp der PzGrenBrig die Bedeutung einer Schwerpunktwaffe in der Hand des Brigadekommandeurs, obwohl eigentlich das Panzerbataillon allein im Schwerpunkt stehen sollte. Die PzJgKp reicht aber nicht aus, um im gesamten Gefechtsstreifen eingesetzt zu werden. So wird ein Teil der PzGrenBtl im Kampf gegen Feindpanzer immer auf ihre eigene schwere Kompanie angewiesen bleiben.

Aus diesen Ausführungen wird deutlich, wie wichtig die Zusammensetzung der schweren Kompanie heute ist. Zur Zeit ist die schwere Kompanie noch wie folgt gegliedert bzw. ausgerüstet:

1. Im PzGrenBtl (SPz)

   1 schwerer MrsZg zu 6 Mörsern 120 mm
   1 mMrsZg zu 6 Mörsern 81 mm
   1 PzJgKanZg zu 5 KanJgPz.

   Um die Schwäche, die dem PzGrenBtl (SPz) durch die geringe Ausstattung mit Panzerabwehrwaffen (5 Kanonen pro Btl!) bisher zu eigen war, etwas abzumildern, wurden die dritten Züge der SPzKp zusätzlich mit rückstoßfreien Leichtgeschützen ausgerüstet. Keine ideale Lösung, wenn man die Nachteile, die dadurch entstehen, betrachtet.

2. Im PzGrenBtl (mot) bzw. (MTW)

   1 sMrsZg zu 4 Mörsern 120 mm
   1 mMrsZg zu 6 Mörsern 81 mm
   1 20 mm Zg zu 7 Wagen
   1 PzJgKanZg zu 5 Kanonen
   1 PzJgRakZg zu 6 PzJgRakTrps.

   Die effektive Panzerabwehr der PzGrenBtl auf weite bzw. mittlere Entfernung beruht also bis auf den heutigen Tag auf 5 Kanonenjagdpanzern, und wenn es Gelände und Tageszeit sowie die Witterungsverhältnisse zulassen, im mot u. MTW-Bataillon auf 6 PzJgRakTrps. Das ist für ein Bataillon, das zu einem nicht unerheblichen Teil den Kampf gegen Feindpanzer führen muß, nicht gerade viel.

Führen wir uns noch einmal das Feindbild vor Augen, so muß zusammenfassend festgestellt werden, daß der überwiegende Teil der Streitkräfte des Warschauer Paktes, mit Ausnahme der Artillerie, bereits heute gepanzert ist, und daß gerade die Sowjet-Union bemüht ist, sowohl die Panzerung ihrer Kampffahrzeuge, als auch ganz allgemein die Beweglichkeit ihrer Landstreitkräfte, ständig zu verbessern.

Bei der zur Zeit gültigen Gliederung der schweren PzGrenKp überwiegt die Ausstattung mit Mörsern zu Ungunsten der Panzerabwehr. Die Gliederung war zweifellos bis zu dem Zeitpunkt richtig, zu welchem die Masse der feindlichen Infanterie lediglich mechanisiert, nicht aber gepanzert war.

Das ist aber heute nicht mehr der Fall. Einem gepanzerten, äußerst beweglichen Feind gegenüber sind Steilfeuerwaffen weitgehend wirkungslos. Dafür ist es um so notwendiger geworden, die Panzerabwehr zahlenmäßig zu verstärken. Denn auch die leichtgepanzerten Mannschaftstransportwagen, die Aufklärungsfahrzeuge und Schwimmpanzer sind mit unseren leichten Infanteriewaffen nicht erfolgreich zu bekämpfen. Hier helfen dem PzGren unmittelbar und nachhaltig nur eigene Panzer und PzAbw-Waffen.

Um der Verstärkung der Panzerabwehr in den PzGrenBtl Rechnung zu tragen, gibt es zwei Möglichkeiten. Die erste wäre die Beibehaltung der jetzigen Ausstattung mit Steilfeuerwaffen und die Bildung einer zweiten schweren Kompanie, nämlich der PzJgKp, in der man in den mot u. MTW-Btl auch den 20 mm-Zug unterbringen könnte. Die zweite Möglichkeit wäre, die jetzigen schweren Kompanien weiter bestehen zu lassen, und das Verhältnis von Steilfeuer- zu Flachfeuerwaffen zu Gunsten der letzteren zu verändern. Die erste Möglichkeit besticht dadurch, daß sie dem Kdr eines PzGrenBtl praktisch eine 5. Kampfkompanie in die Hand gibt. Die Nachteile dieser Lösung liegen ganz offensichtlich in der nun schwierigeren Führung und vor allem der umfangreicheren Versorgung. Dabei sei erwähnt, daß die PzGrenBtl (SPz) in der Anfangszeit der Bundeswehr, neben 4 Schützenkompanien über eine reine Versorgungskompanie und eine Stabskompanie verfügten, in der auch die schweren Waffen des Btl untergebracht waren. Von dieser Sechsergliederung, die, wenn auch in anderer Form, auch auf die damaligen GrenBtl zutraf, ist man jedoch bei Umgliederung der Kampfgruppen in Brigaden mit Recht wieder abgekommen.

Die zweite Möglichkeit erscheint leichter realisierbar, da weder Führung noch Versorgung erheblich verändert würden, und auch die Kostenfrage gegenüber der ersten Möglichkeit einen weit geringeren Raum einnähme.

„Sergeant"-Raketenschießen auf den Hebriden. Unser Bild zeigt den Moment des Abschusses der „Sergeant"-Rakete, die elektronisch gezündet wurde
(Foto: dpa)

Die schwere Kompanie des PzGrenBtl (SPz) beispielsweise würde dann über 2 Kanonenzüge verfügen. Stattet man die Kompanieführungsgruppe wie bei der PzJgKp ebenfalls mit 2 KanJgKp aus, so ständen diesem Btl **12 KanJgPz** zur Verfügung, im Unterschied zu den heutigen fünf. Der dritte Zug kann nach wie vor ein schwerer Mörserzug bleiben, wobei zu erwägen ist, ob man die Zahl der Mörser dann auf 8 erhöht.

Bei den mot u. MTW-Btl wird man wegen des häufigen Einsatzes unter besonderen Verhältnissen, bei denen auch Teileinheiten auf die Unterstützung der Mörser angewiesen sind, nicht auf die zwei Mörserzüge verzichten können. Aber statt des PzJgRakZg würde sich ein zweiter PzJgKanZg auf jeden Fall günstiger auswirken. Zu selten ist im Gefechtsstreifen des Btl ein für den PzJgRakZg günstiges Gelände vorhanden.

Die PzJgRak sollten auf einer höheren Ebene geführt werden, damit sie stets dort eingesetzt werden können, wo sie auch zum Tragen kommen.

Eine Verminderung der Mörserwaffe müßte bei unserer heutigen Artillerieausstattung spätestens dann möglich sein, wenn das Brig-ArtBtl über die 3. schießende Bttr, die Mehrfachwerfer, verfügt.

Die Vermehrung der PzAbwehr-Rohrwaffen auf mindestens 10—12 Stück pro Btl würde, über die rein zahlenmäßige Verbesserung des Verhältnisses hinaus, auch eine sehr positive psychologische Wirkung haben. Auf jeden Fall muß unsere gesamte Panzerabwehr durch allzeit verwendbare Rohrwaffen verstärkt werden, einmal in den Bataillonen selbst, um in enger Kampfgemeinschaft mit den Pz-Grenadieren zusammenzuwirken, darüber hinaus als Faustpfand in der Hand der Truppenführer, um dort unterstützen oder schützen zu können, wo die „Truppenpanzerjäger" nicht ausreichen.

Zum Abschluß sei ein Ausspruch Guderians zitiert:

Über jedem Panzerangriff, der nicht vor der eigenen Infanterie zusammengeschossen wird, steht für diese das fatale Wort: „Operation gelungen, Patient gestorben!"

Hauptmann K. H. John

Führung für die Versorgung

Dieser Vorschlag schneidet ein wichtiges Problem an. Die gleichen Klagen hörte man auch vor dem Kriege. Wir glauben allerdings, daß heute, wo jeder junge Gen.St.Offz. erst G 4 wird und jeder Nachkriegsoffizier von der Pike auf mit der Mechanisierung aufwächst, diese Sorge nicht so ernst zu nehmen ist, soweit dies die untere und mittlere Truppenebene betrifft.

Doch würden im Ernstfall manche Blütenträume ständiger Beweglichkeit der Zerstörungskraft atomarer Geschosse oder auch konventioneller Fliegerbomben zum Opfer fallen. Wir halten die Ausführung der Versorgung daher mehr für ein technisches Problem und weisen auf die Bedeutung der Ausnutzung der 3. Dimension hin, ohne die es nicht gehen wird. Die Red.

Vorschlag zur Lösung eines Problems

Zwar braucht nicht mehr bewiesen zu werden, daß moderne technisierte Truppen nur handeln können, wenn und insoweit ihre Versorgung gesichert und geregelt ist, aber ebensowenig bedarf es des Beweises, daß die Konsequenzen aus diesem Wissen nur sehr zögernd gezogen werden. Die Versorgung wird oft nicht genügend in das taktische Denken der Führung mit einbezogen.

Auswirkungen sind die üblichen Planspiele und Stabsrahmenübungen, die die Versorgung offen oder verdeckt ausklammern, wobei unter „verdeckter Ausklammerung" jene Praxis verstanden werden soll, bei der die Versorgung zwar vom Fachpersonal mitgespielt wird, die Spielergebnisse aber von der Führung beim taktischen Geschehen nicht berücksichtigt, oft nicht einmal zur Kenntnis genommen werden. Bei kleineren Planspielen und Verbandsübungen wird der gleiche Effekt meist dadurch erreicht, daß von einer derart günstigen Versorgungslage ausgegangen wird, daß während der relativ kurzen Zeitdauer der Übung für das Kampfgeschehen keine Versorgungsfragen akut werden können. Soweit bei Verbandsübungen doch eine Versorgung mit Vpfl oder Bstf notwendig werden sollte, läßt sich diese leicht in Übungsunterbrechungen nach Garnisonmethoden durchführen.

Wie gefährlich diese Praxis ist, die jede theoretische und praktische Schulung und Ausbildung in Versorgungsfragen unmöglich macht, ist allen bewußt. Daß sie dennoch die Norm ist, kann nur daran liegen, daß den taktischen Führern die notwendigen Versorgungskenntnisse fehlen, ohne daß die Versorgungsbelange im Führungsbereich durch ein anderes Organ wirksam vertreten werden. Tatsächlich kann kaum ein taktischer Führer über die gründlichen Versorgungskenntnisse verfügen, derer er eigentlich bedarf, um Entschlüsse fassen zu können, die auch nach Versorgungsgesichtspunkten praktikabel sind.

Es hätte keinen Sinn, hieraus Vorwürfe zu konstruieren oder das Problem mit dem Postulat scheinbar wegzuwischen, daß eben jeder taktische Führer auch über die erforderlichen Kenntnisse auf diesem Gebiet verfügen müsse. Er hat sie nicht und kann und wird sie auf noch unabsehbare Zeit nicht haben. Die Gründe dafür zu untersuchen, ist hier nicht der Ort, aber sie sind der Art, daß sie sich auf lange Zeit hin nicht abstellen lassen. Es wird aber so lange kein Fortschritt zu erzielen sein, bis dieser Realität nicht nüchtern durch organisatorische Maßnahmen Rechnung getragen wird.

Von entscheidender Bedeutung ist, daß die Versorgung in den taktischen Führungsbereichen über keine ihrer Bedeutung entsprechende Repräsentanz mit Autorität verfügt. Sie in den S 4/G 4-Offizieren zu sehen, ist ein gefährlicher Trugschluß, der den Blick für die wahren Verhältnisse trübt. Sie sind nur Gehilfen der Führung, die, ebenso wie die S 3/G 3-Offiziere, nach den Weisungen des Führers ihr Sachgebiet bearbeiten. Sie besitzen demgemäß auch keine eigene Führungsautorität, sondern diese liegt sowohl für den taktischen wie auch für den Versorgungsbereich uneingeschränkt und unmittelbar bei dem taktischen Führer der jeweiligen Führungsebene. Da diese sie aber, soweit es die Versorgung betrifft, kaum fachgerecht zu handhaben vermögen, entsteht im Führungsbereich in zweifacher Hinsicht eine Lücke.

So ist die Versorgung in der gesamten Führungsspitze einer Division nicht vertreten, denn alle ihre Führer, bis hinunter zu den StellvBrigKdr und einschließlich Chef des Stabes, DivArt-, Pi-, Fm- usw. Fhr, sind in der Regel taktische Führer. Lediglich einer ihrer Führungsgehilfen von vielen im unteren Stabsoffizier- oder Hauptmannrang ist weisungsgemäßer Versorgungsbearbeiter. Auf Grund der Realitäten des hierarchischen Aufbaues einer Armee können die Versorgungsangelegenheiten damit im eigentlichen Führungsbereich kaum die notwendige Beachtung finden. Und das bedeutet nicht nur, daß die meisten Entscheidungen ohne Berücksichtigung der Versorgungsmöglichkeiten getroffen werden müssen, sondern auch, daß der Versorgung die nötigen Weisungen fehlen, — die Führung. Die taktische Führung ist überfordert, wenn sie auch noch die Versorgung fachgerecht leiten soll, die Versorgung selbst verfügt aber über keine entsprechende Führung. Obwohl bereits in einem Bataillon ein Viertel und in Brigaden und Divisionen fast die Hälfte aller Soldaten Versorgungsaufgaben zu erfüllen hat, werden diese zahlenmäßig stärksten Kräfte im taktischen Bereich nur von einigen KpChefs und drei Bataillonskommandeuren geführt.

Es soll nicht bestritten werden, daß dieses Vakuum meist durch S 4-, G 4- und sonstige Fachoffiziere verringert wird, indem sie eine ihren Aufgabenkreis übersteigende Führungsrolle übernehmen. Aber da ihnen die Führungsautorität fehlt, ist ihr Einfluß immer beschränkt und kann sich fast nur auf reine Fachfragen der Versorgung erstrecken. Es ist auch nicht zu leugnen, daß es Ausnahmen von dem hier skizzierten Zustand gibt, aber es bleiben eben Ausnahmen.

Das Dilemma der Praxis ist nur zu lösen, wenn den Kommandeuren der verschiedenen Führungsebenen „Versorgungsführer" zur Seite gestellt werden, die ihnen gemäß der Unteilbarkeit der Verantwortung zwar eindeutig unterstehen, zu denen aber nur ein so geringer Rangunterschied besteht, daß sie dem Kommandeur Partner und für die übrigen Führer des Verbandes bzw. Großverbandes Vorgesetzte für die Versorgung sein können. Persönlich müßten sie das Versorgungsgebiet beherrschen, zugleich aber über eine taktische Allgemeinbildung verfügen, auf Grund derer sie taktische Maßnahmen wie auch ihre Wechselbeziehungen zu Versorgungsangelegenheiten zu beurteilen vermögen.

Eine Durchsicht des Organisationsschemas zeigt, daß hierfür nicht erst eine Position geschaffen, sondern nur umgestaltet zu werden braucht. Sowohl bei den Bataillonen wie auch bei den Brigaden gibt es den stellvertretenden Kommandeur, dem für diesen Fall der Oberst beim Stabe auf der Divisionsebene gleichgesetzt werden

Das Schlachtfeld im Saal
Zum erstenmal nehmen Panzergrenadiere einer bayerisch-fränkischen Panzerdivision in England auf dem Truppenübungsplatz Camp Merrion an Zuggefechtsschießen teil. Unser Bild zeigt: Major Dittmann erklärt an einem großen Relief des Truppenübungsplatzes die Lage (Foto: dpa)

kann. Die Position des Stellvertreters wird im allgemeinen als eine der undankbarsten Aufgaben angesehen, die in der Bundeswehr zu vergeben sind. Das liegt in erster Linie in dem zu Recht beibehaltenen Prinzip der Unteilbarkeit der Verantwortung, durch das aber die Stellung des Stellvertreters zwangsläufig nicht genau fixierbar bleiben muß. Da er, genauso wie der Kommandeur, seinem Wesen nach ebenfalls ein taktischer Führer ist, kann sich seine Tätigkeit im wesentlichen immer nur auf die Ausführung besonderer Einzelaufträge beschränken. Damit fallen ihm zwar zahlreiche einzelne Pflichten und Verantwortlichkeiten zu, ohne daß ihm aber eine originäre Verantwortung, die seinem Dienstgrad entspräche, zuwächst.

Seiner Aufgabe als Kompaniechef der StVersKp oder als Kommandeur der Brigade- oder Divisionseinheiten kann eine solche Bedeutung nicht zugemessen werden, da sie sich im Grunde in einem erwünschten Tätigwerden als Disziplinarvorgesetzter und in einigen Besichtigungen erschöpft. Auf den Einsatz der unterstehenden Teile, und damit auf den täglichen Dienst und die Befehlsgebung, kann der Stellvertreter kaum Einfluß nehmen. Und wenn er es täte, so ohne Legitimation und Amtsautorität.

Es soll hier keineswegs das Ausmaß der Einzelaufgaben verkannt werden, aber es ist doch festzustellen, daß hier eine schon kraft des Dienstgrades mögliche Autorität größtenteils unbenutzt brachliegen muß. Würde hingegen der Stellvertreter bzw. der Oberst beim Stabe grundsätzlich zum Versorgungsführer des Verbandes bzw. Großverbandes bestellt, käme diese Autorität der Versorgung und damit der ganzen Truppe zugute und stände den Kommandeuren nicht nur eine akzeptierbare Persönlichkeit als Gesprächspartner in Versorgungsfragen zur Verfügung, sondern auch als Verantwortlicher für dieses Teilgebiet. Er könnte ohne weiteres für den gesamten Befehlsbereich des Kommandeurs für die Versorgung mit den Rechten und Pflichten eines Kommandeurs ausgestattet werden. Damit wäre die Vertretung der Versorgungsbelange in der Führungsspitze sichergestellt, und die Versorgungsdienste hätten eine organisch steigende Führung.

Dadurch, daß der Versorgungsführer den Kommandeur als Stellvertreter bei Abwesenheit zu vertreten hätte, wäre auch gesichert, daß er in taktischen und Ausbildungsfragen auf dem laufenden bliebe und nicht den Konnex zu den fechtenden Teilen verlöre. Trotzdem müßten diese Stellen natürlich in erster Linie mit Truppenoffizieren besetzt werden, bei denen der Schwerpunkt der bisherigen Tätigkeit auf dem Versorgungsgebiet gelegen hat. Aber auch das müßte positive Auswirkungen zeigen, ist doch unzweifelhaft zu erwarten, daß eher und mehr als bisher Offiziere interessiert werden, sich stärker mit Versorgungsfragen zu beschäftigen. Die aufgezeigte Lösung müßte geeignet sein, bereits in relativ kurzer Zeit einen grundlegenden Wandel herbeizuführen, denn einmal stände hinter den Erfordernissen der Versorgung künftighin auf jeder Ebene eine fachgerechte Führungsautorität und zum anderen müßte die Aussicht, selbst in diese Führungsposition aufrücken zu können, die persönliche Bereitschaft anwachsen lassen, sich Versorgungskenntnisse anzueignen.

Gedanken über die Panzeraufklärung

Vorbemerkungen: Wie groß das Interesse an unserer Zeitschrift ist, gerade auch bei unseren jungen Lesern, zeigt nachstehender kritisierender Brief an uns von einem Schüler des Reuchlin-Gymnasiums in Ingolstadt, der uns Veranlassung gibt, zu diesen Fragen eingehender Stellung zu nehmen. Nicht nur dieser Brief zeigt uns, wie aufmerksam wir auch außerhalb der Bundeswehr gelesen werden.

Schon lange verfolge ich mit Interesse die Diskussionsbeiträge über das Problem der Heeresaufklärung in der Zeitschrift „Kampftruppen". Gestatten Sie mir daher, auch meine Ansicht zu diesem Thema darzulegen.

a) Zuerst möchte ich gleich die vielleicht schockierende Frage aufwerfen: Braucht das Heer überhaupt eine spezielle Aufklärungstruppe, wie sie das Panzeraufklärungsbataillon darstellt? Jede Waffengattung der Kampftruppen muß doch nach den modernen Erfordernissen in der Lage sein, eine eigene und selbständige Aufklärung durchzuführen. Da die Zahl der Panzeraufklärereinheiten naturgemäß gering ist, wird es sogar den Regelfall bedeuten, wenn die einzelnen Fronteinheiten ihre eigene Aufklärung betreiben. Diese Aufgabe dürfte auch den Kommandeuren keine Schwierigkeiten bereiten, da ja die Kampfverbände technisch und ausbildungsmäßig darauf vorbereitet sind. (Durch seine Schwimmfähigkeit hat der M 113 sogar dem Pz-Spähwagen Hotchkiss/Brandt einiges voraus!)

Zur Verdichtung dieser „Aufklärung in eigener Regie" erscheinen mir Hubschrauber (wie in Heft 3, 1965 vorgeschlagen) als durchaus begrüßenswert, wenn auch an ihre Stabilität hohe Ansprüche gestellt werden müssen. In diesem Falle nun würden die Panzeraufklärer durch normale Kampftruppen ersetzt und nur die Hubschrauber wären das „reinrassige" Aufklärungsinstrument, das den kämpfenden Einheiten mitgegeben würde.

b) Die Aufklärungstruppen sollen das Auge und das Ohr der Führung bilden. Ihre Parole lautet: Viel sehen, ohne gesehen zu werden. Diese Losung beinhaltet die Forderung nach einem lautlosen Heranpirschen der Aufklärer. Dröhnende Motoren und rasselnde Ketten lassen sich jedoch meiner Meinung nach nicht mit dieser Forderung in Einklang bringen. Wenn schon die Aufklärungsorgane eine eigene Waffengattung bilden, dann sollten sie eigentlich über Fahrzeuge verfügen, die sie im Vergleich mit der Fahrzeugausstattung normaler Truppen für diese Aufgabe prädestinieren. Das jedoch scheint mir bei den Panzeraufklärern der Bundeswehr nicht der Fall zu sein.

Werner Leitmeier

Unsere Stellungnahme:

1. Die Frage, ob das Heer eine spezielle Aufklärungstruppe braucht oder nicht, hängt von der Auffassung über das zukünftige Kriegsbild ab. Da die Meinungen darüber sehr verschieden sind — das war vor den Weltkriegen übrigens auch schon so —, muß eine Organisation mit allen Möglichkeiten rechnen. Es ist selbstverständlich, daß jeder Verband für seine eigene Aufklärung sorgen muß und daß die heutige Zahl der Panzeraufklärungseinheiten hierfür nicht ausreichen würde. Aber wie die Division Mittel zur artilleristischen Schwerpunktbildung benötigt, so auch zur Aufklärung unabhängig von der Brigade. Je aufgelockerter das Gefecht sich abspielt, desto wichtiger ist eine gute Aufklärung, da — insbesondere bei einem atomaren Kampf — häufig große Lücken oder freie Räume entstehen, die überwacht werden müssen.

Außerdem! Es werden hoffentlich mit der Zeit auch Reserveverbände entstehen, um damit unsere Abwehrkraft zu verstärken. Kaum eine Truppe kann jedoch eine Improvisation so schlecht vertragen wie die Aufklärung. Sie improvisiert aufzustellen, würde ein Fiasko ergeben.

2. Die Kampfbataillone sind keineswegs technisch gut in der Lage, eine Aufklärung mit eigenen Mitteln zu betreiben. Früher hatten die meisten Verbände noch besondere Aufklärungszüge. Heute fehlen diese (leider). Wenn auch die Schwimmfähigkeit des M 113 z. B. bei der Überwindung von Wasserhindernissen dem Spähpanzer Hotchkiss/Brandt überlegen ist, so würde sein Einsatz für die Aufklärung doch eine Verschwendung und unnötige Gefahr für die Besatzung bedeuten. Seine Aufgaben liegen in erster Linie auf dem Gefechtsfeld und hier in der engen Zusammenarbeit mit Panzern oder Panzerjägern.

3. Gewiß können Hubschrauber in vielen Lagen die Aufklärung verdichten und beschleunigen. Aber auch sie haben mancherlei Schwächen, nicht zuletzt die, daß der Einsatz bei unsichtigem Wetter sehr schwierig, oft unmöglich ist. Und vor allem in Europa gibt es nun einmal mehr schlechte Tage und regnerische Nächte als gute. Wer macht dann die Aufklärung?! Auch die unbemannten Kleinstflugzeuge (Drohnen) sind oft nicht einsetzbar.

4. Die Aufklärung soll das Auge der Führung sein. Um viel sehen zu können, muß sie sich möglichst lautlos heranpirschen können. Hierfür ist das Kettenfahrzeug zweifellos sehr wenig geeignet. Das hat auch der letzte Weltkrieg gezeigt. Aber ein Kettenfahrzeug hatte manche andere guten Eigenschaften, und es gibt bisher in wohl allen Armeen kein Idealaufklärungsfahrzeug, das allen Ansprüchen gerecht wird. Sowie es einen Gummi gibt, der die Hitzewelle eines Atomgeschosses aushält oder auch trotz Verletzung durch Granatsplitter und MG-Garben weiter benutzbar bleibt, wird sicher auch ein neues Fahrzeug für die Aufklärung entstehen, das den ersten Typ Hotchkiss ersetzen wird, der bis dahin zur Ausbildung sehr gut geeignet ist.

Es bleibt daher nichts anderes übrig — besonders in dem jetzigen Zeitalter des Übergangs zum atomaren Zeitalter — mehrere Mittel der Aufklärung zur Verfügung zu haben und dieses Problem weiterhin ernsthaft zu verfolgen.

Die Übergabe des »Leopard«

Am 9. September fand in Gegenwart politischer, militärischer und fachlicher Prominenz auf dem Werksgelände der Krauss-Maffei AG die feierliche Übergabe des ersten im Fließbandverfahren hergestellten neuen deutschen Panzers an die Bundeswehr statt. Zwar war dieses Kampffahrzeug bereits früher der Presse in Munster durch die Kampftruppenschule II vorgestellt worden, doch waren das damals noch „handgestrickte" Prototypen gewesen. Wir brachten hierüber in der Ausgabe 4/1963 unserer Zeitschrift einen eingehenden Bericht, so daß sich an dieser Stelle Angaben über technische Daten erübrigen.

Zweck dieser erneuten öffentlichen Vorstellung war es diesmal, zu dokumentieren, daß nunmehr nach jahrelangen, sehr gründlichen technischen und taktischen Erprobungen die Entwicklung dieses ersten rein deutschen Erzeugnisses zum Abschluß gekommen ist, und daß es jetzt in die Serienproduktion geht.

Außer dem Bundesminister der Verteidigung, von Hassel, war die Politik u. a. durch den Vorsitzenden des Verteidigungsausschusses Vizepräsident des Bundestages Dr. Jäger und als Vertreter Bayerns durch Staatsminister Dr. Schedl vertreten. Als Spitzen der an der Entwicklung und Weiterfertigung beteiligten Industrien waren erschienen: Die Vorstandsmitglieder von Daimler-Benz, Scherenberg und Staelin, sowie die Direktoren v. Berg und Schmidt, von Rheinmetall die Geschäftsführer Caesar und Isenberg, von Blohm & Voß das Vorstandsmitglied Frhr. von Werthern, von Wegmann & Co. die Mitinhaber. Dr. Bode hat sich schon im Kriege um die Entwicklung von Panzertürmen verdient gemacht. Von der Firma Diehl, die die neuen Panzerketten entwickelt hat, der Geschäftsführer und Mitinhaber Diehl mit Generaldirektor, General der PzTr. a. D. Wenck, ferner von den Firmen Jung, Mak und Luther-Werke die Herren Göbel, Dr. Müller, Fietzek und Luther, vom Entwicklungsbüro München Herr Dr. Hopp, von der

Taktfertigung des Kampfpanzer „Leopard" für die Bundeswehr
(Foto: Krauss-Maffei AG)

Deutschen Entwicklungsgesellschaft die Herren Bohrmann und Dr. Griebel, von Phönix-Rheinrohr die Vorstandsmitglieder Dr. Wulfert und Dr. Mommsen sowie Direktor Luckow, von der Firma Zeiß die Direktoren Professor Köhler und Braune-Krickau, von den optischen Werken C. A. Steinheil die Geschäftsführer Dähn und Pöschl, von den Hess. Berg- und Hüttenwerken das Vorstandsmitglied Nünighoff, von Verein. Bayr. Metallind. Direktor Freiberger, von ZF die Direktoren Schwab und Schneider, von Thannhausen Direktor Grabowski, von der AGM Wehrtechnik der Geschäftsführer Dr. Magirius und von der Firma Porsche der Chefkonstrukteur Eyb und Prokurist Kern.

Die **Konzernleitung** wurde durch die Herren Dr. Pohle und v. Brauchitsch von der Friedrich Flick KG und die Generaldirektoren der Krauss-Maffei AG, Dr. Grabowski und A. Rohde, vertreten.

Sehr stark war auch die Beteiligung der **Presse.** Über 50 Zeitungen hatten ihre Vertreter entsandt.

Die **Bundeswehr** selbst, also die Uniform, verschwand fast unter der Menge der zivilen Teilnehmer. Man vermißte manchen, der seit Jahren seine ganze Arbeitskraft für diesen Panzer gewidmet hatte. Anwesend waren der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, der Wehrbereichsbefehlshaber in München, Generalmajor Heß, der General der Kampftruppen, Generalmajor Jordan und bisherige Inspizient der PzTr. Generalmajor Reidel, der Kdr. der KpfTr.-Schule II, Brig.-General Philipp mit dem Kdr. des PzLehrBtlns, das die ersten Panzer aus dieser Fertigung erhält, Oberstleutnant von Rodde sowie Dipl.-Ing. Brig.-General der Bundeswehr a. D. Bräunig und die Obersten Dipl.-Ing. Icken und Hellwig, die sich um die technische Entwicklung besondere Verdienste erworben haben.

In der **Begrüßungsansprache** des Vorsitzenden des Vorstandes der Krauss-Maffei AG, Dr.-Ing. E. h. Stamm, führte dieser aus, daß sein Haus auf eine 128jährige Tradition zurückblicken könne und wohl wegen seiner vielseitigen Produktion (Diesel-Lok-Bau, Verfahrenstechnik, Maschinen für kunststoff- und gummierzeugende und verarbeitende Industrie, Omnibusse, allgemeiner Maschinenbau, Gießerei und Schmiede mit einer Belegschaft von 5000 Mann und 120 000 qm überdachter Hallenfläche) ausgewählt worden sei, den Serienbau des neuen Panzers zu organisieren und durchzuführen. Auch hätte die Krauss-Maffei schon im letzten Krieg 2000 Halbketten- und Panzerfahrzeuge gebaut. Dr. Stamm schilderte dann die Schwierigkeiten bei der Koordinierung. 480 Lieferfirmen sind an der Herstellung eines produktionsreifen Kampffahrzeuges beteiligt. In einem Management-Vertrag hat die AG die volle Verantwortung für das gesamte Objekt übernommen. Alle Teile des neuen Fahrzeuges sind hart durchgeprobt worden, z. B. auch in Sardinien und Frankreich. (Insbesondere möchten wir hier noch Meppen erwähnen, wo unter Leitung von Direktor Burgsmüller eine Reihe erfahrenster aktiver Ing. und Truppenoffiziere in jahrelanger Arbeit die technischen Fahr- und Schießversuche durchführten. Die Red.)

Es folgte dann der Gang durch die Montagehallen mit der Besichtigung der Panzer-Taktstraße. Hierbei wurde an einer Skizze die sog. „Netzplanmethode" erklärt, die die kompliziert verzahnten Arbeiten genau zeitlich abstimmt. Der Panzer wird in 16 Takten montiert. Zur Zeit verläßt an jedem 2. Tag ein Panzer die Straße.

Die Teilnehmer versammelten sich dann am Ausgang der Halle zur offiziellen Übergabe des Panzers an den Herrn Bundesminister von Hassel, der u. a. sagte, daß die Bundeswehr mit Genugtuung auf den heutigen Tag blicke, an dem ihr das Ergebnis aus militärischer Überlegung und der Arbeit von Wissenschaft, Forschung und Technik, nämlich der neue Panzer, übergeben werde. Fern davon, mit dem Säbel zu rasseln, müßte doch die Bundeswehr ihre Aufgabe, die Heimat zu schützen, stets erfüllen können. Daher sei es notwendig, sie immer wieder zu modernisieren. Die erste Phase solle bis 1967 abgeschlossen sein. Der Minister bedauerte dann, daß keine internationale Gemeinschaftslösung möglich gewesen sei. Er betonte, daß sich die Bundeswehr gemeinsamen Entwicklungen keinesfalls verschlösse, denn eine solche Zusammenarbeit diene der Standardisierung und bringe der allgemeinen Technik größten Nutzen. Sie sei aber nur sinnvoll, wenn auch wir etwas hineinzubringen hätten. Die gezielten Aufträge an bundesdeutsche Firmen dienten auch dem Wohl der eigenen Wissenschaft und Forschung. Im übrigen sei die Bundeswehr weiterhin an der Übernahme und dem Nachbau guter ausländischer Waffen interessiert, dabei aber bestrebt, die eigene Wirtschaft gleichmäßig ohne Spitzen und Täler zu beschäftigen.

Der Minister gab dann noch einen Überblick über die technische Entwicklung in der Bundeswehr. Er erinnerte noch einmal daran, daß die erste Ausstattung im Werte von 4 Milliarden DM aus den USA stammte, daß danach der Lizenzbau folgte und mit dem heutigen Tage die erste rein deutsche Großwaffe in die Produktion gehe. Der Minister dankte pauschal allen an dieser Entwicklung Beteiligten, besonders den Arbeitern. Er meinte, der neue Panzer sei allen vergleichbaren anderen Kampffahrzeugen überlegen. Er solle der Abschreckung und damit dem Frieden und Wohlergehen unseres Vaterlandes dienen. Nach dieser Ansprache übergab der Minister dem Inspekteur des Heeres den neuen Panzer, der ihn seinerseits dem PzLehrBtl. 93, Munster, zuwies.

Anschließend erläuterte der Präsident des Beschaffungsamtes in Koblenz, Dr. Bennecke, die bereitliegenden Bedienungsvorschriften und Betriebsanweisungen. Es sei das erstemal, daß diese gleichzeitig mit der Übergabe einer Waffe fertiggestellt werden konnten. (Dank der unermüdlichen Arbeit des Truppenamts Köln.) Er übergab dann symbolisch einen Zündschlüssel an Generalleutnant de Maizière.

Es folgte die Vorführung von 3 Panzern auf der betriebseigenen Prüfstrecke — Steil- und Querneigunghang, Tauchbecken und Geschwindigkeitsstrecke. — Hier wird jedes Fahrzeug daraufhin überprüft, ob es die garantierten Fahrleistungswerte erreicht und alle Funktionen voll erfüllt. Die Firma Krauss-Maffei übernimmt auch die erste Schulung der Truppe und die Betreuung der Fahrzeuge nach der Ablieferung.

Abschließend möchten wir der Panzertruppe zu diesem Fahrzeug, das dem deutschen Soldaten auf den Leib zugeschnitten ist, herzlich beglückwünschen. Wir freuen uns besonders auch, daß mit dem Namen „Leopard", den das erste Mal ein alter Panzeroffizier als Bildberichter vorschlug, die Tradition der Raubtierfamilie des 2. Krieges — Tiger, Panther — mit dem Leopard fortgesetzt wird.

Aus den Kampftruppen-Schulen

Seit 5 Jahren bildet die Kampftruppenschule II in Munster, die Panzertruppenschule, Lehrlinge im Kfz-Handwerk aus. Sie tut das in der stillen Hoffnung, damit einen Grundstein für ihr eigenes ziviles und militärisches Werkstattpersonal zu legen. Am 14. September wurden wieder 8 Lehrlinge entlassen: 5 von ihnen bleiben als Soldaten bei der Bundeswehr, 2 als Zivilarbeiter und 1 holt seine mittlere Reife nach. Die Hoffnung hatte also nicht getrogen, die Arbeit hatte sich, wie auch bei den anderen Schulen, gelohnt.

General Philipp „beförderte" 8 Kfz-Lehrlinge zu Gesellen

Das muß man den Soldaten lassen: sie halten nicht viel vom Feiern und großen Festen. Wenn aber einmal etwas zu feiern ist, dann machen sie es wirklich würdig und festlich. Am Dienstag war das im Fähnrich-Heim in der Muna-Ost der Fall. 8 ihrer zivilen Kfz-Lehrlinge hatten ihre Gesellenprüfung bestanden und wurden mit ihren Eltern und den Herren des zivilen Prüfungsausschusses zur Freisprechungsfeier eingeladen. Gastgeber war der Kommandeur der Schule, General Philipp mit seinem S 4, Major Hildebrand, und seinen Technischen Offizieren. Die Tafel war festlich gedeckt, Kerzen brannten, ein Begrüßungstrunk wurde gereicht, dann ein Abendessen, und viele gute Worte wurden den Jungen von Lehrherren und Prüfern auf ihren Berufs- und Lebensweg mitgegeben. Alles in allem ein Abend, den jeder der jungen Gesellen stets vor Augen haben wird.

Nach der Eröffnung und Begrüßung durch den zuständigen Offizier der Schule, Major Hildebrand, nahm der Vorsitzende des Gesellenprüfungsausschusses, Obermeister Brandt aus Celle, die Freisprechung vor. Er sagte den Jungen, daß sie zwar jetzt Gesellen seien, aber doch noch manche Lücke in ihrem Wissen und Können vorhanden sei, die es in diesem verantwortungsvollen Beruf durch Weiterlernen zu schließen gelte. General Philipp nahm dann die eigentliche „Beförderung" der Lehrlinge zu Gesellen vor und verlieh die Gesellenbriefe. Die Prüfer hätten es den Lehrlingen ja wohl nicht leicht gemacht, meinte er, und manche Frage hätte ihn selbst wohl auch in arge Verlegenheit gebracht. Neben den vielen soldatischen Lehrlingen an seiner Schule hätten ihm die jungen zivilen Lehrlinge immer besonders am Herzen gelegen, und das solle auch so bleiben. Dann dankte er seinem für die Ausbildung verantwortlichen S 4, Major Hildebrand, und dem vorzüglichen Lehrmeister der Schule, Herrn von Bloh, auf dessen Arbeit sich wohl der weitaus größte Teil des schönen Erfolges gründe.

Dann wünschte der Leiter der Standortverwaltung der Bundeswehr, Regierungsrat Röhken, den jungen Gesellen Freude und Hingabe an den gewählten Beruf. Der Lehrmeister, Herr von Bloh, beglückwünschte seine Gesellen zu ihrer Prüfung, die 4 mit „Gut/Gut" (praktisch/theoretisch), 2 mit „Befriedigend/Befriedigend" und 2 mit „Gut/Befriedigend" bestanden hätten. Er ermahnte sie, stets sauber zu arbeiten und sich zu bemühen, in ihrem Können mit der technischen Entwicklung Schritt zu halten. Gewerbeoberlehrer Beeken von der Kreisberufsschule Soltau verteilte dann die Schulzeugnisse und sagte, daß Lehrherr und Schule die jungen Gesellen nun entlassen hätten, die weiteren Aufgaben und Prüfungen stellten nun das Leben, die Arbeit und sie sich selbst. Der Berufsberater des Arbeitsamtes Uelzen, RA Leibel, machte den jungen Gesellen klar, daß sie in ihrem Fach niemals auslernen könnten und sich nie mit dem Erreichten zufrieden geben dürften, denn auf keinem Gebiet der Technik sei die Entwicklung so rapide wie in der Kfz.-Technik; den Entwicklungsstand in 20 Jahren könne heute noch niemand von uns ahnen. Als Leitsterne rief er den Jungen fürs Leben zu: Optimismus — zur Umwelt, Idealismus — in der inneren Haltung, Radikalismus — in der Arbeit (das heiße im Wortsinne, jeweils auf die Wurzel, radix, zurückgehend).

Wolfgang Obertop dankte allen — Lehrherren, Lehrmeister, Prüfern und Eltern — für das, was ihnen ermöglicht wurde, und Herr von Bloh, der Elternsprecher und selbst Handwerksmeister, dankte der ausbildenden Schule. Sie habe mehr getan, als ausgebildet, sie habe zu guter Arbeit erzogen.

Das waren die vielen offiziellen Reden. Treffender aber und unpathetischer ist ja meist das Gespräch am Tisch. Der Chronist saß zwischen zwei Herren des eigens für die Lehrlinge gebildeten Prüfungsausschusses. „Die Jungs können schon was. Das ermöglichten die vorzüglichen Lehreinrichtungen der Schule und ein hervorragender Lehrmeister" — meinte der rechte. „Hauptsache, sie haben begriffen, daß von ihrer Arbeit an den Fahrzeugen das Leben derer abhängt, die damit fahren. Und das haben sie" — meinte der linke.

Die 8 Jung-Gesellen, um die sich an diesem Abend alles drehte, waren: Wolfgang Obertop, Hanspeter Scharnhorst, Werner Eckart, Waldemar Gust, Peter Dierfarth, Harald Huttner, Hans-Joachim Kluth, Wolfgang Zerre.

Traditionstreffen der ehemaligen Panzertruppe 1965 in Munster

Wie in den letzten Jahren findet auch zum diesjährigen Volkstrauertag das Traditionstreffen aller ehemaligen deutschen Panzer- und Panzergrenadierdivisionen bei der Panzertruppenschule, der heutigen Kampftruppenschule II, in Munster statt.

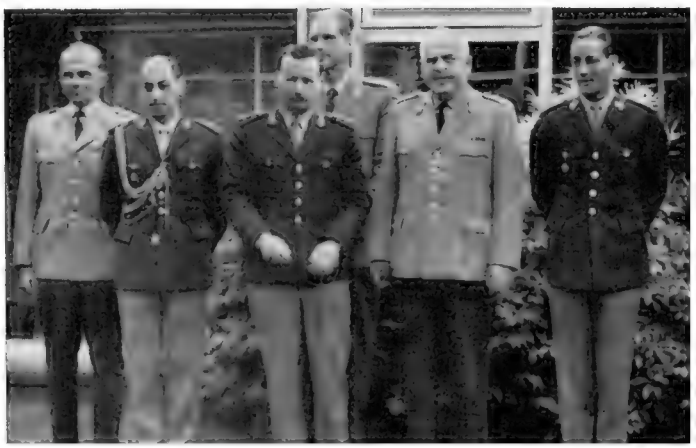
Am 13. und 14. November werden die von den Traditionsverbänden von 34 ehemaligen Panzerdivisionen und 15 Panzergrenadierdivisionen gemeldeten Abordnungen sowie eingeladene Ehrengäste stellvertretend für alle Angehörigen der ehemaligen Panzertruppe ihrer im letzten Kriege gefallenen Kameraden gedenken. Bei einem abendlichen Zusammensein wird der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, sprechen.

Nach evangelischen und katholischen Gedenkgottesdiensten in den Munster'schen Garnisonskirchen am Sonntagmorgen findet am Ehrenhain der deutschen Panzertruppe in den Kasernenanlagen Panzertruppenschule die Gedenkfeier mit Kranzniederlegung an den Gedenksteinen der alten Divisionen statt. Die Gedenkrede hält Generalleutnant a. D. Smilo von Lüttwitz, zuletzt Kommandierender General des III. Korps der Bundeswehr in Koblenz.

Generalleutnant Ongania besucht die Kampftruppenschule II

Im Rahmen seines Europa-Besuches, der ihn nach England, in die Bundesrepublik und von dort nach Italien führte, kam der Oberbefehlshaber des argentinischen Heeres, Generalleutnant Ongania, im August nach Munster zur Kampftruppenschule II. Der General, der in Europa seit einigen Jahren kein Unbekannter mehr ist, gilt in Argentinien zur Zeit als der starke Mann. An der Spitze des Heeres stehend, hat er in der letzten Zeit sicherlich wesentlich zur politischen Stabilisierung seines Landes beigetragen. Aber er hat sich bis jetzt beharrlich geweigert, Präsident seines Landes und damit Politiker zu werden. Er ist Soldat. Der Eindruck, den er in Munster hinterließ, bestätigt es: ein wortkarger, sehr ernster, ungewöhnlich konzentriert wirkender Mann. Ganz selten hat ein hoher Gast der Schule so genau zugehört, so scharf aufgepaßt, so intensiv Vorträge und Vorführungen verfolgt wie General Ongania. Das

Generalleutnant Ongania besuchte die Kampftruppenschule II. Unser Bild zeigt von links Major i. G. Marbach, Ehrenbegleiter der Bundeswehr; Oberst Diaz, argentinischer Militärattaché in Bonn; Generalleutnant Ongania; (dahinter) Oberstleutnant i. G. Dr. Schottelius, deutscher Militärattaché in Buenos Aires; Brigadegeneral Philipp, Kommandeur der Kampftruppenschule II; Major i. G. Etchegaray.



war kein ausländischer Besucher, der ein Routine-Programm um sich herum ablaufen ließ, sondern ein ganz interessierter Soldat, der bewußt seinen Besuch erlebte.
Nach Besuchen in Bonn, Berlin, dem Truppenamt in Köln, traf er am 3. August vormittags mit einer C-47 auf dem Flugplatz Faßberg ein. In seiner Begleitung befanden sich der argentinische Militärattaché in Bonn, Oberst Diaz, der Adjutant des Generals, Major Camps, der deutsche Militärattaché in Buenos Aires, OTL i. G. Dr. Schottelius, als Ehrenbegleiter der Bundeswehr Major i. G. Marbach und als Konferenzdolmetscherin Frau Caderera vom BMVtdg. In Munster trat der argentinische Major i. G. Etchegaray zu dieser Besuchergruppe.
Nach der Begrüßung des hohen Gastes und seiner Begleiter durch den Kommandeur der Schule, General Philipp, war der restliche Vormittag einführenden Referaten vom S 3 der Schule, OTL Mohrhagen, über Gliederung und Aufgaben der Schule, und dem Leiter des ATV-Stabes, Oberst Mitto, über Führung und Kampfgrundsätze der Panzertruppe sowie einem die Zusammenarbeit von Panzern und Panzergrenadieren veranschaulichenden Film vorbehalten.
Nach dem vom Kommandeur der Schule gegebenen Mittagessen im Gemeinsamen Offizierheim wurden dem General einige besonders wesentliche Teile der Panzertruppenschule vorgestellt: OTL Buhr zeigte die Nachtschießhalle seiner Lehrgruppe C, OLt Berg von der PzLehrBrig 9 erläuterte im Rahmen einer STAN-Vorführung als markantesten Baustein der deutschen Panzertruppe eine Panzerkompanie und dann stellte das Panzerlehrbataillon 93 einen Leoparden und zur Abrundung des Bildes die Kampftruppenschule III (Panzerabwehrschule) als Charakterwaffe ihren neuen Kanonenjagdpanzer vor. Den beiden neuen deutschen Kampffahrzeugen widmete sich der General besonders eindringlich. Er betrachtete sie nachdenklich, bestieg dann plötzlich einen Leoparden und ließ sich über den bekannten Vorführ-Parcour fahren. Noch nachdenklicher verließ er das Vorführgelände.
Einen Einblick in die Traditionspflege der Panzertruppe gab dem General abschließend noch ein Besuch des Ehrenhains der Panzertruppe, eines Traditionshörsaales, des Ehrenhofes in der Lehrgruppe A mit alten preußischen Reiterstandarten und eine Besichtigung alter deutscher Panzer — eines Königstigers, eines Jagdpanthers und eines Panzers IV im Bereich der Panzertruppenschule. Von Faßberg erfolgte dann der Rückflug nach Bonn.
Eine Überraschung gab es bei diesem Besuch nur einmal: als dem General der Leopard im Stand erläutert wurde, trat der Richtschütze, ein Gefreiter UA, vor und erklärte wohl 10 Minuten lang das Fahrzeug in spanischer Sprache! Da huschte ein Lachen über das Gesicht des Generals, fragende Blicke zur Begleitung — der Gefreite war in Spanien geboren und aufgewachsen! Dolmetscherin und Begleitung konnten aufatmen, taktische und technische Begriffe ins Spanische zu übersetzen ist nicht einfach. Von diesem Augenblick an war die Verbindung von den deutschen Panzerleuten zu dem südamerikanischen Drei-Sterne-General hergestellt.
Von Munster aus reiste General Ongania zur Firma Daimler-Benz nach Stuttgart und zur Pionierschule nach München; von dort verließ er die Bundesrepublik, um über Italien in seine Heimat zurückzukehren. Das Ziel des Europa-Besuches war das Kennenlernen und eine Kontaktaufnahme zu europäischen Armeen. Nach seinem Auftreten in Munster zweifelte niemand von den dortigen Panzerleuten daran, daß dieser so sympathische und imponierende General es in einer für sein Land werbenden Art sicher erreicht haben wird.

Besuch des Herrn Generalinspekteurs beim Lehrgang für Marineflieger an der Kampftruppenschule III

Am 1. 9. 1965 besuchte der Generalinspekteur der Bundeswehr, Herr General **Trettner,** die Kampftruppenschule III in Munster. Der General besichtigte auf dem Truppenübungsplatz Munster-Nord ein Schulschießen mit der Panzerabwehr-Lenkrakete SS 11. Zur Zeit läuft an der Schule ein Sonderlehrgang für Marineflieger am Waffensystem Lenkrakete SS 11. Neun Offiziere — Piloten eines Marinefliegergeschwaders — werden an dieser Waffe ausgebildet und mit dem Lenksystem vertraut gemacht.
General Trettner überzeugte sich von dem Ausbildungsstand der Lehrgangsteilnehmer und äußerte sich befriedigt über die gezeigte Schießleistung.

General Trettner läßt sich den Ablauf des Schulschießens erklären

Ausländische Gäste besuchten die Kampftruppenschule III

Der Kommandeur der dänischen Infanterieschule, Oberstleutnant Gotthardsen, und zwei Offiziere seiner Schule, waren zu einem Gegenbesuch vom 1. bis 3. 9. 1965 bei der Kampftruppenschule III. Ein umfangreiches Programm gab den Gästen Einblick in den Schulbetrieb und die Kampfgrundsätze der Panzerjäger. In herzlicher, kameradschaftlicher Weise wurden Erfahrungen und Erkenntnisse ausgetauscht.

Der Kanonenjagdpanzer fand große Anerkennung. Oberstleutnant Gotthardsen ließ es sich nicht nehmen, diesen selbst im Gelände zu fahren.

Während eines Raketenschießens mit dem Waffensystem SS 11 wurden die dänischen Offiziere dem Herrn Generalinspekteur der Bundeswehr vorgestellt.

Beim Abschluß wurde vereinbart, den Kontakt der beiden Schulen weiterhin zu vertiefen.

„Woche der offenen Tür" einer Panzerjäger-Kompanie

Die Panzerjäger-Kompanie 70 des Lehrbataillons der Kampftruppenschule III führte in ihrer Patengemeinde Rosche (Kreis Uelzen) ein 7-tägiges Biwak durch. Ein überaus herzlicher Empfang wurde den Soldaten beim Einzug in Rosche bereitet, als sie mit klingendem Spiel zum Dorfplatz marschierten.

Schnell waren die seit 1958 bestehenden Kontakte wieder aufgefrischt und neue mit den jungen Soldaten geknüpft.

Die Soldaten bedankten sich für die freundliche Aufnahme bei jung und alt durch viele Darbietungen im Laufe des Biwakaufenthaltes.

Besondere Freude gab es bei einem „Kasperle"-Nachmittag für die Jungen und Mädchen mit anschließendem Eis- und Kuchenessen.

Zu einem Höhepunkt wurde der Abend im Biwak. Etwa 1000 Menschen kamen aus der nahen Umgebung, um gemeinsam mit den Soldaten einen Abend am Lagerfeuer zu erleben. Die Bevölkerung lauschte den Melodien der Kompaniekapelle und sang mit den Soldaten gemeinsam Lieder.

Die Kompanieküche hatte Schaschlik zubereitet, das lebhaften Zuspruch fand.

Geländedienst, freiwilliger Ernteeinsatz und sportliche Veranstaltungen füllten den Tag aus. Zum Abschluß fand ein vielbesuchter Manöverball in Rosche statt, der die Soldaten und Dorfbewohner wieder bei Frohsinn und Tanz zusammenführte.

Die Bande zwischen der Kompanie und ihrem Patendorf sind so weiter gefestigt und noch enger geworden.

Ein M 113 auf dem Weg nach „vorne"

Übung »der großen Zahlen«

10 000 Mann der 5. Panzerdivision im Manöver

Die Brigade- und Versorgungsübung „Wietzendorf" ist zu Ende. Die Stäbe, Bataillone und selbständigen Einheiten der 5. Panzerdivision sind wieder in ihre Heimatgarnisonen an Rhein und Lahn zurückgekehrt. 10 000 Mann waren mit rund 2 800 Räder- und 700 Kettenfahrzeugen in die Übung zum Truppenübungsplatz Bergen-Hohne und Munster gezogen. Es war diesmal eine „Übung der großen Zahlen", eine Übung, die von allen Divisionsangehörigen und ihren Fahrzeugen viel abverlangte. Die Bataillone hatten sich für etwa drei Wochen in den Camps und auf den Biwakplätzen rund um den Platz eingerichtet.

Sie benutzten den Aufenthalt dazu, Schul- und Gefechtsschießen durchzuführen und Gefechtsausbildung im Verband zu betreiben. Die Schießbahnen waren deshalb ständig belegt. Bei Tage und teilweise bei Nacht hörte man den Abschuß der Panzerkanonen und das Abfeuern der Bordwaffen. Die Kompaniechefs waren mit den Schießergebnissen zufrieden. Das Artillerieregiment 5 führte an zwei Tagen ein Regimentsschießen auf dem Platz Munster durch, an dem sich die Artilleriebataillone der Division beteiligten.

Wie der G 4 der Division, Major i G Kasch, vor der Presse berichtete, wurden im Zeitraum vom 2.—13. 9. 65 rund 100 000 Rationen an Verpflegung ausgegeben, 2—2½ tausend cbm Betriebsstoff und 1 000 t Munition umgeschlagen. Während der eigentlichen Übung, die am 10. und 11. 9. lief, wurden 800 cbm Betriebsstoff verbraucht und über 500 Übungspaletten mit Munition umgeschlagen. Um bei den Zahlen zu bleiben: Im Anschluß an die Übung paradierten bei der Feldparade vor dem Divisionskommandeur 1025 Rad- und Kettenfahrzeuge; 12 Flugzeuge und Hubschrauber der Heeresfliegerstaffel 5 flogen mit.

Ein M 48 (A 2 c) fährt in Feuerstellung

Ausbildungsstand gehoben — Schlagkraft verbessert

In der Ausgangslage (Blau) zur Übung wurde davon ausgegangen, daß der Feind (dargestellt durch die Panzerbrigade 15 unter Oberst Fechner) nach Süden angreifend den Unterlauf der Elbe überschritten und die blauen Kräfte (dargestellt von Panzerbrigade 14 unter Brigadegeneral Guderian) bis in die allgemeine Linie Rotenburg-Munster-Uelzen zurückgedrängt hat. Das III. Korps hatte nördlich der Aller eine Abwehr aufgebaut. Die 5. Panzerdivision fügte dem Feind mit einer unterstellten Brigade in der Verzögerungszone erhebliche Verluste zu. Hierbei wurde diese Brigade nach Südosten abgedrängt. Die Panzerbrigade 13 richtete sich im rechten Teil des Gefechtsstreifens zur Abwehr ein und nahm die Kräfte der abgedrängten Brigade auf. Die Panzerbrigade 14 wurde durch Luftangriffe so behindert, daß sie den Abwehrraum nicht rechtzeitig erreichen konnte. Deshalb warf sie das Panzergrenadierbataillon 142 vor mit dem Auftrag, im Gefechtsstreifen der Panzerbrigade 14 die entstandene Frontlücke zwischen dem linken Nachbarn und der Panzergrenadierbrigade 13 durch Verteidigung aus Riegeln zu schließen, und bei Angriffen überlegenen Feindes hinhaltend kämpfend auf einen Riegel auszuweichen.

Aus dieser Lage entwickelten sich im Laufe des Tages und während der Nacht in der Verzögerungszone und im Abwehrraum Gefechte, die in den einzelnen Phasen oft wirklichkeitsnah waren.

Ein Lob für die Truppe

Der Generalinspekteur der Bundeswehr, General Trettner, war am Vormittag des Übungstages beim Hauptgefechtsstand der Division eingetroffen, wo ihn der Kommandeur der 5. Panzerdivision, Generalmajor Hükelheim, begrüßte. Auch der Kommandierende General des III. Korps, Generalleutnant Schnez, war anwesend. Die Presse war durch drei Fernsehteams und ein Hörfunkteam sowie durch zahlreiche Vertreter der Tagespresse vertreten.

Der Generalinspekteur zeigte sich vom Übungsverlauf sehr beeindruckt. Er lobte die Leistung der Truppe und die gute Zusammenarbeit von Erdtruppen und Luftwaffe. Der Kommandierende General sagte, daß sich die Leistung gesteigert und die Schlagkraft verbessert habe.

Daß die Übung, die die größte seit langer Zeit war, ein Erfolg wurde, ist auf den guten Ausbildungsstand der Division und die reibungslose Befehlsgebung und Zusammenarbeit der Stäbe zurückzuführen, nicht zuletzt auf die Offiziere, die mit der Anlegung und Durchführung beauftragt worden waren. Klein

OTL Dipl.-Ing. K. Schütt

Aus der Heeresflieger-Waffenschule

Hubschrauber-Sternflug und Hubschrauber-Forum

Vom 1. bis 3. Juni führten die Heeresflieger den schon zur Tradition gewordenen Hubschrauber-Sternflug und anschließend das 6. Hubschrauber-Forum an der Heeresflieger-Waffenschule in Bückeburg durch.

Ein leichter Hubschrauber Al II beim Geschicklichkeitsflug „Flaschenslalom"

Der Hubschrauber-Sternflug wurde in diesem Jahr zu einer internationalen Flugveranstaltung, denn neben den Hubschrauber-Einheiten des Heeres, der Luftwaffe und der Marine sowie des Bundesgrenzschutzes nahmen Mannschaften unserer NATO-Partner Frankreich, Belgien, Niederlande, Großbritannien und der USA teil. Sinn dieses Sternfluges ist es, die Leistungsfähigkeit der Hubschrauberbesatzungen sowohl auf fliegerischem wie auch auf allgemein militärischem Gebiet zu demonstrieren. Darüber hinaus soll aber auch die Verbundenheit der NATO-Partner und die weltweite Fliegerkameradschaft gepflegt werden.

Der Sternflug war in 3 Klassen ausgeschrieben:

Klasse A leichte Hubschrauber bis 2 000 kg Höchstabfluggewicht, Klasse B mittlere Hubschrauber über 2 000 kg Höchstabfluggewicht, Klasse C Instrumentenflugklasse.

Während in den Klassen A und B immer eine Mannschaft, bestehend aus den Besatzungen von 2 Hubschraubern, bewertet wurde, war die Klasse C ein Einzelwettbewerb.

Bewertet wurde die zurückgelegte Strecke, die Anzahl der angeflogenen Landepunkte, das Ergebnis eines Schießwettbewerbes, das Aufsuchen und Erkennen von bestimmten Zielen am Boden und schließlich ein Geschicklichkeitsfliegen.

Der Inspekteur des Heeres, GenLt Ulrich de Maizière, nahm die Siegerehrung vor und stellte dabei besonders die Einsatzbereitschaft und das hohe fliegerische Können aller Sternflugteilnehmer heraus.

Als Sieger gingen hervor:

In Klasse A:

1. Bundesgrenzschutz, Grenzschutzkdo West, Hangelar
2. 2./HFlgBtl 100, Rheine-Bentlage
3. HFlgStff 3, Rotenburg (Hann)

In Klasse B:

1. HFlgStff (Geb) 8, Oberschleißheim
2. 1. Luftrettungs- u. VerbStff, Fürstenfeldbruck (Lw)
3. 3./HFlgBtl 100, Rheine-Bentlage

In Klasse C:

1., 2. 3. HFlgWaS, Bückeburg

Den **Wanderpreis** des Insp. d. Heeres als beste Mannschaft der Bundeswehr gewannen:

In Klasse A: 2./HFlgBtl 100, Rheine-Bentlage

In Klasse B: HFlgStff (Geb) 8, Oberschleißheim

In Klasse C: HFlgWaS, Bückeburg

Den Ehrenpreis des Insp. d. Heeres als beste **Nicht**-Bundeswehrmannschaft gewannen:

In Klasse A: Bundesgrenzschutz, Grenzschutzkdo West, Hangelar

In Klasse B: HFlgStff der 1. Franz. Division

In Klasse C: Aviation Det. Spec Troops der US-Army, Heidelberg

Insgesamt nahmen 101 Hubschrauber an diesem Sternflug teil. Den Abschluß dieses fliegerischen Wettkampfes bildete ein großer Kameradschaftsabend, an dem neben den teilnehmenden Besatzungen auch viele Gäste des Hubschrauber-Forums teilnahmen.

Der Kameradschaftsabend wurde musikalisch umrahmt von einem Musikkorps der franz. Streitkräfte Baden-Baden, der brit. Streitkräfte aus Detmold, der US-Army aus Bremerhaven und dem Musikkorps der 1. PzGrenDiv aus Hannover.

Das darauffolgende 6. Hubschrauber-Forum hatte das Leitthema: „Der Lufttransport mit Hubschraubern auf dem Gefechtsfeld."

In einem Referat der Heeresflieger-Waffenschule wurde die Entwicklung der Transportmittel vom Zugpferd bis zum Hubschrauber aufgezeigt und dann betont, daß die Luftbeweglichkeit aller Truppen nur dann gewährleistet wird, wenn

— eine klare Klassifizierung der Hubschrauber jedem erkennbar macht, was der Hubschrauber transportieren kann,

— möglichst alles Gerät des Heeres für den Lufttransport mit Hubschraubern ständig vorbereitet ist,

— die Hubschrauber so ausgerüstet sind, daß sie bei jedem Wetter jedes beliebige Ziel anfliegen und dort auch landen können und schließlich

— der takt. Führer **unmittelbar** über Hubschrauber verfügen kann.

Wie wichtig dieses Problem auch von der technischen Seite genommen wird, zeigten weitere Vorträge der Industrie.

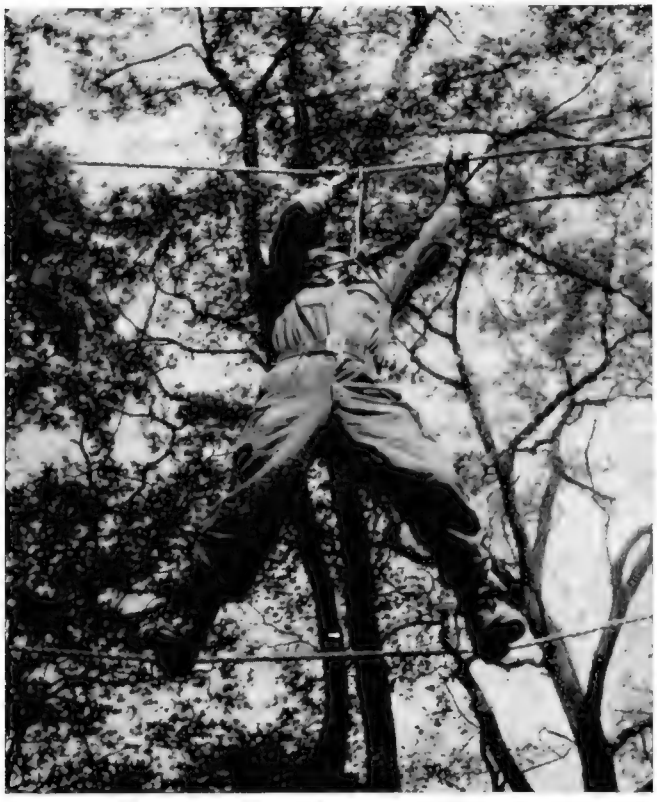
In seinem Schlußwort betonte der General der Kampftruppen, GenMaj Jordan, daß das Heer heute nicht mehr auf die Ausnutzung der dritten Dimension und damit auch nicht mehr auf eigene fliegende Einheiten verzichten kann.

Besonderes Interesse fanden die Vorführungen des für die Bundeswehr ausgewählten leichten Transporthubschrauber Bell UH - 1D

Reservisten bei der Rangerausbildung

Seit geraumer Zeit ist die Praxis Hauptbestandteil der militärischen Weiterbildung der Reservisten. Zu einem Höhepunkt darf man eine Rangerausbildung, die vor kurzem in der Wahner Heide bei Köln stattfand, rechnen. Schon die vielen Zusagen, die die eingeladenen ehemaligen Soldaten abgaben, ließen berechtigte Hoffnungen auf einen großen Erfolg dieser Ausbildung zu. Dieser stellte sich dann auch am Tage der Durchführung ein. Mit mehreren Bussen aus Aachen, Bonn und Köln trafen sie in der Fliegerhorstkaserne in Wahn ein, um die nötige Ausrüstung zu empfangen. Ein großer Teil kam bereits vollausgerüstet zur Ausbildung, denn sie hatten die Grundausstattung zum Aufbewahren zu Hause. Schnell erhielten die übrigen Teilnehmer ihre Sachen und danach gings hinaus ins Übungsgelände. Soldaten des Wachbataillons Siegburg hatten hier schon alle Vorbereitungen getroffen, und gleich nach der Ankunft der Reservisten begann die Ausbildung. Zunächst erlernten die ehemaligen Soldaten, wie man ohne Feuerzeug und Zündhölzer Feuer machen kann. Als einzige Hilfsmittel dienten Watte und Benzin. Schon auf der nächsten Station mußten die Reservisten ihren ganzen Mut zusammennehmen. Es galt, eine tiefe Schlucht zu überwinden. Vergeblich suchten die Teilnehmer nach einer Brücke, denn außer Seilen gab es nichts zu sehen. Auf die Seile kam es jedoch an. Sie waren einzige Verbindung zur anderen Seite. Auf welche Weise man sie begehen kann, zeigten zunächst die aktiven Soldaten. Dann versuchten sich die Reservisten. Es klappte sofort, wenn manchem beim Überqueren auch nicht ganz wohl gewesen sein mag, denn es waren immerhin 15 Meter bis zur Sohle der Schlucht. Auf einem anderen Seil, das in einem Baumwipfel befestigt war und steil nach unten führte, konnten die ehemaligen Soldaten in die Tiefe gleiten. Ein Karabinerhaken bildete den Sicherheitsgurt. Auf der nächsten Station wurde Nahkampfausbildung geübt. Messerangriffe wurden geschickt abgewehrt, und der Gegner kampfunfähig gemacht. Aus Ästen, Laub und Schilf hatten sich die Ranger Hütten gebaut, in denen man es lange Zeit aushalten kann. Mit großem Eifer haben die Reservisten an der Ausbildung teilgenommen und ihre militärischen Kenntnisse um einige Erfahrungen bereichert. Lt. d. Res. Waller

Hoch über dem Abgrund schwebt dieser Reservist auf dem Seil, gesichert durch einen Karabinerhaken.



Der Unimog überwindet alle Hindernisse

Denn der Unimog-S von Mercedes-Benz ist mehr als ein Lastwagen üblicher Bauart. Seine Vorteile liegen in seiner außergewöhnlichen Konstruktion. Sie machen ihn zu einem geländegängigen Universal-Motor-Gerät, das keine Hindernisse kennt.
Hier die wichtigsten Merkmale des Fahrzeugs: Allradantrieb bei günstiger Achslastverteilung; Differentialsperren in beiden Achsen; besonders stabiler Rahmen mit großer elastischer Verwindbarkeit zur Erreichung zusätzlicher Federwege und zusätzlicher Achsverschränkungen, dadurch gute Bodenhaftung der Reifen im schwierigen Gelände; große Bauch- und Bodenfreiheit; günstige Böschungswinkel vorn und hinten; besonders kleiner Wenderadius; tiefe Schwerpunktlage des Fahrgestells; gute Fahrersicht durch die Frontlenker-Bauart; Anbau- und Antriebsmöglichkeit für Arbeitsgeräte aller Art. Gräben, Schlamm, Sandböden, kurzum Hindernisse aller Art überwindet der Unimog-S mühelos. Er nimmt Steigungen bis zu 70% mit voller Beladung. Die Ladefläche bietet Platz für 12 Personen oder 1,75 Tonnen Nutzlast. Seine Höchstgeschwindigkeit: 95 km/h.

Mercedes-Benz **UNIMOG**

5139 UFs

Deutsche Soldaten im Ausland

Als 3. Folge bringen wir einen Bericht über eine Episode, die sehr wenig bekannt sein dürfte. Die Schilderung zeigt die damaligen großen Schwierigkeiten einer voll integrierten Truppe. Nur eine lang dienende Berufstruppe könnte auch heute wohl in einer so engen Gemeinschaft nationale Eifersüchteleien überwinden.

Die Deutsche Legion

(La Légion germanique)

Von Wolfgang Gerhardt

Während über die im Jahre 1831 gegründete französische Fremdenlegion in den 133 Jahren ihres Bestehens eine große Anzahl von Abhandlungen und Büchern über Geschichte und Einsätze in verschiedenen Sprachen existieren, ist über das Bestehen von mehreren „Deutschen Legionen", die während der Revolution in Frankreich und in den nachfolgenden Jahren gegründet wurden, heute kaum etwas bekannt.

Es soll im nachfolgenden die Entstehung, Gliederung und das Schicksal dieser ersten unter dem Namen „Légion germanique" oder „Légion des Germains" in der französischen Revolutionsgeschichte bekanntgewordenen, vornehmlich aus deutschstämmigen Angehörigen bestehenden Truppe berichtet werden.

Zur Wahrung des geschichtlichen Ablaufes muß eingangs erwähnt werden, daß bereits unter Philipp dem Stolzen bei seinen Auseinandersetzungen um das Königreich Aragon im Jahre 1284 deutsche Truppen eingesetzt wurden. Man nannte damals die deutschen Infanteristen „Landsquenets" (Landsknechte) und die deutsche Kavallerie „Reîtres". Später hatte Karl der VIII. eine stattliche Zahl deutscher Soldaten während der Kämpfe in Italien in seiner Armee. Von Ludwig XII. sagt man, unter seiner Fahne seien zeitweise bis zu 8000 Mann an deutschen Soldaten vereinigt gewesen.

Als Frankreich im Jahre 1792 Österreich den Krieg erklärte, wurde kurz darauf in der Gesetzgebenden Versammlung durch Deputierte und Minister die Forderung nach Aufstellung einer Fremdenlegion, die sich aus „fremdländischen Bürgern" zusammensetzen sollte, erhoben.

In der Folge wurden mehrere derartige Legionen aufgestellt. Die erste, die vornehmlich aus Holländern und Brabantern bestand, wurde am 26. Juli 1792 in Dünkirchen in einer Stärke von 2 800 Mann aktiviert. Ein weiteres Kontingent, dessen Angehörige vornehmlich Savoyarden waren und eine Stärke von 2100 Mann erreichte, wurde am 8. 8. 1792 aufgestellt.

Angeregt durch eine stattliche Anzahl von Überläufern aus den Truppenkörpern der Koalitionsmächte, beschloß die Versammlung durch Aufrufe in deutscher Sprache, weitere Soldaten zum Überlaufen zu ermuntern. Diese Aufrufe wurden in den deutschsprachigen Gebieten links des Rheins „an Mauern, Straßenbäumen und Toiletten der Kabaretts" — wie es in einer Verfügung hierzu heißt — angeschlagen. In einem am 2. 8. 1792 erlassenen Dekret wird den Deserteuren eine einmalige Abfindung von 100 Franken sowie weitere 50 Franken als Anerkennung versprochen. Im Falle des Eintritts in die Armee der Republik sollen sie gleiche Vergütung für Dienst, Verwundung und Entlassung erhalten wie die Nationalfranzosen. Weitere Arten der Verbreitung der Aufrufe waren, daß man sie zusammen mit Waren nach Deutschland versandte oder als Reklameetiketten auf „Eau de Vie"-Flaschen aufklebte. Eine andere Methode war, sie nachts durch Ortskundige in die Quartiere oder die Nähe der feindlichen Vorposten befördern zu lassen. In Flandern wurden sie in das für die österreichische Armee bestimmte Brot gebacken.

Nach den ersten Erfolgen erhob sich die Frage, was man mit den deutschsprachigen Soldaten anfangen sollte. Zwei der französischen Revolution verschriebene Deutsche, Cloots und Seiffert, schlugen der Gesetzgebenden Versammlung als erste die Gründung einer „Légion des Germains" vor.

Während von Cloots nur bekannt ist, daß er ein brillanter Redner preußischer Herkunft war, weiß man, daß Seiffert 1747 in Leipzig geboren wurde, sich „Sächsischer Arzt" betitelte und sich 1777 in Paris niederließ, dort schnell wegen seiner medizinischen Fähigkeiten bekannt wurde und frühzeitig dem Jacobinerrat beitrat. Nebenbei betätigte er sich schriftstellerisch, verfaßte eine deutschsprachige Zeitung, in der er seine Gedanken zu den durch die Revolution verkündeten Menschenrechten zum Ausdruck brachte. Diese Zeitung versandte er an Bekannte und Freunde in Hamburg, Leipzig und Frankfurt. Außer seinen Artikeln verfaßte er aber auch noch Gedichte und Dramen. Auf seinen weiteren Lebensweg wird später eingegangen. Im Juli 1792 faßten Cloots und Seiffert ihre Gedanken für eine deutsche Legion schriftlich zusammen und legten sie der Versammlung vor. Bereits in dieser ersten Schrift schlugen sie die Namen der zukünftigen Kommandeure vor, dieselben, die später als „Die vier Chefs" bekannt wurden. Es waren dies der Preuße Dambach als Kommandeur, der Preuße/Holländer van Heyden als Stellvertreter, der Österreicher Schwarz als Quartiermeister und der Elsässer Schöneburg — er nannte sich später Beaufort-Schoneburg — als Leiter der Verwaltung. Zusammen mit Cloots und Seiffert gründeten diese sechs das „Komitee der vereinigten Deutschen", in dem Seiffert Präsident wird und Cloots als Vizepräsident fungiert. In Wort und Schrift bezeichneten sie die geplante Legion als Zelle eines **freien, zukünftigen Deutschlands,** das als Deutsches Reich alle deutschsprachigen Länder, „Hessen, Preußen und Österreich" umfassen sollte. Inwieweit sich in dieser Zeit Deutsche und Franzosen als Brüder betrachteten, geht daraus hervor, daß beim Einmarsch der französischen Truppen in Trier im Januar 1792 der französische Kommandeur Aufrufe verfaßte, die wie folgt begannen: „Tapfere und gute Deutsche, sind wir als alte Brüder nicht heute auch noch Brüder?" — Klopstock nannte die Franzosen seine Brüder und in den literarischen Zirkeln Deutschlands sprach man nicht mehr von Franzosen, sondern von Franken und Neufranken.

Am 6. 8. 1792 wird durch den Kriegsminister Servan auf der einen Seite und den sechs Angehörigen des „Rates der Verwaltung der vereinigten Preußen und Deutschen" auf der anderen ein Abkommen geschlossen, das den Namen „Capitulation" trägt. Es regelt die Aufstellung und Organisation der zukünftigen deutschen Legion oder „Germanischen Brigade", wie sie auch genannt wird. Nur Ausländer dürfen als Soldaten eingestellt werden. Mit der Aufstellung der Einheiten werden Dambach und van Heyden beauftragt, die auch die Offiziere vorschlagen. Ihre Einstellung bedarf jedoch der Bestätigung durch den Kriegsminister. Beförderungen können entsprechend den Möglichkeiten in der Waffengattung erfolgen und sind denen der republikanischen Armee angepaßt. Mannschaften erhalten 18—19 Franken Sold im Monat, von denen sie allerdings ihre Bekleidung und Ausrüstung bestreiten müssen.

Die Uniformen ähneln der der französischen Armee. Es werden u. a. Kokarden und Federn getragen, die Uniformknöpfe haben die Inschrift „Liberté et Egalité Légion des Germains". —

Am 12. 8. 1792 stellt Cloots der Gesetzgebenden Versammlung einige Herren vor, die als Offiziere für die Legion vorgesehen sind. Am 26. 8. muß Cloots die geplante Hilfstruppe gegen scharfe Angriffe in der gleichen Versammlung verteidigen. Es kommt soweit, daß ein Vorschlag von Gegnern der Legion, sie „Legion der Vandalen" zu nennen, erst angenommen, später aber aus offensichtlichen Gründen wieder abgelehnt wird. Man einigt sich schließlich auf den Namen „Légion germanique" oder „Légion des Germains". Bei all dem bisher Geschilderten handelt es sich um Vorbereitungen in Form von Gesprächen, Absprachen und Diskussionen.

Erst am 4. September wird „auf Grund erforderlicher Umstände die Verstärkung der Armee durch leichte Truppen" beschlossen und kraft Gesetzes eine Fremdenlegion, die den Namen nun endlich „Légion des Germains" tragen soll, aufgestellt. Die Gliederung und Stärke bleibt die gleiche wie sie in der „Capitulation" vorge-

sehen war. Im Gesetz werden die Stärken noch einmal so festgelegt, daß die Zahl von 3000 Soldaten, davon 1000 zu Pferde und 2000 zu Fuß, nicht überschritten werden soll. Darüber hinaus werden alle anderen wesentlichen Teile dieser Vereinbarung in das Gesetz übernommen. Der 4. September 1792 gilt daher als der offizielle Gründungstag der Legion. Die Ernennungsurkunden der Offiziere tragen ebenfalls dieses Datum, obwohl sich die eigentliche Aufstellung der Einheiten bis in die ersten Monate des Jahres 1793 hinzieht.

Am 12. September gehen Cloots und Seiffert wieder vor die Gesetzgebende Versammlung und stellen den zukünftigen Kommandeur Oberst Dambach als „einen tapferen Preußen, der sich unter Friedrich II. im Siebenjährigen Krieg auszeichnete und 15 mal verwundet wurde", vor. Aber Dambach hat einen Fehler für die — trotz Revolution und Gleichheitsparolen — sehr nationalbewußten Franzosen. Er spricht und schreibt nur deutsch. Dies ist ein deutlicher Nachteil gegenüber den drei restlichen führenden Offizieren der Legion.

Van Heyden, der stellvertretende Kommandeur, Sohn eines Oberstleutnants, der unter Friedrich dem Großen diente, stammt aus einer aus Holland in die Mark Brandenburg eingewanderten Familie und war Kadett in Potsdam. Er diente dann in einem preußischen Regiment, später in der hessischen Brigade, die an die Holländer verkauft wurde. In diesem Verband nimmt er am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teil. Er kehrt 1787 nach Holland zurück und dient im Regiment van Mayern unter dem Baron de Mahta. Kurze Zeit darauf flüchtet er, von den Idealen der Revolution in Frankreich begeistert, nach dort. Sofort tritt er in die holländische Brigade ein, die als erstes ausländisches Kontingent unter republikanischen Fahnen aufgestellt wird. Inzwischen sind Cloots und Seiffert auf ihn aufmerksam geworden und bieten ihm die Stellung eines stellvertretenden Kommandeurs in der deutschen Brigade an. Er nimmt dieses Angebot an und ist in der Folge in erster Linie verantwortlich für die Einstellungsvorschläge der Offiziere. Der Quartiermeister der Legion, der Wiener Schwarz, war vor seiner Berufung als Lehrer an der französischen Militärschule in Paris tätig, nachdem er vorher in der österreichischen Armee diente. Schöneburg, in Landau/Pfalz geboren, war für damalige Verhältnisse Franzose. Sein richtiger Name lautete eigentlich Beaufort. Den Namen Schöneburg legte er sich zu, um durch diesen deutschklingenden Namen den Eintritt in die Legion zu erreichen. Seine Ausbildung bestand im besonderen in Verwaltungsfragen. Auf diesem Gebiet war er u. a. längere Zeit in Mainz wirksam. Wegen seiner 1789 veröffentlichten allgemeinen Statistik über Europa, der ersten ihrer Art, wird er als derjenige angesehen, der seinen Landsleuten die Kunst, eine Statistik aufzustellen, beibrachte. Mit dem Dienstgrad eines Rittmeisters wird er eingestellt. Obwohl seine Hauptaufgabe eigentlich die Verwaltungsarbeit in der Legion ist, führt er praktisch aber auch alle geschäftlichen Abschlüsse durch, für die eigentlich Schwarz vorgesehen ist. Wegen seiner großen Fähigkeiten und Leistungen wird er schnell der Mittelpunkt für die gesamte innere und äußere Verwaltungsarbeit. Als Dambach und van Heyden ihm für seine Leistungen die Beförderung zum Oberstleutnant antragen, lehnt er mit den Worten „pour ne faire de jaloux" ab.

Während diese vier Offiziere als die eigentlichen Führer der Legion anzusehen sind, zeigen die folgenden Namen, daß ein Teil des restlichen Offizierkorps wahrhaftig deutscher Abstammung war.

Der Generaladjutant der Legion, Dentzler, wurde in Dresden geboren und diente vorher in der preußischen Armee.

Oberstleutnant Baron Wilhelm von Gerresheim, ein geborener Preuße, bot seine Dienste als Infanterie-Hauptmann an.

Der Mainzer Klauprecht war österreichischer Chevaux-Légers.

Hauptmann Baron von Liebenstein kam aus einer der ersten Familien Württembergs.

Rittmeister Velauer, in Zweibrücken geboren, hatte seine militärische Ausbildung in Zerbst/Anhalt genossen. Er fiel später im Gefecht bei Saumur.

Leutnant Hirschmann kam aus Wesel und war Dragoner, Oberleutnant Behr ein Hamburger. Weitere Offiziere kamen aus Nassau, Niedersachsen und Böhmen. Außer diesen deutschen Offizieren, die den größten Anteil bildeten, waren die Holländer verhältnismäßig stark vertreten. Ihr Anteil war etwa gleich groß mit denen, die das Elsaß und Lothringen als ihre Heimat angaben. Vertreten waren ferner einige belgische, italienische und polnische Offiziere. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß aus der ehemaligen Schweizer Garde des Königsheeres eine Anzahl Unteroffiziere zu Offizieren der Legion ernannt wurden. Obwohl ursprünglich an eine Einstellung von französischen Offizieren nicht gedacht war, nahm man im Laufe der Aufstellung von dieser Klausel Abstand und stellte in der Schlußphase der Aufstellung eine nicht unerhebliche Anzahl von ihnen ein. Der Mangel an einer ausreichenden Anzahl qualifizierter Offiziere ist offensichtlich für die beiden letzteren Maßnahmen anzusehen.

Die ursprünglich geplante Zahl von 2590 Köpfen hat die Legion nie erreicht. Der mit großem Aufwand betriebene Versuch, Deserteure zum Eintritt zu gewinnen, zeigte nicht die erwarteten Erfolge. Am 1. Mai 1793 erreichte die Legion ihre größte Stärke mit 1492, davon befinden sich 612 Soldaten in den Infanterieeinheiten und 880 bei der Kavallerie. Die Garnisonen befinden sich in Paris und Umgebung und nicht im Grenzgebiet, wie ursprünglich vorgesehen.

Im Laufe des Monat Dezember 1792, also noch im Stadium der Aufstellung, war die gesamte Legion zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Fontainebleau eingesetzt. Eine am 29. 1. 1793 durch den Generaladjutanten der Heimatarmee durchgeführte Inspektion bezeichnet den Ausbildungsstand und die Disziplin als gut. Trotz dieses günstigen Berichtes ist man in der Regierung unentschlossen, wie und wo man die Legion einsetzen soll. Hinzu kommt, daß in diese Zeit die Umorganisation der republikanischen Armee fällt. Zwischen 20. und 22. Februar 1793 wird die Legion jedoch nach Sedan in Marsch gesetzt, um an den Kämpfen in der Champagne teilzunehmen. Der Kommandeur, Oberst Dambach, erhebt Einspruch gegen einen derartigen verfrühten Einsatz, da er 1. Rückschläge wegen der noch nicht abgeschlossenen Ausbildung befürch-

VDO liefert
und
repariert
sämtliche Kraftfahrzeug-Meßinstrumente
VDO TACHOMETER WERKE · FRANKFURT/M W 13
ADOLF SCHINDLING GMBH · GRÄFSTRASSE 103

tet und 2. sich wenig Erfolg von einem Einsatz der preußischen und österreichischen Deserteure gegen eigene Landsleute verspricht. Er dringt mit seinen Einwänden nicht durch, und die Truppe wird in Marsch gesetzt. Als vorläufiges Standquartier wird Philippeville ausersehen und nach der Niederlage der französischen Truppen bei Neerwinden und der Räumung von Lüttich als Auffangstelle für flüchtende Soldaten der Republik eingerichtet. Bereits am 17. April aber wird das ganze Kontingent nach der Vendée erneut in Marsch gesetzt, da man vermeiden will, daß allzu viele Soldaten von dem eben verkündeten Gnadenerlaß des österreichischen Kaisers Franz II. zur Rückkehr unter die eigenen Fahnen Gebrauch machen.

Inzwischen hat innerhalb der Legion eine Cliquenbildung um sich gegriffen, die besonders die französischen Offiziere umfaßt. Sie führen dem Ungehorsam das Wort, beschuldigen und denunzieren zu Unrecht ihre Vorgesetzten. Dabei finden sie allerdings Unterstützung bei den Volksvertretern und der Regierung. Infolge ihrer Haltung tritt ein Bruch innerhalb der Brigade ein, und es kommt zu ersten Vertrauenskrisen. So begeben sich zwei Kompaniechefs zum Konvent nach Paris, anschließend zum Kriegsminister und intrigieren mit wechselhaftem Erfolg. Inzwischen trifft die Truppe am 3. Mai in Tours ein. Hier nehmen die inneren Auseinandersetzungen immer schärfere Maße an mit dem Ergebnis, daß auf Grund einer neuerlichen Intrige Oberst Dambach, van Heyden, Schwarz, Schöneburg und andere Offiziere am 16. Mai auf Befehl des Konvent verhaftet und in das Gefängnis von Orleans eingeliefert werden. Als Führer treten nach dieser „Enthauptung" französische Offiziere an die Spitze der Brigade. Am 18. Juli werden die Verhafteten zum weiteren Verhör nach Paris abtransportiert.

Inzwischen sind die Aufstände der Royalisten in der Vendée ausgebrochen. Zu ihrer Bekämpfung wird auch die Legion herangezogen. Trotz tapferer Gegenangriffe unter dem neuen Kommandeur Tallien gewinnt die „katholische Armee", wie die königstreuen Truppen auch genannt werden, weiter an Boden und nähert sich nach Eroberung von verschiedenen Orten Saumur. In dem um und in Saumur sich entwickelnden schweren Gefecht zeichnet sich besonders die Kavallerie der Deutschen Brigade aus. Noch nachdem die regulären republikanischen Truppen lange die Flucht ergriffen haben, greifen die deutschen Kürassiere mit großem Schneid und Todesverachtung den Feind an. Nachdem am 10. Juni sich das Chateau Saumur ergeben muß, gewährt der Feind den Offizieren wegen Tapferkeit die Belassung ihrer Degen.

Währenddessen sitzen die ehemaligen Kommandeure noch im Gefängnis. Nachdem sie von dem Aufreiben ihres Verbandes gehört haben, schreiben sie den Verlust in erster Linie der Tatsache zu, daß die einzelnen Einheiten in Gruppen von 10—20 Mann eingesetzt wurden und dadurch nacheinander geopfert worden sind. Von den 110 Kürassieren sind 80 gefallen, der Rest bis auf wenige Ausnahmen verletzt, von 15 Offizieren fielen fünf, fünf weitere sind verletzt, den anderen wurden die Pferde unter dem Sattel getötet. Andere Teile der Brigade haben sich schlechter geschlagen. So sind namentlich Teile der Infanterie sogar zum Feind übergelaufen. Dies war sicherlich eine Folge der inneren Zerrissenheit nach der Verhaftung ihrer Führer. Zahlreiche dieser Übergelaufenen dienen später in der Armee der Aufständischen unter General Stofflet bei den weiteren Kämpfen in der Vendée im Jahre 1795 und zeichnen sich hier wiederholt aus.

Chuquet schreibt in seinem Buch über die Deutsche Legion, daß trotz des Versagens von kleineren Teilen die Legion mehr als ihre Pflicht getan hätte.

Nach dem Gefecht von Saumur, dem einzigen größeren, an dem die Legion in ihrer Geschlossenheit teilgenommen hat, werden in Paris Angriffe gegen sie wegen „Laschheit" erhoben. Am 22. Juli erhebt der Exekutivrat der Republik die Forderung nach Auflösung und Aufteilung auf die bestehenden Regimenter der regulären Armee. Die geplante Maßnahme wird aber dahingehend abgeschwächt, daß der stellvertretende Kriegsminister Ronsin, ehemaliger Angehöriger der königlichen Armee, mit der Reorganisation beauftragt wird. Es sollen „ohne Verzögerung auf dem Felde je ein Corps zu Fuß und zu Pferde in Tours aufgestellt werden".

Diese Umgliederung erfolgt für die Kavallerie am 26. August, für die Infanterie einen Tag später. Letztere erhält den Namen 22. le. Inf.-Rgt. und besteht aus vier Komp. Infanterie, davon 1 Komp. Pyrenäen-Franzosen, ferner der ehemaligen Art.-Bttr. der Brigade. In dieser Formation ist der Anteil an Offizieren aus der Legion wiederum sehr stark. Zum Rgt.-Kdr. wird der ehemalige Kdr. des Musketier-Btl. der Brigade ernannt. Durch Heranziehung von Verstärkungen — Franzosen aus dem Raum der Loire — vergrößert man den bestehenden Verband um ein weiteres Bataillon und formt eine Brigade unter dem General Salomon. In den Kämpfen in der Vendée eingesetzt, verliert die Truppe bis zum 25. Dezember 1793 ein Drittel ihrer Offiziere und Mannschaften. Nach Herauslösung und Auffrischung werden diese Infanterieteile dann später, zusammen mit rein französischen Einheiten, zur Aufstellung der 13. le. Inf.-Halbbrigade herangezogen. Die Kavallerie der Deutschen Legion wird von Tours nach Angers verlegt und erhält den neuen Namen 11. Husaren-Regiment, nachdem sie kurzfristig die Bezeichnung 24. Jäger-Regiment zu Pferde trug. Ihr endgültiger Standort wird Vitry-sur-Marne. Ihre Stärke von knapp 400 Soldaten bleibt weit unter der vorgesehenen Zahl von 1200, von den vier vorhandenen Schwadronen sind jedoch drei aus der ehemaligen Deutschen Brigade hervorgegangen. Der neue Kommandeur, Oberst Avice, gehörte nicht dem Deutschen Kontingent an. In den folgenden Revolutionsunruhen wird das Regiment nicht mehr eingesetzt.

Während also nach knapp einem Jahr die Deutsche Legion bereits als aufgelöst zu betrachten ist, wird am 7. September 1793 in Mainz schon eine neue Truppe aufgestellt. Es ist das „Fränkisch-Kasselsche Jäger-Bataillon". Zwei Jahre später wird es in die 5. le. Halbbrigade eingegliedert.

Ein weiteres deutsches Kontingent, die „Legion der Nordfranken", soll Deutsche aus den Ländern zwischen Maas und Rhein und Rhein und Mosel umfassen „pour utiliser le dévouement et le courage des habitants de ces pays". — Dieser neue Verband hat die gleiche Zusammensetzung in ihren Teileinheiten wie die erste Deutsche Legion. In ihr dienen Belgier, Deutsche, Holländer und Ungarn. Ihr Kommandeur ist der Mainzer General Eickemeyer. 1801 wird der Verband aufgeteilt und geht in der 55. Halbbrigade bzw. dem 18. le. Inf.-Regiment auf. Auch eine zweite, unter gleichem Namen 1801 gegründete Legion der Nordfranken wird ebenso nach wenigen Monaten auf bestehende Truppenkörper aufgeteilt.

Damit hat die Legion als selbständiger Verband aufgehört zu bestehen. Zu berichten verbleibt, wie das Schicksal ihrer Führer war.

Gegen sie wird auf Grund der Beschuldigungen Anklage wegen gegenrevolutionärer Umtriebe, ein schon damals sehr dehnbarer Begriff, und wegen persönlicher Bereicherung erhoben. Eine Untersuchung durch den Konvent verfügt ihr Verbringen nach Paris zur weiteren Verfolgung des Falles durch das Komitee für allgemeine Sicherheit, eine gefürchtete Institution dieser Zeit. Nach Eintreffen am 12. Juli in Paris werden sie, nachdem eine erste Untersuchung bereits die Unhaltbarkeit der Anschuldigungen festgestellt hat, am 18. Juli auf freien Fuß gesetzt mit der Auflassung, sich in Paris zur Verfügung der Untersuchungsbehörde zu halten. Nach langwierigen Debatten und Untersuchungen fällt das „Komitee des öffentlichen Heils", an das die Verfolgung des Falles abgetreten wurde, am 28. Mai 1795 seine Entscheidung. Diese lautet: „Alle Beschuldigungen sind zu Unrecht erhoben worden; die Offiziere sind in die Armee sofort wieder einzustellen." —

Oberst Dambach wird zum Brigadegeneral ernannt und findet Verwendung in besetzten Ländern. Aber er ist inzwischen krank geworden und tritt bald darauf in den Ruhestand.

Van Heyden wird ebenfalls General und dient noch lange in der Nordarmee. Über seine hervorragende Tapferkeit während der dortigen Kämpfe gibt es zahlreiche Zeugenaussagen. Im Jahre 1811 wird er pensioniert und stirbt 1819 in Paris.

Schöneburg wird zum Major befördert und dient in einem Kavallerie-Regiment. Später ist er Berater des französischen Generals Kellermann. 1815 pensioniert, wird er nachträglich im Jahre 1818 zum Oberst i. G. ernannt.

Schwarz, der ehemalige Quartiermeister, versucht lange vergeblich wieder eingestellt zu werden. Nach Jahren des Mißerfolges wird er Schwadronschef im 20. Kav.-Regiment. Er stirbt im Jahre 1811.

Bibliographie:

E. Fieffé Histoire des Troupes Etrangères au service de France, Paris 1854.
A. Chuquet: La Legion Germanique, Paris 1904.

Vom Reiter zum Panzergrenadier

Von Guntram F. Döllnitz

Marsch des 11.(Preuß.)Reiter-Regiments durch Berlin im August 1933

Aus Anlaß der Gründung der ehem. Berlin-brandenburgischen 3. Fz.-Div. vor 30 Jahren bringen wir einen Artikel aus der Feder eines ehemaligen Angehörigen dieser Division, der an dem Beispiel Reiter-Regt. 11/Schützen-Regt. 3 zeigt, wie der Dienst und die Umstellung vom 100 000 Mann-Heer zur Wehrmacht vor sich ging. Er hat allgemeinen dokumentarischen Wert.

Diese Division hatte am 2./3. Oktober unter starker Beteiligung in Lüneburg ein Treffen zum Gedenken an diesen Tag und ihre gefallenen Kameraden. In ihren Reihen dienten einst auch eine Anzahl jetziger Bundeswehroffiziere, so die Generalmajore Pape, von Platow und Reidel, die Brig.-Generale Voß und Guderian, die Brigade-Kommandeure Oberst Fechner und Deichen, die Obersten Dipl.-Ing. Icken und Hellwig sowie andere Stabsoffiziere im Oberstleutnants- und Majorsrang.

Gerade heute, wo soviel falsches und irreführendes über das sog. 100 000 Mann-Heer verbreitet wird, dürften diese Ausführungen von allgemeingültigem Interesse sein und mit dazu beitragen, das Bild dieser Armee in ein richtiges Licht zu setzen. Denn ohne sie, die hervorgegangen war aus den fronterfahrenen Kerntruppen der „Alten Armee" von 1918, wären, wie es kürzlich einmal Generalfeldmarschall von Manstein ausdrückte, die von der ganzen Welt anerkannten Leistungen des deutschen Soldaten im 2. Weltkrieg undenkbar gewesen. Die Red.

Als die Armee des kaiserlichen Deutschlands nach Ende des ersten Weltkrieges wieder in ihre Garnisonen eingerückt war, um den Siegerbestimmungen gemäß der Auflösung entgegenzugehen, saßen auch die 110 deutschen Kavallerie-Regimenter endgültig ab. Die Zeit des Kavalleriepferdes schien nach den Erfahrungen der Materialschlachten vorbei. Das Versailler Diktat sah für die Weimarer Republik keine Streitkräfte mit allgemeiner Wehrpflicht mehr vor, sondern gestand ihr lediglich eine kleine Schutzmacht — ein Berufsheer mit zwölfjähriger Dienstzeit — zu, der kaum eine andere Rolle als die einer besseren Polizeitruppe zufallen konnte und sollte. Sie erhielt die Bezeichnung „Reichswehr", und ihr personeller Bestand durfte 100 000 Mann nicht überschreiten. Sie bestand aus Reichsheer und Reichsmarine. Eine Luftwaffe war verboten. Die Bewaffnung hatte ungefähr der des Jahres 1915 zu entsprechen und somit „unmodern" zu bleiben.

Neben den zugestandenen 21 Infanterie-Regimentern, sieben Artillerie-Regimentern, je sieben Pionier-Bataillonen, Nachrichten-, Kraftfahr-, Fahr- (spr. „Train"-) und Sanitäts-Abteilungen usw. wurde eine unverhältnismäßig starke Kavallerie vorgeschrieben mit 18 Reiter-Regimentern, eine Waffengattung also, von der die Siegermächte glaubten, sie könne in einem möglichen Zukunftskonflikt keine Bedeutung mehr haben. Von den drei neuen Kavallerie-Divisionen (zu je sechs Reiter-Regimentern) stationierte das Reichswehrministerium in verantwortungsbewußter Weise allein zwei im Osten des Reichsgebietes, um so wenigstens geostrategisch etwaigen Anforderungen gerecht werden zu können. So wurde um 1920 auch das 11. (Preuß.) Reiter-Regiment gebildet und bekam — zusammen mit dem 7. und 8. Reiter-Regiment — schlesische Garnisonen zugeteilt. Der Regt.-Stab, die 3. und 4. Schwadron (Eskadron) lagen nun in Neustadt (Oberschlesien), die 1. und 5. Schwadron in

Ohlau (bei Breslau) und die 2. Schwadron in Leobschütz (bei Ratibor/Oberschlesien).

Die Erinnerung an die Alte Armee wurde wachgehalten, indem den Einheiten (Kompanien, Schwadronen, Batterien) der jungen kleinen Reichswehr die Traditionspflege der Regimenter und selbständigen Bataillone des alten Heeres überantwortet wurde, wie es in ähnlicher Weise heute noch in vielen Armeen der Welt gehandhabt wird, besonders in der französischen und englischen. Im Zuge dieser Traditionsübertragung führten nun die 11. Reiter die Überlieferung der alten Kavallerie-Regimenter, aus denen sie teilweise hervorgegangen waren, weiter, und zwar: die 1. Schwadron die Tradition des Husaren-Regimentes von Schill (1. Schlesisches) Nr. 4, der berühmten „braunen Husaren", das bis 1919 in der alten Seydlitz-Stadt Ohlau garnisoniert hatte, während die 2. Schwadron die Überlieferung des „grünen" Husaren-Regiments Graf Götzen (2. Schlesisches) Nr. 6, das bis 1919 in Leobschütz stand, zu pflegen hatte; die 3. Schwadron erhielt die Traditionspflege für das Ulanen-Regiment Graf Haeseler (2. Brandenburgisches) Nr. 11, die 4. Schwadron die für das Schleswig-Holsteinische Ulanen-Regiment Nr. 15 und die 5. wurde die Traditions-Schwadron des Jäger-Regimentes zu Pferde Nr. 3. Letztere drei Regimenter hatten bis 1918 in Elsaß-Lothringen (Saarburg und Colmar) gestanden und mit dem unglücklichen Kriegsausgang ihre Heimatgarnisonen verloren.

Die Heeresleitung in Berlin versuchte, indem sie aus der „Not der überzahlreichen Kavallerieverbände eine Tugend machte", die Reiterei zu einer modernen und schlagkräftigen Kampftruppe umzuformen, ein Experiment, das trotz des Argwohns im Lande herumreisender alliierter Kontrollkommissionen von sichtbarem Erfolg gekrönt war. Die spätere Entwicklung gab ihr vollends recht. Reiter und Pferd wurden für das Gefecht der — neuzeitlichen — aufgelösten Ordnung ausgebildet. Geschlossene Attacken mit eingelegter Lanze gehörten der Vergangenheit an. Eine Schwadron in jedem Regiment (beim RR 11 war es die 3.) wurde jetzt „Schwere Schwadron" und bestand aus je einem sMG-Zug, Minenwerfer-Zug, Pak-Zug, Nachr.-Zug und einer Pionier-Abteilung. Waffen und Gerät wie Munition wurden auf Spezial-, Lafetten- und Protzfahrzeugen vier- bis sechsspännig — also schnellstbeweglich und geländegängig — ins Gefecht geführt, während die Bedienungen größtenteils zu Pferde saßen (ähnlich wie bei der Reitenden Artillerie). Jede Reitergruppe (12 Mann) der übrigen vier bis fünf (Feld-)Schwadronen erhielt ein leichtes Maschinengewehr (lMG) am Sattel. 1927 wurden die Lanzen abgeschafft. Nicht nur die völlige Beherrschung seines Pferdes in jeder Lage — auch auf sich allein gestellt —, sondern auch alle gängigen Infanteriewaffen und Kampfarten des Gefechtes zu Fuß mußte der moderne Kavallerist erlernen. Und mit das Wichtigste: der altbewährte Reitergeist bei Mann, Unteroffizier und Offizier blieb nicht nur erhalten, sondern wurde in Erinnerung an stolze Reitertraditionen bewußt gepflegt und dokumentierte sich nicht nur im Tragen von Sporen und Reitersäbel (auch außer Dienst — wer weiß das heute schon noch?), sondern erst recht in selbstbewußter Haltung und bester Kameradschaft, die bei den 11. Reitern sprichwörtlich war und in besonders gutem Rufe stand.

So vergingen fünfzehn Jahre eines straffen Exzerzitiums von Reiter und Pferd, eines harten und abwechslungsreichen Friedensdienstes in der Kaserne, der Reitbahn, in den Ställen, auf dem „Fußdienstplatz", am Schießstand und draußen auf dem Exerzierplatz vor der Stadt und im weiten Gelände. Unterricht, Sport, Schulreiten, Exerzieren (Fußdienst), Gefechtsdrill, Stalldienst, Zureiten der jungen Remonten, Schulschießen, Hindernisreiten, Marschübungen, Nachtritte, Innen- und Wachdienst machten den täglichen Dienst aus. Pferdeappelle, Reit- und Schwadronsbesichtigungen, Truppenübungsplatzaufenthalte mit größeren Gefechtsübungen und Scharfschießen, kleine wie große Herbstmanöver (zusammen mit anderen Waffengattungen) und auch Paraden zu Fuß und zu Pferd bildeten Höhepunkte in der Bestätigung des Könnens und im Leben des Kavalleristen, des Reichswehr-Reiters. Aber auch die Freuden der Friedensdienstzeit kamen nicht zu kurz: Geländeritte, Springturniere und die herbstlichen Reitjagden, die so oft ihren Abschluß in gemütlichen Kameradschaftsabenden hatten. Oder Schwadronsbierabende, bei denen Rittmeister und Leutnant inmitten ihrer Wachtmeister, Obergefreiten und Reiter saßen, um „nach des Dienstes schwerer Last" miteinander einen kräftigen Reiterschluck zu tun. Standesdünkel, Parteipolitik und Konfessionsproporz waren unbekannt — eine Wohltat, angetan dazu, Geist und Schlagkraft der Truppe zu gewährleisten. Erwähnt seien auch die wiederholten Begegnungen mit den aus festlichen Anlässen von weit her anreisenden älteren Kameraden der Stammregimenter, die engen Kontakt mit den Angehörigen ihrer Traditionsschwadronen hielten. Im Sommer 1933 noch marschierte das 11. (Preuß.) Reiter-Regiment — vom Truppenübungsplatz Döberitz kommend — aufgesessen, feldmarschmäßig mit Stahlhelm und gezogenem Säbel unter Voranritt seines verstärkten Trompeterkorps, vorneweg der Kesselpauker, in langer Marschkolonne mitten durch Berlin und das Brandenburger Tor. Ein prächtiges Schauspiel, das — seit 1914 einmalig in seiner Art — die Bewohner der Reichshauptstadt mit dem ihnen eigenen Enthusiasmus bejubelten. Dieser Ritt des Regt.-Stabes, der fünf Schwadronen und des ganzen bespannten Trosses durch die deutsche Hauptstadt unter Trompetengeschmetter, Hufgeklapper, blinkenden Waffen und dem Rasseln der Gefechtsfahrzeuge, begleitet von Hochrufen der die Straßen säumenden Massen, wird allen 11. Reitern, die das miterlebt haben, unvergeßlich bleiben, war es doch zugleich — in späterer Rückerinnerung — eine Art Abschied . . .

Aus den 11. Reitern werden Panzergrenadiere

Als 1934 mit der Vermehrung des Heeres auch dessen Modernisierung beschlossen wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Teil der Reiter-Regimenter den Grundstock für die neue Panzertruppe (zuerst „Schnelle Truppen") bilden mußte, der als „taktischem Erbe der Schlachtenkavallerie Friedrichs des Großen" (nach Generaloberst Frhr. v. Fritsch) auch gleich der Reitergeist des Vorwärtsstürmens als geistiges Fundament mitgegeben werden konnte. Nun kam auch für die 11. Reiter die Stunde des endgültigen Abschieds von ihren Pferden, eines Abschiednehmens voller Wehmut, bei dem so manches Reiterauge voller Tränen stand — und auch den Pferden konnte man es anmerken, daß sie mit ihren feinen Sinnen diesen Augenblick der Trennung empfanden . . . Das Regiment saß ab, mußte seinen liebgewordenen schlesischen Garnisonen Lebewohl sagen und wurde unter gleichzeitiger Verdoppelung (Hinzuziehung je einer Schwadron der Reiter-Regimenter 8 und 18) nach Gera und Langensalza in Thüringen verlegt. Dort erhielt es die Bezeichnung „Reiter-Regiment Gera" (Reiter-Regt. 11 [mot]). Es wurde umgeschult auf Motorisierung, bekam schwere Krafträder (Krad mit und ohne Beiwagen), Pkw, Spezial-Pkw und geländegängige Mannschaftstransport-Lkw. Seine beiden Halbregimenter (je fünf Schwadronen) bildeten 1935 unter erneuter Verdoppelung die Stammformationen für das Schützen-(Pz.Gren.-)Regt. 1 — in Gera und Weimar — der 1. Pz.-Div. und für das Schützen-(Pz.-Gren.-)Regt. 3 — in Eberswalde bei Berlin — der 3. Pz.-Div.; in diesen beiden Regimentern lebte der Geist der 11. Reiter fort: sie wurden Eliteregimenter des letzten Krieges! — ein kleiner Teil der Regt.-Angehörigen kam zur neu entstehenden Luftwaffe, um auch dort im Sinne eines schlesischen Reitersmannes, des Ulanen-Rittmeisters — und „Roten Kampffliegers" des ersten Weltkrieges — Manfred von Richthofen, weiterzuwirken.

Lange nach dem letzten Kriege sammelten sich die Reste des einst so stolzen 11. Reiter-Regiments aus Schlesien wieder unter ihrer weiß-schwarzen Lanzenflagge als Symbol, die alten Reiter, Unteroffiziere und Offiziere, die der diszipliniertesten und wohl auch besten Armee der Welt, der Reichswehr, anzugehören, die Ehre hatten. In den letzten Jahren bildeten sie einen Kameradenkreis, die „Kameradschaft Reiter 11", um die Erinnerung an ihr schönes Regiment wachzuhalten. Es sind im Herzen die gleichen Männer wie damals, wenn sie heute auch nicht mehr den feldgrauen Rock mit kavallerie-gelber Passepoilierung und auch nicht Säbel und Sporen tragen, sondern im zivilen und Erwerbsleben stehen. Viele von ihnen dienen dem Staat immer noch als Beamte oder stehen in den Reihen der Bundeswehr. Manche aus ihrer Mitte hat der Krieg schwer gezeichnet. Von ihren meist schlesischen Frauen, den jungen Mädchen aus Nieder- und Oberschlesien von einst, wurde das harte Los der Vertreibung und das oft schwere Nachkriegsschicksal ihrer Männer mitgetragen und gemeistert. Aber der Reitergeist, den alle Angehörigen des Regiments bewahrt haben und der sie durch ihr Leben geleitet hat, er ist noch da, ihn werden sie weitergeben an ihre Kinder und Kindeskinder. Und im Herzen bleiben sie ihrer preußischen Heimat Schlesien mit ihren Reitergarnisonen Neustadt/OS., Ohlau und Leobschütz verbunden.

Leutnant der Res. Eduard Geisler

Der französische Panzerspähwagen EBR 75

Das Problem des besten Fahrzeugs für Aufklärungszwecke ist noch schwieriger zu lösen als bei dem Panzerkampffahrzeug. Jules Verne würde wohl mit seiner geistreichen Phantasie einen fliegenden Spähwagen beschreiben, der überall landen, auf der Erde sich lautlos rasch vorwärtsbewegen und auch schwimmen könnte. Die heutige technische Entwicklung, die — meist zu unrecht — als ungeheuer schnell gerühmt wird, ist aber praktisch noch wenig auf diesem Gebiet vorangekommen.

Nachstehend wird die eigenwillige Konstruktion des französischen gep. Spähwagen EBR 75 kritisch betrachtet. Da jetzt die Panzertruppe ein neues Kampffahrzeug erhält, erscheint es an der Zeit, auch die Panzeraufklärung zu modernisieren. Die Red.

Bis Beginn des Zweiten Weltkriegs betrachtete man in Frankreich das Panzerfahrzeug als Unterstützungswaffe der Infanterie. Die in Polen und Anfang des Frankreichfeldzuges seitens der deutschen Wehrmacht errungenen Erfolge zwangen die Franzosen jedoch bald zur Änderung ihrer Taktik. Dem Beispiel Guderians folgend, trat eine Umgliederung der Panzerstreitkräfte ein. Da aber die vorhandenen Fahrzeuge hierfür in ihrer Masse nicht geeignet waren, mußte rasch ein Ersatz durch neue Konstruktionen erfolgen. Die im Bau von Panzerspähwagen erfahrene Firma Panhard erhielt den Auftrag für den Bau eines Panzeraufklärungsfahrzeuges, das folgende Eigenschaften aufweisen sollte:

Synthese des mittleren und schweren Spähwagens, Verzicht auf starke Panzerung zugunsten einer starken Bewaffnung, hohe Geschwindigkeit und große Reichweite, geringe Höhe, gute Geländegängigkeit und Verwendung in den Kolonien unter extremen klimatischen Bedingungen.

Dies waren Ansprüche, die auch heute noch im Wesentlichen an einen Spähpanzer gestellt werden.

Trotz der sich überstürzenden Ereignisse kam es noch zur Fertigstellung des Entwurfs für den Prototyp (AML 201). Als man nach dem Kriege nach einem Ersatz für das amerikanische Material suchte, nahm man auch das 1940 eingestellte Projekt wieder auf. Zu einer weiteren Verbesserung als der der Geländegängigkeit sah man sich auf Grund der im Kriege gemachten Erfahrungen nicht genötigt. Die Konstruktion wurde nun als symmetrisches 8-Radfahrzeug ausgelegt. Das Fahrzeug sollte die Bezeichnung „Engine blindée de reconnaissance" erhalten und eine 75 mm Kanone tragen. Im Sommer 1951 wurde erstmals das Modell EBR 75 M^{le} 51 der Truppe vorgestellt. 1953 gelangte es zur Auslieferung an die Aufklärungsregimenter.

Die französischen „Hussards" hatten damit ein ausgereiftes Radspähfahrzeug zur Verfügung, zu dem es damals weder in West noch in Ost ein Äquivalent gab.

Allgemeiner Aufbau

Ein 8 x 8 Fahrgestell trägt die günstig geformte, vollkommen symmetrische Wanne. Sie nimmt Vor- und Rückwärtsfahrer, den Unterflurmotor und den Kampfraum auf. Der Turm sitzt in der Mitte des Fahrzeuges. Erstmals wurde hier bei einer Serienproduktion auf das Prinzip der Scheitellafette zurückgegriffen, hierdurch konnte der Turm besonders flach gehalten werden. Die Bewaffnung besteht aus einer konventionellen 75 mm S. A. 49 KwK mit einem 7,5 mm MG koaxial im Turm und zwei gleichen Maschinengewehren als Bug-MG vorne und hinten. Bei einem Gewicht von 12,7 t (Laut franz.Angaben) verfügt das Fahrzeug über eine Länge von 5,56 m, einschließlich der Kanone 6,15 m, Breite 2,42 m und Höhe 2,24 m, d. h. etwa so hoch wie der „Leopard". Die Besatzung besteht aus 4 Mann. Die beiden Fahrer bedienen außer ihrer eigentlichen Tätigkeit die Bugmaschinengewehre, der Fahrer II (Rückwärtsfahrer) zusätzlich die Funkgeräte, sofern der Verkehr nicht direkt über den Kommandanten abgewickelt wird. Der Kommandant führt das Fahrzeug und versieht obendrein die Tätigkeit des Ladeschützen. Der Richtschütze ist Stellvertreter des Kommandanten.

Er unterstützt den Kommandanten in der Beobachtung und richtet die Bordwaffen.

Das Fahrgestell und die Wanne

Das Fahrgestell wurde von vornherein spezifisch für dieses Modell ausgelegt und ist daher nicht für Gewichtszuwachs geeignet. Im Rahmen seiner Konstruktion stellt es ein Optimum an Gewichts- und Raumaufteilung dar. Vier mit Boudinfedern versehene Schwingarme tragen die vier einzelaufgehängten Straßenräder. Der Achsstand beträgt 4340 mm; die Spurweite von 2070 mm gibt dem Fahrzeug eine gute Straßenlage, auch bei hoher Geschwindigkeit. Die Bereifung besteht aus einem mit Stahleinlagen und kleinen Luftkammern versehenen Spezialgewebe und ist gegen Beschuß unempfindlich. Der Verfasser sah auf den Schußbahnen des Truppenübungsplatzes Munster-Nord Fahrzeuge, deren Bereifung schon seit Jahren dem Beschuß von 20 mm BK ausgesetzt waren; diese Reifen sind heute noch durchaus bedingt verwendungsfähig. Im Gelände werden zusätzlich die vier mittleren Stahlräder eingesetzt. Sie sind genau wie die übrigen Räder abgefedert, können aber mittels einer Hydraulik nach Wunsch hochgezogen oder abgelassen werden. In ihrem Äußeren ähneln sie den Rädern eines Ackerschleppers. Zwei gewölbte Stahlscheiben sind an der Stirnfläche durch breite, mit schrägen Greifleisten versehenen Stahllaufflächen abgedeckt. Die Profilschrägung der gleichseitigen Räder ist jeweils gegenläufig, um bei Vor- und Rückwärtsfahrt gleiche Griffigkeit zu gewährleisten. Zwischen den Metallrädern ist beiderseits ein Auspuffrohr herausgeführt. Sämtliche Räder können nach Anheben des Wagens von der Besatzung mühelos gewechselt werden; jedoch ist dies außer bei Zerstörung durch Volltreffer kaum nötig. Reserveräder werden nicht mitgeführt.

Lenkung und Getriebe

Alle acht Räder sind angetrieben. Die mittleren Metallräder laufen auch in hochgezogenem Zustand mit, sind allerdings nicht lenkbar. Die äußeren Räder können wahlweise einseitig (vorne) oder zusammen (vorne und hinten) gelenkt werden.

Die Steuerung ist hydraulisch unterstützt. Auf beiden Seiten der Wanne befinden sich die Kardanwellen. Sie stehen mit den Differentialsperren der einzelnen Räder und dem Getriebe in Eingriff. Diese Anordnung ist außerordentlich kompliziert, ist aber so robust ausgeführt, daß Schäden nicht häufig auftreten. Das mechanische Getriebe ist eine Kombination von Gelände- und Straßengetriebe mit 4 x 4 Schaltmöglichkeiten; es ist unsynchronisiert und erfordert Fingerspitzengefühl und Erfahrung bei der Schaltung.

Der Motor

Da von Anfang an nur wenig Platz zur Verfügung stand, kam für den Einbau in den EBR nur ein Unterflurmotor in Frage. Der Bau dieser Motoren setzt große Erfahrung voraus, da besonders in Panzern die Kühlung große Schwierigkeiten bereitet. Panhard löste dieses Problem ebenso elegant wie die übrige Konstruktion des Motors. Ein luftgekühlter Boxermotor von nur 218 mm (!) Höhe erzeugt mit seinen 12 Zylindern bei einer Umdrehung von 3800 t/min 200 PS. Mit einem Hubraum von 6,03 l und 12 Zylindern ist der Motor nicht überzüchtet und bot bisher keinen Anlaß zu irgendeiner Klage.

Ein Hilfsmotor leistet beim Start und bei der Aufladung erschöpfter Batterien wirksame Hilfe. In seiner Einzylinder-Viertakt-Bauweise ähnelt er einem Motorradmotor. Beide Motoren werden mit Ottokraftstoff angetrieben. Zu ihrem Ausbau muß zuerst der Turm entfernt werden, der in kürzester Zeit ausgebaut werden kann. Für kleinere Reparaturen ist der Motor mittels Klappen oder offen von innen her zugänglich. Das Werkzeug hierfür ist in den durch einen runden Deckel zugänglichen Werkzeugkästen an der Radabdeckung untergebracht; alle übrigen Instandsetzungsarbeiten werden von den hierfür vorgesehenen Kompanien durchgeführt.

Der Turm

Der Turm besteht aus Turmoberteil und Turmunterteil, beide sind mittels eines Schildzapfenlagers beweglich ineinander gelagert. Die Kanone ist fest mit dem Turmoberteil verbunden und mit diesem in der Vertikalen schwenkbar, während das Turmunterteil um 360° drehbar auf der Wanne sitzt. Das Richtwerk kann sowohl hydraulisch als auch mit der Hand in beiden Ebenen bedient werden. Da der Kampfraum über der Turmplattform durch seine während des Richtens ausgeführten Pendelbewegungen einen nicht unerheblichen Platz in seiner Peripherie benötigt, mußte er sehr klein gehalten werden. Da aber nur zwei Mann Besatzung in ihm Platz finden, kann dies in Kauf genommen werden. Allerdings ist es zweckmäßig, wenn Kommandant und Richtschütze lang und schmal sind. Der Kommandant sitzt links, der Richtschütze rechts der Kanone. Unter der Kanone befindet sich ein Teil der Funkgeräte, an den Seiten der Plattform ist die Bereitschaftsmunition untergebracht. Für den Kommandanten ist eine Rundumsicht von acht Winkelspiegeln vorhanden. Der Richtschütze hat durch das Zielfernrohr mit Entfernungsstrichplatte und zusätzlich über zwei Winkelspiegel Ausblick. Reservesätze vorhanden. Die hochempfindliche Hydraulik des Richtwerkes ähnelt in seinem Prinzip dem Steuer eines Flugzeugs.

Bewaffnung

Die 75 mm Kampfwagenkanone ist in der Mitte des Turms angeordnet. Sie gleicht der Kanone des US-Spähpanzers M 24 „Chaffee" und kann auch dessen Munition verschießen. Die V^0 der Waffe beträgt 620 m/sec und das 8,5 kg schwere Geschoß durchschlägt auf eine Entfernung von 1000 m eine Panzerung von 80 mm. Folgende Munitionsarten können verschossen werden:

Die französischen Modelle Mle 1897 und 1949 (d. h. die Panzervollgeschosse vom Typ P. C. O. T. 40 und das Sprenggeschoß vom Typ O. E. 49). Zusätzlich, wie bereits erwähnt, die Geschosse der US-Kanonen M 3 und M 6 (A. P. C. M 61, H. E. M 48 usw. einschließlich Hohlladungs- und Rauchgeschossen). Die Kanone ist mit der in Kampfwagen üblichen Rücklaufbremse und einer großen Mündungsbremse ausgerüstet. Die drei Maschinengewehre sind vom gleichen Typ. Ein Reibel 7,5 mm ist als Koaxial-MG links neben der Kanone eingebaut, die anderen befinden sich in einer Kugelblende vorne und hinten im Rumpf. Mit den Bugmaschinengewehren kann mangels einer Zieleinrichtung nur Streufeuer geschossen werden, was einen hohen Munitionsverbrauch zur Folge hat.

Insgesamt sind für die Kanone 56 Schuß vorhanden, von denen 20 im Turm untergebracht sind, der Rest befindet sich bei den Fahrern in der Wanne und kann während der Fahrt nicht erreicht werden. Für die Maschinengewehre sind 2250 Patronen in 15 Magazinen zu 150 Schuß im Fahrzeug, genau wie die Kanone haben sie bedauerlicherweise kein Natokaliber.

Die Nebelwurfanlage besteht aus je 2 Werfern links und rechts des Turmes. Fünf Nebelkerzen sind zur Reserve vorhanden. Mit diesen Mitteln kann eine Nebelwand von 120 m Breite in einer Entfernung von ca. 45 m aufgebaut werden. Als Nahkampfmittel stehen noch 12 Handgranaten zur Verfügung. Drei Pistolen und eine Maschinenpistole vervollständigen die Bewaffnung.

Panzerung

Der EBR ist mit einer Panzerung zum Schutz gegen Infanteriewaffen, leichte Maschinenwaffen und Artillerieeinwirkung versehen. Bug, Fahrerfront und Turm sind frontal mit 40 mm, der Turm und die Seiten der Wanne mit 25 mm und das Übrige mit 20 mm bis 10 mm gepanzert. Das entspricht etwa den Werten des M 41, eine Panzerung, die bei der günstigen Formgebung des EBR für dessen Zwecke genügen dürfte.

Der Funk

Die einzelnen Spähwagen im Zug sind mit verschiedenen Geräten versehen, Wagen des Zugführers zur Verbindung zum Regiment bzw. zur Schwadron ein TRUM 1, zur Verbindung im Zug ein ANVRC 10, die beiden anderen Wagen haben je ein ANVRC 10 und ein ANPRC 10. Die zum Zug gehörenden Jeeps sind ähnlich ausgerüstet, so daß zusammen mit der Infanterie eine Standardisierung erreicht wurde. Ein Teil der Funkgeräte ist noch hinter dem Rücken des Fahrers II angebracht.

Heizung und Feuerlöschanlage

Das Fehlen einer Heizung macht sich vor allem in unseren Breiten äußerst unangenehm bemerkbar. Während der Kampfraum gerade noch genügend von der Motorwärme geheizt wird, sind Hände und Füße der Fahrer ungeschützt der Kälte des Fahrtwindes ausgesetzt. Hier wäre dringend eine Abhilfe angebracht. Die Feuerlöschanlage besteht aus 5 Löschern. Drei große stationäre Löscher werden durch Handabzug betätigt. Eine Automatik ist nicht vorhanden und wohl auch überflüssig, da der Motor ja von der Besatzung umgeben ist. Zwei Handfeuerlöscher ergänzen die Ausrüstung.

Verhalten im Gelände und auf der Straße

Obwohl bei der Beurteilung der Geländegängigkeit eines Radfahrzeuges nur mit Vorbehalt der Maßstab eines Kettenfahrzeuges angelegt werden sollte, braucht der EBR diesen Vergleich nicht zu scheuen. Der Verfasser konnte sich selbst davon überzeugen, daß er dem SPz 10 der Bundeswehr um nichts nachstand. Der EBR überquert Gräben von 2 m Breite, ersteigt Abhänge von 80 % und klettert bei einer Bodenfreiheit von 40 cm über Hindernisse von 60 cm Höhe. Bäche durchwatet er bis zu einer Tiefe von 1,20 m. Schnee in Höhe von 60 cm sowie 40 cm tiefer Schlamm sind ebenfalls kein Hindernis für ihn. In der Sahara bewies er seine ausgezeichneten Eigenschaften in Sand und Geröll. Der Wagen erreicht bei Straßenfahrt eine Geschwindigkeit von 105 km/h. Im Gelände darf bei Einsatz der mittleren Räder nicht viel schneller als 20 km/h gefahren werden, um die Hydraulik nicht zu beschädigen. Ein Nachteil ist dies jedoch keineswegs, denn bei einem Gelände, das eine Geschwindigkeit von mehr als 20 km/h erlaubt, bedarf es auch der Geländeräder des EBR nicht.

Bei einem Gesamtfassungsvermögen von 370 l Betriebsstoff und einem Verbrauch von ca. 100 l im Gelände liegt der Aktionsbereich bei 11—12 Stunden. Auf der Straße beträgt die Reichweite bei einem Verbrauch von 60—70 l 1 600 km. Durch den schnellen Wechsel von Vor- und Rückwärtsfahrt, einen Wendekreis von nur 6 m, seine gute Straßenlage bei hohen Geschwindigkeiten und nicht zuletzt seine gute Beschleunigung verfügt der EBR im Gelände und auf der Straße über eine hohe Beweglichkeit.

Die Weiterentwicklungen

Die ständig steigenden Ansprüche an die Leistung der Kampfwagenkanone verlangten auch für den EBR eine stärkere Waffe. Hier kam die Entwicklung des AMX 13 zu Hilfe, dessen Turm (im Grunde ein Abkömmling des EBR-Turmes) einfach auf das vorhandene Fahrgestell gesetzt wurde. Dieses Fahrzeug erhielt die Bezeichnung EBR 75 M^{le} 54-10. Sein vergrößerter Turm hat eine wesentlich längere 75 mm Kanone mit einer V^0 von 1000 m/sec. Eine neue Ladeautomatik erleichtert die Tätigkeit des Kommandanten und steigert die Feuergeschwindigkeit erheblich. Die Ladeautomatik ist wie folgt aufgebaut: in dem rechteckig ausladenden Turmheck sind zwei Trommelmagazine in Längsrichtung angebracht. Das linke Magazin wird gewöhnlich mit 6 Schuß panzerbrechender Munition geladen, das rechte mit 3 Schuß panzerbrechender Munition und 3 Sprenggeschossen. Die gewünschte Geschoßart ist an ihrer farbigen Spitze von innen in den Magazinen sichtbar und wird mittels eines Handrades vorgewählt. Ein Panzervollgeschoß wird von Hand in das Patronenlager eingeführt. Sobald dieser Schuß gebrochen ist, wird die Hülse durch eine kleine Klappe in der Mitte des Turmhecks ausgeworfen. Während des Rohrvorlaufs fällt das vorgewählte Geschoß auf die Ladeschale, die sich vertieft in der Mitte zwischen beiden Magazinen befindet. Hier wird es von einem Gestänge erfaßt und in das Patronenlager geschoben. Die Waffe ist wieder feuerbereit. Sind die 12 Schuß in den Magazinen verschossen, kann mittels Hand die Kanone einzeln geladen werden. Will man aber halbautomatisch weiterschießen, muß das Fahrzeug verlassen werden und das Magazin von oben durch eine Klappe neu geladen werden. Bei längerdauernden Gefechten ist dies ein erheblicher Nachteil, da die Munition erst aus dem Turm geholt werden muß. Die Zahl der mitgeführten Geschosse ist von 56 auf 38 gesunken. Die Munition stimmt ferner mit ihren Abmessungen nicht mehr mit den aus der KwK S. A. 49 verschossenen 75 mm Geschossen überein. Durch die verschiedenartige Munition wird die Versorgung

zusätzlich belastet. Zu diesen Nachteilen kommt noch die Überlastung des Fahrgestells hinzu. Die vorhandene PS-Zahl und die Konstruktion des Fahrgestells erweisen sich für den wesentlich schwereren Turm als ungenügend. Ein um 40 PS stärkerer Motor sollte den Gewichtszuwachs von ca. 2 Tonnen ausgleichen. Obwohl längst nicht alle Mängel hierdurch ausgeglichen werden konnten, kam der Motor in so geringer Stückzahl zum Einbau, daß die Mehrzahl des neuen Typs mit dem alten Motor von 200 PS weitergeliefert wurde, wodurch das Leistungsgewicht von 15,6 PS/t auf 13 PS/t sank. Aus diesen Gründen ist es nicht verwunderlich, daß dieses Fahrzeug trotz der starken Feuerkraft in den Aufklärungsregimentern nur ungern Aufnahme fand. Glücklicherweise sah man dies auch ein, und der EBR 75 M[le] 51 mit Turm FL 10 erreicht bei weitem nicht die Zahl der bisher verwendeten Fahrzeuge mit dem Turm FL 11.

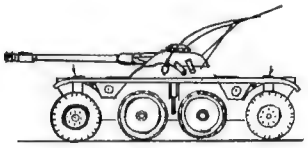
Diese gemischte Ausstattung der Regimenter mußte beibehalten werden, bis im Frühjahr 1965 die Umrüstung auf das neue Modell mit der 90 mm Kanone beginnen konnte. Diese Waffe gleicht die mangelnde V^0 durch die gesteigerte Masse des größeren Geschosses aus und zeigt ausgezeichnete Schußleistungen. Da die Dimensionen der alten 75 mm KwK S. A. 49 nur unerheblich vergrößert werden mußten, ist es selbst für den Fachmann schwierig, die 90 mm Kanone äußerlich von der alten Waffe zu unterscheiden. Die bewährte Mündungsbremse wurde beibehalten und der Verschlußblock wurde vergrößert. Die Zahl der mitgeführten Munition dürfte bei etwa 40 Schuß liegen. Genauere Angaben sind aus naheliegenden Gründen bislang zur Veröffentlichung noch nicht freigegeben. Das Fahrzeug erhielt die Bezeichnung EBR 90.

Der Spähpanzer findet außer in Frankreich und bei den in der Bundesrepublik stationierten Streitkräften der französischen Armee noch in Israel, Marokko, Algerien und Tunesien Verwendung. Bis zur Einführung einer neuen Generation, die sicherlich schwimmfähig sein wird, werden diese Fahrzeuge noch für längere Zeit das Rückgrat der Aufklärungsregimenter dieser Länder bilden.

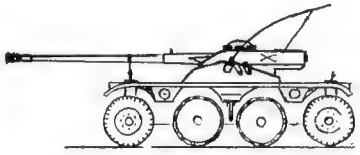
Der Dank des Verfassers gilt dem 3[e] Regiment d'Hussards in Pforzheim, das diesen Bericht ermöglichte.

Quellenangaben:

1. Dr. F. M. von Senger und Etterlin: Taschenbuch der Panzer 1960.
2. Unterlagen der Ecole d'Application de l'armee blindee et de la cavalerie, Saumur, Frankreich.
3. Unterlagen des Verfassers.



EBR 75 mit Turm FL 11

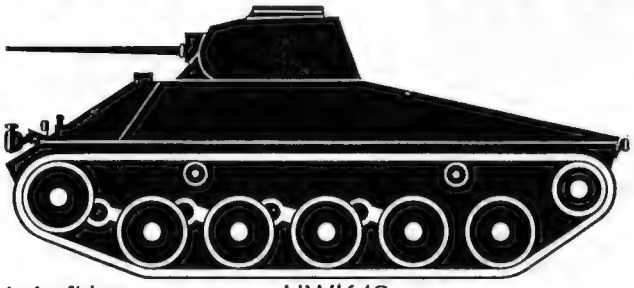


EBR 75 mit Turm FL 10

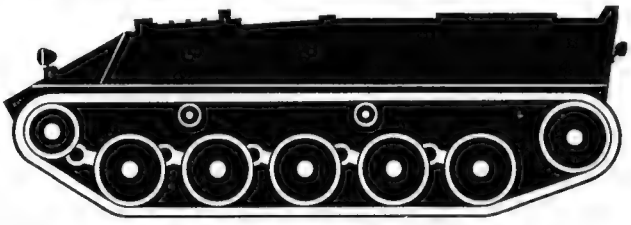
Technische Daten

		EBR 75 mit Turm FL 11	EBR 75 mit Turm FL 10
Gefechtsgewicht	t	12,7	15,2
Länge über alles	cm	615	733
Länge ohne Rohr	cm	556	556
Breite	cm	228	230
Höhe	cm	224	258
Achsstand	cm	434	434
Spurweite	cm	207	207
Leistungsgew.	PS/t	15,6	13,1
Bodendruck	kg/cm²	0,75	0,85
Überschreitfhg.	cm	200	200
Steigfhg.	%	60	60
Watfähigkeit	cm	1,20	1,20
Bodenfreiheit	cm	40	40
Motor		Beide Mod. 1 12 Zyl. Ottomotor	
Bauart		Boxer-Unterflurmotor	
Kühlung		Luft	
Hubraum	Liter	6,031	?
U/min max.		3800	?
PS		200	240
Getriebe		Beide Mod. mech. 4x4 Gang unsynchr.	
Lenkung		Beide Mod. wahlw. 2 od. 4 Rad Servolkg.	
Bewaffnung	KwK mm	75 S. A. 49	75
V^0	m/sec	600	1000
MG	mm/Anzahl	7,5 / 3	7,5 /3
Munition KwK/MG		56/2250	38/1800
Panzerung Wanne	mm		
Bug/Fahrerfr./Seite		40/40/20	40/40/20
Turm Front/Seite	mm	40/25	40/25

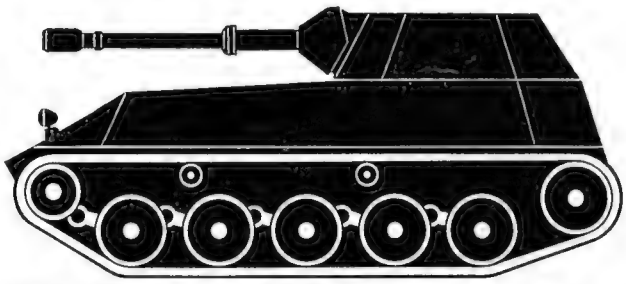
HENSCHEL



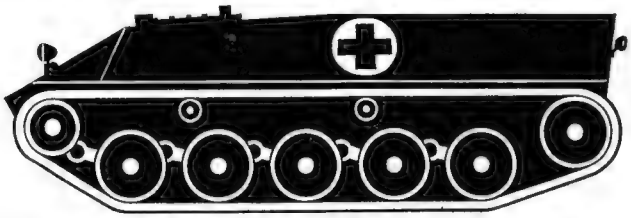
1. Aufklärungspanzer HWK 13



2. Mannschaftstransporter HWK 11



3. Kampfpanzer HWK 12



4. Sanitätsfahrzeug HWK 16

Vier gepanzerte Fahrzeuge mit einheitlichem Fahrwerk

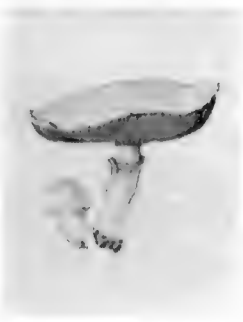
Diese leichten, beweglichen Fahrzeuge der 11 t-Gewichtsklasse sind vielseitig. Jedoch sind Fahrwerk und Grundaufbau bei allen vier Typen gleich. Das eingebaute Triebwerk verleiht den Fahrzeugen eine Spitzengeschwindigkeit von 65 km/h bei einer Dauergeschwindigkeit von 55 km/h. Das Steigvermögen: 60%. Der Böschungswinkel: ca. 30°. Henschel-Fahrzeugkonstruktionen beruhen auf langer Erfahrung. Sie garantieren hohe Qualität, Wirtschaftlichkeit und Zuverlässigkeit.

Rheinstahl Henschel AG
35 Kassel 2
Postfach 786

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz Nr. 4 Von Oberstabsarzt Dr. med. Schönfeld

Perlpilz
(Amanita rubescens)
eßbar



Wiesenchampignon
(Agaricus campestris)
eßbar

Knollenblätterpilz
(Amanita phalloides)
tödlich giftig

Pantherpilz
(Amanita pantherina)
sehr giftig

Lage:
Das Bataillon liegt im Herbst im Biwak. Feldwebel A. kommt zu seinem Zug, der am Lagerfeuer damit beschäftigt ist, ein Gericht selbstgesuchter Pilze zu verzehren. Man lädt ihn zum Mitessen ein. Feldwebel A. kostet, die Pilze sind appetitlich zubereitet und schmecken. Zufällig erblickt er am Rand des Platzes ein Häufchen Pilzabfälle, dabei einige unbrauchbare Exemplare der im Bild gezeigten Art.

Frage:

1. **Was sind das für Pilze?**

a) Knollenblätterpilze,
b) Perlpilze,
c) Champignons (= Egelinge),
d) Pantherpilze.

2. **Was ist zu tun?**

a) Nichts, weiteressen.
b) Weiteressen sofort verbieten, Soldaten, die bereits gegessen haben, zum Erbrechen bringen und danach sofort dem Truppenarzt vorstellen.

Richtige Antworten: 1 b), 2 b).

Bemerkungen:

Zu 1.
Die vier genannten Pilzsorten sind bei oberflächlicher Betrachtung leicht zu verwechseln, besonders junge Exemplare. Während Perlpilze und Champignons wertvolle Speisepilze sind, gehören Knollenblätterpilze und Pantherpilze zu den gefährlichen Giftpilzen. Die meisten tödlichen Vergiftungen kommen auf das Konto des Knollenblätterpilzes.
Alle vier Arten haben gemeinsam: Ähnliche Form („Regenschirm"), Lamellenfutter = Blätterfutter, knollige Verdickung am unteren Ende des Stiels, kein besonders auffallender oder unangenehmer Geschmack oder Geruch.

Unterschiede der vier genannten Pilzsorten nach Hutfarbe, Lamellen und Stiel:

Hutfarbe:
Knollenblätterpilz: weiß, grünlich oder gelblich; weißliche Beläge können fehlen.
Perlpilz: weißlich mit rötlichem Ton, besonders an Fraßstellen; weißliche Beläge; Hutrand ungerieft.
Champignon: glatter weißer Hut, andere Arten bräunlich glatt ohne Beläge.
Pantherpilz: braun bis dunkelbraun mit perlartigen reinweißen Belägen; Hutrand meist gerieft.

Lamellen:
Knollenblätterpilz: weiß, nicht am Stiel angewachsen.
Perlpilz: weiß mit rosa Tönung, meist nicht am Stiel angewachsen.
Champignon: anfangs blaß, dann braun bis schokoladenbraun (eine giftige seltene Abart hat rosa Lamellen und riecht nach Karbol).
Pantherpilz: weiß, nicht am Stiel angewachsen.

Stiel:
Knollenblätterpilz: weiß, schlank; ältere Pilze oft grünlich, bandartig geschippert; manschettenartige „Halskrause" die auf der Oberseite gerieft ist; unteres Stielende knollenartig verdickt und von einer Scheide umhüllt, aus der der junge Pilz nach oben durchbricht; beim Abschneiden des Pilzes bleibt dieses wichtige Kennzeichen in der Erde und wird übersehen.
Perlpilz: weiß mit etwas kräftigerem rötlichem Ton; herabhängende Manschetten, deren Oberseite gerieft ist; Stielknolle am unteren Ende hat keine Scheide.
Champignon: weiß, glatt und kräftig mit zweischichtiger, herabhängender Manschette; Stielknolle ohne Scheide.
Pantherpilz: weiß, schlank; Manschette ungerieft; Knolle hat keine Scheide, aber söckchenartig umgerollten oberen Knollenrand.

Zu 2.
Der Knollenblätterpilz ist der tückischste aller Giftpilze. Seine Giftwirkung wird meist erst am nächsten Tag bemerkt, also zu einem Zeitpunkt, zu dem eine künstliche Magen- und Darmentleerung zu spät kommt, da das Gift bereits in die Blutbahn übergetreten ist. Es gibt daher nur ein einziges Mittel, sich vor einer derartigen Vergiftung zu schützen: Genaue Pilzkenntnis!

Krankheitszeichen bei Knollenblätterpilzvergiftung:
Nach 8 bis 24 Stunden unstillbares Erbrechen und choleraähnliche Durchfälle mit Wadenkrämpfen. Nach 2 bis 3 Tagen schwerste Leberschädigung, die innerhalb von Tagen zum Tode führen kann.

Bei Vergiftungen mit Pantherpilz:
Nach 1 bis 2 Stunden rauschartige Erregungszustände mit deutlicher Erweiterung der Pupille, auch Übelkeit und Krämpfe mit tödlichem Ausgang. Todesfolge ist bei dieser Pilzvergiftung wesentlich seltener.

Erste Hilfe bei Pilzvergiftung:
Bei Verdacht auf Pilzvergiftung (ganz gleich welcher Art) sofort versuchen, durch künstliches Erbrechen den Magen zu entleeren! Künstliches Erbrechen kann man durch Gaumenkitzel oder Trinken von konzentrierter Kochsalzlösung hervorrufen. Ein einmaliges Erbrechen reicht zur Magenentleerung nicht aus! Danach unbedingt Vorstellen beim Arzt! Die ärztliche Behandlung wird erleichtert, wenn es möglich ist, Pilzreste der genossenen Art oder Reste von Erbrochenem sicherzustellen und mit zum Arzt zu bringen!
Die geschilderte Lage bringt den ausgesprochenen Glücksfall, daß die Knollenblätterpilzvergiftung sofort nach der Mahlzeit bemerkt wird. Zu diesem Zeitpunkt ist das Pilzgift noch nicht in die Blutbahn übergetreten, eine Magen- und Darmentleerung kann also eine entscheidende Hilfe sein.

Merke:

1. **Sammle nur Pilze, die Du genau kennst und nur junge und gesunde Exemplare!**
2. **Bist Du nicht sicher, so zeige Deine Pilze vor dem Verzehr einem Pilzkundigen!**
3. **Verzehre Pilze möglichst an dem Tage, an dem sie gesammelt wurden! Bewahre niemals nasse Pilze auf!**
   Verdorbene Speisepilze können auch Vergiftungen hervorrufen!
4. **Hüte Dich besonders vor Verwechslungen bei kleinen, jungen Exemplaren, bei denen die typischen Kennzeichen noch nicht ausgeprägt sind!**

Wir hatten einen der ältesten Mitarbeiter Guderians, Gen. d. PzTr. a. D. Nehring, bei Kriegsende Oberbefehlshaber der 1. Pz.-Armee, gebeten, dieses neu erschienene Panzer-Buch im Hinblick auf seine Bedeutung zu besprechen. Wir danken dem Rezensenten besonders. Die Red.

Der Panzerkrieg

Die wichtigsten Panzeroperationen des 2. Weltkrieges in Europa und Afrika

von Eddy Bauer, Professor der Geschichte an der Universität Neuchatel. Herausgegeben im Auftrag des Arbeitskreises für Wehrforschung.

Band I: Vorstoß und Rückzug der deutschen Panzerverbände (310 Seiten). Band II: Der Zusammenbruch des Dritten Reiches (erscheint 1965).

Der Subskriptionspreis beträgt für den 1. Band DM 29,60, für den 2. Band DM 34,— (mit Bibliographie und Bildteil), beide Bände ab 1. 11. DM 70,—. Verlag Offene Worte, Bonn.

Das vorliegende Werk des schweizerischen Professors der Geschichte, Eddy Bauer, behandelt die **wichtigsten Panzeroperationen des 2. Weltkrieges** in Europa und Afrika. In Band 1 schildert er das Werden des modernen Panzers, zwei Jahre erfolgreicher „Blitzkriege", den Panzereinsatz 1941/43 in Nordafrika, die Kämpfe in Rußland bis Ende März 1943, nachdem der große Wendepunkt im dortigen Geschehen eingetreten war.

Gestützt auf reiches Quellenmaterial läßt der Autor alle Kriegführenden in ihren Überlegungen, Lagebeurteilungen, Entschlußfassungen und Handlungen zu Wort kommen. Den Überlegungen und Entschlüssen der deutschen Seite werden die der Alliierten gegenübergestellt. Aufstellungen über das beiderseitige Material, klare Skizzen, Angaben über Zahl, Art und Wert der Großverbände sowie kritische Betrachtungen über die beiderseitigen Führungsmethoden lassen ein fesselndes Bild vom Ablauf der entscheidenden Panzerschlachten entstehen.

Die fachlichen Literaturkenntnisse des Verfassers sind zu bewundern. Seine objektive Darstellung ist anzuerkennen, wenn er auch ein größeres Verständnis für die Lage auf der Seite der alliierten Mächte zu haben scheint. Für deutsche Leser — seien es Soldaten oder Nichtsoldaten — ist es von hohem Interesse, jeweils die Lage auf „der anderen Seite des Berges" kennen zu lernen und damit die Motive für das Handeln der damaligen Gegner, ihre Vorteile und ihre Schwierigkeiten. Bauer spart nicht mit Werturteilen, wenn sie auch zuweilen nicht zuzutreffen scheinen; das mindert aber nicht den Wert seiner Arbeit, sondern hebt ihn, da der Leser zu eigenem Urteil herausgefordert und somit ein wesentlicher Zweck des Werkes erreicht wird.

Der Verfasser läßt klar die überragende Bedeutung erkennen, die der Panzer im bisher letzten Weltkrieg in enger Zusammenarbeit mit der Luftwaffe gespielt hat. Den Weg dazu hat dem Panzer der spätere Generaloberst Heinz Guderian lange vor 1939 gewiesen, indem er es verstand, seine und anderer Männer Theorien des In- und Auslandes erstmalig in die praktische Tat umzusetzen, obwohl auf diesem Wege für ihn große Hindernisse lagen. **Guderian schuf** die „Leitgedanken und Kampfgrundsätze . . . für das scharfe Schwert der Panzerwaffe" (Bauer S. 35), indem er sie zu **operativ selbständigen Panzergroßverbänden** aller Waffen umbildete, die den nur in enger Verbindung mit der Infanterie kämpfenden **Begleitpanzer** zu hoffnungsloser Unterlegenheit verurteilten, solange es keinen gleichartigen Gegner oder keine weit überlegene Panzervernichtungswaffe in großer Anzahl gab. Daher blieben die zahlen-, waffen- und panzerungsmäßig überlegenen, aber **zerstreut** zwischen der Schweizer Grenze und der Nordsee eingesetzten französischen Panzer den **zusammengefaßten** deutschen Panzern in der Schlacht taktisch und operativ unterlegen!

Es ist hier raummäßig nicht möglich, über den Verlauf des Panzerkrieges im einzelnen zu berichten. Wir wollen aber einzelne Schwerpunkte herausstellen, die den Leser anregen sollen, das Buch in seiner Gesamtheit zu studieren — nicht nur zu lesen! Dabei werden gewisse Kenntnisse über den Ablauf des Geschehens vorausgesetzt.

Mit Recht hebt Bauer die Erfolge deutscher Panzer gegen Polen 1939 hervor und ebenso die Tapferkeit der polnischen Soldaten.

Mit Recht aber geißelt der Verfasser die unglaubhafte Untätigkeit der Franzosen gegenüber den schwachen deutschen Grenzsicherungen im Westen, während ihr polnischer Verbündeter auf Tod und Leben kämpfte.

Interessant ist die Feststellung Bauers auf S. 44, daß der deutsche Angriff auf Frankreich 1940 **eine zwingende politische Notwendigkeit war.** Er teilt damit Hitlers Ansicht, während das Oberkommando des Heeres sie damals ablehnte. Der Manstein-Plan vom 10. Mai 1940 ist bekannt; ihm gingen 5 andere Memoranden voraus, ehe er Wirklichkeit wurde. Der Verfasser charakterisiert Mansteins geistige Kühnheit, seine schöpferische Vorstellungskraft und Entschlossenheit als beispielhaft (S. 46). Die überraschende Schwerpunktbildung an unerwarteter Stelle brachte den **„wahrhaft sensationellen Erfolg,** der dem Risiko entsprach". Der **deutsche Schwerpunkt** wurde durch einen „in sich geschlossenen operativen motorisierten und gepanzerten Großverband" mit Unterstützung durch 2 Luftflotten mit über 4 000 Flugzeugen dargestellt (S. 67). Trotzdem ist General Doumenc der Meinung, daß es bei besserer französischer Führuung möglich gewesen wäre, die Offensive zwischen St. Quentin und Le Cateau zum Stehen zu bringen (S. 80).

Der Verfasser erörtert dann den britischen Rückzug nach Dünkirchen, die dadurch bedingte belgische Kapitulation und schließlich den verhängnisvollen Entschluß Hitlers, die Panzerverbände vor Dünkirchen anzuhalten und die Briten entweichen zu lassen. Nach Ansicht Bauers sei „menschlicher Voraussicht nach Deutschland damals der totale Endsieg geraubt worden".

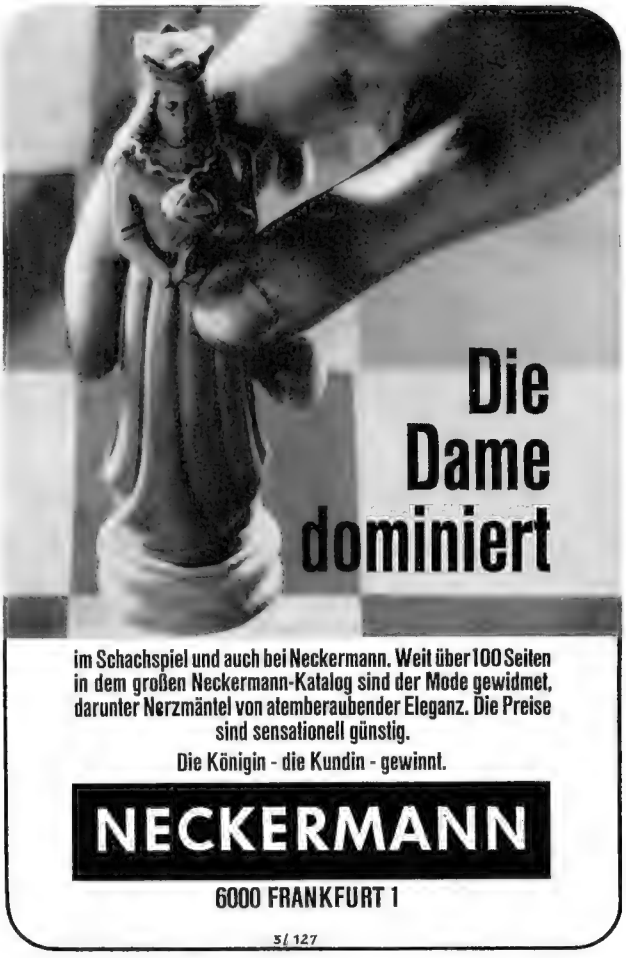
Am 5. Juni beginnt dann die Schlacht in der Champagne, die trotz stärkeren französischen Widerstandes ebenso verloren geht wie die Somme-Schlacht. Die deutschen Panzergruppen stoßen in die Tiefe des Raumes bis zur Schweizer Grenze und erzwingen den Waffenstillstand bei verhältnismäßig geringen Verlusten. Der Verfasser ist der Ansicht, daß sich die Franzosen gut geschlagen haben.

Bauer lehnt die Auffassung **de Gaulles** im ersten Band seiner Memoiren, den Kampf in Afrika fortsetzen zu sollen, als nicht überzeugend ab (S. 93 und 102). Beim **Projekt „Seelöwe)** ist auf Seite 107 die Konstruktion von deutschen Tauchpanzern von Interesse; sie wurden dann am 22. 6. 1941 bei der mir unterstellten 18. Panzerdivision technisch erfolgreich eingesetzt.

Wird der **Balkanfeldzug 1941** leider auch nur gestreift, so „muß doch **der glänzende Anteil der Panzerdivisionen an den Operationen . . .** vermerkt werden".

Afrika 1941/43

Diesen Kriegsschauplatz charakterisiert Marschall Graziani nach seiner Niederlage am 27. 12. 1940 in seinem Bericht an Mussolini: „Die harte Erfahrung dieser sehr bitteren Tage zwingt uns zu dem Schluß, daß auf diesem Kriegsschauplatz **eine einzige Panzerdivision stärker ist als eine ganze Armee."**



Große leere Räume mit weitem Schußfeld und der Möglichkeit, im Gelände fahren zu können, bildeten **„das Paradies der Taktiker",** während die Schwierigkeiten des weiträumigen Nachschubs durch die Wüste und über das **Meer „eine Vorahnung der Hölle"** für den Sachbearbeiter bedeuteten.

Zutreffend ist auch Bauers neuartige Feststellung, daß das **„Schiffstorpedo die beste Panzerabwehrwaffe war";** denn zeitweise erreichen nur 38% der Nachschubschiffe der Achse Nordafrika. Ein Frachter von 6 000 t konnte aber 155 Panzer zu 14 t tragen!

Beachtlich ist die abwertende **Kritik über die britischen Panzerfahrzeuge,** die den deutschen konstruktiv und in der Waffenwirkung unterlegen waren.

Rommel wird Entschlußfreudigkeit, Improvisationsgabe und Schwung bescheinigt. Das Afrikakorps und die Luftwaffe verrichten denkwürdige Taten, solange das O.K.W. sie nicht überfordert. Die zielbewußte Eroberung Tobruks im Juni 1942 bezeichnet der Verfasser aber als „eine Frucht des Notbehelfs und der Improvisation" Rommels, nachdem sein ursprünglicher Plan fehlgeschlagen war. (Wir verweisen hierzu auf den Bericht des Kezensenten im Deutschen Soldatenkalender 1962, der anderer Auffassung ist!)

Anfang August 1942 erhält das britische Hauptquartier in Kairo „ein **bewunderungswürdiges Führerteam,** welches das Geschick des Britischen Empire in diesem Operationsgebiet wendete" (wobei aber auch andere Gründe eine gewichtige Rolle spielen sollten!). Über die Gefechtsführung Montgomerys in der Alamein-Schlacht vom Oktober 1942 urteilt Bauer, daß sie **„mehr zuverlässig als glänzend war";** immerhin wurde „eine totale Niederlage der Achsenstreitkräfte" Anfang November erzielt, indem die britischen Panzerbrigaden nach den Grundsätzen von 1918 in enger Verbindung mit der Infanterie und vor allem mit der Feuerwalze der Artillerie angriffen. Einer unterstützte den anderen. Montgomery wollte **„nichts dem Zufall überlassen",** ehe die Panzerdivisionen den Einbruch in die Achsenfront zum Durchbruch ins offene Gelände vollenden sollten. Am 23. 1. 1943 erreichte die britische 8. Armee Tripolis. Der Verfasser bezeichnet den Vormarsch über 2 250 km als „eine der bemerkenswertesten Taten der Kriegskunst . . . Endlich wurden von einem Engländer die Gedanken Swintons und Fullers angewendet . . ." Mir scheinen aber die Leistungen Rommels seit 1941 und bei dem schwierigen Rückzug über die gleiche Strecke zu wenig gewürdigt worden zu sein.

Für die Schilderung der Kämpfe in Tunesien lagen anscheinend nur wenig deutsche Unterlagen vor. Das Kräfteverhältnis Ende 1942 ist nicht zutreffend angegeben. Die Division Broich wurde erst später eingesetzt. Die Festung Bizerta mit etwa 12 000 Man französischer Besatzung im Rücken der Achsentruppen des Generals Nehring wird nicht erwähnt. Nehrings Sieg bei Tebourba ist zutreffend geschildert. („Die Achse gewann das Rennen nach Tunis", urteilt die US-Geschichtsschreibung. Trotz dieses Erfolges meldete Nehring zutreffend, daß er die Verteidigung Tunesiens **auf die Dauer** nicht für durchführbar halte. Er wurde daraufhin an die russische Front versetzt.)

Dieser Abschnitt des Buches erscheint schwächer, da er nach meiner Auffassung ziemlich einseitig für die Alliierten geschrieben ist. Auf Seite 260 wird eine recht gute Charakteristik Rommels in ausländischer Sicht gebracht. Auch v. Arnim, Patton, Omar Bradley werden anerkennend genannt.

Schließlich werden noch Erfahrungen über den Einsatz von Begleit- und von operativen Panzerverbänden gebracht und die Verhältnisse **in Italien** behandelt: „Deutschland war das allgemeine Ziel der Furcht, des Hasses und der Verachtung" (S. 279), was wohl übertrieben ausgedrückt ist.

„Barbarossa" 1941/43

Hitler stellte seine „letzte Agression" als notwendigen Präventivkrieg hin, eine Ansicht, die der Schweizer Historiker ablehnt. Hitler glaubte an einen schnellen Sieg seiner bewährten Panzerverbände. Der Verfasser hebt die Bildung echter Panzerarmeen dazu hervor, die wieder durch Luftflotten unterstützt wurden.

Sehr lesenswert ist die Schilderung der **sowjetrussischen Panzerentwicklung in der Vorkriegszeit.** Der Krieg begann 1941 mit einer zahlenmäßigen und technischen **Überlegenheit der russischen Panzer** (S. 126), also ähnlich wie 1940 in Frankreich. Die schlechte russische Führung führt Bauer auf das Ergebnis der „Säuberungsaktion Stalins 1937/38" zurück. Beim russischen Gegenangriff am 6. 12. 1941 tauchten erstmalig neue Namen von Generalen auf, die das Kriegsbild bis 1945 beeinflussen werden (S. 135). Analog tauscht Hitler zu seinem späteren Nachteil eine Reihe bewährter Generale aus (S. 137), um sich nach seiner Meinung energisch gegen die entstandene Krise zu stemmen, die Anfang 1942 mit großen Verlusten gebannt werden konnte.

Der Verfasser schildert dann anschaulich den **Aufbau der russischen Panzertruppe nach 1941** (S. 188/196) und ihre Führungsgrundsätze, nämlich enge Verbindung von Panzer, Artillerie und Infanterie. Am 20. 6. 1942 ist die Rote Armee auf allen Gebieten in vollem Aufstieg, während die deutsche Wehrmacht bereits am Ausfall der starken personellen Verluste des vergangenen Jahres zu tragen hat. Materiell wird auf deutscher Seite mancherlei getan, doch ist die Panzerwaffe ausstattungsmäßig im Rückstand. Bauer tadelt Neuaufstellungen, anstatt erfahrene Divisionen voll auszurüsten. Am 15. 10. 1942 gibt es 44 Div. Verbände. Die Entwicklung neuer Panzertypen war im Gange. **„Die deutsche Panzertruppe (war) in der Lage ... den Sieg zu bewahren, wenn ... Hitlers unbeherrschtes Eingreifen ... nicht allmählich den Mechanismus ... zunichte gemacht hätte ..."**

Am 28. 6. 1942 beginnt die entscheidungsuchende deutsche **„Operation Blau"**, und der vorhergehende Satz wird zur bitteren Wahrheit. Am 23. 7. gibt Hitler neue Weisungen heraus, die auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhen. Bauer urteilt darüber dahingehend, **„daß Hitler damit sein eigenes Todesurteil, das seines Heeres und das des deutschen Volkes unterschrieben hat."** Hitler aber schiebt die Mißerfolge, die sich häufen, seinen Generalen zu (S. 226/227), während der Verfasser ihn und seine Berater Keitel und Alfred Jodl wegen ihrer operativen Fehler „verdammt".

Was Stalingrad anbetrifft, schreibt E. Bauer, **„verlangt die Gerechtigkeit festzustellen, daß Generaloberst Paulus hundertmal den Marschallstab verdient hatte"**, da sein Ausharren in hoffnungsloser Lage die gesamte Südfront vor einer Katastrophe ohnegleichen gerettet hat! Auf der anderen Seite bewundert er die Fähigkeit der russischen Führung bei der guten Vorbereitung der Schlacht von Stalingrad, wobei sie **„von Hitlers starrköpfiger Blindheit unterstützt wurde".**

In dieser äußerst kritischen Gesamtlage meistert der neu ernannte Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, von Manstein, durch sein operatives Können das Schicksal der deutschen Südfront, vielleicht der ganzen Ostfront, indem er dem siegessicheren Gegner im Raum Charkow-Donezbecken überraschend einen schweren Schlag versetzte, wie der Verfasser bewundernd und anerkennend feststellt. Es war **„die Rettung aus letzter Not"**, wie Bauer sagt.

Immerhin haben die Achsenmächte zwischen Wolga und Don aber auch einen Schlag erhalten, von dem sie sich nicht mehr erholen sollten. Nach Bauer hatte die deutsche Wehrmacht dort ihre größte Niederlage seit Jena erlitten. **Der russische Gegner war** in den Führungsgrundsätzen, den Führerpersönlichkeiten und dem Panzermaterial **gleichwertig geworden.** Nur die Zahl war jetzt entscheidend, und hier lag der Vorteil auf der russischen Seite. Auch „die Überlegenheit der deutschen Luftwaffe war im Verblassen". Praktisch war in Deutschland durch die Auswirkungen des Luftkrieges bereits „eine zweite Front" entstanden.

Die große Wende war eingetreten. Das Jahr 1943 würde die Entscheidung bringen ...

Damit endet der 1. Band.

An Einzelheiten wäre noch zu bemerken: es fehlt eine Orts- und Namensliste. Nützlich wären auch Zwischenüberschriften, die das Studium und Auswerten erleichtern. — Eine Reihe von Personennamen ist falsch geschrieben.

Sachliche Irrtümer: S 99, 100 und 101 ist 19. Pz. Korps mit 39. Pz. Korps verwechselt worden. — S. 116: 10. Pz Div. (Schaal) statt 10. Inf. Div. — S. 132: 47. Pz. Korps begann Angriff bereits am 30. 9. 41 gegen Linie Karatschew - Bijansk, unabhängig vom 24. Pz. Korps, das auf Orel vorstieß. — S. 137: im Kessel von Demjansk führte General Graf von Brockdorff. — S. 146: die 90.le.Div. wurde erst Anfang 1942 in Afrika aufgestellt und die 164.le.Div. erst im Hochsommer 1942 ohne Kraftfahrzeuge von Kreta her überflogen. — S. 163: Got el Ualeb (nicht Gott!).

Walther K. Nehring

Wir beglückwünschen

General der PzTr a. D. Heinrich Eberbach wird am 24. 11. 1965 70 Jahre alt.

Dieser im Krieg und nach dem Kriege — er war lange Jahre Geschäftsführer der ev. Akademie in Bad Boll — so verdiente und allseits verehrte General ist geborener Württemberger mit allen guten Seiten dieses kernigen Volksstammes. Der erste Weltkrieg sah ihn als Frontsoldat der Infanterie. Als junger Leutnant geriet er schwer verwundet in franz. Gefangenschaft und nach Austausch später beim Zusammenbruch der Palästinafront in englische Gefangenschaft. Nach dem Kriege war er maßgeblich am Aufbau der württ. Polizeiwehr und der Überführung der Landespolizei in die neue Wehrmacht beteiligt, in die er selbst auch eintrat.

Erst Panzerjäger, dann als Oberst Kdr des Panz.-Rgt 35 führte er dieses in Polen, Frankreich und anfangs auch in Rußland mit besonderem Erfolge. Bald wurde er daher Brigade-, dann DivKdr (4. PzDiv) und Komm. General (XXXVIII PzKorps). Nach erneuter Verwundung und schwerer Erkrankung war er mehrere Monate Inspekteur der Panzertruppen im Ersatzheer. Bei Beginn der Invasion übernahm er als Oberbefehlshaber die Panzergruppe West, später die 5. PzArmee, wobei er — wie stets an der vordersten Front — in englische Gefangenschaft geriet.

General der Panzertruppe a. D. Walther Wenck, Generaldirektor in der Firma Diehl in Nürnberg, feierte am 18. 9. seinen 65. Geburtstag.

Wenck wurde in Wittenberg a. d. Elbe geboren und trat 1919 in den Dienst des Freikorps Reinhardt. Hier begann sein militärischer Lebenslauf, der ihn über die Kriegsakademie, die er von 1934—1936 besuchte, zum Kommando der Panzertruppe Berlin führte. Nach seiner Tätigkeit als Kompanie-Chef des Panzerregiments 2 Eisenach und weiter als 1. Generalstabsoffizier der 1. Panzerdivision wurde Wenck als Lehrer an die Kriegsakademie Berlin berufen. 1942 war er Chef des Generalstabes beim LVII. Panzerkorps und kurz darauf deutscher Chef des Generalstabes bei der 3. rumänischen Armee. Es folgten in diesem Lebenslauf die Stationen als Chef des Generalstabes der Armeeabteilung Hollidt und der neu aufgestellten 6. Armee, dann Chef des Generalstabes der 1. Panzerarmee, danach Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Süd-Ukraine.

Am 22. 7. 1944 wurde Wenck Chef der Operationsabteilung im Oberkommando des Heeres und Chef der Führungsgruppe, zugleich stellvertretender Chef des Generalstabes des Heeres. Im April 1945 betraute man ihn als jüngsten General der Wehrmacht mit dem Oberbefehl über die 12. Armee. In dieser Position setzte sich Wenck gegen die sinnlose Weiterführung der Kampfhandlung kurz vor dem Zusammenbruch durch.

Nach Rückkehr aus amerikanischem Gewahrsam trat Wenck als kaufmännische Hilfskraft in ein kleines Unternehmen im Ruhrgebiet ein. Nach Übernahme dieser Gesellschaft durch eine andere Firma wurde er Mitarbeiter der Geschäftsleitung und mit Sonderaufgaben in der Auslandsaquisition betraut. Seine weltweiten Verbindungen kamen ihm hier besonders zustatten. Bald wurde er Direktor und im Jahr 1954 Geschäftsführer dieser Firma. 1955 trat er als Vorsitzer an die Spitze der Geschäftsführung. Im Verlaufe seiner ausgedehnten Besuche im Ausland gelang ihm die Hereinholung großer und bedeutender Aufträge gegen stärkste deutsche und ausländische Konkurrenz. Schwerpunkte seiner Tätigkeit waren die USA, Mittel- und Südamerika, Ostasien (Japan, Formosa, Indien). In über 25 Weltreisen konnte er seine Fähigkeiten und Eigenschaften unter Beweis stellen.

Seine heutige Position als Generaldirektor in der Firma Diehl erhielt er am 1. 1. 1961, als er dem Angebot und dem Ruf des Firmeninhabers, Herrn Dipl.-Ing. Karl Diehl, folgte.

Wir wünschen den Jubilaren, die zum Herausgeberkreis unserer Zeitschrift gehören, weiterhin das Beste.

Generalleutnant a. D. Thomale, Präsident des Verbandes der deutschen Automobilindustrie und Mitglied unseres Herausgeberkreises, erhielt vom Bundespräsidenten das große Verdienstkreuz.

Der Mitinhaber des Maximilian-Verlages und Mitherausgeber unserer „Kampftruppen", Oberbürgermeister Dr. Kurt Schober, ist als Bundestagsabgeordneter der CDU in den neuen Bundestag gewählt worden.

Herr Fritz Rudolf Schultz, Mitglied des Herausgeberkreises der „Kampftruppen" ist wieder als Abgeordneter der FDP im neuen Bundestag.

Ihnen gilt unser Glückwunsch.

G e b u r t e n :

Sohn, Major i. G. v. Wietersheim und Frau Brita, geb. Munzel.

V e r l o b u n g :

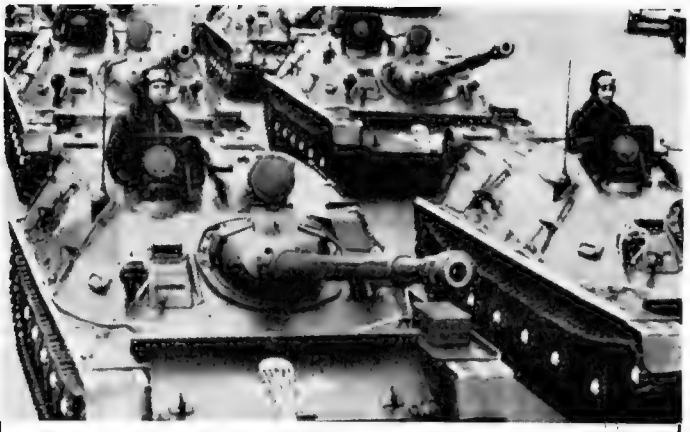
Oberleutnant Reimer Diethart Munzel mit Fräulein Ebba Böhmer, Tochter des gefallenen Architekten Dipl.-Ing. Böhmer und seiner Frau Marie-Luise, geb. Freiin v. Bothmer.

Am 1. 10. 1965 traten u. a. in den Ruhestand:

Generalmajor Gartmayr, einst Kdr der Gebirgsdivision.

Brigadegeneral Voß, zuletzt Inspizient ABC-Abwehr, einst maßgebend am Aufbau der PzKpfTrSchule II in Munster beteiligt.

Orden u. Ehrenzeichen, Uniform-Effekten, Ausbildungs-, Soldaten- u. Liederbücher. Gelände- u. Sportausrüstungen. Prospekt Rüstkammer Assmannshausen. Postf. 00



WARSCHAUPAKT

Instrument des Sowjetimperialismus

In den März-, April- und Maiheften des gegenwärtigen Jahrganges hat „Soldat und Technik" eine Beitragsserie über die politische, militärische und wirtschaftliche Bedeutung des Warschaupaktes veröffentlicht. Mit einem Stab von Sachkennern haben wir östliches und westliches Informationsmaterial zusammengetragen, gesichtet und ausgewertet. Das Ergebnis unserer Arbeit fand seinen Niederschlag in zahlreichen Berichten, Überblicken und Statistiken, die unseren Lesern die Möglichkeit geben, sich selbst ein Urteil über dieses militärische Machtinstrument des Sowjetblocks zu bilden. Es ist getragen und durchdrungen von den neuen Führungsgrundsätzen der Sowjetarmee, deren oberste These lautet: „Siegen heißt angreifen".

Aus vielen Zuschriften interessierter Leser, vor allem von Soldaten aller Dienstgrade, auch aus den verbündeten NATO-Streitkräften, konnten wir den Wunsch entnehmen, das in den drei Heften erschienene Warschaupakt-Material geschlossen in einem Sonderheft zu besitzen. Wir kommen diesen Wünschen nach und bereiten einen Sonderdruck aller Unterlagen vor, die den Warschaupakt betreffen. Das Sonderheft hat einen Umfang von 100 Seiten mit 4 mehrfarbigen Faltblättern, über 300 Fotos und Skizzen sowie 8 mehrfarbigen Karten.

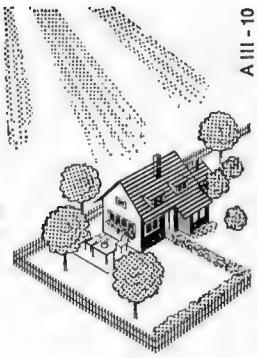
Preis: DM 5,90. Bestellungen sind zu richten an

SOLDAT UND TECHNIK

IM UMSCHAU VERLAG

6 Frankfurt/M. Stuttgarter Str. 18-24

Licht Luft Bewegungs-freiheit



A III - 10

... Ruhe und Erholung: alles das schenkt uns das Haus mit Garten. Deshalb ist es mehr als nur eine Wohnung. Es ist ein Ort der Lebensfreude in guten Zeiten und der Zuflucht in schlechten.

Wer schöner und glücklicher leben will, sollte sofort mit dem günstigen BHW-Bausparen beginnen, das allen Angehörigen des öffentlichen Dienstes den Weg zum Eigenheim wesentlich erleichtert.

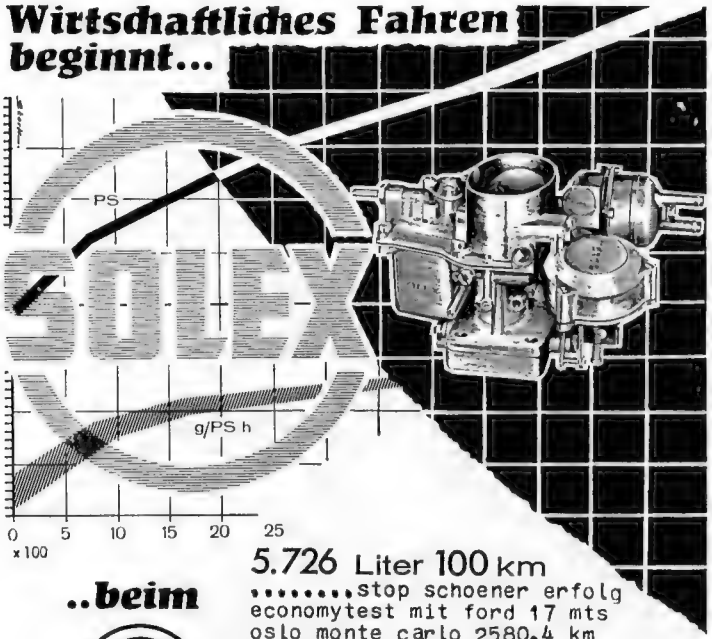
Drei günstige Tarife stehen zur Wahl
Wählen Sie denjenigen, der entsprechend Ihren persönlichen Verhältnissen und Absichten für Sie am günstigsten ist. Näheres darüber sagt Ihnen unsere Schrift „Heimstätten für Angehörige des öffentlichen Dienstes", die wir Ihnen gern kostenlos zusenden.

BHW

Beamtenheimstättenwerk

Gemeinnützige Bausparkasse für den öffentlichen Dienst GmbH
325 Hameln · Postfach 666 · Telefon (0 51 51) 861

Wirtschaftliches Fahren beginnt...

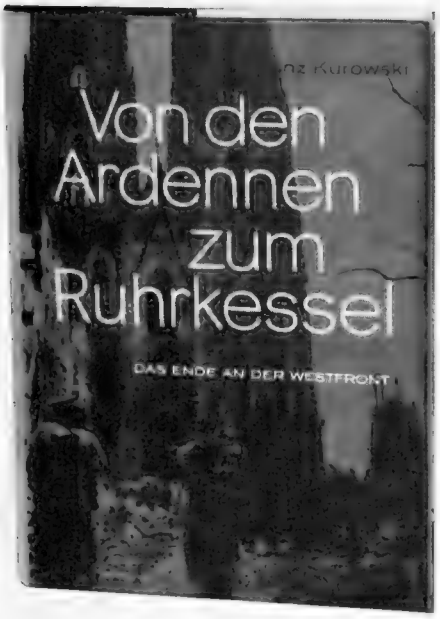


..beim SOLEX Vergaser!

5.726 Liter 100 km
.....stop schoener erfolg
economytest mit ford 17 mts
oslo monte carlo 2580.4 km
mit drei personen und
gepaeck durchschnitt 60.312 kmh
verbrauch nur 5.726 liter 100 km
glaenzende bewaehrung
kuehlwasser startautomatik
glueckwuensche an hersteller
solexvergaser
nystroem - v. fersen

DEUTSCHE VERGASER GESELLSCHAFT
NEUSS BERLIN

Wir empfehlen zwei interessante Neuerscheinungen



Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski,

eingeleitet von General a. D. Hasso v. Manteuffel

180 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck,
Leinen DM 17,80 (Ratenpreis DM 19,50), öS 131,70

Die dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

„Flüssige, auf Quellen beruhende und mit guten Bildern versehene Schilderung, die beide Teile zu Wort kommen läßt. Das Buch ist gerade im Hinblick auf Form und Inhalt möglicher atomarer Kampfhandlungen von erregender Aktualität. Besonders markant tritt immer wieder die Bedeutung von Mann und Material neben Feuer und Luftüberlegenheit wie Versorgung scharf hervor."

(Truppendienst, Österreich)

Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski,

eingeleitet von General a. D. W. Gericke

244 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck und Skizzen im Text, Leinen DM 19,80 (Ratenpreis DM 21,70), öS 146,50

„Das Buch schildert in vielen Einzelheiten eindrucksvoll den Kampf deutscher Fallschirmjäger und Gebirgsjäger auf Kreta und vermittelt so einen umfassenden Eindruck einer Operation „wie sie weder zuvor noch jemals danach ähnlich versucht wurde" (Fuller). Es zeigt, daß, allen zahlenmäßigen Berechnungen zum Trotz, der Kampf gegen einen an Menschen und Material überlegenen Feind Erfolg haben kann, wenn auf der Seite des Angreifers hervorragende Ausbildung, Kampfwille und Selbstvertrauen in die Waagschale geworfen werden können.

Die Zusammenstellung dieser Berichte ist so, daß sie die Vorzüge einer Sammlung von Gefechtsbeispielen mit der Spannung eines Tatsachenberichtes zu verbinden weiß."

(Truppendienst, Österreich)

MAXIMILIAN-VERLAG - 49 HERFORD

Kampftruppen

MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 6 Dezember 1965
3 L 8153 F Einzelheft DM 2,75

Unentbehrliche Standardwerke

Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945

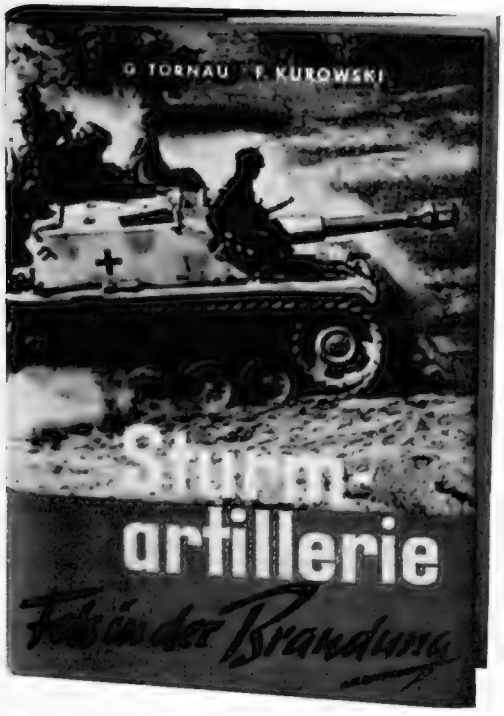
von Generalmajor a. D. Oskar Munzel, unter Verwendung von Aufzeichnungen des Generalobersten Heinz Guderian

364 Seiten, 50 Fotos auf Kunstdruck und zahlreiche Skizzen im Text, Leinen DM 24,– (Ratenpreis DM 26,40), öS 177,60

„Besonderes Interesse erwecken die prägnant formulierte Zusammenstellung der Erfahrungen beim Einsatz gepanzerter Verbände, die Ausführungen des Verfassers über die Zusammenarbeit auf dem Gefechtsfeld, über besondere Gelände- und Witterungseinflüsse, ferner die im Anhang wiedergegebenen Erfahrungsberichte, Einzelhinweise für Führung und Ausbildung und Inspektionsbemerkungen.

Über dem Ganzen steht in ungeschriebenen Lettern der Titel: Aus der Praxis für die Praxis. Auch die besten Reglemente werden Bücher wie dasjenige von Munzel nicht überflüssig machen." (Armee-Motor, Schweiz)

„Das Standardwerk der deutschen Panzerwaffe – ein zweiter Guderian –." (Information für die Truppe)



Sturmartillerie – Fels in der Brandung

von Oberstleutnant Gottfried Tornau und Franz Kurowski mit Geleitworten von Generalfeldmarschall von Manstein und Generalmajor a. D. Munzel

364 Seiten, 83 Fotos und 6 Wappentafeln auf Kunstdruck, Ganzleinen DM 28,– (Ratenpreis DM 30,80), öS 207,20

„Die Sturmgeschütze zählten zweifellos zu den erfolgreichsten Waffen des deutschen Heeres von 1939/45. Ihr Ruf war, vor allem bei der Infanterie, schon im Krieg legendär. Der damalige Gegner zollte ihnen dadurch Anerkennung daß er seinen Panzern verbot, sich in Kämpfe mit deutschen Sturmgeschützen einzulassen. Ihre Aufgabe lag in der Unterstützung der Infanterie, verstreut an allen Fronten. Wie hervorragend die Sturmgeschütze ihre Aufgaben erfüllt haben, das ist im vorliegenden Buch enthalten. Die Darstellung enthält eine Fülle von Einsatzbeispielen, die in ihrer Art einzig dastehen. Angaben über Organisation, Waffen und Gerät, Technik sowie über Führung und Kampfgrundsätze der Sturmgeschützwaffe (dabei ein Vorschriftenentwurf aus dem Jahre 1945!) beschließen das Buch. Darum sollte auch jeder Angehörige der Panzertruppen das Buch studieren, denn es wird ihm an Kriegsbeispielen den Panzerkampf von einer Seite zeigen, die ihm vielleicht doch neu ist. (Truppendienst, Österreich)

MAXIMILIAN-VERLAG - 49 HERFORD

Seit sechs Jahren hat die Zeitschrift es sich zum Ziel gesetzt, geistige Brükke zwischen den Überlieferungen und Erfahrungen der Soldaten des letzten Krieges und den Erfordernissen unserer jungen Kampftruppen zu werden.

Ich begrüße es, daß eine Zeitschrift, die den Namen unserer Truppengattung führt, es sich so verantwortungsvoll zur Aufgabe gemacht hat, das Wissen und vielfältige Wirken der Kampftruppen in den Vordergrund zu stellen.

Die Kampftruppen - Panzer, Panzergrenadiere, Panzeraufklärer, Panzerjäger, Gebirgsjäger, Fallschirmjäger und Heeresflieger - sind Träger des unmittelbaren Kampfes mit dem Feind und sollen, unterstützt von den anderen Truppengattungen, die Entscheidung auf dem Gefechtsfeld erzwingen.

Groß und weit gespannt ist unser Aufgabengebiet in Führung, Ausbildung, Technik und Organisation. Wir alle wollen dafür leben.

Das zwingt zur Einfachheit und nüchterner Sachlichkeit in unserem Denken, zu Hingabe und Schwung für unser Handeln.

Ich wünsche mir für die Zeitschrift »Kampftruppen« eine große Zahl von Offizieren und Unteroffizieren unserer Waffengattungen als freimütige und passionierte Mitarbeiter von nie ermüdender geistiger Regsamkeit ebenso wie eine wachsende Zahl aufgeschlossener und interessierter Leser.

Glückauf 1966!

(Jordan)
Generalmajor und General der Kampftruppen

Traditionstreffen 1965 in Munster

Das Traditionstreffen 1965 der Panzerdivisionen und Panzergrenadierdivisionen der ehemaligen deutschen Wehrmacht an der Kampftruppenschule II (Panzertruppenschule) in Munster am 13. und 14. November hob sich von den bisherigen Treffen ab. Einmal durch die Klärung des Verhältnisses der Bundeswehr zu Fragen der Tradition, wozu der Inspekteur des Heeres sprach; und zum anderen durch den Versuch der Entwicklung einer der gepanzerten Truppen arteigenen Form militärischen Zeremoniells: die Vorführung der „Fahnenparade" durch das Panzerlehrbataillon 94 unter OTL v. Senger-Etterlin. Wir bringen daher einen ausführlichen Bericht hierüber.

Am 13. und 14. November 1965 waren die von den Traditionsverbänden von 34 ehemaligen Panzerdivisionen und 15 Panzergrenadierdivisionen gemeldeten Abordnungen sowie geladene Ehrengäste stellvertretend für alle noch lebenden Angehörigen der ehemaligen Panzertruppe zum Traditionstreffen 1965 bei der Panzertruppenschule II in Munster zusammengekommen. Eine Einladung aller in den Traditionsverbänden zusammengeschlossenen ehemaligen Panzersoldaten war leider wegen der Größe der zur Verfügung stehenden Räume und der Übernachtungskapazität der Hotels in Munster und Umgebung nicht möglich.

Sinn dieser Traditionstreffen ist nach den Worten des Kommandeurs der Panzertruppenschule, Brigadegeneral Philipp, das Gedenken an unsere gefallenen Kameraden und der Brückenschlag von den aktiven Soldaten zu den alten Soldaten.

Das Panzerlehrbataillon 94 führte vor den Abordnungen der früheren Pz- und PzGrenDiv in Munster am 13. 11. 1965 eine Fahnenparade vor, deren Symbolgehalt und Präzision ein besonderes militärisches Schauspiel abgab. Die in diesem Jahr dem Bataillon verliehene Truppenfahne wurde durch die Parade erstmalig auf Panzer übernommen, den aufmarschierten Besatzungen vorgeführt. Zugleich stellte die Parade den Höhepunkt der Panzerformalausbildung dar, indem die für Versammlung und Bewegung von Zug und Kompanie vorgeschriebenen Formen im Bataillonsrahmen zusammengefaßt wurden.

Um das Urteil der Zuschauer, der alten und der jungen Soldaten gleich vorweg zu nehmen: die Parade fand volle Zustimmung, stellenweise löste sie sogar Begeisterung aus.

Der Abnehmende der Parade war der General der Kampftruppen, Gen. Maj. Jordan; der Kommandeur der Panzerlehrbrigade, Oberst von Schultzendorff, erläuterte über Mikrophon Aufbau und Ablauf der Parade; das Musikkorps der 11. Panzergrenadierdivision unter Major Frieß gab die Begleitmusik — und hatte bei der herrschenden Kälte große Mühe, das Einfrieren der Instrumente in den Pausen zu verhindern.

Der Aufbau der Parade vollzog sich in drei Phasen: In der ersten Phase marschierten alle Kettenfahrzeuge des Bataillons in Linie auf, der Kommandeur meldete dem Abnehmenden, darauf fuhren beide die Front des Bataillons ab.

In der zweiten Phase wurde das Bataillon auf drei Glieder auseinandergezogen; dann trat durch das auseinandergezogene Bataillon vom linken Flügel her die Fahne in das Bataillon ein und setzte sich an den rechten Flügel, bei der Durchfahrt machten die Glieder Front zur Fahne. In der dritten Phase marschierte das Bataillon einmal — jetzt mit Fahne — in Kompanien gegliedert mit Turm 0200 Uhr, Kommandanten grüßend im Turm, am Abnehmenden vorbei, und zum zweiten Mal im Bataillonsblock mit gleichermaßen geschwenkten Türmen, jedoch mit „Luken dicht".

Das alles läßt sich sehr nüchtern schildern, aber man muß es erlebt haben: dieses wie von Geisterhand geleitete und an unsichtbaren Fäden dirigierte Bataillon, in dem die schweren Panzer gleichsam zu großen Lebewesen, gut dressierten Tieren, werden. Dazu der akustische Eindruck der dröhnenden Motoren, gemischt mit der manchmal übertönten Marschmusik. Und dieser Geruch von Staub und Sand und Benzin und Öl — man sage nicht, daß nur Pferde riechen! — das Mitvibrieren des Bodens, auf dem man steht, und flimmern der Luft um den vorbeiziehenden Verband. Jeder schien es körperlich in sich aufzunehmen.

Alles in allem eine imponierende Demonstration von der Beherrschung der Technik durch den Menschen, der Beherrschung modernster Kampfmittel durch den Soldaten und der straffen, aber unsichtbaren Führung dieser technischen Erscheinungen durch einen nicht erkennbaren militärischen Führer.

Vom Übungplatz Munster-Nord fuhren dann Gäste und Gastgeber in den Kasernenbereich Panzertruppenschule, um die Traditionshörsäle zu besuchen. Die Schule hatte bereits vor Jahren ihre dem Lehrbetrieb dienenden Hörsäle den Traditionsverbänden der einzelnen Divisionen zur Verfügung gestellt.

Jede Division hat in je einem der Hörsäle eine Wandfläche zur Verfügung, auf der sie den Lebensweg ihrer Division mit allen charakteristischen und denkwürdigen Daten darstellen kann. Neben den stets wechselnden Lehrgangsteilnehmern ist der bleibende, fest eingeteilte Hörsaalleiter zugleich auch der Verbindungsmann zu dem zugehörigen Traditionsverband. In der Gestaltung der Wandfläche macht die Schule keine Vorschriften. Diese Traditionspflege hat gute Erfolge auf beiden Seiten: Jeder Lehrgangsteilnehmer der Schule lernt eine der alten Divisionen, „seine" Division, kennen und für die ehemaligen Divisionsangehörigen ist ihr Traditionssaal so etwas wie historische Heimat und Brücke zu den jungen Soldaten geworden.

Während der Fahnenparade: Zwei Soldaten im Gespräch — links der älteste Ehrengast des Traditionstreffens, Generaloberst a. D. Hoth, rechts General Jordan.

Am Abend fanden sich die Abordnungen der Traditionsverbände, die geladenen Gäste, alte und junge Soldaten im festlich gedeckten Großen Saal des Gemeinsamen Offizierheimes zum gemeinsamen Abendessen und zum anschließenden Herrenabend zusammen.

Zunächst begrüßte der Kommandeur der Panzertruppenschule, Brigadegeneral Philipp, als Gastgeber die alten und jungen Soldaten mit folgenden Worten:

„Meine Herren Generaloberste! Meine Herren!

Es ist in der jungen Geschichte unserer Schule nunmehr schon zu einer guten Tradition geworden, daß sich am Vorabend des Volkstrauertages die Vertreter der alten Panzer- und Panzergrenadierdivisionen in Munster treffen.

Dieses Treffen hat einen zweifachen Sinn:

Es gilt dem Gedenken an unsere gefallenen Kameraden. Es gilt zum zweiten jenem Brückenschlag, den Sie alle — Sie, unsere Gäste und Sie, meine aktiven Soldaten — in diesem Gedenken zueinanderschlagen. Ich sage bewußt zueinander, weil Ihnen, den alten Soldaten, manches junge Herz entgegenschlägt.

Dieser Brückenschlag wird morgen vormittag noch einmal besonders symbolhaft deutlich, wenn die Fahnen der alten Armee und der Bundeswehr, von jungen Soldaten getragen, sich vor unserem Ehrenmal senken.

Als Hausherr ist es mir aber noch aufgegeben, ein anderes zu sagen: Wir bitten um Verständnis für manche Begrenzung, vielleicht sogar Mängel, die sich hier in Munster durch die Räumlichkeiten ergeben. Fehlende Gebäude gewähren noch immer nicht allen Traditionsverbänden einen eigenen Traditionsraum. Auftrag und dienstliche Inanspruchnahme unserer Schule zwingen zu Beschränkung auf ein großes Treffen aller Divisionen an einem Tag im Jahr.

Ich gebe meiner Freude Ausdruck, daß am heutigen Abend, außer General Munzel (Trauerfall. D. Red.) alle ehemaligen Kommandeure der Schule anwesend sind. Auch darin drückt sich die Kontinuität dieser Veranstaltung aus. Ihre Anwesenheit erfüllt mich mit besonderer Freude.

Die besondere Bedeutung erhält dieses Treffen in diesem Jahr durch die Anwesenheit des Herrn Inspekteurs, für die ich im Namen aller Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten von Schule und Lehrbrigade danke.

Mit dem Ausdruck des Stolzes und der Dankbarkeit für Ihr so zahlreiches Erscheinen wünsche ich Ihnen allen, daß Sie sich als unsere Gäste wie immer im Kreise von Kameraden fühlen!"

Dann sprach der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, zu den Repräsentanten der alten Panzerdivisionen und Panzergrenadierdivisionen und zu den Soldaten der jungen Bundeswehr über die Traditionspflege in der Bundeswehr.

„Meine sehr verehrten Herren!

Es ist mir eine besondere Freude und Ehre zugleich, anläßlich des diesjährigen - nun schon zur Regel gewordenen — Treffens von Abordnungen der tapferen Panzer- und Panzergrenadierdivisionen des alten Heeres zum Volkstrauertag hier in Munster in Ihrer Mitte sein zu dürfen.

Dieses ‚In-Ihrer-Mitte-sein' sehe ich in mehrfacher Hinsicht: Zunächst war es mir ein Bedürfnis, als Sprecher des neuen Heeres der Bundesrepublik Deutschland, Sie in dieser militärisch bewährten Institution herzlich und aufrichtig als Gäste, Kameraden, frühere Lehrer und Vorgesetzte willkommen zu heißen. Es soll damit gesagt und gezeigt werden, daß die Bundeswehr stets offene Türen hat für alle Soldaten, gleich welchen Ranges und welchen Alters; für alle Soldaten, die ihre Pflicht in Treue, aus anständiger innerer Gesinnung heraus erfüllt, und sich in Tapferkeit bewährt haben.

Zum anderen bin ich aus persönlichen Gründen gerne gekommen. Von militärischer Geburt aus bin ich zwar ‚nur' Infanterist, aber im Kriege habe ich in Rußland für längere Zeit 2 Panzergrenadierdivisionen angehören dürfen: der 18. Panzergrenadierdivision und der 10. Panzergrenadierdivision, und ich fühle mich aus dieser Dienstleistung heraus auch diesem Kreis voll zugehörig.

Und zum Dritten meine ich dieses ‚In-Ihrer-Mitte-sein' in einem noch anderen Sinne. Meine Altersjahrgänge — ich denke dabei an die Jahrgänge der Männer, die jetzt Mitte 40 bis Mitte 50 sind — wir also, die wir als junge Offiziere den Krieg miterlebt haben, fühlen uns in der Mitte zwischen den Männern beziehungsweise den ‚Vätern', die heute hier in großer Zahl vertreten sind, die im Kriege mit weitreichender Verantwortung unsere militärischen Führer waren, und der Generation der Söhne, die heute schon die Mehrzahl der Soldaten der Bundeswehr ausmachen — jener Söhne, für die Krieg und Politik der Jahre bis 1945 nur noch Geschichte ist. Ich meine daher, daß diese meine Altersgruppe in besonderem Maße dazu berufen ist, soldatische Werte und soldatische Erfahrungen der Vergangenheit weiterzugeben in die Gegenwart und für die Zukunft. Mit anderen Worten, daß wir Tradition im rechtverstandenen Sinne zu pflegen haben.

Über T r a d i t i o n ist im gerade abgelaufenen ersten Jahrzehnt des Bestehens der Bundeswehr viel gesprochen und viel diskutiert worden. Diese Diskussion ist durch die Herausgabe eines Traditionserlasses durch den Bundesminister der Verteidigung im Sommer dieses Jahres neu belebt und ja sogar höchst aktuell geworden. Erlauben Sie mir daher, in diesem Kreise einiges zu diesem T r a d i t i o n s e r l a ß zu sagen.

Ich weiß, daß der Traditionserlaß nicht überall volle Zustimmung gefunden hat. Die Kritik richtet sich sowohl gegen die Sprache, wie gegen den Inhalt.

Soweit mir bekannt ist, ist es das erste Mal in der deutschen Wehrgeschichte, daß die Pflege der Tradition durch einen Erlaß geregelt wird — es war ein Wagnis, dies zu tun. Ein Wagnis, das durchdacht werden mußte, und bei dem im übrigen neben Soldaten auch Vertreter der Wissenschaft und der Politik mitzuwirken hatten. Wünschen wir doch, daß die zukünftige Pflege der Tradition in der Bundeswehr nicht nur die Zustimmung der alten und neuen Soldaten, sondern, was ebenso wichtig ist, die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der deutschen Öffentlichkeit finden sollte. So werden Sie verstehen, daß die Herausgabe eines Traditionserlasses verhältnismäßig lange Zeit gedauert hat. Ich meine heute sagen zu dürfen: das Wagnis ist geglückt!

Tradition ist nicht Geschichte. Geschichte ist eine Wissenschaft. Sie hat zum Ziel, zu erforschen wo die Wahrheit mit ihren Stärken und mit ihren Schwächen — im Guten wie im Bösen — liegt.

Tradition aber dient der Erziehung! Über diesen Grundsatz sind wir uns mit den Vertretern der Geschichtswissenschaften einig. Wenn aber Tradition der Erziehung dient, dann bedarf es für die Pflege der Tradition der A u s w a h l aus der Geschichte, der Auswahl solcher Vorgänge und solcher Menschen, die beispielgebend für den uns heute gestellten Auftrag sind. Tradition und Auftrag sind also nicht voneinander zu trennen.

Vor Beginn der Gedenkfeier am Ehrenhain schreiten der Inspekteur des Heeres, General de Maizière, und der Ehrengast des Traditionstreffens, Generaloberst a. D. Hoth, die Front der Ehrenkompanie, gestellt von der Fahnenjunkerinspektion der Schule unter Major Gattermann, ab.

Grundsätze für die Auswahl aufzustellen, ist der Sinn des Traditionserlasses.

Nun erhebt sich natürlich die Frage, welches ist unser heutiger Auftrag, sowohl für die Bundeswehr als Ganzes, wie für den Soldaten als Einzelnen. Die Antwort ist nicht leicht zu formulieren — ich will den Versuch machen:

Die Bundeswehr dient — gemeinsam mit ihren Verbündeten — der Erhaltung des Friedens durch die abschreckende Wirkung, die von einer einsatzbereiten Truppe ausgeht. Sollte der Frieden nicht erhalten werden können — und das liegt vor allem in der Verantwortung der politischen Führung — dann ist es der Auftrag der Bundeswehr, tapfer zu bestehen, mit anderen Worten, eine militärische Auseinandersetzung erfolgreich zu beenden.

Für den einzelnen Soldaten schreibt das Soldatengesetz vor: „. . . die freiheitliche, demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes anzuerkennen und durch sein gesamtes Verhalten für ihre Erhaltung einzutreten.' Ich meine, daß diese Forderung sowohl nach innen, wie nach außen gilt. Gerade deswegen sagt unser E i d , der Soldat habe der Bundesrepublik treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.

T r a d i t i o n soll uns nun helfen, den uns gestellten Auftrag zu erfüllen. Und das ist letztlich der Hintergrund des so wichtigen Satzes in Ziffer 5 des Erlasses, in dem es heißt: ‚Nur Soldaten, die auch als Menschen ihrer Verantwortung genügt haben, sind Vorbilder, die Bestand haben.'

Generaloberst B e c k hat einmal dem Sinne nach gesagt, die militärische Leistung, das militärische Können sei wie die Schneide, wie die Klinge einer Waffe. Der Charakter — beziehungsweise die menschliche Bewährung, sei der Griff. Ohne Griff sei die Klinge wertlos.

Der Traditionserlaß setzt uns für die Sichtbarmachung unseres Auftrages Symbole: Es sind das die schwarz-rot-goldenen Farben, der Bundesadler und das Eiserne Kreuz. Sie sind in unseren neuen Truppenfahnen vereinigt. Über ihren Symbolgehalt ist anläßlich der Fahnenübergabe an die Truppe genügend gesagt worden. Sie bedeuten — in einem Satz zusammengefaßt —, das in demokratischer Freiheit vereinigte Deutschland, kraftvolle Stärke im Rahmen unantastbarer rechtlicher Bindungen und sittlich gebundene, soldatisch männliche Tapferkeit. Andere Symbole, vor allem solche, die mit unserem Auftrag nicht in Übereinstimmung stehen, haben für uns keine Gültigkeit.

Deshalb sagt der Erlaß in der Ziffer 25: ‚Symbole, die das Hakenkreuz enthalten, werden nicht aufgestellt und nicht gezeigt.' Das Hakenkreuz ist das Symbol eines totalitären Machtanspruches des Staates. Unter diesem Zeichen ist viel guter soldatischer Wille mißbraucht worden. Unter diesem Zeichen sind Millionen Menschen gemordet worden. Wir können und wollen daher die von Adolf Hitler gestifteten Fahnen der Regimenter der alten Wehrmacht, die das Hakenkreuz enthalten, nicht zeigen. Wir sollten nicht zeigen die Kriegsorden in der Originalform. Sie sind für uns Soldaten der Bundeswehr vom Staatsoberhaupt dieses unseres Staates in neuer Form gestiftet worden.

Es wäre aber kleinlich, ja geradezu naiv, wenn wir Bilder bewährter Soldaten vergangener Zeiten nur deshalb nicht zeigen wollten, weil auf ihren Uniformen das nationalsozialistische Hoheitsabzeichen zu sehen ist. Daran hat auch niemand gedacht.

Der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, bei seiner Ansprache.

Besondere Kritik und besonderes Bedauern hat die Ziffer 26 des Traditionserlasses hervorgerufen: ‚Traditionen ehemaliger Truppenteile werden an die Bundeswehr-Truppenteile nicht verliehen.' Diese Entscheidung, meine Herren, ist der militärischen Führung nicht leicht gefallen. Sie war unumgänglich. Führende Männer, zum Beispiel der General H e u s i n g e r, haben das schon vor zehn Jahren klar gesehen.

Meine Herren, wie sollte man denn bei einer Traditionsübergabe die Auswahl treffen? Es gibt Vereinigungen von Regimentern der Kaiserlichen Armee, der Reichswehr, der Wehrmacht und die große Zahl der Divisions- und anderer Traditionsverbände des Krieges. Die Tradition welcher Verbände sollte übertragen werden, ohne jemanden auszuschließen? Wo sollten diejenigen ehemaligen Soldaten bleiben, die nicht in Vereinen oder Verbänden organisiert sind? Oder aber: Laufen wir nicht Gefahr, mit der offiziellen Übertragung von Traditionen aus Garnisonen ostwärts der Demarkationslinie die Zweiteilung Deutschlands innerhalb der Bundeswehr praktisch anzuerkennen? Gerade dieses letzte Argument verdient es, durchdacht zu werden.

Es wäre aber falsch, aus der Entscheidung, die ich eben zitiert habe, zu schließen, die Bundeswehr wolle keine Verbindung, keine kameradschaftlichen Beziehungen zu ehemaligen Soldaten. Das Gegenteil ist der Fall! Wir wollen gerne die Tradition, nicht nur einzelner Soldaten, sondern auch von gesamten Truppenverbänden pflegen, lassen Sie mich sagen — b e t r e u e n.

Die Ziffer 28 des Traditionserlasses sagt dazu:

‚Die Pflege der Tradition von Truppenverbänden ist sinnvoll, wenn der Traditionsträger der Bundeswehr-Garnison naheliegt oder ein sachlicher Zusammenhang — etwa eine ähnliche Aufgabenstellung — den früheren Wehrmachtverband mit dem heutigen Bundeswehr-Truppenteil verbindet.' Lassen Sie mich das an zwei Beispielen erläutern.

Zunächst ein territoriales Beispiel:
Als ich Brigadekommandeur in Hannover war, hatte ich meine Diensträume in demselben Gebäude, in dem früher der Regiments-Stab des Grenadierregimentes, späteren Panzergrenadierregimentes 73 gelegen hatte. Natürlich habe ich der Bitte des Panzergrenadierregimentes 73 um Betreuung ihrer Erinnerungsstücke und ihrer Tradition in diesem Gebäude entsprochen.

Mein zweites Beispiel ist das heutige Traditionstreffen:
Wo anders läge ein sachlicher Zusammenhang der Aufgabenstellung aller früheren Panzer- und Panzergrenadierdivisionen deutlicher vor Augen, als an d i e s e r Kampftruppenschule, die das Zentrum der Panzersoldaten und Panzergrenadiere des Bundesheeres ist?

Um unserem Wunsch, ja unserer Bitte, der Verbindung mit den ehemaligen Soldaten sichtbar Ausdruck zu verleihen, deswegen bin ich heute hierher gekommen.

Aber eines darf ich noch sagen. Die Betreuung eines Truppenteiles der Wehrmacht durch einen Bundeswehr-Truppenteil begründet keinen Ausschließlichkeitsanspruch.

Um es wieder an einem Beispiel zu erläutern:
Wenn ich in Hannover in meinem Dienstgebäude die Erinnerung des Panzergrenadierregimentes 73 betreut habe, so war die Kaserne ebenso offen für alle ehemaligen Panzergrenadiere und Infanteristen — auch außerhalb des Panzergrenadierregimentes 73 —, die im Raum Hannover lebten, und die eine Verbindung zur Bundeswehr suchten.

Und noch ein Letztes:
Tradition pflegen heißt auch, an unser heutiges Heer zu denken! In 10 Jahren ihres Bestehens hat die Bundeswehr im Dienst, wie im Bereich der nichtmilitärischen Öffentlichkeit traditionswürdige, eigene Leistungen aufzuweisen.

Man denke zum Beispiel an den Einsatz der Bundeswehr in der großen Flutkatastrophe. Soldaten verschiedener Dienstgrade haben dabei in Ausübung ihres Dienstes und bei der Hilfeleistung für andere ihr Leben gelassen. Die Bundeswehr soll die Pflege der Tradition der Vergangenheit, soweit sie für unseren heutigen Auftrag beispielgebend ist, mit der Schaffung einer eigenen Tradition verbinden und beide gemeinsam in die Zukunft weiterführen.

Meine Herren, heute sind hier die Repräsentanten der Panzertruppen und der Panzergrenadiere der alten Wehrmacht und des neuen Heeres versammelt. Beide — Panzertruppen und Panzergrenadiere — stellen auch heute immer noch den Kern der Kampftruppen des Heeres. Als Inspekteur des Heeres möchte ich aber auch sagen, daß a l l e Waffengattungen unerläßliche Teile des Heeres sind. Nur das Zusammenwirken aller Waffen im Gefecht verbürgt den Erfolg.

Aber noch viele Jahre ist die gepanzerte Truppe die Schwerpunktwaffe des Heeres. Ein sichtbares Zeichen dafür ist es, daß wir einen neuen deutschen Kampfpanzer, der auch mit seinem Namen ‚L E O P A R D' an die Tradition der bewährten Panzer-Typen des letzten Krieges anknüpft, entwickelt haben. Dieser Panzer ‚Leopard' ist der modernste zur Zeit verfügbare Panzer in der westlichen Welt. Er ist von Deutschland entworfen und entwickelt, er wird hier produziert. Darauf dürfen wir stolz sein.

Als vor kurzem der erste ‚Leopard' in München vom Band lief, hat der Vorstand der Herstellerfirma Krauss-Maffei mir in einem mit Leopardenfell bezogenen Kasten einen symbolischen Zündschlüssel dieses ersten Panzers ‚Leopard' überreicht. Ich könnte mir keinen besseren Platz für seine Aufbewahrung denken, als d i e s e S c h u l e, von der die Ausbildungs- und Führungsimpulse für die Panzerwaffe auszugehen haben — die sozusagen der ‚Schlüssel' der Panzerwaffe des Heeres ist. Und ich könnte mir keine bessere Gelegenheit denken, diesen Schlüssel der Schule zu übergeben, als den heutigen Tag. In Anwesenheit so namhafter Repräsentanten der alten Panzerwaffe und gestützt auf die Erfahrungen der Vergangenheit soll durch diesen Schlüssel der Blick der jungen Panzertruppe in die Zukunft gelenkt werden.

Und damit, General Philipp, möchte ich Ihnen als dem Kommandeur der Kampftruppenschule II diesen ersten symbolischen Zündschlüssel des neuen ‚Leopard' zu treuen Händen übergeben.

Meine Herren, lassen Sie mich zusammenfassen:
Tradition pflegen heißt nicht nur der Vergangenheit gedenken, sondern bedeutet, die heute noch gültigen Kräfte der Vergangenheit so stärken und für uns fruchtbar machen, daß sie uns helfen G e g e n w a r t u n d Z u k u n f t zu bestehen."

Generaloberst a. D. Harpe dankte am Ende des offiziellen Teils des Abends im Namen aller Gäste der Bundeswehr und der gastgebenden Panzertruppenschule für die Einladung und die Durchführung des Treffens.

Nach weiteren Stunden privater Gespräche im kleinen Kreis, die von dem „Weißt Du noch?" ebenso erfüllt wurden wie von tiefgehenden Gedanken über die Erkenntnisse und Bewertungen unserer Vergangenheit und Gegenwart, wurde der Abend beschlossen durch den „Großen Zapfenstreich". Das Musikkorps der 3. Panzerdivision unter Major Stahl ließ ihn im Garten des Gemeinsamen Offizierheimes trotz der starken Kälte beeindruckend erklingen. Da gab es keinen bei den alten und jungen Soldaten, dem diese alte und ehrwürdige militärisch-musikalische Zeremonie nicht zu Herzen gegangen wäre!

Der Sonntag, der Volkstrauertag, brachte nach den Gedenkgottesdiensten in der evangelischen Garnisonskirche St. Stephanus und

der katholischen Garnisonskirche St. Michaelis die Gedenkfeier für die Gefallenen im Ehrenhain der Deutschen Panzertruppe im Kasernenbereich der Panzertruppenschule. Unter Vorantritt von Spielmannszug und Musikkorps der 3. Panzerdivision marschierte als Ehrenkompanie die Fahnenjunkerinspektion der Panzertruppenschule unter dem Kommando von Major Gattermann auf.

Unter den Klängen des Präsentiermarsches schritten der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, und der älteste Ehrengast des Traditionstreffens, Generaloberst a. D. Hoth, die Front ab. Dann rückten die Fahnen der Munsterschen Bataillone und die der Schule übergebenen Standarten alter ostpr. Reiterregimenter aus dem Tannenberg-Ehrenmal in den Ehrenhain ein und umstellten den Obelisken mit den Eisernen Kreuzen in dessen Mitte.

Die Feierstunde begann mit Beethovens Choral „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre". Dann hielt der katholische Militärpfarrer von Munster, Pfarrer Stein, die geistliche Gedenkansprache.

Die Abgeklärtheit dieses Geistlichen, seine menschliche Wärme und die sympathische, beinahe soldatische Form der Rede sprach alle alten und jungen Soldaten an, als er sagte:

„Vor Jahren besuchte ich in Frankreich die Stadt Verdun, jenen Brennpunkt der wechselvollen Kämpfe zwischen Deutschen und Franzosen im Ersten Weltkrieg. Als ich dort das Beinhaus betrat, in dem mehrere tausend Gefallene ihre Ruhestätte gefunden haben, las ich in den weiten Hallen immer wieder das Wort ‚Silence' — Schweigen. Jawohl! Nicht reden, schweigen sollten wir vor all' den Toten, die die letzten Kriege von uns gefordert haben. Wenn ich nun doch zu Ihnen spreche, so will ich versuchen, unserem Schweigen vor den Toten den Gehalt zu geben, der dem Ernst und der Majestät des Todes ziemt.

Wir gedenken in dieser Feierstunde all' der Toten, die auf den Heldenfriedhöfen in Ost und West, in Nord und Süd zur letzten Ruhe gebettet wurden. Wir gedenken besonders der Toten des Zweiten Weltkrieges. Wir gedenken der Toten der Panzerwaffe, die zum Teil in dieser Landschaft ihre Ausbildung erhalten und in den Ernst des Krieges gezogen sind. Wir gedenken der Toten, die uns nahestanden: an den Kameraden, der an unserer Seite fiel, an den Gatten, an den Vater, an den Sohn, an den Bruder. Irgendwo in Europa, in Afrika, an der Schwelle Asiens, in der Tiefe des Meeres haben sie ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Wir gedenken der Toten und wir fragen: Warum mußten sie sterben? Was ist der Sinn all' dessen, was vor 20 Jahren in unserem Volke geschah, der Sinn der nationalen Katastrophe, die unser Volk zu Boden schmetterte? War nicht alles sinnlos? Was ist unser Leben, unser Sterben, unsere Geschichte? Sind wir nicht einem blinden Schicksal ausgeliefert, das bald hier, bald dort, ohne hinzusehen, brutal zuschlägt? Wer so denkt, der muß verzweifeln — oder die Augen schließen, um nicht zu sehen, sein Bewußtsein betäuben, um nicht alles bis zur letzten Konsequenz durchzudenken.

Die Welt ist voller Geheimnisse. Das wissen wir. Ist uns schon einmal aufgegangen, daß unser Leben, unser Sterben, unsere Geschichte mit all' ihren Höhepunkten und Katastrophen ein Geheimnis sein kann? Werden wir mit unserem Urteil nicht zurückhalten müssen, bis der Herr der Geschichte am Ende den Schlußstrich setzt? Am Steuerrad dieser Welt steht einer, der auch die Schuld und das Versagen der Menschen zu Größerem wendet und alles Geschehen auf ein großes Ziel hinordnet. Ist unsere Geschichte deshalb sinnlos, weil wir sie nicht verstehen können? Es gibt nichts sinnloses auf dieser Welt. Es gibt aber vieles, was wir nicht begreifen.

Wir stehen schweigend vor unseren Toten und fragen: Warum mußten sie sterben? Eines können wir darauf antworten: Sie starben, weil sie das taten, was sie als ihre soldatische Pflicht ansahen. Wenn wir auch mit Schmerz feststellen müssen, daß ihre Eidestreue und ihr Verantwortungsbewußtsein zu politischen Zielen mißbraucht wurden, die wir nicht billigen können, so haben wir doch keinen Grund, uns von ihnen zu distanzieren. Sie starben für unser Land, für uns — und wir stehen zu ihnen.

In einem alten Buch, das über sittliche Fragen handelt, findet man eine kurze Abhandlung über den Krieg. Diese Abhandlung steht in einem Kapitel, das den Titel trägt: ‚Die Nächstenliebe'. Man mag auf den Gedanken kommen, diese Abhandlung steht an der verkehrten Stelle. Was hat Krieg mit Nächstenliebe zu tun? Ist er nicht das Gegenteil davon? Wir wissen, wie brutal der Krieg sein kann. Wir wissen auch, wie sehr er jener zentralen christlichen Forderung widersprechen kann. Wir werden aber auch zugeben müssen, daß für den Soldaten, der in gerechter Absicht sein Leben für andere einsetzt, das Wort der Schrift gilt: ‚Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.' So bleibt nur das eine für uns, die Überlebenden aus dem Drama unserer jüngsten Geschichte und die junge heranwachsende Generation, denen zu danken, die in guter Absicht ihren letzten Einsatz gewagt haben.

Wir stehen vor unseren Toten und fragen: Werden wir sie wiedersehen? Ist ihr Leben für immer ausgelöscht? Bleibt von ihnen nur die Handvoll Staub übrig, die von der Erde aufgenommen wird? Zieht der Tod einen solch tiefen Graben — oder ist er nicht das Ende? Wir finden auf diese urmenschliche Frage nur die eine Antwort, die der Glaube gibt. Menschen aller Zeiten haben darüber nachgedacht, aber nur einer konnte das beängstigende Rätsel lösen, in das unser Leben getaucht ist.

Auf unsern Heldenfriedhöfen steht auf jedem Grab das Kreuz. Wenn an der Front ein Soldat fiel, so zimmerten die Kameraden ein Birkenkreuz zusammen und stellten es auf sein Grab. Gewiß, ein schöner Brauch! Wo aber liegt der tiefere Sinn? Spüren wir nicht, daß Kreuz und Grab zusammengehören? Das Kreuz ist das Zeichen des Todes, des selbstlosen Einsatzes, aber auch das Zeichen des Lebens. Seitdem 12 Männer in die Welt zogen und mit ihrem Blut die Auferstehung ihres Herrn bezeugten, zieht eine neue Gewißheit durch diese Welt: Wir sind nicht da um zu sterben, sondern um zu leben. Am Grab unserer Toten versinken wir nicht in hoffnungslose Trauer. Wir haben allen Grund zu hoffen — auf ein Wiedersehen! Schauen wir nicht auf das, was einmal war, schauen wir auf das, was einmal sein wird!

Wir stehen vor unseren Toten und hören ihre Mahnung: Haltet Frieden! Zwar ist es uns nicht möglich, in der jetzigen gefahrvollen Weltsituation die Waffe aus der Hand zu legen. Es könnte der Tag kommen, an dem wir uns verteidigen müssen. Im Angesicht aber des millionenfachen Blutzolls, den unser Volk zahlen mußte, in Anbetracht der ungeheueren militärischen Macht, die sich in Ost und West zusammenballt, ist es unsere Aufgabe, bis zum letztmöglichen das zu tun, was in unserem gespaltenen Volk und in der Welt dem Frieden dient!"

Nach dieser geistlichen Gedenkansprache erklang das Lied „Ich hab mich ergeben . . ." Dann trat Generalleutnant a. D. Smilo Frhr. von Lüttwitz, zuletzt Kommandierender General des III. Korps der Bundeswehr, an das mit der Bundesdienstflagge umhüllte Stehpult zu einer soldatischen Gedenkansprache. Der General sprach mit einer dem inneren Gehalt der Stunde entsprechenden, stark beeindruckenden Ehrerbietung und weihevollen Feierlichkeit.

Inmitten der Kranzträger während der Gedenkfeier: (von links) General de Maizière, Generaloberst a. D. Hoth, General a. D. von Lüttwitz, der die Gedenkrede hielt, und der Kommandeur der Kampftruppenschule II, General Philipp.

„Wie seit 5 Jahren stehen wir ehemaligen Soldaten der Panzertruppe heute am Volkstrauertag vor dem Ehrenhain und gedenken der Toten.

Daß die Bundeswehr in herzlicher Teilnahme dem Opfer der Gefallenen einen so würdigen, großen Rahmen gibt, daß die Pfarrer uns in feierlichen Gottesdiensten auf den Ernst des Krieges hinweisen — dafür darf ich im Namen aller Teilnehmer aufrichtig danken.

Man braucht für die Pflege der Tradition einen festen Platz — nicht nur im Raum, sondern vor allem in den Herzen der Menschen, und wir wissen, daß die Kampftruppenschule II beides in Freundschaft und Vertrauen für uns bereit hat. Unsere Gedanken gehen heute zurück in die Periode deutscher Geschichte, die uns das tiefste Leid gebracht hat und dem deutschen Namen das größte Unglück bedeutet. Aber auch diese unheilvolle Zeit gehört zur Geschichte unseres Volkes, wir könen uns ihr nicht entziehen! Das ist die tiefe Tragik, der dunkle Schatten, der über dem jahrelangen, tapferen Einsatz vieler Millionen deutscher Soldaten liegt. Aus dem verhängnisvollen Geschehen bleibt uns aber E i n e s immer im Herzen lebendig: Die Treue und Dankbarkeit gegenüber denen, die mit uns kämpften und für uns starben.

Das, was uns mit jedem Einzelnen der Toten verbindet, ist das unvergeßliche Erlebnis einer Kameradschaft, die uns oft die einzigste Stütze in diesen Jahren

äußerster Not blieb. Mit **ihnen** waren wir zu einer festen Gemeinschaft zusammengewachsen, in der sich jeder der Mitverantwortung für den Nächsten bewußt war. Allein diese feste Zuversicht treuer Verbundenheit und die uns allen einigende, brennende Sorge um die bedrohte Heimat waren der seelische Halt des Soldaten, gaben uns die Kraft, in dem Kampf zu bestehen und unsere schwere Pflicht zu erfüllen. Darin allein kam, unabhängig von allen bösen Vorzeichen dieser Zeit, immer wieder die wahre Tradition deutscher Soldaten zum Ausdruck. Nur wer das in den schweren Kämpfen jahrelang selbst bei der Truppe miterlebt hat, weiß etwas von der Tapferkeit, dem Opfermut und der Treue, die unsere Männer beseelte. Ihre selbstlose Haltung allein war das Rückgrat der Front gegen die täglich wachsende Übermacht der Feinde. Wie sie kämpften und starben sollten wir nicht vergessen. Es ist das würdige Erbe dieser Vergangenheit!

Ich glaube, wir dürfen auch sagen: Unsere gefallenen Freunde setzten ihr Leben ein, um in der inneren und äußeren Not, die uns täglich ganz umfing, mit ihrem Opfer das der Heimat drohende Schicksal noch zu wenden, den Feind von den Grenzen des Vaterlandes fern zu halten. Das war in den letzten Jahren die Hoffnung und das inständige Gebet der Soldaten. Anders ist der opfervolle Weg der Front, aber auch die Haltung der bombenbedrohten Bevölkerung in der Heimat nicht zu verstehen.

Es bestätigte sich in der letzten Zeit immer wieder, daß nur die guten menschlichen Eigenschaften Bestand und Zukunft haben. Sie allein sind auch die Grundlagen für soldatischen Tugenden, der Kern jeder Tradition.

Auch damals gab es — trotz allem — noch diese ethische Substanz, und ich glaube, daß diese Erkenntnis, neben dem hohen Verantwortungsgefühl, den Gedanken und der Tat der Männer des 20. Juli zu Grunde lag und ihren Versuch rechtfertigte, dem Terror und den Untaten des NS-Regimes ein Ende zu setzen.

All das kommt uns heute zu klarerem Bewußtsein als damals, wenn wir an den frischen Gräbern unserer Freunde standen — voll Trauer, aber auch voll Dankbarkeit für das, was sie uns waren. Sie starben neben uns und für uns in einer Leidensgemeinschaft, die dem ganzen deutschen Volke auferlegt war.

So gedenken wir heute der Toten unserer Panzertruppe — unserer Väter und Brüder, unserer Söhne und Freunde!

Meine lieben Kameraden! Panzertruppe und Bundeswehr stehen hier vor dem Ehrenhain in einer gemeinsamen Tradition deutscher Soldaten, die Sie, die Bundeswehr, in treuer Pflichterfüllung gegenüber der Bundesrepublik fortzusetzen, der Sie neuen Inhalt und Ausdruck zu geben haben. Wir Alten bleiben dabei in Treue an Ihrer Seite mit dem warmen Interesse und dem besonderen Verständnis, das die Soldatengenerationen verbindet.

Auch die Bundeswehr hat in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens schon eine große Zahl von Toten zu beklagen, die in den Gefahren des militärischen Dienstes oder als Folge der außerordentlichen persönlichen Beanspruchung ihr Leben lassen mußten. Mit herzlicher Teilnahme gedenken wir in guter Kameradschaft auch der Toten der Bundeswehr!

Ehrfurcht und Verpflichtung gegenüber dem Opfer unserer Freunde vereinen uns alte und junge Soldaten in der Trauer des heutigen Tages und in der herzlichen Teilnahme mit allen Angehörigen der Toten. Ihr Vermächtnis ist das des guten Kameraden, der sein Leben für das Vaterland einsetzte und uns in unserer Not geholfen hat. Möge uns das Andenken an die Toten eine Mahnung sein, daß es auf jeden Einzelnen von uns ankommt — auf unser brüderliches Einstehen für Frieden, Recht und Freiheit unseres Volkes!"

Bei dem Liede „Ich hatt' einen Kameraden . . ." senkten sich die Fahnen und Standarten im Ehrenhain, entblößten sich alt gewordene Soldatenhäupter, gingen junge und starke Soldatenhände an Helm und Mütze.

Unter Trommelwirbel legten dann die Abordnungen der Traditionsverbände, ihnen voran der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, begleitet von Generaloberst a. D. Hoth, ihre Kränze an den Gedenksteinen im Ehrenhain für die Toten der alten und der neuen Panzertruppe nieder und verharrten einige Minuten in stillem Gedenken.

Das Traditionstreffen 1965 war beendet.

E—b

Vorstandssitzung 1965 des Herausgeberkreises der Zeitschrift

Am 12. 11. fand in Bückeburg die diesjährige Sitzung des Herausgeberkreises in Form einer Vorstandssitzung zusammen mit Vertretern der Schulen der Kampftruppen statt.

Vom Vorstand waren anwesend: Der Vorsitzende des Herausgeberkreises, General der PzTr. a. D. Cramer, General der Kavallerie a. D. Westphal und Generalmajor der Bundeswehr a. D. Schaefer. Außerdem waren noch General der PzTr. a. D. Freiherr v. Lüttwitz und Brigadegeneral Wätjen, da in der Nähe erreichbar, gebeten worden. Vom Verlag waren die drei Herren, Dr. Schober, Oberbürgermeister der Stadt Herford und MdB, Brüggemann und Bollmann erschienen sowie Generalmajor der Bundeswehr a. D. Munzel als Redakteur. Der General der Kampftruppen, Generalmajor Jordan, hatte es sich trotz sonstiger Verpflichtungen nicht nehmen lassen, selbst zur Tagung zu erscheinen. Von den Schulen waren je ein Vertreter der Schule II und III sowie der Heeresflieger-Waffenschule anwesend. Wegen der Ungunst des Termins — es fanden an dem Tage zugleich die Feiern des 10jährigen Gründungstages der Bundeswehr statt — konnten leider nicht alle Schulen die Tagung beschicken.

Nach einer Begrüßung der Erschienenen durch den Kommandeur der Heeresflieger-Waffenschule, Oberst Stümcke, mit einleitenden Worten über die vielseitigen Aufgaben seiner Schule, wurde Gelegenheit geboten, unter Annahme einer taktischen Lage mit dem Hubschrauber an die „Front" zu fliegen. Hierbei wurde jedem klar, wie wichtig die Ausnutzung dieses Beförderungsmittels, besonders im Falle atomarer Zerstörungen, für jeden Truppenführer sein würde. Mit großer Geschicklichkeit flogen die Flugzeugführer sich — wie einst der alte Melder zu Fuß oder zu Pferde — durch das Gelände und landeten an gedeckten Stellen wie Waldlichtungen usw. in der Nähe der Frontgefechtsstäbe. Es schlossen sich exakte Vorführungen innerhalb der Schule an, die die vielseitige Verwendung der einzelnen Typen als Transportmittel von Grenadiergruppen oder zur Bekämpfung feindlicher Panzer mit der SS 11-Rakete usw. zeigten.

Nach einer gemeinsamen Kaffeetafel in dem schönen Offizerheim der Schule fand dann im Forsthaus Heinemeyer die Vorstandssitzung statt. Nach einführenden Worten des Vorsitzenden ergriff zunächst für den Verlag Herr Dr. Schober das Wort und schilderte die diesjährige Entwicklung der Zeitschrift, die weiterhin befriedigend war. Er betonte besonders, daß die kameradschaftliche und gute Zusammenarbeit und die ideellen Aufgaben, die durch die Zeitschrift gepflegt würden, dem Verlag stets den Antrieb gegeben hätten, diese besonders zu pflegen. Er wäre bereit, dies auch in Zukunft fortzusetzen. Der Vorsitzende des Herausgeberkreises dankte im Namen des Herausgeberkreises dem Verlag für seine großzügige Unterstützung und erteilte dann dem Schriftleiter, Generalmajor a. D. Munzel, das Wort. In längeren Ausführungen schilderte dieser die besonderen Ereignisse erfreulicher und unerfreulicher Art im Verlauf des letzten Jahres. Die Erweiterung der Inspektion der Kampftruppen erfordere nun auch eine entsprechende Umstellung der Zeitschrift. Neue Themenvorschläge würden demnächst ausgegeben werden. Im übrigen sei es von Anfang an das große Ziel der Zeitschrift gewesen, im Sinne Scharnhorst's dazu beizutragen, Armee und Nation inniger zu vereinen. Ihre Abonnenten umfaßten daher auch einen weitgespannten Berufs- und Alterskreis sowie manche Bezieher in verschiedenen Ländern auch außerhalb Europas. Die Mitarbeit junger Offiziere durch Zusendung von Artikeln sei erfreulich gestiegen.

Es wurde dann im einzelnen nach einer angeregten Debatte beschlossen, 1966 eine Folge von Aufsätzen über den Aufbau der Waffengattungen der Kampftruppen in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens zu veröffentlichen und der Bedeutung der Technik durch Hinzuziehen eines Sonderbearbeiters für technische Fragen zu betonen. Ferner wurde beschlossen, im nächsten Jahr wieder eine vollständige Herausgebersitzung mit gleichzeitiger Neuwahl des Vorstandes voraussichtlich in Munster unmittelbar nach dem Totengedenktag abzuhalten.

Der Abend schloß mit einem kameradschaftlichen Zusammensein zusammen mit den Offizieren der Heeresflieger-Waffenschule als Gäste des Verlages.

Munzel

Internationaler Überblick über Entwicklung und gegenwärtigen Stand der Panzerwaffe des Auslandes

Major i. G. Werner Heyd / Major Dr. Radke

Kapitel IV: USA

Die Nutzung von Kraftfahrzeugen zu militärischen Zwecken fällt in USA zusammen mit dem Zeitpunkt der Entwicklung von Kraftfahrzeugen überhaupt.

So wurde bereits im Jahre 1899, also nur 3 Jahre nachdem das erste Benzinkraftfahrzeug entwickelt wurde, ein sogenannter „Maschinengewehr-Wagen" gebaut. Aber sowohl die Entwicklung des Maschinengewehr-Wagens als auch einige andere Experimente in den folgenden Jahren waren das Werk eines einzelnen, nämlich des Majors R. P. Davidson. Ein allgemeines Interesse an solchen Entwicklungen war nicht vorhanden. Sogar nach Ausbruch des 1. Weltkrieges, als in Amerika bereits eine Jahresproduktion von ca. 500 000 Kraftfahrzeugen erreicht wurde, bestand kein militärisches Interesse am Bau von Panzerfahrzeugen. So wird die Entwicklung von Panzern als eine Weiterentwicklung eines amerikanischen Ketten-Traktors den Engländern und Franzosen überlassen.

Im Jahre 1917, nach dem Kriegseintritt Amerikas, beschäftigte sich das Oberkommando der US-Expeditionsstreitkräfte in Frankreich intensiver mit dem Panzerproblem. Man studierte erstmalig die Verwendungsmöglichkeiten der bereits in der französischen und englischen Armee eingeführten gepanzerten Fahrzeuge. Die Wichtigkeit von Panzern wurde erkannt, und es wurde vorgeschlagen, die schweren englischen und die leichten französischen Panzer bei den US-Expeditionsstreitkräften einzuführen.

Kurze Zeit später ergaben gemeinsame Überlegungen der 3 Alliierten, daß man die Produktionskapazität der USA für den Bau von Panzern ausnutzen sollte. Ein abgeänderter Typ des französischen le. Panzers „Renault F. T." sollte in Amerika produziert werden. Gleichzeitig wurde beschlossen, Bauteile des s. englischen Panzers „Mark VIII" in England und USA fertigzustellen und in Frankreich zu montieren. Jedoch waren die Anfangsschwierigkeiten in der Produktion so groß, daß lediglich 10 Renault-Panzer bis Ende 1918 zur Auslieferung kamen. Auch von dem schweren Panzer „Mark VIII" kamen nur einige Proto-Typen zur Auslieferung. Eine gleichzeitig angelaufene eigene USA-Produktion bei „Ford" von kleinen 2- u. 3-Mann-Panzern kam ebenfalls nicht voran. Von den geplanten 23 000 Panzern der 4 genannten Typen kamen lediglich 952 „Renaults", 100 „Mark VIII" und 15 „Ford" in der Masse erst 1919 zur Auslieferung.

Zwischenzeitlich, etwa Mitte 1918, als man Klarheit darüber hatte, daß mit den USA-Lieferungen nicht in Kürze zu rechnen sei, wurden 2 le. US-Panzerbataillone, ausgerüstet mit „Renault" und ein s. US-Panzerbataillon, ausgerüstet mit „Mark V", aufgestellt. Die 2 leichten Bataillone kamen erstmalig am 12. September 1918 in St. Mihiel und das schwere Panzerbataillon im Verband der englischen Armee ein paar Tage später zum Einsatz. Dieses Datum muß also festgehalten werden als das Geburtsdatum der US-Panzerwaffe.

Andere Bataillone befanden sich zu diesem Zeitpunkt in USA in Ausbildung, und es war die Aufstellung von mindestens 15 Panzerbrigaden mit je 2 leichten und 1 schweren Panzerbataillon geplant. Aber bereits kurze Zeit später, nach Beendigung des 1. Weltkrieges, wurde das gerade aufgestellte „Tank-Korps" wieder aufgelöst. Im Jahre 1920 wurde die Panzerwaffe der Infanterie zugeteilt und dieser unterstellt. Als Organisationsform wurden zwei selbständige Panzerregimenter und 7 divisionseigene Panzerbataillone gewählt.

Die Infanterie ging dabei von der Überlegung aus, daß die leichten Panzer als Infanterie-Begleitpanzer den Angriff der Infanterie sicherstellen sollten, die schweren Panzer sollten, im Schwerpunkt eingesetzt, den Weg für große Infanterieverbände freikämpfen. Die Einsatztaktik war also ähnlich der französischen Einsatzgrundsätze für gepanzerte Verbände. Diese Panzerverbände bestanden in dieser Form bis in das Jahr 1932 und waren fast ausschließlich mit den Weltkriegstypen „Renault" und „Mark VIII" ausgerüstet.

In den Planungsstäben stellte man aber zwischenzeitlich bereits andere Überlegungen an. Man dachte an Stelle von leichten und schweren Panzern einen einheitlich mittleren Panzertyp einzuführen. Auch machte man sich bereits Überlegungen über die Organisationsform, da man bei der bisherigen Organisation das Angriffstempo der Panzer wegen der Koppelung mit der Infanterie nicht ausnutzen konnte. So finden wir in den Jahren 1920 bis 1932 einige amerikanische Entwicklungen von Panzern etwa in der 20 t-Klasse. Auffallend dabei war in der Bewaffnung bereits eine Panzerkanone mit einem koaxialen Maschinengewehr im Hauptturm und ein zusätzliches Maschinengewehr in einem kleinen Turm über dem Hauptturm. Diese Waffenanordnung ist in ihren Hauptmerkmalen die gleiche geblieben bis in die heutige Zeit. Aber alle Entwicklungen kamen über ein bestimmtes Versuchsstadium nicht hinaus. Erst eine Entwicklung mit revolutionären Neuerungen durch J. Walter Christie drückt der amerikanischen Panzerentwicklung einen eigenen Stempel auf. Christie hat sich bereits in den Jahren 1919—1928 mit verschiedenen Typen beschäftigt, meistens aber mit amphibischen Fahrzeugen. Seine neue Konstruktion im Jahre 1928 zeigte ein völlig neues Laufwerk. Ursprünglich hatte er eine alte Idee von 1919 verwirklicht mit einem Laufwerk, das sowohl als Ketten- als auch als Räderlaufwerk benutzt werden konnte. Sein 7,7 t schwerer Panzer mit einem starken Motor hatte ein besonders günstiges Leistungsgewicht. Dieser Typ erreichte eine Geschwindigkeit von 70 m. p. h. auf Rädern und 42 m. p. h. auf Ketten. Das war doppelt so schnell, als die Geschwindigkeit der leichten Panzer und aller bekannten Panzertypen dieser Zeit.

Von diesem neuen Christie-Typ wurden nicht nur einige Exemplare für die US-Armee bestellt, sondern auch 2 für Rußland. Damit ist von diesem Zeitpunkt an die russische Panzerentwicklung stark von der US-Christie-Entwicklung beeinflußt. Die Christie-Versuchs-Panzer wurden in der US-Armee nicht nur an die Infanterie, sondern auch an die Kavallerie ausgeliefert.

Das Interesse der Kavallerie an gepanzerten Fahrzeugen geht bereits bis in das Jahr 1927 zurück. In diesem Jahr machten die Engländer erstmalig Versuche mit einer „mechanisierten Streitkraft". Amerikanische Beobachter überzeugten den Chef des Generalstabes, General Douglas Mac Arthur, von der Wichtigkeit dieser revolutionären Neuerung. Bereits im Jahre 1928 wurde in Fort Meade eine Panzerschule errichtet, aber bereits 3 Monate später wieder aufgelöst. Für eine Gliederung mit gemischten Verbänden waren die vorhandenen Weltkriegspanzertypen nicht geeignet. Aber das Interesse an mechanisierten Verbänden starb nicht aus. 1930 wurde eine neue Versuchstruppe für „mechanisierte Streitkräfte" in Fort „Enstis" aufgestellt. Die Versuchsaufgabe wurde nun der Kavallerie übertragen, da man zur Überzeugung gekommen war, daß die Infanterie den Panzer nur mit infanteristischen Augen sah. Im Jahre 1933 fand diese Versuchsserie einen vorläufigen Abschluß mit der Umgliederung eines berittenen Regiments in das „1 th cavalry-regiment, mechanised". Es wurde die Aufstellung der 7. mech. Kavalleriebrigade geplant, die aber erst 1936 verwirklicht wurde, als ein 2. Kavallerie-Regiment auf Panzer umgerüstet wurde. Die den gepanzerten Kavallerie-Regimentern zugedachte Aufgabe war die gleiche, wie die der traditionellen berittenen Kavallerie, nämlich weitgestreckte Aufklärung in Flanken und Rücken des Feindes.

Die Erfolge der deutschen Panzertruppe im Jahre 1940 in Frankreich brachten den General A. R. Chaffee zur Überzeugung, daß die amerikanischen gepanzerten Verbände umgegliedert werden müssen, um der Panzertruppe eine eigene Aufgabe zu geben. Und

so sehen wir im Jahre 1940 das Ende der bisherigen 2-gleisigen Panzerentwicklung, einerseits bei der Infanterie und andererseits bei der Kavallerie. Es wurde in diesem Jahr die Panzertruppe der amerikanischen Armee geboren, die alle gepanzerten Einheiten unter ein Kommando brachte. Somit war die Panzertruppe in der amerikanischen Armee zu einer eigenen Truppengattung geworden. Die ursprüngliche Organisation der Panzertruppe bestand aus einem Panzerkorps mit 2 Panzerdivisionen und einem Korps-Panzerbataillon als Reserve. Die Kader davon rekrutierten sich aus der 7. Kavalleriebrigade und den 6 Panzerbataillonen, die bisher der Infanterie unterstanden. Anzahlmäßig reichten für diese Organisationen die vorhandenen Panzer aus, aber man überlegte sich bereits, daß man einen starken Panzertyp in Zukunft brauchen würde. Die vorhandenen 500 Panzer, das entsprach der Gesamtproduktion der USA seit dem Jahre 1935, waren nur leichte 10 t-Panzer, die lediglich mit einem überschweren Maschinengewehr bestückt waren. In dem „Ordnance Department" begannen nun die Entwicklungen der Panzerserie M 2 bis M 3, die als Einstellung ein Geschütz erstmals von 3,7 cm hatten. Die Entwicklung ging weiter über den M 3 bis zu dem M 4 mit einer 7,5 cm Panzerkanone und einem Gewicht von ca. 30 t. Die Produktion dieses Panzers begann im Juli 1942 und der M 4, auch „Sherman", wurde der bestbekannteste Panzertyp der Amerikaner während des 2. Weltkrieges. Insgesamt wurden während des 2. Weltkrieges ca. 88 000 Panzer in den Vereinigten Staaten gebaut, davon waren allein 50 000 von dem bekannten „Sherman-Typ". Die Feuertaufe erhielt dieser Panzer in der englischen Armee in El Alamein bei der Offensive im Oktober 1942. Die ersten amerikanischen Pz.-Einheiten landeten in Nordafrika ebenfalls 1942.

Die Weiterentwicklung dieses US-Standardpanzers M 4 wurde in der Zukunft durch alle möglichen Versuche, z. B. mit verbesserten Getrieben, stark behindert. Auch fehlten in den Jahren 1942 bis 1944 Panzeroperationen größeren Stils, um Erfahrungen sammeln zu können. So war der M 4 zu Beginn des Jahres 1944 mit seiner 7,5 cm Kanone gegenüber den deutschen und russischen Panzertypen bereits veraltet. Ein verbesserter M 4-Typ mit einer 7,62 cm Kanone wurde nur in wenigen Exemplaren während der Schlacht in der Normandie eingesetzt. Die weitere amerikanische Panzerentwicklung wurde stark durch den deutschen Panzer „Tiger I" beeinflußt.

Es entstand der M 26 oder „Pershing", ein 41 t-Panzer mit einer 90 mm Kanone. Die Produktion dieses Panzers wurde 1944 aufgenommen, aber es kamen nur einige wenige M 26 im Frühjahr 1945 in Europa zum Einsatz. Diese Zeitspanne war zu kurz, um genügend Erfahrung mit diesem Panzertyp zu sammeln.

Allerdings wurde nach Beendigung des 2. Weltkrieges die amerikanische Panzerentwicklung durch verhängnisvolle Fehler stark behindert. Angesichts der durchschlagkräftigen Panzerabwehrwaffen, besonders der deutschen Panzerfaust und der amerikanischen Bazooka, hegt man Zweifel in der Verwendbarkeit von Panzern in zukünftigen Kriegen. Auch entstanden Zweifel über die Einsatzgrundsätze von gepanzerten Verbänden. So wurde im Rahmen der allgemeinen Abrüstung nach dem 2. Weltkrieg die Panzerwaffe zusätzlich stark reduziert. Gab es am Ende des 2. Weltkrieges bei einer Gesamtzahl von 89 Divisionen noch 16 Panzerdivisionen, so waren nach der Abrüstung unter 13 Divisionen nur noch eine Panzerdivision. Eine weitere Folge der neuen Haltung gegenüber der Panzerwaffe war die Aufgliederung von Panzereinheiten unter die Infanteriedivisionen. In der Infanteriedivision nach dem Krieg war ein divisionseigenes Panzerbataillon und bei jedem Infanterieregiment eine Panzerkompanie eingegliedert. Da gab es in der Infanteriedivision etwa 2 Panzerbataillone mit insgesamt 147 Panzern, also mehr Panzerunterstützung für die Infanterie als vor dem 2. Weltkrieg. Nach Ausbruch des Korea-Krieges, als 4 nordkoreanische Panzerbataillone, ausgerüstet mit russischen Panzern, große Erfolge gegen die amerikanischen Streitkräfte errangen, wurde das Interesse an der Panzertruppe in Amerika wieder erweckt. Der „Kalte Krieg" und die Stärke der russischen Panzerverbände brachten die Amerikaner zur Überzeugung, daß in Zukunft der Panzertruppe wieder mehr Beachtung geschenkt werden müßte. Allerdings brachte die bisherige Untätigkeit auf dem Gebiet der Panzerentwicklung auch einige Vorteile für den Neuaufbau der amerikanischen Panzerwaffe. An den Zukunftspanzer wurde die zusätzliche Forderung gestellt, daß er nicht nur als Durchbruchswaffe einzusetzen war, sondern auch als bewegliche Panzerabwehrwaffe der Infanterie zugeteilt werden sollte. Damit werden nach amerikanischer Ansicht 2 verschiedene Waffenentwicklungen, nämlich die des Panzers und des Jagdpanzers, ausgeschaltet, und die gesamte Entwicklung konnte sich nun auf einen einheitlichen Panzertyp konzentrieren, der sowohl bei Infanterie-Verbänden als auch in Panzerdivisionen benutzt werden konnte. Die ersten Panzerbataillone, die nach Korea entsandt wurden, waren mit einem umgerüsteten M 26 ausgerüstet. Von diesem Panzertyp waren etwa 2 000 Stück nach dem Krieg in den Depots eingemottet worden. Sie wurden mit einem neuen Motor und einem neuen Getriebe versehen, und so wurde aus dem M 26 der M 46 „Patton-Panzer". Etwas später, noch bevor die neuen amerikanischen Panzerentwicklungen serienreif waren, erhielt der M 46 einen neuen Turm mit eingebautem Entfernungsmesser, und so wurde daraus der M 47, der erstmals 1951 gebaut wurde. Ein Jahr später kam die erste Neuentwicklung der Nachkriegszeit. Aus der „Pershing-Patton-Familie" entstand der M 48, ein 44 t-Panzer mit den gleichen Charakteristiken wie beim Panzer M 47, jedoch bestand die Panzerwanne aus einem Stück und außerdem war die Turmform besser, mit stark geneigten Flächen, die einen besseren Schutz gegen feindliche Panzerabwehrwaffen bieten. Seit der Einführung des M 48 ist dieser Typ weiter verbessert worden. Die nächste Verbesserung war der M 48 A 2, dessen Motor mit einer Einspritzpumpe versehen ist und eine Reichweite von 250 km hat. Die letzte Verbesserung dieses Typs ist der M 60, mit dem zur Zeit alle Panzerverbände der US-Armee ausgerüstet sind. In einem noch besser geformten Turm ist die englische 10,5 cm Panzerkanone eingebaut, die gleiche Kanone, die in dem englischen „Centurion-Panzer" und im deutschen Panzer „Leopard" eingebaut ist. Die erhöhte Feuerkraft und die bedeutende Steigerung der Reichweite durch einen Dieselmotor sowie Erhöhung des Panzer- und ABC-Schutzes bringen diesen Panzertyp den heutigen militärischen Forderungen, neben dem deutschen Standardpanzer, am nächsten.

Der Trend in der amerikanischen Panzerentwicklung seit dem 2. Weltkrieg ist also klar zu erkennen, ein mittelschwerer Kampf-Panzer mit großer Feuerkraft und hoher Geschwindigkeit. Der Entwicklung eines schweren Panzers nach englischem und russischem Vorbild wurde nach dem 2. Weltkrieg nur noch wenig Beachtung geschenkt. Die bereits während des 2. Weltkrieges begonnene Entwicklung eines schweren Panzers wurde zwar fortgesetzt und in den 50er Jahren der M 103, ein 53,5 t-Panzer mit einer 120 mm Kanone eingeführt. Es ist anzunehmen, daß dieser schwere Panzertyp nur deshalb eingeführt wurde, weil bei den russischen Panzertypen immer noch der T 43 „Stalin" mit einer 122 mm Kanone existierte. Aber lediglich ein Panzerbataillon beim Marine-Korps ist mit diesem schweren Panzer ausgerüstet. Zu erwähnen ist noch die Nachkriegsentwicklung eines leichten Panzers, an den die militärische Forderung gestellt wurde, daß er lufttransportfähig ist und somit bei Luftlandeoperationen gleichzeitig mit Fallschirmspringern eingesetzt werden kann. Es entstand der M 41, der aber zu schwer war, um als Luftlandepanzer eingesetzt zu werden.

Dieser Panzertyp ist zur Zeit nur noch in Amerika und in der Bundeswehr bei den Aufklärungseinheiten vorhanden. Als Kampfpanzer ist er zu leicht gepanzert, und auch die Kanone von 76 mm entspricht nicht mehr den heutigen militärischen Forderungen.

Nach dem gescheiterten Versuch von Deutschland, Frankreich und Italien, gemeinsam einen Standardpanzer zu entwickeln, werden nun vorübergehend in der Bundeswehr der deutsche Standardpanzer „Leopard" und in der französischen Armee der französische Standardpanzer AMX 30 eingeführt. Da in Deutschland und Amerika vollkommene Einigkeit über die Einsatzgrundsätze und somit die militärischen Forderungen an einen Zukunftspanzer bestehen, wurde im Jahre 1963 ein Vertrag zwischen Deutschland und Amerika abgeschlossen, der die Planung eines gemeinsamen Panzers bis zum Jahre 1970 beinhaltet. Die Planungsarbeiten sind zwischenzeitlich aufgenommen worden, und es ist zu hoffen, daß ab 1970 alle NATO-Armeen mit dem modernsten Panzer der Welt ausgerüstet werden können.

Bevor abschließend etwas über die Gliederung der amerikanischen Panzertruppe gesagt wird, muß das Jahr 1955 erwähnt werden. Man war sich bereits, wie schon erwähnt, darüber klar, daß angesichts der russischen Panzertruppe auch die amerikanische Panzertruppe wieder verstärkt werden mußte. Aber die letzten Zweifel an der Verwendungsmöglichkeit von gepanzerten Verbänden in einem zukünftigen Krieg wurden anläßlich der Atomversuche in der Wüste Nevada im Jahre 1955 beseitigt. Bei diesen Atomversuchen wurde festgestellt, daß voll gepanzerte Verbände ziemlich nahe am Null-Punkt eine Atom-Explosion überstehen können. Darüber hinaus können voll gepanzerte Verbände kurz nach einer A-Detonation bereits das Zentrum der Detonation durchfahren. Damit wurde bei diesen Atomversuchen in der Wüste Nevada gezeigt, daß ein möglicher Atomkrieg nur mit gepanzerten Verbänden erfolgreich geführt werden kann.

Alle Erfahrungen zusammengefaßt ergaben, daß den Panzertruppen in einem zukünftigen Krieg folgende Hauptaufgaben zufallen:

1. Die Unterstützung der Infanterie im Angriff und in der Verteidigung.
2. Die Führung entscheidender Angriffe in der Erweiterung erreichter Erfolge.
3. Der Kampf mit den Panzern des Gegners.
4. Sicherung der Aufklärung.
5. Führung des Gefechts unter atomaren Bedingungen.

Um diese Aufgaben erfolgreich erfüllen zu können, müssen 3 hauptsächliche Arten von Panzerverbänden und Truppenteilen vorhanden sein:

1. Die Panzerdivision.
2. Das Panzerbataillon innerhalb der Infanteriedivision.
3. Das gepanzerte Kavallerieregiment.

Die Gliederung der amerikanischen Verbände trägt diesen Erfordernissen voll Rechnung. So sind in der amerikanischen Armee alle vorhandenen Kavallerieregimenter voll gepanzert. In ihm sind nicht nur Panzer, sondern auch Infanterie und Artillerie zusammengefaßt, so daß die gepanzerten Kavallerieregimenter neben ihrer eigentlichen Aufgabe von Sicherung und Aufklärung auch kurzfristig selbständige Kampfaufträge übernehmen können.

In der Infanteriedivision sind 4 divisionseigene Panzerbataillone eingegliedert, die je nach Lage und Auftrag, mit anderen Verbänden gemischt, einem Brigadestab zur Führung des Gefechts unterstellt werden.

Die reorganisierte gegenwärtige Panzerdivision „ROCAD" entspricht den Anforderungen des Krieges unter atomaren Bedingungen. Die Grundstruktur der alten Panzerdivision wurde beibehalten. Sie umfaßt 3 Kampfgruppen, 4 Panzerbataillone, 4 Panzergrenadierbataillone (SPz) und 1 gepanzertes Aufklärungsbataillon. Als Unterstützungswaffen sind auf Divisionsebene gepanzerte Artillerie und gepanzerte Kampfpioniere. Zur Führung und Aufrechterhaltung der notwendigen Verbindungsmöglichkeiten verfügt die Division über ein Heeresfliegerbataillon und ein Fernmeldebataillon. Die Divisionsartillerie kann sowohl konventionelle, als auch atomare Granaten bzw. Raketen verschießen.

Damit ist die Panzertruppe der amerikanischen Armee in der Lage, allen Erfordernissen eines modernen Krieges gerecht zu werden.

Kapitel V: Die Panzerentwicklung in den übrigen Staaten

Naturgemäß konnten die kleineren Militärstaaten nicht bahnbrechend auf dem Gebiet des Panzerbaues und der Panzertaktik wirksam sein, weil einerseits ihr Rüstungspotential eine eigengeartete Entwicklung nicht zuläßt und andererseits auch die zwangsläufige zahlenmäßige Beschränkung der Panzerverbände eine eigene taktische Konzeption nicht möglich machte. Trotzdem erscheint es notwendig, auf regionale Besonderheiten und ihre Bedeutung für die Gesamtpanzerlage des militärischen Kräfteverhältnisses in der Welt hinzuweisen.

In der Zeit zwischen dem 1. und 2. Weltkrieg wurde in der **Tschechoslowakei** eine Reihe von Panzern origineller Konstruktion entwickelt, was vor allem in der Übernahme des hochentwickelten Rüstungszentrums der Skoda-Werke der alten Donaumonarchie durch diesen Nachfolgestaat begründet war. Der beste leichte Panzer der Tschechoslowakei war der Typ TNHTS, in Deutschland bekannt unter dem Namen Skoda-Panzer. Nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch Deutschland wurde dieser Panzer für die deutsche Wehrmacht weiter produziert, bei der er die Bezeichnung 38 T erhielt. Dieser Panzer war im Westfeldzug und zu Anfang des Rußlandfeldzuges im Rahmen der deutschen Panzertruppe eingesetzt. In den späteren Jahren wurde dieser Panzer umkonstruiert als Jagdpanzer und war bis Kriegsende unter dem Namen „Hetzer" in zahlreichen Jagdpanzerverbänden vorhanden. Die Schweizer Armee benutzte diesen Jagdpanzertyp bis in die späten 50er Jahre.

Nach dem Kriege wurde die tschechische Panzerwaffe wieder aufgebaut, aber ausschließlich mit russischen Panzermodellen ausgerüstet. Ein Teil dieser russischen Panzer wird heute noch in der Tschechoslowakei in Lizenz hergestellt.

In **Schweden** wurde im Jahre 1921 der erste schwedische Panzer in die Armee eingeführt. Dieser Panzer war ein etwas verbessertes Modell eines deutschen leichten Panzers aus dem ersten Weltkrieg. Eine eigene schwedische Entwicklung wurde erstmals 1934 produziert. Bereits nach Ausbruch des 2. Weltkrieges wurde der tschechoslowakische 38 T in Schweden weitergebaut und darüber hinaus ein mittlerer Panzer von 22 t, eine eigene schwedische Produktion, produziert.

Unter den neuesten schwedischen Entwicklungen ist besonders beachtenswert der Kampfpanzer „S", ausgestattet mit einer 105 mm Bordkanone und 4 MGs. Dieser 37 t schwere Panzer ist eine bahnbrechende Neuentwicklung, die zahlreiche technische Verbesserungen in sich vereinigt. Im Gegensatz zu den übrigen Kampfpanzern der Welt besitzt dieser Panzer keinen Turm, sondern eine Kasematte. Durch den Wegfall des Drehturmes ist er besonders niedrig.

In **Japan** wurden vorwiegend kleine und leichte Panzer produziert, die ihren Daten nach auf dem Niveau der europäischen Modelle der 30er Jahre standen. Eine technische Besonderheit war die etwa Mitte der 30er Jahre einsetzende Verwendung luftgekühlter Dieselmotoren für die leichten Panzer. Nach der Wiederbewaffnung Japans wurde im Jahre 1955 die Neukonstruktion von Panzern wieder aufgenommen. Es entstand der Kampfpanzer STA, ein 35 t Panzer mit einer 90 mm Bordkanone, einem koaxialen MG und einem 12,7 mm Fla-MG. Der Kampfpanzer STA ist ein nach US-Vorbildern entstandenes Fahrzeug mit konventioneller Formgebung. Seine Leistung entspricht etwa dem sowjetischen T 54, er ist jedoch ungünstiger geformt.

Wie in **Japan** so wurden auch in Italien, wenn man von einigen Spezialkonstruktionen für den Wüstenkrieg absieht, weder interessante Prototypen noch beachtenswerte Konstruktionen von Panzern geschaffen. Jetzt haben sie nur amerikanische Panzer.

Nachdem die **Schweiz** nach dem 2. Weltkrieg ihre strategische Konzeption geändert hat und in Zukunft ihre Verteidigung von der Alpenfestung an die Landesgrenzen vorverlegen will, mußte sich die Schweiz notgedrungen mit der Aufstellung von Panzerverbänden befassen. Als erste Ausstattung wurden im Jahre 1952 französische Panzer vom Typ AMX 13 in der Schweizer Armee eingeführt. Außerdem verfügt die Schweiz über eine größere Zahl von Centurion-Panzern, die besonders preisgünstig aus Beständen der Südafrikanischen Union erworben wurden. Bereits ab dem Jahre 1953 beschäftigte man sich mit der Konstruktion eines eigenen Schweizer Panzers, dessen Prototyp im Jahre 1958 fertiggestellt wurde. Mit der Auslieferung an die Schweizer Panzerverbände wurde Anfang 1964 begonnen. Sein hohes und schmales Gesamtbild ist auf die Erfordernisse der Schweizer Gebirgsstraßen zugeschnitten. Dieser Kampfpanzer Pz 61 ist mit einer 105 mm Bordkanone und einer koaxialen 20 mm Bordkanone ausgestattet. Zum Fliegerschutz ist ein 7,5 mm MG am Turm montiert. Er ist zur Ausstattung von den 3 Panzerbataillonen der 3 Schweizer Infanteriedivisionen vorgesehen.

Quellenverzeichnis

Senger-Etterlin: Taschenbuch der Panzer 1960
Senger-Etterlin: Das kleine Panzerbuch 1964
Senger-Etterlin: Die roten Panzer, München 1963
Stevenson Pugh: Fighting Vehicles and Weapons of the modern British Army, London 1962
W. D. Mostowenko: Panzer — gestern und heute, Berlin (Ost), 1961
B. H. Liddel Hart: The Tanks, New York, 1959
Richard M. Ogorkiewicz: Armour, London, 1960
Zeitschrift „Panzer" (bzw. „Kampftruppen"), Jahrgang 1959—1964

Oberstleutnant Berthold Schirmer

Der Schußwaffengebrauch bei Straftaten gegen die Bundeswehr

Am 12. November 1965 trat das Gesetz über die Anwendung unmittelbaren Zwanges und die Ausübung besonderer Befugnisse durch Soldaten der Bundeswehr und zivile Wachpersonen (UZwGBw) vom 12. August 1965 in Kraft (VMBl 1965. S. 377—380).

Wegen der weitreichenden Folgen, die sich aus einer Nichtbeachtung der Bestimmungen dieses Gesetzes und der Ausführungsvorschrift des Bundesministers der Verteidigung vom 12. August 1965 (VMBl 1965, S. 381—385) ergeben können, ist es erforderlich, daß alle Disziplinarvorgesetzten sich mit diesen Bestimmungen gründlich befassen und eingehende Belehrungen und Unterweisungen aller Soldaten, denen Wach- oder Sicherheitsaufgaben übertragen werden, durchführen.

Im Rahmen dieser Abhandlung soll nur der Schußwaffengebrauch gegen Personen behandelt werden, wobei ich ausdrücklich darauf hinweise, daß auch die Bestimmungen über die Personenüberwachung, vorläufige Festnahme, Durchsuchung, Beschlagnahme und Fesselung nicht weniger wichtig sind.

Für den Schußwaffengebrauch bestimmt das UZwGBw vom 12. August 1965:

§ 15
Schußwaffengebrauch gegen Personen

(1) Schußwaffen dürfen gegen einzelne Personen nur gebraucht werden, wenn dies den Umständen nach erforderlich ist und geschieht,

1. *um die unmittelbar bevorstehende Ausführung oder die Fortsetzung einer Straftat gegen die Bundeswehr zu verhindern, die sich darstellt als*
   a) *Verbrechen,*
   b) *Vergehen, das unter Anwendung oder Mitführung von Schußwaffen oder Explosivmitteln begangen werden soll oder ausgeführt wird,*
   c) *tätlicher Angriff gegen Leib oder Leben von Angehörigen der Bundeswehr, zivilen Wachpersonen oder Angehörigen der verbündeten Streitkräfte während der rechtmäßigen Ausübung ihres Dienstes oder ihres Aufenthalts in militärischen Bereichen oder Sicherheitsbereichen (§ 2),*
   d) *vorsätzliche unbefugte Zerstörung, Beschädigung, Veränderung, Unbrauchbarmachung oder Beseitigung eines Wehrmittels oder einer Anlage, einer Einrichtung oder eines Schiffes der Bundeswehr oder der verbündeten Streitkräfte, wenn dadurch die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland oder eines Entsendestaates einer verbündeten Streitkraft oder die Schlagkraft der deutschen oder der verbündeten Truppe oder Menschenleben gefährdet werden;*
2. *um eine Person anzuhalten, die sich der Personenüberprüfung nach diesem Gesetz trotz wiederholter Weisung, zu halten oder diese Überprüfung zu dulden, durch Flucht zu entziehen sucht;*
3. *um eine Person anzuhalten, die sich der vorläufigen Festnahme durch Flucht zu entziehen sucht, wenn sie bei einer Straftat im Sinne der Nummer 1 auf frischer Tat getroffen oder verfolgt wird;*
4. *um eine Person an der Flucht zu hindern oder sofort wiederzuergreifen, die sich zur Personenüberprüfung nach § 5 oder wegen dringenden Verdachtes einer Straftat im Sinne der Nummer 1 im Gewahrsam der Bundeswehr befindet oder befand.*

(2) Schußwaffen dürfen gegen eine Menschenmenge nur gebraucht werden, wenn von ihr oder aus ihr heraus Straftaten gegen die Bundeswehr unter Gewaltanwendung begangen werden oder solche Straftaten unmittelbar bevorstehen und Zwangsmaßnahmen gegen einzelne nicht zum Ziele führen oder offensichtlich keinen Erfolg versprechen.

§ 16
Besondere Vorschriften für den Schußwaffengebrauch

(1) Schußwaffen dürfen nur gebraucht werden, wenn andere Maßnahmen des unmittelbaren Zwanges erfolglos angewandt sind oder offensichtlich keinen Erfolg versprechen. Gegen Personen ist ihr Gebrauch nur zulässig, wenn der Zweck nicht durch Waffenwirkung gegen Sachen erreicht wird oder offensichtlich keinen Erfolg verspricht.

(2) Zweck des Schußwaffengebrauchs darf nur sein, angriffs- oder fluchtunfähig zu machen. Es ist verboten, zu schießen, wenn durch den Schußwaffengebrauch für den Handelnden erkennbar Unbeteiligte mit hoher Wahrscheinlichkeit gefährdet werden, außer wenn es sich beim Einschreiten gegen eine Menschenmenge (§ 15 Abs. 2) nicht vermeiden läßt.

(3) Gegen Personen, die sich dem äußeren Eindruck nach im Kindesalter befinden, dürfen Schußwaffen nicht gebraucht werden.

§ 17
Androhung des Schußwaffengebrauchs

(1) Der Gebrauch von Schußwaffen ist anzudrohen. Als Androhung gilt auch die Abgabe eines Warnschusses. Einer Menschenmenge gegenüber ist die Androhung zu wiederholen.

(2) Schußwaffen dürfen ohne Androhung nur in den Fällen des § 15 Abs. 1 Nr. 1 Buchstaben a bis c und nur dann gebraucht werden, wenn der sofortige Gebrauch ohne Androhung das einzige Mittel ist, um Gefahr für Leib oder Leben eines Menschen oder die Gefahr eines besonders schweren Nachteils für Anlagen, Einrichtungen, Schiffe oder Wehrmittel der Bundeswehr oder der verbündeten Streitkräfte von bedeutendem Wert oder für die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland abzuwenden.

§ 18
Explosivmittel

Die Vorschriften der §§ 15 bis 17 gelten entsprechend für den Gebrauch von Explosivmitteln.

Im einzelnen ist zu den genannten Bestimmungen folgendes zu bemerken:

1. Vorschriften, welche Gebote und Verbote enthalten, sind nach einem Urteil des Oberlandesgerichts Schleswig vom 27. 8. 1958 - Az.: Ss 216/58 - und einem Urteil des Bundesgerichtshofes vom 31. 7. 1962 - Az.: 1 StR 221/62 - Dauerbefehle. Hiernach muß davon ausgegangen werden, daß die Bestimmungen der Ausführungsvorschrift des Bundesministers der Verteidigung, soweit diese Gebote und Verbote enthält, Befehle i. S. des § 2 Nr. 2 WStG sind. Befolgt ein Soldat vorsätzlich diese Bestimmungen nicht, kann er sich u. U. des Ungehorsams nach § 19 WStG schuldig machen, wenn eine schwerwiegende Folge, d. h. eine Gefahr für die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland, die Schlagkraft der Truppe, Leib oder Leben eines Menschen oder Sachen von bedeutendem Wert, die dem Täter nicht gehören, vom Strafrichter festgestellt wird. Dies könnte z. B. dann der Fall sein, wenn ein Wachposten auf eine Person, obwohl er erkennt, daß diese jünger als 14 Jahre ist, schießt.

2. In diesem Zusammenhang sollte immer beachtet werden, daß nach § 46 WStG derjenige, welcher von der Waffe einen rechtswidrigen Gebrauch macht, mit Gefängnis oder Einschließung bis zu einem Jahr oder mit Strafarrest bestraft wird, soweit nicht in anderen Vorschriften eine schwerere Strafe angedroht ist. Es muß beachtet werden, daß rechtswidrig jeder Eingriff in einen fremden Rechtskreis ist, zu dem die Befugnis fehlt oder der die Grenzen der Befugnis überschreitet. Rechtswidriger Waffengebrauch neben fahrlässiger Körperverletzung im Dienst nach §§ 46, 47 WStG könnte z. B. dann vorliegen, wenn ein Soldat im Standortstreifendienst sich in einer Gaststätte mit seiner Pistole brüstet, diese aus der Pistolentasche herausnimmt, an ihr herumhantiert, so daß sich ein Schuß löst und die Gäste in dem Lokal gefährdet werden. Hierbei könnte es geschehen, daß auch der Streifenführer dieses Soldaten u. U. wegen mangelnder Dienstaufsicht gemäß § 41 WStG strafrechtlich zur Verantwortung gezogen wird.

3. Entscheidend für den Schußwaffengebrauch ist neben den oben genannten Voraussetzungen, daß der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit nach § 12 UZwGBw beachtet wird, der bestimmt:

(1) Bei der Anwendung unmittelbaren Zwanges — hierzu gehört

auch der Schußwaffengebrauch — ist von mehreren möglichen und geeigneten Maßnahmen diejenige zu treffen, die den einzelnen und die Allgemeinheit am wenigsten beeinträchtigt.

(2) Eine Maßnahme unmittelbaren Zwanges darf nicht durchgeführt werden, wenn der durch sie zu erwartende Schaden erkennbar außer Verhältnis zu dem beabsichtigten Erfolg steht. Die Maßnahme darf nur so lange und so weit durchgeführt werden, wie ihr Zweck es erfordert.

Hieraus folgt, daß wenn z. B. die körperliche Gewalt des Soldaten gegen einen Täter oder eine Fesselung des Täters genügt, niemals von der Schußwaffe Gebrauch gemacht werden darf, weil sonst der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit verletzt ist. Auch wenn man einen Täter z. B. einsperren kann oder ihm den Zündschlüssel für seinen Wagen wegnehmen oder den Wagen in anderer Weise fahruntauglich machen kann, ist es nach dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit verboten, von der Schußwaffe gegen den Täter Gebrauch zu machen. Es ist ganz besonders zu beobachten, daß der Schußwaffengebrauch die äußerste Maßnahme des unmittelbaren Zwanges ist und sich ein solcher nur rechtfertigen läßt, wenn kein anderes Mittel mehr zur Verfügung steht.

4. Immer sollte bei dem Schußwaffengebrauch daran gedacht werden, daß ein solcher nach § 16 (1) nur zulässig ist, wenn andere Maßnahmen des unmittelbaren Zwanges erfolglos angewandt sind oder offensichtlich keinen Erfolg versprechen und wenn der Zweck nicht durch Waffenwirkung gegen Sachen erreicht wird oder offensichtlich keinen Erfolg verspricht.

Bei einem Dieb, der in der Kaserne Waffen gestohlen hat und mit seinem Kraftfahrzeug flüchten will, genügt es, wenn man durch Schußwaffengebrauch das Fahrzeug fahruntauglich macht. Andere Maßnahmen des unmittelbaren Zwanges versprechen dann z. B. offensichtlich keinen Erfolg, wenn ein Wachposten von einem bewaffneten Täter angegriffen wird. In einem solchen Fall ist nur der Schußwaffengebrauch erfolgversprechend.

5. Es muß besonders darauf hingewiesen werden, daß nach der Ausführungsvorschrift des Bundesministers der Verteidigung der Schußwaffengebrauch die äußerste Maßnahme des unmittelbaren Zwanges ist, wobei vor dem Gebrauch der Schußwaffe Notwendigkeit und Verhältnismäßigkeit sorgfältig zu prüfen sind.

Aus dem Begriff der Notwendigkeit folgt, daß der Schußwaffengebrauch das letzte Mittel — die äußerste Maßnahme — sein muß, um z. B. ein Verbrechen (Gewaltsamer Einbruch in eine Waffenkammer) zu verhindern. Der Begriff der Verhältnismäßigkeit deutet darauf hin, daß nicht „mit Kanonen auf Spatzen geschossen werden darf". Die Stärke des Angriffs entscheidet über den Umfang der Abwehr. Z. B. wird ein Schußwaffengebrauch nicht rechtens sein, wenn ein Wachposten einen feigen Dieb in der Kantine stellt und diesen zur Feststellung seiner Person und Verhinderung der Flucht in einem Raum einsperren kann.

6. Aus der Formulierung des § 15 (1) UZwGBw — wenn dies den Umständen nach erforderlich ist — ergibt sich, daß vor einem Schußwaffengebrauch genau geprüft werden muß, ob es nicht noch andere Möglichkeiten wie z. B. Fesselung oder Alarmierung der Wache gibt, die zum Erfolg führen.

Der Begriff „erforderlich" stammt aus dem Notwehrrecht, in dem § 53 Abs. II StGB bestimmt:

„Notwehr ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwenden."

Hieraus folgt, daß auch die Grundgedanken des Notwehrrechts bei dem Schußwaffengebrauch nach Maßgabe des neuen Gesetzes beachtet werden müssen.

Die im Kommentar zum Strafgesetzbuch von Dreher-Schwarz in § 53 Anm. 2 C zitierte Rechtsprechung des Bundesgerichtshofes im Falle der Notwehr, wonach dem Angegriffenen zwar die Flucht nicht zuzumuten sei, wohl aber ein seine Ehre nicht verletzendes Ausweichen, so auch durch Zuziehen eines hilfsbereiten und hilfsfähigen Dritten, eines in der Nähe stehenden Polizisten oder kraft sonstiger eingreifender Obrigkeitshilfe, bedarf nach meiner Auffassung bei Straftaten gegen die Bundeswehr nach Maßgabe des neuen Gesetzes einer grundlegenden Überprüfung, wenn man z. B. daran denkt, daß ein Wachposten die Dienstpflicht haben kann, von der Schußwaffe auf Grund der oben zitierten Bestimmungen Gebrauch zu machen, wenn er sich nicht dem Vorwurf des Ungehorsams, der Feigheit und einer disziplinaren Ahndung aussetzen will.

7. Aus den Nr. 3, 5 und 6 ergibt sich, daß das UZwGBw hinsichtlich des Schußwaffengebrauchs ein „modifiziertes" Notwehrrecht enthält, in welches das seit jeher in unserer Rechtslehre und Rechtsprechung geltende Prinzip der Güter- und Pflichtenabwägung aus dem Notstandsrecht des § 54 StGB — die Verhältnismäßigkeit von Mittel und Zweck — aufgenommen worden ist.

8. Bei dem Schußwaffengebrauch ist noch besonders die Bestimmung des § 11 UZwGBw zu beachten, der beinhaltet, daß die Anwendung einer Maßnahme des unmittelbaren Zwanges — hierunter fällt auch der Schußwaffengebrauch — anzudrohen ist, außer wenn es die Lage nicht zuläßt. Die Androhung des Schußwaffengebrauchs ist dann noch im einzelnen in § 17 UZwGBw geregelt, der in Abs. 1 bestimmt, daß der Gebrauch von Schußwaffen grundsätzlich anzudrohen ist, wobei als Androhung auch die Abgabe eines Warnschusses gilt und einer Menschenmenge gegenüber die Androhung zu wiederholen ist.

9. Ganz besondere Bedeutung und Beachtung verdient § 17 Abs. 2 UZwGBw, der in den Fällen des § 15 Abs. 1 Nr. 1 Buchstaben a bis c den Schußwaffengebrauch ohne Androhung regelt. Wird z. B. ein Wachposten von zwei bewaffneten Zivilisten, die einen Einbruch in eine Waffenkammer begangen haben, angegriffen, so ist der Schußwaffengebrauch ohne Androhung gemäß §§ 15 Abs. 1 Nr. 1 a-c, 17 Abs. 2 UZwGBw zulässig. Ein Wachposten wird auch dann ohne Androhung von der Schußwaffe Gebrauch machen müssen, wenn 2 bis 3 bewaffnete Saboteure versuchen, ein Munitionslager oder eine Fernmeldeanlage in die Luft zu sprengen. Bei dem Schußwaffengebrauch ohne Androhung in den Fällen des § 15 Abs. 1 Nr. 1 Buchstaben a bis c UZwGBw muß nach § 17 Abs. 2 UZwGBw nur beachtet werden, daß dies das einzige Mittel sein muß, um eine Gefahr für Leib oder Leben eines Menschen oder die Gefahr eines besonders schweren Nachteils für Anlagen, Einrichtungen, Schiffe oder Wehrmittel der Bundeswehr oder der verbündeten Streitkräfte von bedeutendem Wert oder für die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland abzuwenden.

10. Nicht unbeachtet darf im Zusammenhang mit dem Schußwaffengebrauch die Bestimmung des § 13 UZwGBw bleiben, die beinhaltet:

„Wird unmittelbarer Zwang angewandt, ist Verletzten, soweit es nötig ist und die Lage es zuläßt, beizustehen und ärztliche Hilfe zu verschaffen."

Wird diese Bestimmung nicht beachtet, kann sich der Soldat u. U. wegen unterlassener Hilfeleistung nach § 330 c StGB strafbar machen.

11. Es sollte ferner immer daran gedacht werden, daß nach X. der Ausführungsvorschrift des Bundesministers der Verteidigung unverzüglich die nächste erreichbare Polizeidienststelle und die zuständige Feldjägereinheit zu unterrichten ist, wenn jemand durch Anwendung unmittelbaren Zwanges getötet oder erheblich verletzt worden ist. Ist ein Soldat getötet oder verletzt worden, so ist ferner dessen Disziplinarvorgesetzter zu unterrichten. Außerdem sind diese Vorfälle als besondere Vorkommnisse nach ZDv 10/13 zu behandeln.

12. Ferner bedarf nach meiner Auffassung nunmehr die ZDv 10/6 — Wach- und Ordnungsdienst — in den Nummern 132 bis 155 betr. vorläufige Festnahme und Waffengebrauch einer grundlegenden Änderung und Ergänzung, nach Maßgabe des neuen Gesetzes. Insbesondere erscheint die Nummer 150, wonach der Gebrauch der Waffe nur bei Notwehr zulässig ist, überholt, weil sich der Schußwaffengebrauch gegen Personen nach § 15 UZwGBw richtet.

Durch das neue Gesetz sind die Voraussetzungen für eine wirksame Abwehr von Straftaten gegen die Bundeswehr geschaffen worden, weil sich bisher z. B. der Schußwaffengebrauch nur nach § 53 StGB (Notwehr) richtete. Zugleich ist aber der Bundeswehr eine große Verantwortung übertragen worden, so daß es Pflicht aller Soldaten ist, die Bestimmungen des Gesetzes und der Ausführungsvorschrift des Bundesministers der Verteidigung peinlichst zu beachten. Welche große Bedeutung das neue Gesetz hat, ergibt sich aus § 19 UZwGBw, wonach die in Artikel 2 Absatz 2 Satz 1 und 2 des Grundgesetzes geschützten Grundrechte auf Leben, körperliche Unversehrtheit und Freiheit der Person nach Maßgabe dieses Gesetzes eingeschränkt worden sind.

Hauptmann d. Res. Horst Voigt

Gedanken zu einer »umfassenden« Landesverteidigung

Der neue deutsche Bundestag sieht sich vor wichtige verteidigungspolitische Entscheidungen gestellt, nachdem der alte im Sommer 1965 noch eine Reihe von Gesetzen verabschiedet hat, die es der Bundesregierung gestatten, nach jahrelanger Vorarbeit die Zivilverteidigung auf eine breitere Basis zu stellen. Die wichtigste Entscheidung wird das Parlament hierbei über erforderliche Veränderungen in unserer Wehrverfassung zu treffen haben, die auch Grundgesetzänderungen zur Behebung von Notständen in nationaler Zuständigkeit beinhalten müssen.

Die vorliegende Betrachtung legt einige bisher zum Teil noch nicht erörterte Gesichtspunkte dar und ist ein persönlicher Beitrag des Verfassers zu einem Thema, dessen Bedeutung immer größer wird.

Es ist bereits verschiedentlich Klarheit über eine moderne Konzeption der „umfassenden" Landesverteidigung (auch als „Gesamtverteidigung" bezeichnet) gefordert worden. Es ist daher müßig, einseitige Überlegungen über die **militärische** Verteidigung anzustellen oder über notwendige Militärreformen zu diskutieren, ohne zugleich Forderungen einer gleichrangigen **Zivil**verteidigung zu berücksichtigen. Einzuschließen wären schließlich auch Überlegungen über die zweckmäßigste **politisch-psychologische Verteidigung** und eine **wirtschaftliche Verteidigungsplanung** (keine Planwirtschaft!).

Zwangsläufig ergibt sich aus allen Überlegungen als Hauptforderung eine **allgemeine Dienstpflicht für männliche und weibliche Staatsbürger** zwischen dem 16. und dem 65. Lebensjahre, von der (außer Gebrechliche) nur werdende Mütter und Mütter mit Kindern bis zum 10. Lebensjahr auszunehmen wären. Damit würde auch dem **Gleichheitsgrundsatz** nach Artikel 3 GG entsprochen werden: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich. Männer und Frauen sind gleichberechtigt." Artikel 12 GG schränkt vorausschauend die Freizügigkeit aller Staatsbürger „im Rahmen einer herkömmlichen allgemeinen, für alle gleichen öffentlichen Dienstpflicht" ein. Hieraus darf gefolgert werden, daß der Parlamentarische Rat bereits die Möglichkeit der Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht in Erwägung gezogen hatte.

Zwar ist die Dienstpflicht für Frauen durch Artikel 12 GG besonders eingeschränkt worden, da es darin heißt: „Frauen dürfen nicht zu einer Dienstleistung im Verband der Streitkräfte durch G e s e t z (Sperrung durch den Verf.) verpflichtet werden. Zu einem Dienst mit der Waffe dürfen sie in keinem Falle verwendet werden." Das schließt nicht aus, daß auf der Grundlage der Freiwilligkeit ein **Freiwilliger Weiblicher Hilfsdienst für die Bundeswehr** aufgestellt werden darf, der bei den Streitkräften für das Sanitäts-, Versorgungs-, Fernmelde- und Verwaltungswesen u. a. bei Führungsstäben, Kommandobehörden usw. tätig ist. Wer bereits im Frieden in der Bundeswehrverwaltung o. ä. beruflich arbeitet, hat nach Auffassung des Verfassers bereits als „Freiwillige" zu gelten, die im Verteidigungsfall auch mit einem entsprechenden Einsatz rechnen muß. Darüber hinaus sollte die Frau (wie der Mann) g e s e t z l i c h zu Dienstleistungen in der **Zivilverteidigung** verpflichtet werden, wobei ihr Einsatz vornehmlich im Zivilschutz, d. h. für den **Selbst**schutz der Bevölkerung bzw. im Zivilschutzkorps gedacht ist.

Die Forderung einer **Dienstverpflichtung für Jugendliche beiderlei Geschlechts ab 16. Lebensjahre** soll eine Ausbildung besonders in Erster Hilfe und im Meldewesen erreichen. Eine dem jeweiligen Alter angemessene **Vorausbildung während der Schulpflicht** wäre zweckmäßig. Art und Dauer der Dienstpflicht für Mädchen und Frauen kann in diesem Rahmen nicht näher ausgeführt werden.

Männliche Dienstpflichtige sollten möglichst schon ab **18.** Lebensjahr zum Wehrdienst herangezogen werden und a l l e eine **sechsmonatige Grundausbildung in Ausbildungsverbänden der Bundeswehr („Rekrutenregimenter")** erhalten, die im wesentlichen i n f a n t e r i s t i s c h sein muß. Nach dieser einheitlichen Grundausbildung sollte den jungen Staatsbürgern, sofern sie das 21. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, da sie ihren staatsbürgerlichen Pflichten genügt haben, vorzeitig die **Volljährigkeit** zuerkannt und damit alle staatsbürgerlichen Rechte — einschließlich Wahlrecht — feierlich verliehen werden.

Diese einheitliche Grundausbildung müßte möglichst in Lagern unter feldmäßigen Bedingungen erfolgen. Je nach Bedarf und Eignung sollte sich dann eine 12-monatige **Dienstzeit** anschließen, die aus der Spezialausbildung bzw. Verbandsausbildung **in den mobilen Einsatzverbänden der Bundeswehr, des Bundesgrenzschutzes, der Gendarmerie (Polizei) und des Zivilschutzkorps** besteht.

Zur Erfüllung der Erfordernisse des totalen Widerstandes in einem Verteidigungsfall müßte bereits im ersten und zweiten Vierteljahr der Grundausbildung je ein dreiwöchiger **Lehrgang für Einzelkämpfer** auf geeigneten Übungsplätzen stattfinden. Besonders unter dem Gesichtspunkt des nuklearen Patts und der konventionellen Überlegenheit eines möglichen Gegners wird wahrscheinlich der **Kleinkrieg** eine Teilform des Krieges im Rahmen allgemeiner Kampfhandlungen sein. **Kommandounternehmen und Partisanenoperationen** in kleinen Kampfgemeinschaften sind daher gründlich zu planen und zu üben. Daß diese Ausbildung während des aktiven Dienstes fortzusetzen wäre, versteht sich von selbst. Auf die Bedeutung der **Winterkampfausbildung** für den Kleinkrieg wie für die allgemeine Kampfführung, auch unter Berücksichtigung eines Einsatzes „hocheffektiver" Waffen, wird besonders hingewiesen. Da sie von der Jahreszeit abhängig ist, haben Winterübungen sowie Wehrübungen für Reservisten im Winter obligatorisch zu sein.

Winterkampfausbildung und Kommandoausbildung für Einzelkämpfer „unter besonderen Bedingungen" in Verbindung mit dem Sport dienen der körperlichen Ertüchtigung, wecken in ihm die Eigenschaften des Jägers und Kämpfers und üben ihn in der vielfältigen Kunst des **Überlebens** auch im Widerstand gegen die Naturgewalten.

Etwa im vierten Monat der Grundausbildung sollte ein **Selbstschutzlehrgang** in ABC-Abwehr, Rettung, Erster Hilfe und Brandbekämpfung von mindestens dreiwöchiger Dauer stattfinden. Hierzu können zeitweilig **Instrukteure für den Selbstschutz der Bevölkerung** (Zivilschutzoffiziere und -unteroffiziere) als Ausbilder zur Bundeswehr abgeordnet werden. Auf diese Weise wäre bereits in der Bundeswehr eine **einheitliche** Selbstschutzausbildung aller Soldaten nach gemeinsamen Vorschriften und Richtlinien gewährleistet.

Mit der Einplanung eines Selbstschutzlehrganges und der Lehrgänge für Einzelkämpfer in die von 3 auf 6 Monate zu verlängernde allgemeine Grundausbildung in den hier vorgeschlagenen Rekrutenverbänden soll sowohl den vielseitigen Einsatzmöglichkeiten im Rahmen der militärischen Landes- und der Zivil-Verteidigung als auch dem **Bundeshaushalt** Rechnung getragen werden. Diese All-round-Ausbildung des Staatsbürgers gewährleistet eine ständige **Verteidigungsbereitschaft** und erhöht das **Risiko** für einen möglichen Aggressor.

Die Koordination von Bundeswehr und Zivilschutz durch gelegentlichen Personalaustausch usw. und ein alle **erfassendes Ersatzwesen** würde den Bundeshaushalt weniger belasten als das kostspielige Nebeneinander von Bundeswehr, Bundesgrenzschutz, Polizei sowie jetzigen Zivilen Bevölkerungs- und Katastrophenschutz in Bund und Ländern. Mit der vorgeschlagenen Regelung soll die Zuständigkeit der Innenminister im Rahmen der Zivilverteidigung nicht angetastet werden. Als notwendig erweisen sich aber schon jetzt **gemeinsame Stäbe für die „umfassende"** Landesverteidigung. In diesen Stäben sollten ständig **Reserveoffiziere** beratend mitwirken, die über militärische Truppenerfahrungen wie Zivilschutz**kenntnisse verfügen.**

Eine der ersten Aufgaben für diese Stäbe wäre die Abstimmung der Organisations-, Personal- und Ausbildungsplanung in allen

Bereichen der umfassenden Landesverteidigung. Als **Sofortmaßnahme** (!) sollte eine **Kommission** zur Verfügung des Bundesverteidigungsrates und für jeden Wehrbereich ein entsprechendes Gremium als **Landesverteidigungsrat,** gebildet werden, dem aus jedem beteiligten Bundesland der Ministerpräsident und der Innenminister sowie der Befehlshaber, ggf. der Kommandeur des zuständigen Grenzschutzkommandos sowie die verantwortlichen Leiter aller anderen Bereiche angehören. Jedem Landesverteidigungsrat nachgeordnet werden für jeden Unterbezirk ein **Stab für Verteidigung,** in der die militärischen Belange durch die zuständigen **Militärdienststellen** (z. Zt. Verteidigungsbezirkskommando) wahrgenommen werden. Diesen Einrichtungen entspricht auf der Ebene der Gemeinden ein **Verteidigungsrat,** dessen zivile Belange durch einen Hauptverwaltungsbeamten vertreten werden, der auch den Vorsitz führt oder seine Zuständigkeit auf eine hierzu berufene Persönlichkeit mit entsprechenden Befugnissen und Vollmachten überträgt, deren Berufung an die Vorbildung als Reserveoffizier gebunden sein sollte. Entsprechend der verschiedenen Verwaltungsgliederung und Gebietseinteilung der Länder werden für diese Funktion die entsprechenden Amtsbezeichnungen empfohlen, wie z. B. „Amtshauptmann" (für Amtsgemeinden), „Stadthauptmann" (für kreisangehörige Städte), „Oberstadthauptmann" (für kreisfreie Städte) usw. Die tiefgreifenden Gebiets- und Verwaltungsreformen in den Ländern, wie sie z. Zt. in Niedersachsen in Angriff genommen werden, werden wahrscheinlich weitgehende Änderungen mit sich bringen. Der noch ausstehenden Neugliederung des Bundesgebietes nach Artikel 29 GG kommt daher besondere Bedeutung zu, weshalb die territoriale Organisation der Bundeswehr noch nicht als vollendet betrachtet werden kann.

Je nach den Stärken der einzuberufenden Jahrgänge richtet sich die Anzahl möglichst gleich starker und waffengleicher Ausbildungseinheiten. Bei schwachen Jahrgängen könnte ggf. überzähliges Ausbildungspersonal zu Lehrgängen oder zur Ausbildung in der „Territorialarmee" zusätzlich kommandiert werden. Aktive Offiziere und Unteroffiziere der sonst waffengemischten Rekrutenregimenter sollen das Führerkorps der im Verteidigungsfall aus Reservisten zu bildenden, schnell alarmierbaren **Milizverbände der Territorialarmee** ergänzen.

Der **Zivilschutz** sollte auch auf **einzige Söhne und Freiwillige** zurückgreifen dürfen, soweit der Bedarf an Spezialisten für die Bundeswehr anderweitig zu befriedigen ist. Sonst sind für den Zivilschutz zweckmäßigerweise **Angehörige von speziellen Berufen** vorzuziehen, die im Verteidigungsfalle zur Aufrechterhaltung der Verwaltung sowie für die psychologische Verteidigung und die wirtschaftliche Verteidigungsplanung nicht zu entbehren sind. Aus diesem Grunde wären „Wehrmänner" folgender Berufsgruppen und Verwendungen aus dem aktiven Wehrdienst (nach 6 Monaten Grundausbildung) heraus zur weiteren Dienstleistung — 12 Monate — dem **Zivilschutzkorps** bevorzugt zuzuführen:

Verwaltung von Bund, Ländern und Gemeinden, öffentlich-rechtlichen Körperschaften, Bundespost, Bundesbahn u. dergl.

Lebens- und wehrwichtige Versorgungswirtschaft: z. B. Bergbau, Energieversorgung, Ernährung (Landwirtschaft und Fischerei), Gewerbe, Verkehr und Transport, Rüstungsindustrie.

Psychologische Verteidigung: Besondere Führungskräfte und Fachpersonal für staatsbürgerliche Bildung und psychologische Kampfführung sowie Öffentlichkeitsarbeit im zivilen Bereich, **Fachkräfte** zur Sicherung von Forschung, Wissenschaft, Kunst und Bildung (vorstehende Reihenfolge ist keine Rangfolge!).

Sofern der Wehrmann sich nicht für einen Lebensberuf oder auf Zeit zur Dienstleistung weiterverpflichtet, sollte nach seiner (18-monatigen) Gesamtdienstzeit die Versetzung in die **Reserve der Bundeswehr, der Bewaffneten Kräfte** (d. ist die kombattante Polizei) **oder der Zivilschutztruppe** erfolgen. Letztere Reservisten sollen entweder in örtlich zu bildenden milizartigen Zivilschutzverbänden bzw. -Großverbänden verwendet werden oder können dem Selbstschutz der Bevölkerung zugewiesen werden, wobei ihr Status dem Beurlaubtenstand der Bundeswehr usw. entspricht. Reservisten der Bundeswehr und der Bewaffneten Kräfte sollen möglichst mit Vollendung des 45. Lebensjahres je nach Ersatzlage dem Zivilschutz überstellt werden, ausgenommen Reserveoffiziere und -unteroffiziere. **Reservisten des Zivilschutzes** sollen bis zur Vollendung des 50. Lebensjahres im Bedarfsfall (!) auch für den Wehrdienst in der Territorialarmee verfügbar bleiben, sofern keine persönlichen Gründe entgegenstehen.

Die Dienstzeiten (einschließlich Anzahl und Dauer der Übungen), Versorgung, Besoldung, Beförderungsbestimmungen usw. sowie das Disziplinar- und Beschwerderecht, also die **Grundsätze der Inneren Führung,** müssen entsprechend der Gleichheit aller vor dem Gesetz (Artikel 3 GG) bei Bundeswehr, Bewaffneten Kräften und Zivilschutz **einheitlich** sein.

Die Rangabzeichen und z. T. auch weitgehend die Dienstgradbezeichnungen sollten ebenfalls angeglichen werden. Dies entspräche auch taktischen Erfordernissen; sie ist zugleich ein wichtiges psychologisches Moment, schädlichen Formationsegoismus zu vermeiden. **Alle** Teile der umfassenden Landesverteidigung müssen sich bewußt sein, daß sie in ihrer Gesamtheit gleichermaßen Volk und Staat dienen.

Der **Status** für Reservisten aller Dienste ist der **„Soldat im Beurlaubtenstand".** Dem **„Staatsbürger in Uniform"** entspricht der **„Soldat in Zivil".** Eine Militarisierung des öffentlichen Lebens widerspräche jedoch der demokratischen freiheitlichen Lebensform und muß daher rigoros unterbunden werden. Hierbei kommt auch der Stellung **des Wehrbeauftragten** erhöhte Bedeutung zu, dessen Zuständigkeit als ausführendes Organ des Parlaments nicht auf die Bundeswehr beschränkt bleiben darf und dem daher die Aufsicht auch über Bewaffnete Kräfte und Zivilschutz mit zu übertragen wäre.

Die derzeitige Uk-Stellung sollte aufgegeben werden! Stattdessen wären die in der Verwaltung, in der politisch-psychologischen Verteidigung sowie in der Wirtschaft benötigten Reservisten frühestens nach Ableistung der (18-monatigen) Gesamtdienstzeit für den Verteidigungsfall auf Widerruf zu „beurlauben".

Da ein **für den Arbeitseinsatz beurlaubter Reservist** außerdem selbstschutzpflichtig bleibt, gehört er damit bis auf Widerruf dem Zivilschutz der Bevölkerung an, d. h. er ist Nichtkombattant.

Niemand soll sich künftig aus seinen Staatsbürgerpflichten hinausmogeln können! Wer dies dennoch tut, sollte eines entsprechenden Teils seiner staatsbürgerlichen Rechte verlustig gehen, darunter das passive Wahlrecht, und eine größere Steuerlast tragen. Ebenso sollte er weder Beamter noch anderweitig im öffentlichen Dienst oder in der politischen Öffentlichkeitsarbeit in Presse, Rundfunk, Fernsehen oder Film tätig sein dürfen.

Ein **ziviler Ersatzdienst** im Sinne des Artikels 4 GG kann auch bei gleicher zeitlicher Beanspruchung, die im Sinne der Gleichheit vor dem Gesetz (Artikel 3 GG) gefordert werden muß, kein vollwertiger Ausgleich für die von allen Staatsbürgern zu erwartenden Dienstleistungen bzw. kein Ausgleich für zeitweilig eingeschränkte Grundrechte im Sinne von Artikel 17 a GG sein, weil die Einschränkungen der Grundrechte im Ersatzdienst weniger gravierend sind.

Der Staat sollte den Reservisten auch **steuerliche** Vergünstigungen gewähren, die über ihre Dienstpflichten hinaus freiwillig mehr tun, indem sie sich weiterbilden. Das jahrhundertealte jährliche **„Freischießen",** bei uns vielfach zu einem inhaltlosen Volksfest der Schützenvereinigungen geworden, sollte auf seinen Ursprung zurückgeführt werden, als der freie Bürger noch das Recht hatte, sich von einer Art Wehrsteuer „freizuschießen", indem er bestimmte Bedingungen erfüllte. Zu den der heut'gen Zeit entsprechenden Bedingungen müßte u. a. zusätzlich der Erwerb des Deutschen Sportabzeichens in der entsprechenden Altersstufe als Voraussetzung für ein noch zu stiftendes **Wehrleistungsabzeichen** für Reservisten gefordert werden.

Als Organisation für diese Reservisten auf der Grundlage der Freiwilligkeit bietet sich der Verband der Reservisten der Deutschen Bundeswehr e. V. an, aus dem ein staatlich anerkanntes und gefördertes **„Freiwilliges Bundeswehr-Reservistenkorps"** hervorgehen könnte. Die ständige Mitarbeit in dieser Organisation sollte für alle Dienstgrade mitentscheidend für die Förderung in ihrer Laufbahn im Rahmen der allgemeinen Dienstpflicht sein; sie ist zugleich ein geeignetes Mittel der **Führerauslese.**

Die derzeitige Phase der Konsolidierung der Bundeswehr und des sich abzeichnenden Aufbaues des Zivilschutzes sollte mit dazu benutzt werden, eine den neuesten Erkenntnissen entsprechende moderne **umfassende** Landesverteidigung zu schaffen.

Hauptmann K. Kremser

Vor- und Leitbilder der Jugend

Ich habe meinen im April eingezogenen Rekruten das aktuelle Thema gestellt „Welche Persönlichkeit nehme ich mir zum Vorbild und warum?"

Es gibt nicht wenige Erwachsene, die die Meinung vertreten, daß unsere Jugend haltlos sei und falsch erzogen, keine Vorbilder mehr habe und keine Ideale.

Die Ausführungen bewiesen, daß die Vorwürfe und leichtfertigen Verallgemeinerungen gegen die Jugend zu Unrecht bestehen. Die moderne Jugend unterscheidet sich gar nicht so sehr von der Jugend früherer Zeiten. Im Gegenteil: Die Jugend sucht nach wie vor nach guten und echten Vor- und Leitbildern. Dies gilt im besonderen Maße für unsere Wehrpflichtigen, die ja durchweg in einem Alter stehen, in dem Leitbilder und Idole ohnehin am intensivsten erlebt werden. Was erwarten die jungen Leute von ihren Vorbildern? In erster Linie Leistung, einen einwandfreien Charakter und Lebenswandel, ferner Gerechtigkeit, Hilfsbereitschaft und Bildung. Ein Vorbild muß auch Verständnis für die Sorgen und Nöte seiner Mitmenschen aufbringen.

Die Fragestellung mag ohne Zweifel etwas suggestiv anmuten. Dennoch ist die Tatsache imponierend, daß annähernd alle 140 Rekruten angaben, ein konkretes oder erdachtes Vorbild zu haben. 60 % hatten sich für eine bestimmte Persönlichkeit entschieden, ein Großteil konstruierte sich Idealbilder.

Als Vorbilder wurden Persönlichkeiten aus allen Bereichen des Lebens genannt: Aus der Familie, aus Sport und Beruf, Politik, Geschichte, aus der Kultur- und Geisteswelt. (1930/32 scheinen Vorbilder aus den Reihen der Wissenschaftler die Jugend noch nicht in dem Ausmaß in ihren Bann gezogen zu haben, wie dies heute der Fall ist.) Ist es nicht erstaunlich und erfreulich zugleich, daß rund 20 % aller Soldaten als Vorbild ein Mitglied ihrer Familie angaben? Ein Soldat schrieb: „Mein Vater ist mein Vorbild. Ich weiß, daß ich niemals versagen werde, wenn ich mein Leben so gestalte, wie er das seine. Wie und in welcher Art er alle Höhen und Tiefen seines Lebens gemeistert hat, ist für meine Begriffe einmalig." Dieses Bekenntnis gilt stellvertretend für zahlreiche dem Sinne nach ähnlich abgefaßten Motivierungen und stellen ein unübersehbares Zeichen dafür dar, daß ein Großteil unserer Jugend — entgegen aller bösartigen Kritik — eine ethisch fundierte Grundhaltung im Elternhaus vermittelt erhält.

Daß viele Vorbilder aus den Reihen des Sports kommen, dürfte wohl kaum überraschen. Über 14 % wählten sich ihr Vorbild aus der Welt des Sports. Besonders hoch eingeschätzt wird der faire und harte Kampf des Sportlers aus ideellen Gründen. Von den Politikern und Staatsmännern erwähnten zahlreiche Rekruten den ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten, John F. KENNEDY, als vorbildlich. Sein Kampf um Frieden und Freiheit in der Welt, seine Intelligenz, Dynamik, Elan und Mut sowie die charismatische Persönlichkeit wurden als Hauptgrund für diese Anerkennung angegeben.

Albert SCHWEITZER gehörte wegen seiner selbstlosen und aufopfernden Sorge um die Armen, Kranken und Schwachen in die Reihe der stärksten Vorbilder. Darüber hinaus wurde seine Vielseitigkeit als Künstler, Kulturphilosoph und Arzt bewundert.

Aus Anlaß seines 150jährigen Geburtstages in diesem Jahr wurde Otto von BISMARCK in der Erinnerung vieler wachgerufen. Bei BISMARCK schätzte man am meisten seine leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit, seine Unbestechlichkeit und Gottesfurcht.

Ein Rekrut führte CHRISTUS als absolutes Vorbild an. Die Heiligen der Kirche wurden nicht direkt genannt. Wahrscheinlich kommen sie bei der Jugend nicht so recht an, weil sie oft zu sehr als honigweiche, der Wirklichkeit abholde Frömmler skizziert werden.

Abschließend seien an dieser Stelle noch einige Sätze aus dem Beitrag „Vorbilder und Leitbilder" wiedergegeben, den das Bundesministerium für Familie und Jugend in seinem „Bericht über die Lage der Jugend und die Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendhilfe" mit Datum vom 14. Juni 1965 vorlegte: „Vorbilder und Leitbilder der Jugend sind relativ konstant geblieben. Das heißt nicht, daß sich im Verhalten der gegenwärtigen Jugend im Vergleich zu früher nichts geändert habe. Das besagt nur, daß es auch in der pluralistischen Kultur eine Gesetzlichkeit der Entwicklung gibt, die bis zu einem gewissen Grade generations-unabhängig ist; in ihr sucht und findet der junge Mensch seine Vor- und Leitbilder. Daß sich der junge Mensch suchend auf seine Zukunft richtet und daß er diese Zukunft mit Bildern seines möglichen künftigen Seins belebt, ist unverändert wahr."

Musen bei den Soldaten

Können Soldaten neben der Ausübung ihres nüchternen, oft rauhen Berufes, auch noch den schönen Künsten ihre Zuneigung schenken? Generalleutnant von Rabenau schrieb im Jahre 1940 in seinem Buch über den Sinn des Soldatentums die bemerkenswerten Worte: „Alle echten und großen Soldaten waren in innerster Seele Künstler. Nicht bei allen, aber bei den meisten traten die künstlerischen Neigungen zutage."

Lassen wir die Geschichte selbst mit einigen Beispielen zu uns sprechen:

Von Gneisenau, dem Verteidiger Kolbergs, wissen wir, wie sehr er die Musik verehrte und aus Liebe zu ihr in Jauer ein musikalisches Kränzchen gründete. Über Rühle, den großen Soldaten und Zeitgenossen Gneisenaus, ist bekannt, daß er in einem Quartett das Fagott blies. Moltkes Hingabe an die Musik und seine ausgedehnten Kenntnisse auf musikliterarischem Gebiet sind kein Geheimnis. Seeckt schwärmte für die Musik Mozarts. Beck spielte Violine. Der Choral aus Bachs Kunst der Fuge, sein Lieblingsstück, vermochte ihn aufs tiefste zu erschüttern.

In einer älteren Ausgabe der „Information für die Truppe" finden wir, von einem Soldaten geschrieben, die Zeilen: „. . . Wenn wir Vorträge ansetzten, waren wir darauf bedacht, den richtigen Zeitpunkt dafür zu wählen, und mit gleicher Sorgfalt pflegten wir das Verlangen nach guter, klassischer Musik." In der Gefangenschaft haben deutsche Soldaten, zum Teil mit selbstgefertigten Instrumenten, große Sinfonien und andere bedeutende Werke für ihre Kameraden aufgeführt *(z. B. das PzTrRgt in Wünsdorf unter der Devise „Auch dafür kämpfen wir". Die Red.).*

Von Generalleutnant de Maizière hörten wir im Fernsehen, daß er ursprünglich Musik studieren wollte und ausgezeichnet Klavier spielen kann. Was für die Musik, die strengste und zugleich holdeste aller Künste gilt, trifft in einem großen Maße auch für die Malerei zu.

Hierzu nur ein Beispiel: Heinz Radke berichtet in seinem Aufsatz „Mit Pinsel und Palette" darüber, wie sehr das Erleben der Wüstenlandschaft, die unendliche Weite und Gleichförmigkeit, das künstlerische Schaffen der deutschen Soldaten während des Afrikafeldzuges bestimmte. Wörtlich sagt er: „Naturgemäß überwiegen Bleistiftskizze und Rötelzeichnung, da die klimatischen Voraussetzungen für Aquarell- und Öltechnik nur selten gegeben waren, die Schnelligkeit des Kampfablaufes dem Künstler kaum Muße für große Feldkompositionen ließ. Einfach und eindrucksvoll sind alle diese Bilder . . ."

Auch in der Bundeswehr lernt man immer wieder Kameraden kennen, die dem einen oder anderen künstlerischen Hobby außerhalb ihrer Dienstzeit nachgehen. Besonders stark vertreten sind die Malerei und die Musik als Ausgleich und innere Bereicherung für den harten soldatischen Dienst. Kremser

Militärhaushalt
als Richtungsweiser -
Vernachlässigung
der konventionellen
Rüstung
zugunsten der
Force de Frappe

August Graf Kageneck

Frankreich marschiert entschlossen auf der Atomstraße

Mit der Verabschiedung des Militärhaushaltes für 1966 durch das französische Parlament hat Frankreich definitiv und ohne Möglichkeit zu einer Rückkehr den Weg zur Atommacht beschritten. Es ist indes gezwungen, sich diesen Weg durch einen Verzicht auf konventionelle Schlagkraft zu erkaufen. „Kanonen statt Butter" sagte einst Göring in der hektischsten Phase der deutschen Wiederaufrüstung der dreißiger Jahre. „Raketen statt Panzer" läßt sich heute über die französische Rüstungs-Philosophie schreiben.

Frankreichs Verteidigungsminister Pierre Messmer hat dieser Tage in der großen Debatte über den französischen Militärhaushalt 1966 den Deputierten in der Pariser Kammer zugerufen: „Wir legen den Schwerpunkt jetzt auf die Atomwaffen, denn es werden nicht ein paar Dutzend oder ein paar hundert neue Panzer sein, die unsere Kampftruppe stärker machen. Wir werden erst eine wirklich moderne Armee haben, wenn wir über taktische Atomwaffen verfügen. Dies muß so früh wie irgend möglich der Fall sein." Damit gab er die Richtung an, in der sich die französische Rüstung bereits seit einigen Jahren bewegt. Nuklearbewaffnung mit Vorrang, klassische Bewaffnung nur in Funktion der nuklearen Schlagkraft. Der Verteidigungsminister bezeichnete diesen Weg als endgültig.

Es ist hier nicht der Platz, über die politischen Aspekte dieses Weges zu diskutieren, wenngleich die französische Atompolitik gewiß in erster Linie politische und erst dann militärische Aspekte hat. Gemessen an den atomaren Rüstungen der beiden Supermächte Amerika und Rußland ist die Frankreichs ein Embryo. Aber in diesem Embryo steckt der politische Zündstoff, der die Allianzen sprengen kann. Das allein ist seine Daseinsberechtigung in den Augen des Generals de Gaulle. Die Nachbarn Frankreichs aber, und besonders die Bundesrepublik, müssen sich von nun ab darüber klar sein, daß die konventionelle Armee Frankreichs auf Jahre hinaus nicht den Stand der übrigen europäischen Armeen erreichen wird. Das kann zu Akzent-Verschiebungen innerhalb des atlantischen Bündnisses führen und insbesondere der Bundeswehr eine wachsende Vorrangstellung auf dem Kontinent einräumen, mit allen politischen Folgen, die daraus innerhalb und außerhalb des Bündnisses erwachsen können.

Wie sieht der neue französische Militärhaushalt aus? Er ist mit 22 014 Millionen Francs um 1,1 Milliarden Francs höher als der des Vorjahres, wobei der Zuwachs von 5,8 Prozent geringer als der des Gesamthaushalts (Zuwachs 7 Prozent) ist. Der Anteil der Rüstung am Gesamthaushalt ist mit 21,9 v. H. dabei geringer als der des Vorjahres (22,6 v. H.). Zum erstenmal seit 1940 liegen die Ausrüstungskosten höher als die Personal- und Unterhaltskosten (11 269 Mill gegen 10 745 Mill Francs). Der Ausrüstungs-Etat teilt sich zu etwa gleichen Teilen in die Kosten für die nukleare Ausrüstung und die für die klassische Ausrüstung.

Die FNS (Force Nucléaire Stratégique) ist seit einigen Monaten nicht mehr ein Projekt in der Schublade des Ministers, sondern eine Realität. Die „erste Generation" der FNS wird im Sommer 1966 vollendet sein. Sie besteht aus 50 Mirage-IV-Bombern, die Atombomben von etwa 25 Kilotonnen tragen können. Das französische Fernsehen zeigte dieser Tage (kurz vor den Präsidentschaftswahlen!) einen zweistündigen Dokumentarfilm über die Männer und Maschinen der FAS (Forces Aériennes Stratégiques). Bunker, in denen die Mirage lauert (jeweils eine Maschine auf einen Bunker, verteilt über das gesamte Gebiet Frankreichs), Baracken, in denen die beiden Besatzungs-Mitglieder (ein Pilot, ein Bomben-Navigateur) in 24-Stunden-Alarm verbleiben. Alle Mitglieder des fliegenden Personals haben Offizierrang. Der unterirdische Befehlsstand des Generals, der die FAS befehligt. Weitere unterirdische Radarüberwachung-Stationen. Und schließlich, als Krönung des Films, das nächtliche Auftanken einer Mirage-IV durch ein Tankerflugzeug KC 135 (amerikanischen Ursprungs) über den Pyrenäen. Der Film sollte dem Volk zeigen, daß die vielbelächelte Force de Frappe eine Realität, die vielen Steuergelder dafür kein zum Fenster hinausgeworfenes Geld sind.

Frankreich arbeitet aber bereits an der zweiten Generation, die aus interkontinentalen Feststoff-Raketen (SSBS) mit Wasserstoffbomben-Sprengköpfen bestehen soll. Sie werden in unterirdischen Silos nach amerikanischem Muster untergebracht, mit deren Aushebung in einem einsamen Bergland der Provence bereits begonnen wurde. 1968 soll diese „zweite Generation" fertiggestellt sein. Gleichzeitig wird man mit der Aufstellung der „dritten Generation" beginnen, atomkraft-getriebene Polaris-U-Booten. Ein erstes solches Boot liegt in Brest bereits auf Stapel, sein Atommotor läuft in der ultrageheimen Fabrik Pierrelatte im Rhonetal seit einem Jahr bereits im Versuch, wie man sagt, zur Zufriedenheit der Techniker. Ein zweites Boot soll 1967 auf Stapel gelegt werden. Zu diesem Zeitpunkt etwa sollen die Mirage-Bomber der ersten Generation mit taktischen Atomwaffen ausgerüstet für den taktischen Erdkampf zur Verfügung stehen.

Dies alles ist also keine Utopie mehr, sondern Wirklichkeit, und man kann gewiß sein, daß das Frankreich des Gaulles seine gesteckten atomaren Ziele zäh zu verwirklichen wissen wird. Das Land hat in wenigen Jahren mit Riesenschritten ein Handicap überwunden, das die dritte Atommacht, England, nicht kannte: das hermetische Abgeschlossensein von jeder amerikanischen Hilfe. Auch Gegner des Regimes in Frankreich zollen dieser Entwicklung Hochachtung.

Auf der Schattenseite dieses brillanten Bildes bleibt die klassische Armee in ungewissem Halbdunkel. Wie stark ist z. B. heute die französische Panzerwaffe? Der Verteidigungsminister hat vor der Kammer zugeben müssen, daß die seit einigen Wochen angelaufene Serienfertigung des AMX-30-Panzers um ein Drittel reduziert werden muß, statt 15 wird man nur zehn AMX monatlich produzieren. Die Ersetzung des veralteten Spähwagens EBR Panhard durch ein modernes Halbkettenfahrzeug ist auf später verschoben worden. Die Mehrheit der französischen Panzerdivisionen bleibt also noch lange Zeit mit veraltetem Material ausgerüstet. Hinzu kommt, daß durch Personaleinsparungen und Überstellungen ganze Kompanien nur mit der Hälfte des Personals besetzt sind. Französische Militärkritiker machen aus ihrer Sorge über diesen Zustand keinen Hehl.

FONTAINEBLEAU

Von Ursula Hinsch

Im Jahre 1950 wurde der 60 km südöstlich von Paris gelegene Flecken Fontainebleau unsanft aus seinem Kleinstadtschlaf aufgerüttelt.

Zwar war es schon immer ein beliebter Ausflugsort — besonders für die Pariser. Sogar die französischen Könige hatten sich seit dem 12. Jahrhundert gern hier aufgehalten, um in den ausgedehnten Wäldern der Umgebung der Jagd nachzugehen.

Später kamen die Touristen in Scharen, um das inzwischen berühmt gewordene, von jedem König vergrößerte und nach seinem Geschmack renovierte Schloß zu besichtigen und die prunkvolle Inneneinrichtung zu bewundern. Nahmen sie sich etwas mehr Zeit, so spazierten sie durch die ausgedehnte Parkanlage, deren Parterre vom berühmtesten Gartenbauarchitekten zur Zeit Ludwigs XIV., Le Notre, angelegt worden war.

Jetzt jedoch beleben tagtäglich zahlreiche Ausländer das Städtchen. An den Markttagen ist die Parkplatznot ebenso groß wie in den Städten. Amerikanische „Superwagen" und die von den Deutschen hier bevorzugten Fordwagen schieben sich im Schrittempo zwischen französischen Citroens und Peugeots durch die Hauptstraße. Die Verkehrspolizisten versuchen mit temperamentvollen Bewegungen und schrillen Flöten nach besten Kräften Schwung in diese zähflüssige Masse zu bringen. „Vite, vite! — schnell, schnell!" ist ihre dauernde Aufforderung.

An den Marktständen ist das Stimmengewirr dreisprachig, viel Deutsch und Englisch mischt sich unter das wohlklingende Französisch. Die geschäftstüchtigsten Händler lesen den einkaufenden Hausfrauen ihre Herkunft bereits an der Nasenspitze ab und radebrechen wenigstens Preise und Lob der Ware in der fremden Sprache. „Apfel sehr gut, billig, not expensive, best class, sixty centimes!"

Wie kam es zu dieser Invasion von Fremden?

1949 wurde der Atlantikpakt geschlossen. Er begründete die NATO (North Atlantic Treaty Organisation). Sie wählte Paris zu ihrem europäischen Hauptsitz und bestimmte Fontainebleau zum Hauptquartier von AFCENT (Allied Forces Central Europe).

Militärs aus Amerika, England, Kanada, Holland, Belgien, Luxemburg, und später auch aus der Bundesrepublik — sie wurde 1955 in die NATO aufgenommen — ließen sich hier häuslich nieder, d. h. jeweils für einige Jahre, bis sie von anderen abgelöst wurden, wie es bei den Soldaten üblich ist.

Langsam aber stetig setzte eine rege Bautätigkeit ein, um der NATO die benötigten Unterkünfte zu schaffen. Ein Teil des riesigen Schlosses konnte für einige leitende Dienststellen mit Beschlag belegt werden. Aber das reichte bei weitem nicht aus. Etwas abseits in den Wald hinein wurden weitläufige Camps mit flachen Gebäuden gebaut. Nichts wurde vergessen, um hier nach amerikanischem Muster eine kleine abgeschlossene Welt für sich entstehen zu lassen: Turnhalle, Schwimmbad, Sportplätze sind von den Unterkünften leicht erreichbar, ebenso das Kino, die Kantinen, der Friseur und das Einkaufszentrum.

Die Nachfrage nach Wohnungen wuchs von Jahr zu Jahr. Drei große international bewohnte Häuserblocks wurden auf NATO-Kosten gebaut, teilweise möbliert und in der Miete recht günstig. Aber sie deckten keineswegs die Nachfrage. Die Wartezeit auf eine Wohnung, ein „flat", betrug bald 1 1/2 bis 2 Jahre. Neue Wohnviertel entstanden im Nachbarort Avon. Hier übernahmen die Deutschen ein achtstöckiges Gebäude mit 64 Wohneinheiten. Es liegt unmittelbar an der Bahnstrecke Paris—Lyon—Nizza und die schnellsten Züge Frankreichs brausen vorbei. Für Abwechslung und Lärm ist hier genügend gesorgt. Aber hinter der Bahn erstreckt sich der Wald, und wenn man lange genug geht, hört man auch keine Züge mehr. Geschäftstüchtige Franzosen bauten Einzelhäuser und Eigentumswohnungen, die sie zu recht handfesten Preisen an die Ausländer weitervermieteten. Eine Monatsmiete beträgt dann zwischen 700 und 1000 fr. Aber auch alte Häuser mit noch älterem Mobiliar sind in der näheren und weiteren Umgebung zu mieten.

So steht der Neuankömmling als erstes vor der Wohnungswahl, die er je nach Individualität und Neigung lösen wird, wenn ihm überhaupt eine Wahl bleibt und er nicht nehmen muß, was sich gerade bietet.

Wer die Romantik liebt — und es sind erstaunlich viele unter den sonst so nüchternen Soldaten — begeistert sich an einem der alten verwinkelten Häuser aus grauem Naturstein, die oft in einem prachtvoll verwildertem Park liegen. Verwitterte Steinfiguren, Brunnen und Gartenvasen lassen eine alte, uns so sorglos erscheinende Zeit wieder lebendig werden.

Wie erholsam sind hier die Sommer, so recht zum Träumen und Faulenzen geschaffen! Aber meist rücken in steter Reihenfolge alle Verwandten und Bekannten an, um an unserem romatischen Glück teilzunehmen und somit die Hausfrau vor Langeweile und vor dem Träumen zu bewahren.

Wenn dann der Winter kommt, ist man allein. Die französischen Nachbarn verhalten sich zwar wohlwollend, freundlich und auch durchaus hilfsbereit den Fremden gegenüber. Es dauert jedoch eine Zeit, ehe sie bereit sind, sie in ihr Haus einzuladen. Ist dies aber erst erreicht und die Sympathie gegenseitig, so hat man verläßliche Freunde in ihnen gefunden.

So vergeht der erste Winter recht einsam. Die Heizungen funktionieren nur mäßig, und man friert sich mit Anstand durch die kalte Jahreszeit hindurch. In den Abendstunden wird sich am wärmenden Kamin schadlos gehalten. Das ist dann wieder romantisch. Wird nach vielleicht 1 1/2 Jahren eine Wohnung im NATO-Block frei, so sind es nicht wenige, die dann ihren Traum ausgeträumt haben und liebend gern in dies recht laute und nüchterne, aber meist sehr warme „flat" übersiedeln. Hier ist der nachbarliche Kontakt schneller geschlossen. Zwar sind die Engländer reserviert, aber dafür verhalten sich die Amerikaner um so leutseliger. In abendlichen Plaudereien lernt man Sitten und Gewohnheiten der Ausländer kennen. Die Frauen zeigen sich gegenseitig die lukullischen Spezialitäten ihres Landes und bruzzeln an warmen Sommerabenden manchmal gemeinsam auf dem Holzkohlengrill, der bei kaum einem Amerikaner auf dem Balkon fehlt.

Ist die Wohnungsfrage erst einmal gelöst, stehen wir vor dem Problem der Schule für unsere Kinder.

Das französische Unterrichtsministerium hat für alle Angehörigen der NATO-Nationen die Ecole Internationale eingerichtet mit dem Ziel, eine lebendige Gemeinschaft junger Menschen aus verschiedenen Nationen und Sprachgebieten zu schaffen. Es ist eine französische Schule, der ein nationaler Ergänzungsunterricht für die ausländischen Schüler angeschlossen ist. Der Hauptanteil der Stunden wird in französischer Sprache gehalten. Zur Einführung nehmen die neu eingetretenen Schüler an Französisch-Kursen teil, bis sie dem normalen Unterricht folgen können. Nach zwei Jahren ist das gewöhnlich der Fall. Bedenkt man, daß die meisten Väter durchschnittlich nach drei Jahren wieder zurückversetzt werden, so ist diese Schulbelastung ein wirkliches Problem.

Die Amerikaner haben es vorgezogen, eine eigene Schule zu gründen. Auch die Engländer erteilen einen englischsprachigen Unterricht in landesüblicher Weise, um den Kindern den Anschluß an die Schulen in der Heimat jederzeit zu bewahren.

Alle übrigen Schulkinder sind gezwungen, sich dem französischen System unterzuordnen. Davon stellen die Deutschen mit jetzt über 200 Schülern den weitaus größten Anteil. Der Schultag ist ganztägig, morgens von 9 bis 12 Uhr und nachmittags von 1/2 2 bis 1/2 5 Uhr. Schulbusse befördern die Kinder von der Schule nach

Hause. Das erste Schuljahr wird allen sehr schwer, und oft sitzen die Schüler bis in die Nächte hinein über den Schularbeiten. Nicht selten mühen sich die Väter — vom Unteroffizier bis zum General — mit rauchenden Köpfen französische Mathematikaufgaben zu lösen.

Ein erfolgreich abgelegtes Abitur jedoch berechtigt nicht nur zum Studium an deutschen, sondern auch an französischen Universitäten. Wie hart dieser Abschluß erkauft wird, zeigt das Ergebnis vom vergangenen Jahr: Von 14 deutschen Kandidaten fielen 9 durch das Vorabitur. Diese erschreckend hohe Zahl hatte aber zur Folge, daß man Erleichterungen geschaffen hat. So werden künftig die ausländischen Abiturienten nicht nur in französischer Sprache geprüft, sondern auch Zusatzprüfungen in ihrer Muttersprache spielen eine mitentscheidende Rolle.

Derweil sich die Kinder des Abends mit ihren Schulaufgaben plagen, gehen die Eltern ihren zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen nach. Diese finden meist in den verschiedenen Clubs statt. So gibt es einen internationalen Club für Offiziere und einen für Unteroffiziere. Daneben unterhalten die Amerikaner noch nationale Clubs, die aber auch Ausländern zugänglich sind.

Im Offizierclub ist die Party die übliche Zusammenkunft. Je höher der Dienstgrad, um so mehr gesellschaftliche Verpflichtungen sind wahrzunehmen, und es wird sehr ernst damit genommen. Der Offizier betrachtet es als dem Dienst zugehörig. Für die Frau mag es eine Bewährungsprobe sein, wie sie auf dem internationalen Parkett mit möglichst viel Charme und Klugheit eine gute Vertreterin ihres Landes darstellt.

Oft ist fast jeder Abend besetzt, Stehparty auf Stehparty: Brennende Füße in Stöckelschuhen, ein Glas Gin-Tonic in der einen Hand balancierend, Cocktailhäppchen in der anderen, die Handtasche unter den Arm geklemmt, lächeln — lächeln und geistvoll und amüsant plaudern, hier in Englisch, dort in Französisch und zur Entspannung auch mal in Deutsch.

Achtung, eine Amerikanerin wird mir vorgestellt! Sie fragt mich totsicher: „Do you like Fontainebleau?" Wenn ich dann schon sehr abgekämpft und müde bin, frage ich die nächste Gesprächspartnerin auch: „Do you like Fontainebleau?" Manchmal ist es dann eine Deutsche, was man aber nicht immer wissen kann. Also parlieren wir angestrengt auf Englisch weiter, bis sie ihren Mann am Ärmel zupft und sagt: „Du, ich muß Dir unbedingt diese reizende Engländerin vorstellen."

Ja, jeder ist hier reizend und nett. Komplimente treiben herrlichste Blüten.

„Sie haben das bezauberndste Kleid des Abends, gnädige Frau!"

„Nein, wie reizend Sie wieder aussehen!"

„Das war heute die charmanteste Party der Saison!" —

Nun, im Anfang fällt man darauf herein und glaubt alles. Später erkennt man die Spielregeln und spielt mit: Geschmeicheltes Lächeln, koketter Augenaufschlag: „Sie Charmeur!"

Es gibt große und kleine Parties, d. h. es gibt leise und laute Parties. Da man genötigt ist zu reden, reden eben alle, bzw. bestimmt die Hälfte zugleich. Bei einer großen Party steht man oft dichtgedrängt, krampfhaft bemüht, sich dem Partner verständlich zu machen.

Am schlimmsten ist es an „Queens Birthday", dem Geburtstag der englischen Königin. Zu diesem Ehrentag laden die Engländer das gesamte internationale Offizierkorps mit Damen ein. Ist das Wetter gut, verteilt sich alles malerisch im großzügigen Garten des Clubhauses. Aber wehe, wenn es regnet! Letztes Mal regnete es. Alles stand eingekeilt, jeder zwängte sich zu seinen Bekannten. Dort die nette Amerikanerin blieb mit ihrer großen Brosche am Kleid einer kapriziösen Französin hängen. Ach, und hier der zielstrebige Deutsche schüttete doch tatsächlich sein Glas Whisky einem Engländer aufs Jackett. „So sorry!"

Ein Herr schlängelt sich zu mir, sagt etwas. Ich zucke die Achseln, verstehe nichts in dem allgemeinen Lärm, sage wieder etwas. Er zuckt die Achseln, beugt sich an mein Ohr, schreit hinein: „Netter Abend heute, was?" Ich suche meinen Mann, brülle ihm ins Ohr: „Ich will heim!" und wir schieben uns dem Ausgang zu.

Es finden aber auch Essen statt oder vielmehr Dinners, bei denen nach französischer Sitte vier bis acht Gänge in drei bis vier Stunden eingenommen werden.

Auf einem solchen Dinner gab ich mein Debut als Neuankömmling. Mein Tischherr war ein Engländer, der sich auf den Abend mit genügend Whisky gut vorbereitet hatte. Vom anderen Tischende warf seine Frau vorwurfsvolle Blicke herüber, die ich lächelnd zurückzugeben suchte, da der eigentliche Empfänger nicht reagierte. Er redete dafür sehr eifrig, erzählte Witze mit tollen Pointen, leider sehr schnell und mit einem starken südenglischen Akzent. Alles drumherum amüsierte sich köstlich — ich verstand kaum etwas — die Pointen nie — lachte aber kräftig mit. Hilfesuchend wandte ich mich an den Nachbarn zur Rechten, einen Amerikaner aus Pensylvanien. Sicher würde ich ihn besser verstehen. Er aber nahm die Zähne beim Sprechen erst gar nicht auseinander. Da gab ich auf. Vier Stunden mußte ich das aushalten.

Anschließend tröstete ich mich an der Bar und klagte dort einer mir bekannten Amerikanerin mein Leid. „Well, Mrs. H.", tröstete sie mich, „Was wollen Sie? Wir verstehen alle nicht. Wir sagen ‚How nice', ‚Yes 'und ‚No' und — lächeln. Keep smiling my darling!" Das habe ich dann auch künftig getan.

Nach einem halben Jahr hat man, so man sich bemüht, ziemlich gelernt, Konversation in drei Sprachen abwechselnd zu halten und beherrscht die internationalen Spielregeln für die verschiedenen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Im übrigen ist man Schnitzern gegenüber außerordentlich tolerant, indem sie einfach ignoriert werden.

Um sich einen Freundeskreis zu schaffen, bedarf es einer bedeutend längeren Zeit, da jeder durch die offiziellen Verpflichtungen so ausgelastet ist, daß ihm für private Einladungen nicht mehr genug Kraft und Zeit übrig bleiben. Aber nach ungefähr zwei Jahren ist auch das geschafft, und jeder beginnt sich richtig wohl zu fühlen. Man hat sich der Lebensart — der Lebensleichtigkeit — der Franzosen angepaßt, fährt wie diese am Wochenende zum Picknick ins Grüne, spielt das so beliebte „boule" mit viel Geschick und weiß über alle aktuellen Ereignisse stundenlang zu debattieren. Ist man jetzt ganz zu Hause im internationalen Fontainebleau, dann kommt bestimmt die Rückversetzung.

Der Abschied fällt schwer. Noch ein letztes Mal spaziert man durch den Schloßpark, füttert die fetten Karpfen im Teich dort, gibt eine Abschiedsparty, ißt noch ein allerletztes Mal sechs Gänge in vier Stunden in einem kleinen französischen Restaurant und — fährt dann in die Heimat zurück.

Jetzt leben wir in einem kleinen norddeutschen Standort. Es ereignet sich sehr viel weniger. Wenn es an den Abenden ganz still geworden ist, dann meine ich manchmal das Sprachengewirr einer Party zu hören. Jemand fragt mich: „Do you like Fontainebleau?" Ich seufze tief und antworte aus vollem Herzen: „Ja, sehr!"

Bemerkungen der Schriftleitung:

Vorstehende mit den Augen einer Offizier-Frau gesehene Betrachtungen geben u. a. ein Bild von den innerhalb der Diplomatie aller Länder gepflogenen Gebräuchen, die auch in einigen Armeen Sitte, besser gesagt „Unsitte", sind. „Der Körper ermüdet und die Seele verarmt" dabei, schrieb einst eine Dichterin, und wir möchten ihr zustimmen.

Wir würden uns freuen, wenn Vorschläge zur Verbesserung dieser steril gewordenen gesellschaftlichen Parties erfolgten. Sich die Beine in den Leib stehen und meist so eng im überfüllten Raum reden müssen, daß man nur mit Anstrengung einige belanglose Worte sagen kann, bedeutet eine Qual. Ein jetzt im Ruhestand lebender Bundeswehr-General sagte mal, man könnte ebensogut bei der Begrüßung sagen: „Ich habe soeben meine Schwiegermutter ermordet" und es würde darauf die Antwort erfolgen: „Very nice" oder „sehr erfreut" und dergleichen stereotype Floskeln, weil einfach niemand mehr so recht zuhört. Warum genügt z. B. nicht ein gemeinsames großes Fest, je einmal im Sommer und im Winter, und sonst gemeinsam veranstaltete kulturelle Abende mit einer etwas längeren Zwischenpause, wo man sich gegenseitig begrüßt! Eine jedes Jahr neu gewählte Kommission sollte ein entsprechendes Programm aufstellen. In dieser Beziehung sind die amerikanischen „Women Clubs" nachahmenswert, die jedem etwas bieten, sei es Sprachlehrgänge, Musik, Ausstellungen, Kinderfeste, Vorträge aller Art. Es wäre an der Zeit, daß auch die Diplomatie, die ja über das Schicksal der Völker entscheidet, und die dazu gehörenden Militärattachés auf diesem Gebiet Neues entwickeln, ihre Kontaktarmut überwinden und nicht in gesellschaftlicher Inzucht erstarren. Im Grunde stöhnen alle darüber.

Hans-Justus Kreker

Die militärische Spitzengliederung 1871-1945 (Schluß)

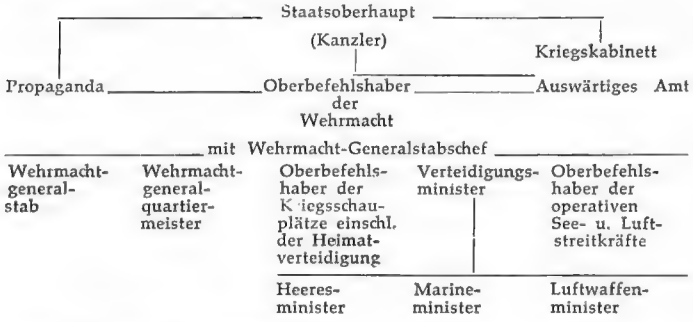
Eine Schwierigkeit lag in der maßlosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung des OB. d. L. Hermann Göring, der sich aus freien Stücken niemals einem Reichsgeneralstabschef unterstellt hätte ... Hitlers Führungsorgan aber, das OKW, fühlte sich mehr als Sachverwalter Hitlers gegenüber den Wehrmachtteilen, denn als Vertreter der Wehrmachtteile gegenüber Hitler. Die Kriegsmarine hatte unter diesen bedauerlichen Verhältnissen weniger zu leiden als das Heer. Der OB. d. M., Großadmiral Raeder, der seit zehn Jahren die Marine in vorbildlicher Weise geführt hatte, stand bei dem Diktator in hohem Ansehen. Auch ein Hitler konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ihm die Seekriegführung fremd war. Anders als im Landkriege, wo er als früherer Soldat glaubte, ‚Feldherr' spielen zu können, ließ er dem Großadmiral in allen Fragen, die die Kriegsmarine und ihre Führung betrafen, weitgehend freie Hand, bis seine von Jahr zu Jahr wachsende Selbstherrlichkeit sich schließlich auch auf das Gebiet der Seekriegführung ausdehnte ..."

Der zweite Weltkrieg

Rückblickend meint Generalfeldmarschall Kesselring, der sich bereits in der Reichswehr mit der Frage des Wehrmachtgeneralstabes befaßt hatte, daß ein „Oberbefehlshaber der Wehrmacht" als oberster Fachmann für die militärische Kriegführung notwendig gewesen sei. An seine Seite stellte Kesselring einen Wehrmachtgeneralstabschef. „Unter Beibehalt des Kriegsministeriums für Heer und Marine und des Luftfahrtministeriums, die entweder Hitler unmittelbar oder unter Zwischenschaltung eines Reichskriegsministers mittelbar unterstellt und für alle mit dem Frontgeschehen nicht unmittelbar zusammenhängenden militärischen Arbeiten hätten veranwortlich sein müssen, hätte man dem Generalstabschef einen kleinen, aus den besten Köpfen zusammengesetzten Kommandostab zuteilen müssen."

Nach Ausführungen über Zusammensetzung und Aufgaben des Generalstabes verlangt Kesselring eine entsprechende Führungsorganisation auf den Kriegsschauplätzen, d. h. einen mit einem entsprechenden Stab ausgestatteten Oberbefehlshaber des Kriegsschauplatzes. Ausgenommen sind Marine- und Luftstreitkräfte für einen operativen Einsatz außerhalb der Kriegsschauplatzzonen. Neu fordert Kesselring einen Oberbefehlshaber der Heimatverteidigung, wobei er den Idealfall in einer Personalunion des Oberbefehlshabers des Heeres mit dem der Heimatverteidigung sieht.

Schematisch hätte nach Kesselring die ideale Spitzengliederung 1939 ohne Beachtung der Parteidienststellen (Göring!) folgendermaßen aussehen können:



Doch wie war die Praxis?

Das Wehrmachtführungsamt, seit dem 8. August 1940 in Wehrmachtführungsstab umbenannt, bestand aus den Abteilungen

Landesverteidigung,
Wehrmachtnachrichtenverbindungen und
Wehrmachtpropaganda.

Berater des Führers in allen die oberste Führung angehenden Fragen war der Chef des Wehrmachtführungsstabes. Sein Arbeitsstab war die Abteilung Landesverteidigung. Sie setzte sich aus Offizieren aller drei Wehrmachtteile zusammen und hatte die Unterlagen für die Entschlüsse des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht zu beschaffen und seine Weisungen für die Kriegführung vorzubereiten und auszuarbeiten. Die Zahl der hier arbeitenden Offiziere war immer begrenzt, da der Wehrmachtführungsstab kein Gesamtwehrmachtstab sein sollte. Mit fortschreitender Kriegsdauer nahm seine Bedeutung jedoch immer mehr zu, da der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht sich die auf den einzelnen Kriegsschauplätzen eingesetzten Heeresverbände unmittelbar unterstellte und ihre Führung mit Hilfe der Abteilung Landesverteidigung des Wehrmachtführungsstabes übernahm.

Diese Entwicklung war bei Kriegsbeginn noch nicht erkennbar, sondern frühestens seit dem Norwegenfeldzug, dessen Planung und Durchführung auf der Landseite unter Ausschaltung des Oberkommandos des Heeres federführend durch das Wehrmachtführungsamt erfolgte.

Die wichtigsten militärischen Vertreter des Hauptquartiers waren neben dem Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht

a) der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel, verantwortlich für Organisation, Gliederung, Bewaffnung und Ausrüstung der Gesamtwehrmacht,
b) der Chef des Wehrmachtführungsstabes, Generaloberst Jodl, dessen Arbeitsgebiet oben bereits umrissen wurde, und
c) der Chefadjutant der Wehrmacht beim Führer, General Schmundt, der großen Einfluß auf die Besetzung der höheren Führungsstellen ausübte und ab 1942 auch das Heerespersonalamt leitete.

Unter diesem Arbeitsstab führten die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile selbständig nach den Weisungen für die Kriegführung. Während Luftwaffe und Kriegsmarine sich eine relativ große Selbständigkeit erhalten konnten, war das dem Heer nicht möglich. Bereits in den Jahren 1940/41 hatte Hitler in die operative Führung eingegriffen, und als er im Dezember 1941 neben der obersten Wehrmachtführung auch noch den Oberbefehl über das Heer übernahm, war dieser Stab zweifellos überfordert. Die Lösung war weder für die Gesamtwehrmacht noch für das Heer glücklich. Der Wehrmachtführungsstab, ursprünglich eine Koordinationsstelle der einzelnen Führungsstäbe, wuchs, wie erwähnt, an Bedeutung, als er noch operative Aufgaben des Landkrieges auf verschiedenen Kriegsschauplätzen übernehmen mußte. Der kleine Stab mußte ständig vergrößert werden und bestand schließlich aus folgenden Abteilungen:

Amtsgruppe Wehrmacht-Nachrichtenverbindungen
Amtsgruppe Abwehr/Ausland
Amtsgruppe Wehrmachtpropaganda
Stellvertretender Chef des Wehrmachtführungsstabes

Abteilung Landesverteidigung	Abteilung Organisation
Abteilung Operationen Heer	Abteilung Quartiermeister
Abteilung Operationen Kriegsmarine	Abteilung Ic (Feindlage)
Abteilung Operationen Luftwaffe	

Einzelne Posten waren in Personalunion mit entsprechenden Dienststellen des Heeres besetzt, andere personell so ungenügend ausgestattet, daß sie auf die Mitarbeit fremder Dienststellen angewiesen waren. Die Operationsabteilungen Kriegsmarine und Luftwaffe waren nicht befugt, ohne Genehmigung ihrer Stäbe selbständige Arbeiten auszuführen und waren praktisch nur Verbindungsorgane. Der Wehrmachtführungsstab konnte also seinem Namen nicht gerecht werden. Wie das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht erkennen läßt, betrachtete Hitler trotzdem den Chef des Wehrmachtführungsstabes als seinen Berater für sämtliche Kriegsschauplätze, der auch den täglichen Lagevortrag hielt. Einwandfrei geht das aus den Vorgängen um Führungsfragen bei der Heeresgruppe A im Kaukasus im September 1942 hervor, in deren Verlauf der Chef des Wehrmachtführungsstabes das Vertrauen Hitlers verlor und abgelöst werden sollte.

Diese Vertrauenskrise ließ den Chef des Generalstabes des Heeres — um diese Zeit hatte General Zeitzler Generaloberst Halder abgelöst — den Versuch machen, den Chef des Wehrmachtführungsstabes zu überspielen und damit wieder größeren Einfluß auf die Gesamtkriegführung zu gewinnen. Hatte sich der Chef des Generalstabs des Heeres in den Jahren 1941/42 mehr oder weniger freiwillig auf die operative Führung auf dem Hauptkriegsschauplatz im Osten beschränkt — die anderen Landfronten traten sowieso völlig zurück —, so machte der neue Generalstabschef aus der Not eine Tugend: binnen kurzem war er es, der die Reihe der Vorträge

eröffnete und damit den üblichen, vorausgehenden Bericht des Chefs des Wehrmachtführungsstabes, der in seiner Übersicht auch die Ostfront einschloß, von der ersten Stelle verdrängte. Er erreichte damit, daß der Chef des Wehrmachtführungsstabes in seinem anschließenden Vortrag den Osten nicht mehr berühren konnte und in seinem Vortrag auf die damals neben der Ostfront zweitrangigen sogenannten OKW-Kriegsschauplätze beschränkt blieb. Es waren dieses die Kriegsschauplätze, die sich der Führer unmittelbar unterstellt hatte.

Vom Führungsstandpunkt war das Verhalten des Chefs des Generalstabs zu begrüßen, da er sich gegen die Einmischung des Wehrmachtführungsstabes in operative Fragen des Heeres verwahrte. Erst als er mit seiner Anregung, die Heeresverbände auf allen Kriegsschauplätzen wieder dem Generalstab des Heeres zu unterstellen, nicht durchdrang, entsprach sein Verhalten nicht mehr den Gegebenheiten. Er begann, den Wehrmachtführungsstab gänzlich von der Mitwirkung an der Führung im Osten auszuschließen, auch dort, wo die Gesamtkriegführung berührt wurde. Das Endergebnis war, daß jede einheitliche militärische Beratung Hitlers aufhörte, soweit es sie vorher überhaupt gegeben hatte.

Ab 1942/43 führte neben dem Generalstab des Heeres, der für die Kriegführung im Osten zuständig war, der Wehrmachtführungsstab die übrigen Landfronten. Es konnte unter diesen Umständen nicht ausbleiben, daß im weiteren Verlauf des Krieges, als die bisherigen OKW-Nebenkriegsschauplätze an Bedeutung gewannen, oftmals Fragen, die gar nicht auf diese Ebene gehörten, nur durch eine Entscheidung des Obersten Befehlshabers selbst gelöst werden konnten, und sei es nur die Frage der Zuführung einzelner Divisionen und Regimenter. Unter diesen Umständen konnte von einer Führung nicht mehr gesprochen werden, und die Idee eines Gesamtwehrmachtstabes trat bei der bestehenden Gliederung schärfer hervor als je zuvor.

Erst kurz vor Kriegsende wurde hier die längst fällige Entscheidung getroffen. Der Führer unterschrieb am 28. April 1945 einen Befehl über die Zusammenlegung des Oberkommandos der Wehrmacht und des Oberkommandos des Heeres. Die in diesem Zusammenhang wesentlichen Stellen lauten:

„Auf Befehl des Führers ist der Generalstab des Heeres (Führungsgruppe) dem Chef des Wehrmachtführungsstabes unterstellt. Damit ist auch die Führung des Ostkriegsschauplatzes auf das OKW übergegangen. Hierzu befehle ich:

. . . . . .

5. An der Führung der Kriegsmarine und Luftwaffe durch ihre Oberbefehlshaber ändert sich durch diesen Befehl nichts."

Dieser Befehl des OKW, der am Schluß des Krieges zwar keinen Wehrmachtgeneralstab schuf, aber in gewissem Sinne doch auf eine Vorrangstellung des Heeres hinauslief, blieb rein fiktiv, er wurde durch die Ereignisse überholt, die die Frage nach einem Wehrmachtgeneralstab illusorisch machten.

Literatur

1. Assmann, Kurt: Deutsche Seestrategie in zwei Weltkriegen, Heidelberg 1957, Die Wehrmacht im Kampf, Band 12.
2. Beck, Ludwig: Studien, Stuttgart 1955.
3. Die Entwicklung des Flottenkommandos, Vorträge der 7. Historisch-Taktischen Tagung der Flotte am 5. und 6. 12. 1963, Darmstadt 1964, Band IV der Beiträge zur Wehrforschung.
4. Die Generalstäbe in Deutschland, Stuttgart 1962, Band III der Schriftenreihe des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes.
5. Erfurth, Waldemar: Die Geschichte des deutschen Generalstabes 1918—1945, Göttingen 1957.
6. Foerster, Wolfgang: Generaloberst Beck, München 1953.
7. Gadow, Reinhold: Geschichte der deutschen Marine, Frankfurt/M. 1942.
8. Görlitz, Walter: Der deutsche Generalstab, Frankfurt/M. 1953.
9. Görlitz, Walter: Keitel, Verbrecher oder Offizier? Göttingen 1961.
10. Greiner, Helmuth: Die oberste Wehrmachtführung 1939—1943, Wiesbaden 1951.
11. Halder, Franz: Kriegstagebuch, Band III, Stuttgart 1964.
12. Hossbach, Friedrich: Die Entwicklung des Oberbefehls über das Heer, Würzburg 1957.
13. Kaiser Wilhelm II.: Aus meinem Leben 1859—1888, Leipzig u. Berlin 1927.
14. Kaiser Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten 1878—1918, Leipzig und Berlin 1922.
15. Kesselring, Albert: Gedanken zum zweiten Weltkrieg, Bonn 1955.
16. Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Band II, Frankfurt/M. 1963, Band IV, Frankfurt/M. 1961.
17. Morsey, Rudolf: Bismarck als „Reichskriegsminister", in Wehrwissenschaftliche Rundschau 11/1956, S. 629—639.
18. Raeder, Erich: Mein Leben, Band I und II, Tübingen 1956 und 1957.
19. Stahl, Friedrich Christian: Der Große Generalstab, seine Beziehungen zum Admiralstab und seine Gedanken zu den Operationsplänen der Marine, in Wehrkunde 1/1963, S. 6—12.
20. Warlimont, Walter: Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939—1945, Frankfurt/M. 1962.
21. Westphal, Siegfried: Heer in Fesseln, Bonn 1950.

Die 4 wichtigsten Gründe für den Erfolg von Mercedes-Benz Lastkraftwagen

1. Mercedes-Benz LKW sind das Ergebnis der längsten Erfahrungen und der neuesten technischen Entwicklung im Bau von Lastkraftwagen. (Den ersten baute Gottlieb Daimler bereits 1891.)
2. Mercedes-Benz LKW gibt es für jede Aufgabe, in jeder Klasse, in zahlreichen Variationen und Spezialausführungen.
3. Mercedes-Benz LKW haben in der Wüste und im Urwald, im Gebirge und auf großen Autobahnen ihren Besitzern bewiesen, was sie wert sind.
4. Mercedes-Benz LKW zeigen auch unter extremen Bedingungen, daß Wirtschaftlichkeit an der Spitze ihrer Vorzüge steht.

In 130 Ländern der Erde lösen Mercedes-Benz Lastkraftwagen heute die vielfältigen Probleme des modernen Transports.

MERCEDES-BENZ

5154 LFs

Oberst a. D. Zimmermann

Marschbewegungen einst . . .

In dieser Überschrift habe ich absichtlich nicht **„und jetzt"** hinzugefügt, weil ich als Außenstehender nicht urteilen kann. Da ich aber militärische Zeitschriften studiere, möchte ich hierzu folgendes sagen: Wenn man schon im Frieden Marschrechner braucht, um die Kfz.-Marschlängen, Durchlaufzeiten und Durchschnitts-Fahrzeiten zu berechnen, wenn man glaubt, mathematische Berechnungen anstellen zu müssen, um nur ein einziges Bataillon von A nach B zu bewegen, dann muß man sich fragen, wie das in einem Krieg werden soll, wenn unter den erschwerenden Umständen die darin ausgebildeten Führer von jüngeren und Reserve-Offizieren ersetzt werden müssen, die hierfür weniger Erfahrungen haben. Man sollte daher schon jetzt versuchen, es so einfach wie möglich zu machen. Ich habe vor längerer Zeit einen an sich sehr lehrreichen Artikel über den Marsch eines PzGrenBtls. (mot.) hinter der Front einer Division gelesen, der u. a.:

1. ein Berechnungsblatt zur Marschtabelle (mit Truppeneinteilung, Marschfolge und Zusammensetzung der Marschgruppe),
2. ein Marschband des verst. PzGrenBtls. (mot.),
3. ein Btls.-Befehl für den Marsch in den Verfügungsraum mit
4. einen Komp.-Befehl hierzu enthielt.

Ich muß schon sagen, daß es danach eine Riesenaufgabe und eine „Doktor-Arbeit" ist, ein einziges Bataillon hinter der Front einer Division zu verschieben. Kann man sich das aber im Kriege leisten? Im Frieden wird meist der Fall angenommen, daß die Truppe ausgeruht und verpflegt ist. Sie braucht daher nicht unnötig lange auf der Landstraße herumzuliegen, um technische Halte durchzuführen. Die Fahrzeuge sind in Ordnung; die Fahrer meist keine Anfänger. Was liegen bleibt, bleibt liegen und muß und kann ungefährdet nachkommen. **Im Kriege ist das aber alles anders.** Alles muß möglichst bald von der Landstraße verschwinden, um sich nicht von feindlichen Fliegern erwischen zu lassen. Ein warnendes Beispiel sei hier angeführt:

Am 2. 7. 1941 wurde das **Kradschützen-Btl. 19** der **19. PzDiv.** in dem Augenblick von russischen Fliegern gefaßt und mit Bomben beworfen, als es gerade in einen Wald einrücken wollte. Es hatte hierbei 33 Tote und 111 Verwundete zu beklagen. Fürwahr, eine furchtbare Zahl und eine Anklage gegen die Führung.

Diese Division war erst am 1. 10. 1940 nach dem Frankreich-Feldzug aufgestellt worden und aus der **19. InfDiv.** entstanden. Es handelte sich also um eine neue Pz.-Division, der noch alle Erfahrungen fehlten.

Als bei uns im Jahre 1934 die Motorisierung begann, waren wir alten Kavalleristen auch Anfänger und haben es uns manchmal unnötig schwer gemacht. Die in den Vorschriften enthaltenen Marschlängen stimmten keineswegs, wie die Praxis bald zeigte.

Als Komp.-Chef wollte man es ganz genau wissen und nahm den Zollstock zu Hilfe um festzustellen, wie lang die eigene Kompanie war. Aber man bekam jedesmal eine andere Zahl heraus, zumal auch die Fahrzeuge oft wechselten, die Gruppen z. B. später je 2 Fahrzeuge bekamen, die Kompanie später einen MG-Halbzug erhielt usw. Und wenn dann die Kompanie durch schwere Waffen des Bataillons verstärkt wurde, stimmte die ganze Geschichte wieder nicht.

Man sollte es sich daher nicht so schwer machen. Wenn man in der Regel übermüdet und abgekämpft ist oder bei Nacht und Nebel, schlechtem Wetter usw. plötzlich aufbrechen muß, kann man nicht erst eine schwierige Berechnung mit mehreren Unbekannten anstellen.

Folgende Berechnung hatte sich damals als einfach und praktisch in allen Lagen herausgestellt:

Die Marschkolonne einer PzGrenKomp. wird mit **1 km** oder **3 Minuten** Marschzeit (bei 20 km/Std.) angenommen. Die 5 Kompanien eines Btls. haben danach eine Marschlänge von **5 km** oder **15 Minuten** Marschzeit. Die Kompanie-Abstände brauchten hierbei nicht besonders berücksichtigt zu werden. Sie ergeben sich von selbst, da die Kompanien selten vollständig sind.

Jeder Führer wußte dann, daß die 1. Kompanie 3 Minuten brauchte (bei 20 km/Std.), wenn sie aus einem Unterbringungsraum anfahren mußte. Die nächste Kompanie konnte sich dann in x + 3 Minuten einfädeln, und das ganze Bataillon hatte darauf in 15 Minuten den Raum verlassen. Das war eine einfache Rechnung, ganz gleichgültig, wieviel Fahrzeuge die einzelnen Kompanien hatten. Und wir haben im Kriege nie mit Rechen-Aufgaben Kummer gehabt.

Auch heute könnten solche runden Zahlen je nach der Art der Fahrzeuge der betr. Waffengattungen wohl übernommen werden. Denn im Kriege hat bekanntlich nur das **Einfache** Erfolg. Man sollte es sich aber auch so einfach wie möglich machen, ohne Marschtabellen, Rechenschieber und schwierige Rechnungen. Man kann sich darauf verlassen, daß solche Rechnungen doch nie stimmen, ganz abgesehen davon, daß der Feind auch noch ein Wort mitzureden hat *(und man meist „hundemüde" ist. Die Red.)*

*

Und nun noch einige Beispiele über Marschbewegungen zu Beginn eines Feldzuges, wo Führung und Truppe noch nicht „eingespielt" sind und Erfahrungen nicht ausreichend vorhanden sind: Das XIX. AK (General Guderian) mit 3. PzDiv., 2. und 20. InfDiv. (mot.), sollte am 1. 9. 1939 zwischen Zempolna (rechts) und Konitz (links) über die Brahe vorgehen, die Weichsel schnell erreichen und die im sogenannten „polnischen Korridor" stehenden polnischen Verbände, die auf 3 Inf.-Divisionen und 1 Kav.-Brigade geschätzt wurden, abschneiden und vernichten.

Die 3. PzDiv. (Generallt. Frhr. Geyr von Schweppenburg), bei der der Schwerpunkt lag, hatte den Auftrag, zwischen den Flüßchen Zempolna und Kamionka gegen die Brahe vorzugehen, diesen Fluß ostwärts Pruszcz bei der Hammermühle zu überschreiten und sodann den Stoß in Richtung auf die Weichsel bei Schwetz fortzusetzen.

Der Marsch in den Bereitstellungsraum vom Truppen-Übungsplatz Groß-Born erfolgte in einer dunklen Nacht. Ich hatte Gelegenheit, am Ablaufpunkt meines Regiments alle Kompanien vorbeimarschieren zu sehen. Sie zogen im allgemeinen in guter Ordnung vorbei. Nur bei einer Kompanie, die kurz zuvor ein Reserve-Offizier übernommen hatte, der bis dahin im Regiment unbekannt war, ließ die Marschdisziplin zu wünschen übrig. Später habe ich das noch einmal bei ihm festgestellt, und so gab er nur eine kurze Gastrolle beim Regiment.

Am 1. Kampftage hatte der Brig.-Kommandeur, der noch nicht lange die Brigade führte und bei der Truppe unbekannt war, befohlen, daß die Fahrzeuge zurückbleiben sollten. So hat dann meine alte Friedens-Schützen-Kompanie etwa 25 km zu Fuß laufen müssen — und das bei der glühenden Hitze auf sandigen Waldwegen oder querbeet mit allem schweren Gerät. Sie kam erst sehr spät bei der Hammermühle an und wurde aus dem Marsch heraus sofort ins Gefecht geworfen. Wir hatten uns damals schon gefragt, wozu wir eigentlich „motorisiert" waren.

Der 2. Tag führte durch die Tuchler Heide. Dort habe ich dann erlebt, was ich nie zuvor in unserer gut ausgebildeten 3. PzDiv. für möglich gehalten hätte. Man muß bedenken, daß gerade „Marschdisziplin" bei der aktiven Truppe groß geschrieben wurde. Im Frieden mußte jede Kompanie mit mindestens 25 m Abstand von Fahrzeug zu Fahrzeug fahren und im Halten scharf rechts heranfahren und diesen Abstand behalten, bzw. bei einem längeren Halt sofort die Straße freimachen und in Deckung ziehen. Ein Vorbeifahren an einer haltenden Kolonne war nur mit Einverständnis des betr. Führers möglich usw. Kurz und gut — gerade auf Marschdisziplin und gute Fahrerei wurde einst bei den Komp.-Besichtigungen größter Wert gelegt. Trotzdem!

Die 3. PzDiv. war auf einer einzigen Vormarschstraße angesetzt, die durch die Tuchler Heide führte. Da sich an einem Bachabschnitt neuer Feind vorgelegt hatte, kam es zu einem längeren Stopp. Und hier sah ich am 2. Tage folgendes Bild:

Auf dem mehrere km langen Waldweg, der z. T. sehr sandig und entsprechend breit war, standen manchmal 3—4 Kolonnen nebeneinander und machten somit jeden Verkehr nach vorn oder rückwärts unmöglich. Dazwischen hielten pferdebespannte Fahrzeuge einer zusammengeschossenen polnischen Nachschub-Kolonne — ein wenig erfreuliches Bild. Ein Fliegerangriff in diesen Haufen hinein hätte wahrscheinlich erhebliche Ausfälle verursacht. Das Ganze wäre jedenfalls im Frieden ein unmögliches Bild gewesen — aber wir waren jetzt im Kriege, wo jeder glaubte, sich beeilen zu müssen, um nichts zu versäumen. Nun, auch dieser Drang legt sich bekanntlich im Laufe der Zeit.

Da ich während der ersten Kriegstage zur „Führer-Reserve" gehörte und lediglich als „Schlachtenbummler" mitfuhr, entschloß ich mich, mangels einer besseren Beschäftigung, wenigstens für Ordnung zu sorgen. Zunächst wurde hinten abgesperrt, um niemand vorbeifahren zu lassen, bis der ganze Weg wieder frei war, und dann ging ich durch das Gewimmel nach vorn zu Fuß vor; denn mit dem Wagen wäre das nicht mehr möglich gewesen.

In diesem zusammengekeilten Haufen stand alles, was man sich denken konnte. Sogar eine Brückenkolonne mit ihren schweren Fahrzeugen und den riesigen Anhängern hatte sich so weit nach vorn geschoben. Die einzelnen Führer erhielten darauf von mir die mehr oder weniger freundliche Aufforderung, schleunigst vom Wege zu verschwinden. Da der Wald sehr dicht war, ergaben sich Schwierigkeiten; aber schließlich war auch das an einigen Stellen möglich. Es dauerte eine lange Zeit, ehe wieder ein einigermaßen einwandfreier Verkehr möglich war. Nun konnten auch die Sanka von vorn durchkommen, die ebenfalls festgesessen hatten. Beim Div.-Stabe angekommen, meldete ich die Verstopfung und die von mir getroffenen Maßnahmen, die gebilligt wurden. Darauf erhielt ich den Befehl, eine Artillerie-Abteilung heranzuholen, auf die man dringend wartete und die noch weiter hinten irgendwo festsitzen mußte. Die Artillerie-Abteilung stand auf der Landstraße so dicht aufgefahren, daß man nur mit Mühe vorbeikommen konnte. Ich sorgte daher für Luft und jagte alles übrige von der Straße herunter. In diesem Augenblick kam General Guderian angefahren und war wenig erfreut, dieses unkriegerische Bild zu sehen. Er war aber zufrieden, als ich ihm meldete, daß ich gerade dabei war, hier aufzuräumen.

Warum ich das so eingehend schildere? Man wird wenig darüber in kriegsgeschichtlichen Abhandlungen finden und erst recht nicht in Rgts.- und Div.-Geschichten, weil man sich ungern an Fehler und falsche Maßnahmen erinnert, und weil man damals trotzdem gesiegt hat. Aber es ist notwendig, darüber in Fachzeitschriften zu sprechen. So sah es jedenfalls zu Beginn der ersten Kriegshandlung aus. Und die **Gründe?**

Da ist zunächst bei einigen Einheiten ein Führerwechsel eingetreten. Komp.-Chefs haben ihre Kompanien abgeben müssen, um entweder in die Führer-Reserve zu treten, beim Ersatz-Btl. zurückzubleiben oder eine höhere Dienststelle einzunehmen. Jüngere und Reserve-Offiziere haben dafür Kompanien erhalten und sind noch ungeübt. Neue Inf.- und Versorgungs-Kolonnen sind inzwischen aufgestellt worden und noch keineswegs „eingespielt".

Am Anfang jeden Krieges ist bei allen Führern der verständliche Wunsch vorhanden, sich nach vorn heranzuhalten und nicht den Anschluß zu verpassen. Ich habe mich damals sehr gewundert, daß ausgerechnet unser Div.-Kommandeur — ein im Frieden in dieser Beziehung gefürchteter Mann — dabei so ruhig blieb, als ich ihm das Durcheinander hinter der Front meldete.
(Er hatte eben mehr Erfahrung und bessere Nerven als Oberstlt. i. G. Hentsch 1914. Die Red.)

Am schlimmsten ist die Fahrerei immer bei höheren Stäben, da sie friedensmäßig meist nicht „eingefahren" sind. Ich habe es zu Beginn des Polen-Feldzuges beim Div.-Stab erlebt, zu dem noch von jedem Truppenteil ein Ordonnanz-Offizier mit Fahrzeug abkommandiert worden war..

Da fährt zunächst jeder, wie er gerade Lust hat. Es überholt — wie ich es erlebt habe — der evangelische Militär-Pfarrer seinen katholischen Amtsbruder, bloß weil er älter ist und der Div.-Arzt den Kriegsgerichtsrat usw. Es dauerte jedenfalls einige Tage, bis sich auch diese Maschinerie eingelaufen hatte.

Auch beim Halten klappte es zunächst nicht. Als ich einmal mit meinem Wagen allein in Deckung fuhr, fragte mich mein Hintermann, was ich da mache? Ich antwortete nur: „Fliegerdeckung!" Das hatte ich gar nicht einmal laut gesagt; aber im Nu war der ganze Stab auseinandergespritzt und hatte die Straße freigemacht. Das gab mir zu denken, und so habe ich das noch bei mancher anderen Gelegenheit „exerziert". Und es klappte!

General Warlimont schildert in seinem Buch folgenden Vorfall: Als seiner Zeit Rommel noch Kommandant des Führer-Hauptquartiers war, hatte er einmal die Aufgabe, vom Hauptquartier in Zoppot aus eine Wagenkolonne mit Hitler an der Spitze in Marsch auf das Gefechtsfeld nördlich Gdingen zu setzen. Es war nicht anders möglich, als dabei in „Doppelkolonne" zu fahren.

Rommel hatte diese Marschform eingeführt, um allen Rang- und Vorfahrtsansprüchen der nicht zur Wehrmacht zugehörigen Besucher gerecht zu werden. Das ging aber nur solange gut, bis Hitler an einer Sperre davonfuhr und Bormann, wie ein Rohrspatz schimpfend, zurückbleiben mußte. Auch so etwas gab es damals! Man kann daraus ersehen, je höher der Stab, je mehr Fahrzeuge, je größer die Schwierigkeiten und je schlechter die Fahrdisziplin. Ich kann mich entsinnen, daß einmal mein Regiment 1942 auf dem Vormarsch nach dem Kaukasus in einer dunklen Nacht von einem fremden Korps-Stab mit unzähligen Fahrzeugen in einem Dorf überholt wurde. Der Korps-Stab fuhr dabei rücksichtslos in die Einheiten hinein, so daß ich nachher Mühe hatte, diese wieder mitzubekommen, zumal der Korps-Stab dann hinter dem Dorf in eine andere Richtung abgebogen war. Dabei hatten wir es keineswegs so eilig, an den Feind zu kommen und hätten dem Korps-Stab gern den Vortritt überlassen. Er durfte sich später gewundert haben, wo seine Funkstelle abgeblieben war, die sich meinem Regiment angeschlossen hatte. So geht es jedenfalls nicht!

Da seiner Zeit die kämpfenden Teile einer Pz.-Division etwa 15 Bataillone oder Abteilungen stark waren, konnte man für eine Pz.-Division 75 km Marschlänge oder 5 Stunden Marschzeit — wenn alles gut geht — annehmen. (Je Bataillon = 5 km oder 20 Minuten Marschzeit [bei 20 km/Std.] = 15 Minuten Marschzeit und 5 Minuten Abstand von Bataillon zu Bataillon.) Ist aber nur ein einziger Engpaß (schlechte Wegstrecke, eingestürzte Brücke oder Kriegsbrücke) vorhanden, der im Schrittempo mit größeren Abständen überquert werden muß, so ergibt sich folgende Rechnung: Jede Kompanie braucht etwa **10 Minuten,** ein Bataillon = **50 Minuten** (5 Kompanien). Für die 15 Bataillone oder Abteilungen einer Pz.-Division — ohne Kolonnen — darf man daher wohl **12 Stunden** ansetzen. Und doch sieht die Wirklichkeit auch dann noch anders aus.

So hatte z. B. im Frankreichfeldzug der Feind am 11. 5. 1940 mit seiner Luftwaffe die Brücken — eine 2. Kriegsbrücke war noch im Bau — und Fährstellen in Maastricht angegriffen. Die Luftangriffe wurden am Nachmittag verstärkt und auch in der Nacht zum 12. 5. fortgesetzt. Er hatte die Gefahr, die ihm aus Maastricht drohte, erkannt und nunmehr den Schwerpunkt seiner Luftangriffe dorthin verlegt.

Hierbei wurde die Kriegsbrücke mehrmals getroffen, und der Bau der zweiten Kriegsbrücke verzögerte sich, so daß der Übergang der 3. PzDiv., der für 17.00 Uhr vorgesehen war, auf 23.00 Uhr verschoben werden mußte, zumal auch die 4. PzDiv. noch nicht ihren Übergang vollzogen hatte. Die letzten Teile der 3. PzDiv. überschritten daher erst um 20.00 Uhr am nächsten Tage die Maas. Der Zeitverlust im Engpaß von Maastricht wirkte sich auch operativ aus. Infolge des späten Herankommens der 3. PzDiv. konnte die gemeinsame Panzerschlacht bei Hannut nicht mehr am 12. 5. — wie ursprünglich geplant — sondern erst am 13. 5 stattfinden.

Abschließend kann man feststellen, daß die Praxis fast immer anders aussieht. Alle vorher noch so sorgfältig aufgestellten Berechnungen werden im Ernstfall über den Haufen geworfen. Daher mein Vorschlag, die Berechnungen schon im Frieden bei kriegsmäßigen Übungen so einfach wie möglich zu machen, glatte Zahlen anzunehmen und stets viele Friktionen einzuschalten, um die Truppe an Selbständigkeit, sinnvolles Handeln je nach der örtlichen Lage zu schulen.

Dr. med. Günther Schönfeld

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz Nr. 5

Lage:

Während einer Gefechtsübung rutscht dem Ladeschützen eines M 48 beim Schließen der Luke der Lukendeckel aus der Hand und schlägt ihm auf den Kopf. Er rutscht bewußtlos in sich zusammen. Der Kommandant läßt halten und den bewußtlosen Kameraden bergen. Auf dem Kopf ist eine kleine, leicht blutende Platzwunde zu sehen. Puls 84/Min., gut tastbar, Atmung und Gesichtsfarbe normal. Nach ca. 3 Minuten kommt der Ladeschütze wieder zu sich und fragt, was eigentlich los sei. Man erzählt ihm den Hergang. Daraufhin meint er, ihm sei zwar ein wenig mulmig, aber von ihm aus könne die Übung schon weitergehen. Er steht auf und geht leicht schwankend auf den Panzer zu.

1. Was liegt vor?

a) Ein Schock?

b) Eine harmlose Ohnmacht?

c) Eine Gehirnerschütterung?

d) Ein Schädelbruch?

2. Was ist zu tun?

a) Platzwunde verbinden, Übung fortsetzen?

b) Den Soldaten zu Fuß zum Truppenverbandplatz schicken?

c) Truppenarzt holen?

d) SpzKrkw anfordern und liegend unter Aufsicht zum Truppenarzt transportieren?

Richtige Antworten:

Zu 1: 1 c), möglicherweise auch 1 d); zu 2: 2 d)

Bemerkungen:

Zu 1 a):

Ein Schock ist an keine bestimmte Verletzung gebunden und stellt ein Kreislaufversagen dar, bei dem die zirkulierende Blutmenge abnimmt. Dabei nimmt die Pulszahl pro Minute zu und der Puls ist schlecht zu tasten. In der Lage war der Puls unauffällig (Schock siehe Augustheft 1965, Seite 131!).

Zu 1 b):

Der Begriff „Ohnmacht" umfaßt meist harmlosere Kreislaufversagen, die z. B. nach langem Stehen oder bei nervalen Schockformen auftreten. Sie sind durch Flachlagerung meist sehr schnell zu beheben. In unserer Lage ist die Ursache der Bewußtlosigkeit offensichtlich in der stattgefundenen Schädelprellung zu suchen.

Zu 1 c):

Gehirnerschütterungen können bei Schädelprellungen jeder Art auftreten. Sie bedürfen stets ärztlicher Untersuchung und Beobachtung. Man erkennt sie an drei typischen Krankheitszeichen, die nach einer Schädelprellung entweder zusammen oder vereinzelt in wechselnder Stärke auftreten können:

1. Bewußtlosigkeit mit einer Dauer von Sekunden bis Stunden.
2. Übelkeit bis zum Erbrechen.
3. Gedächtnislücke, die unter Umständen die Vorgänge vor der Schädelprellung mit einschließen kann.

Bei Vorliegen eines dieser Krankheitszeichen nach einer Schädelprellung ist der Verdacht einer Gehirnerschütterung gegeben und auf jeden Fall eine ärztliche Untersuchung einzuleiten. In unserer Lage waren nach der Schädelprellung Bewußtlosigkeit, leichte Übelkeit und die Gedächtnislücke vorhanden.

Zu 1 d):

Je nach Schweregrad der Schädelprellung kann zusätzlich dabei der Schädelknochen verletzt werden. Die in Laienkreisen oft vertretene Meinung, daß man einen Schädelbruch stets an einer Blutung aus Mund, Nase oder Ohr erkennt, ist unzutreffend. Man muß also bei jeder stärkeren Schädelprellung neben der Gehirnerschütterung mit der Möglichkeit eines Schädelbruchs rechnen, auch wenn äußerlich zunächst kein Anhalt dafür zu erkennen ist. Eine sichere Diagnose kann nur durch spezielle ärztliche Untersuchung gestellt werden.

Die besondere Gefahr des Schädelbruchs liegt darin, daß gleichzeitig Blutgefäße im Schädelinneren einreißen. Die darauf folgende Blutung bewirkt, daß der Druck im Schädelinnern ansteigt, da keine Abflußmöglichkeit für das ausgetretene Blut vorhanden ist. Das Gehirn ist jedoch außerordentlich empfindlich gegen Druckveränderungen im Schädelinneren. Ein ansteigender Druck macht sich äußerlich bemerkbar durch zunehmende Bewußtseinsstörungen, Unterschiede in der Weite und Reaktionslosigkeit der Pupillen (d. h. die Verengung der Pupillen bei Lichteinfall und die Erweiterung bei Abdunkelung fällt aus). Außerdem wird die Pulszahl pro Minute unter Umständen auf extrem niedrige Werte abfallen. Es ist also denkbar, daß jemand nach einer Gehirnerschütterung aus der Bewußtlosigkeit erwacht, sich danach relativ wohlfühlt und erst nach Ablauf einiger Zeit erneut bewußtlos wird.

Zu 2 a):

Die Platzwunde ist selbstverständlich zu verbinden. Der Verletzte darf jedoch auf keinen Fall die Übung fortsetzen.

Zu 2 b):

Würde man den Verletzten zu Fuß zum Truppenverbandplatz schicken, so bestünde die Gefahr, daß er auf Grund einer leichten Blutung im Schädelinnern unterwegs erneut bewußtlos wird und so in unmittelbare Lebensgefahr gerät.

Zu 2 c):

Den Truppenarzt zu holen wäre wenig sinnvoll, da die notwendigen ärztlichen Maßnahmen nicht am Unfallort durchgeführt werden können. Das würde also auf einen Zeitverlust hinauslaufen. Selbstverständlich kann man den Truppenarzt holen, wenn er sich in unmittelbarer Nähe befindet.

Zu 2 d):

Aus den bisherigen Bemerkungen ergibt sich zwangsweise, daß der Verletzte umgehend liegend unter Aufsicht zum Truppenarzt transportiert werden muß. Der beaufsichtigende Kamerad hat:

1. den Puls zu kontrollieren,
2. die Bewußtseinslage zu beobachten und bei Eintritt von Bewußtlosigkeit die Atemwege frei zu halten.

Leutnant Möhring

120 Jahre deutscher Militärsport

„Sport erhält gesund und mehrt die Leistungsfähigkeit. Er fördert Gewandtheit, Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer. Sport härtet den Willen zur Leistung. Er stärkt das Selbstvertrauen und hilft, das Maß für das eigene Leistungsvermögen zu finden. Sport erzieht zur Selbstzucht und zur Einordnung in die Gemeinschaft. Er weckt und festigt den Sinn und das Gefühl für Manneszucht, Kameradschaft und Ritterlichkeit. Darüber hinaus bereitet der Sport Freude und schenkt Entspannung. Sport ist somit ein hervorragendes Mittel der militärischen Ausbildung und soldatischen Erziehung."
ZDv 3/10 „Sport in der Bundeswehr"

Im Jahre 1965 jährte sich der Todestag des ersten Kommandeurs einer deutschen Militärsportanstalt zum hundertsten Male. Am 23. März 1865 starb in Erfurt Major Rothstein, der „Vater Jahn des Heeressportes". Dieser Offizier steht am Anfang von 120 Jahren wechselvoller deutscher Militärsportgeschichte.

1842

Ausgehend von den Prinzipien der Scharnhorstschen Heeresreform und der Erkenntnis, daß Leibesübungen und Wettkampfsport ein wichtiges Erziehungs- und Bildungsmittel für das gesamte Volk darstellten, erging am 6. Juni eine Allgemeine Ordre, in der Gymnastik als ein unentbehrlicher Teil des gesamten Zivil- und Militärbildungswesens bezeichnet wurde. Als Ausbildungszweig findet Gymnastik nun Eingang in die Armee.

1843

Der am 28. August 1810 geborene damalige Oberleutnant Rothstein lernt bei einer Reise nach Schweden an dem von Professor P. H. Ling begründeten Zentralinstitut in Stockholm die dort betriebene Schwedische Gymnastik kennen. Sie regt ihn zu einem längeren Bericht an, welcher das Interesse König Friedrich Wilhelms IV. findet.

1845

Auf Veranlassung des Königs wird Rothstein zusammen mit Leutnant Techow für 10 Monate zu einem gymnastischen Kursus nach Stockholm und für weitere drei Monate nach Kopenhagen zum Studium des dortigen Gymnastischen Centralinstituts entsandt. Die dort gewonnenen Erkenntnisse finden ihren Niederschlag in dem von Rothstein veröffentlichten 507 Seiten umfassenden Werk „Die Gymnastik nach dem System des schwedischen Gymnasiarchen P. H. Ling". Der Abschnitt „Die Wehrgymnastik" wurde für das preußische Heeresturnen richtungweisend und damit zum ersten Vorläufer einer Sportvorschrift. Das Charakteristikum der Ling-Rothsteinschen Gymnastik war die sorgfältige Ausrichtung nach physiologischen und anatomischen Grundsätzen. Der Erzieher muß dabei mit dem „Bau und Mechanismus des Menschen ebenso wie mit den Gesetzen des Geistes und den Bedingungen seiner Erscheinungen im leiblichen Thun" vertraut sein, um „das innere geistige Leben des Kindes erkennen und beurteilen zu vermögen, um die gymnastischen Übungen in richtiger Weise der Natur desselben anpassen zu können."

1847

Am 19. Oktober wird als Folge der aus der Schwedenreise gewonnenen Erfahrungen in Berlin ein „Centralinstitut für den gymnastischen Unterricht in der Armee" gegründet und die beiden an der Reise beteiligten Offiziere mit der Leitung betraut.

1848

Der erste Kursus mit 18 Offizieren wird durch die politischen März-Ereignisse vorzeitig abgebrochen.

1851

Die Arbeit erfährt ihre Fortführung mit der Eröffnung einer Hauptmann Rothstein unterstehenden „Königlichen Central-Turnanstalt" in Berlin. Bei getrenntem praktischen Unterricht wurden gleichzeitig Offiziere, später auch Unteroffiziere und Zivillehrer in einem Ausbildungsprogramm unterwiesen, zu dem Freiübungen, Geräteturnen, Fechten, Schnell- und Dauerlauf, Weit- und Hochsprung sowie Überwinden einer Hindernisbahn gehörten. Die von Rothstein vertretene Art der Leibesübungen stand in ihrer Nüchternheit und Begrenzung auf das Einfache und Notwendige in deutlichem Gegensatz zum deutschen Turnen Jahns, dessen Übungen aus der Freude am Kunststück, aus der Lebensbejahung und Verwurzelung im Volkstum erwuchsen. Aus Sorge um die Harmonie der körperlichen Entwicklung griff Rothstein dies scharf an als „leere Kunst und wesenloser Schein" und brandmarkte insbesondere die Überbetonung der Stützübungen an Reck und Barren. Gutachten und Gegenschriften lösten einen regelrechten Barrenstreit aus.

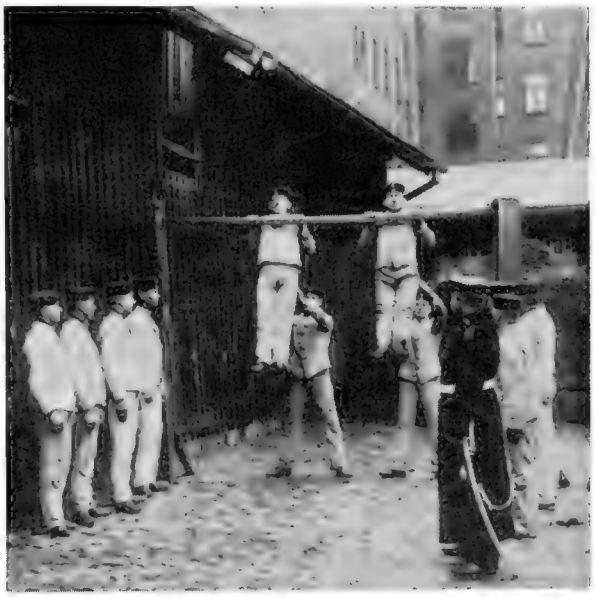
1863

Verbittert über die Angriffe nahm Major Rothstein, in der Gesundheit schwer geschädigt, seinen Abschied und starb zwei Jahre später in seiner Geburtsstadt.

1877

Zwölf Jahre danach kam es zur Trennung zwischen dem militärischen und zivilen Zweig der „Königlichen Central-Turnanstalt" in eine „Turnlehrer-Bildungsanstalt" und eine „Militär-Turnanstalt (MTA)" in Berlin. Letztere bestand in der Scharnhorststraße bis zum Kriegsausbruch 1914.

Das Erlebnis der ersten Olympischen Spiele wirkte sich auch auf die weitere Entwicklung der Leibesübungen in Deutschland günstig aus. Die kalte Systematik streng vorgeschriebener Turnübungen,



1906

1911

die in ihrer überbetont exakten Ausführung dem natürlichen Bewegungsrhythmus entgegenstanden, und der Zwang einer „Anwendung der athletischen Übungen auf den Waffendienst" mit Exerzier- und Anschlagübungen mit Gewehr oder einem sechs Pfund schweren Eisenstab wichen der lebendigen Gestaltung eines einheitlich organisierten und systematisch betriebenen Turnbetriebes. Auch in der freiwilligen sportlichen Betätigung der Vorkriegszeit zeigten sich Ansätze zur heute gültigen Form der Leibesübungen. Leichtathletik und Fußball traten in bescheidenem Ausmaß in den Kreis der vom Heer betriebenen Sportarten.

1914

Das ein Jahr vorher in Berlin erbaute „Deutsche Stadion im Grunewald" bildete den Ort der ersten deutschen Armee-Meisterschaften. Sieger im 400 m-Lauf war der Hohenzollernprinz Friedrich Karl von Preußen, der neben dem letzten deutschen Kronprinzen und Prinz Sigismund ausschlaggebende Verdienste in der Durchsetzung eines modernen Sportbetriebes bis in die Linienregimenter der Provinz hinab hatte. *(Generalfeldmarschall v. Reichenau gehörte auch dazu. Die Red.)*

1916

Nach zweijähriger Bauzeit wurde in Wünsdorf, 40 km südlich von Berlin, inmitten der märkischen Landschaft, eine weiträumige und hochmoderne Turn- und Sportanstalt eröffnet. Mit allein vier Ausbildungshallen für Turnen, Leichtathletik, Boxen und Spiele, einer Schwimmhalle sowie zahlreichen Sport- und Tennisplätzen, Sprung- und Wurfanlagen, bildete diese Stätte den späteren Mittelpunkt des Heeressportes.

1919

Sonderauflagen der Siegermächte im Versailler Diktat ließen zunächst die Einrichtung von Militärschulen nicht zu, der erste Sportlehrgang ist zugleich auch der letzte. In den nachfolgenden drei Jahren fanden derartige Schulungen bei den Gruppenkommandos I in Dresden (Hptm. Born) und II in Stuttgart-Cannstatt (Hptm. Süren) statt.

1924

Beide Gruppenkommandos wurden in Wünsdorf vereinigt zur „Heeressportschule", deren Kommandeur im Range eines Obersten stand. Wurden zunächst jährlich zwei Lehrgänge zu je fünf Monaten Dauer für jüngere Offiziere und Unteroffiziere durchgeführt, so wurden diese später verkürzt auf eine Dauer von zuerst zwölf, dann sechs Wochen. Der Stoffplan sah u. a. Geschichte, Sportliche Ausbildung, Allgemeine Übungslehre, Organisation und Gesundheitslehre vor. Der Sportmedizinischen Forschung wurde große Beachtung geschenkt. Die „Angewandten Leibesübungen", die „Wehrsportübungen" und das Bajonettieren im Drillich wichen den im Sportanzug betriebenen reinen Leibesübungen in den uns heute vertrauten Pflichtgebieten. Handball, Basket- und Volleyball wurden eingeführt und das Reiten und Fechten der Offiziere im modernen Fünfkampf zusammengefaßt. Dem Sport in der Freizeit wurde vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt. Militär-Sportvereine für den außerdienstlichen Sport entstanden überall.

Wenn auch nicht in allen Einheiten die Leibesübungen den in der Sportvorschrift vorgeschriebenen selbstverständlichen Bestandteil der Militärischen Ausbildung darstellten, so wurde die Wehrmacht doch als Folge einer neuen Auffassung vom Sinn der Körpererziehung zur „Pflanzstätte des Sports, und zwar eines echten, wirklichen Sports, der freiwillig betrieben und bei dem ohne Rücksicht auf den militärischen Rang kameradschaftlich gekämpft wurde" (Carl Diem).

1935

Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und Schaffung der Luftwaffe wird in Berlin-Spandau eine Luftwaffen-Sportschule errichtet. Eine Marine-Sportschule bestand bereits vorher in Flensburg-Mürwik.

1936

Die Olympischen Spiele in Berlin sind eine glanzvolle Bestätigung des in der Deutschen Wehrmacht gepflegten Militärsportes. In der Harmonie von Breitenarbeit und Förderung des Spitzensportes erwies sich eine Richtung erfolgreich, die von der Kniebeuge des jüngsten Rekruten bis zur Weltrekordleistung des Diskuswerfers verlief. Neben vielen namhaften Leicht- und Schwerathleten, Boxern, Schwimmern und Reitern seien nur der Turner Schwarzmann genannt, der Weitspringer und Sprinter Feldwebel Leichum.

der Hürdenläufer Leutnant Hölling, der Zehnkämpfer und heutige Sportlehrer an der Heeresoffizierschule I Hannover, Huber, der Sieger im modernen Fünfkampf, Oberleutnant Handrick, der Ringer Schweikart und nicht zuletzt das Mitglied der siegreichen deutschen Rudermannschaft, der jetzige Oberstleutnant und Kommandeur der Sportschule der Bundeswehr, Paul Söllner.
Der Krieg und dessen Ausgang beendeten diese stolze und zukunftsreiche Entwicklung.

1955

Mit der Aufstellung der Bundeswehr am 12. November, dem 200. Geburtstage Scharnhorsts, stellte sich die Forderung nach zeitgemäßer Sportausbildung in der Armee aufs Neue, bildet doch die physische Leistungsfähigkeit aller Soldaten gerade in modernen Streitkräften den Ausgangspunkt für den militärischen Erfolg. Fortschreitende Technisierung hat die Ausbildung auf der einen Seite umfangreicher und vielfältiger werden lassen und auf der anderen Seite zu einer Beschränkung auf das Notwendigste gezwungen. Stunden mit hauptsächlich körperlichem Einsatz sind solchen des technischen und des Waffendienstes gewichen. Hier entsteht die Gefahr der Verkümmerung und einseitigen Beanspruchung des Gesamtorganismus und damit einer allgemeinen Verminderung der körperlichen Leistungsfähigkeit.
Die Gesundheit unseres industriell so geforderten Volkes zeigt bereits deutliche Abnutzungsschäden, der Großteil unserer Jugend bringt eine unzureichende körperliche Belastbarkeit mit. Mancher junge Mensch ist sich der in ihm ruhenden Kräfte und des Gesetzes ihrer Anwendung nicht mehr bewußt.
Der Sport selbst ist als Großmacht der Gesellschaft von der Versuchung bedroht, Kulisse für Sensation und Erregung zu bilden, an denen sich die Masse berauscht. Statt Universalität der Leistung und Harmonie der Kräfte interessiert nur mehr der überzüchtete Einzelrekord einiger „sorgfältig vor Zugluft zu hütender, vibrierender Sportstars".
Der Sport in der Bundeswehr soll den Gegebenheiten und Notwendigkeiten Rechnung tragen. Das Ziel körperlicher Ertüchtigung ist die Hebung und Erhaltung der Gesundheit, der körperlichen Leistungsfähigkeit und damit der Einsatzfähigkeit des Soldaten. Unter dem Motto „Kampf der Bewegungsarmut" gilt das Hauptaugenmerk nicht der Höchstleistung des einzelnen, sondern der wachsenden Leistung des Durchschnitts. Damit übernimmt die Bundeswehr eine von anderer Seite vernachlässigte Verpflichtung der gesamten männlichen Jugend unseres Volkes gegenüber.
Im Gegensatz zur Wehrmacht, die getrennt nach den Wehrmachtsteilen Sportvorschriften und Sportschulen schuf, hat die Bundeswehr die Notwendigkeit der Leibeserziehung in der gleichen Grundlage für alle Soldaten ohne Berücksichtigung ihres Alters und ihrer Verwendung erkannt. Besonderheiten werden nur dort zugelassen, wo es der Dienst unter besonderen Verhältnissen fordert. Bei einer Ausbildungszeit von wöchentlich dreimal 90 Minuten umfaßt die für alle Soldaten geltende Allgemeine Sportausbildung kleine Spiele, Gymnastik mit und ohne Gerät, Boden- und Geräteturnen, Leichtathletik, Schwimmen, Boxen, Skilauf und neben einer Reihe anderer Ballspiele Volley- und Basketball. Das Ziel der Sportausbildung ist bei dem hohen Prozentsatz von Nichtschwimmern in der Bundeswehr (50 %) der Erwerb des Freischwimmerzeugnisses durch jeden Soldaten und die Erfüllung der für das Deutsche Sportabzeichen, die Scheine der DLRG oder der Wasserwacht im DRK notwendigen Prüfungen durch möglichst viele Soldaten.
Die „Besondere Sportausbildung" umfaßt Modernen Fünfkampf, Degenfechten, Sportschießen, Fallschirmspringen, Judo, Fuß- und Handball.
Nicht in den Rahmen der Sportausbildung der Bundeswehr gehören die „in Wettkampfform durchgeführten militärischen Übungen", wie z. B. Motorsport oder Schießwettkämpfe, Wettmarschieren, Kutterregatten und -segeln sowie militärische Ski-Wettkämpfe außerhalb der CISM-Bestimmungen.
Leistungssportler bildet die Bundeswehr planmäßig nur im Modernen Fünfkampf als der „wahren Weihe des vollkommenen Athleten" aus. Die Übungen des Fünfkampfes müssen an fünf aufeinanderfolgenden Tagen ausgetragen werden und umfassen im einzelnen: Geländeritt auf fremdem Pferd über 1500—5000 m mit bis zu 25 naturnahen Hindernissen, Degenfechten auf Treffer gegen jeden Teilnehmer, Pistolenschießen mit 20 Schuß auf 25 m und Zeitbegrenzung von drei Sekunden pro Schuß, 300 m Freistil-Schwimmen und 4000 m-Geländelauf.

1956

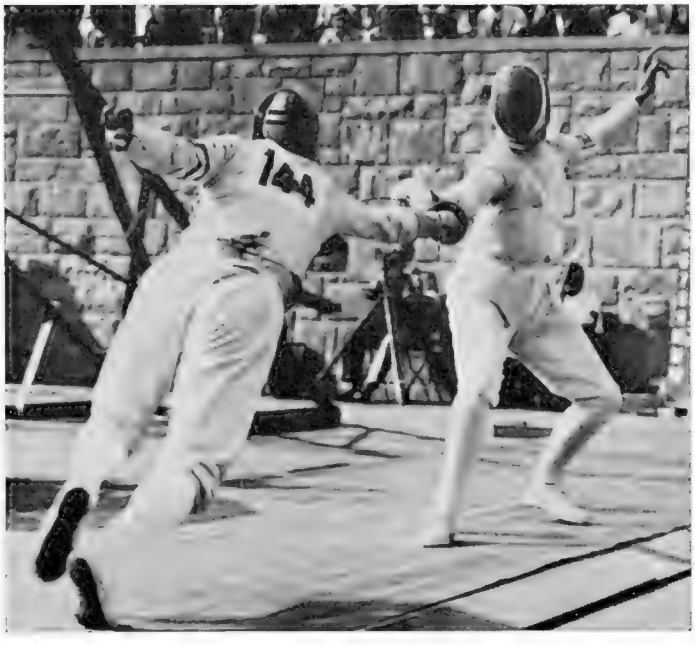
Etwa 100 Jahre nach Gründung der „Königlichen Central-Turnanstalt" nahm am 28. November in der Generaloberst-Beck-Kaserne in Sonthofen die Sportschule der Bundeswehr ihren Dienst auf. Offiziell eröffnet wurde sie im folgenden Jahre am 5. Februar durch den damaligen Befehlshaber im Wehrbereich VI, Generalmajor Pemsel.

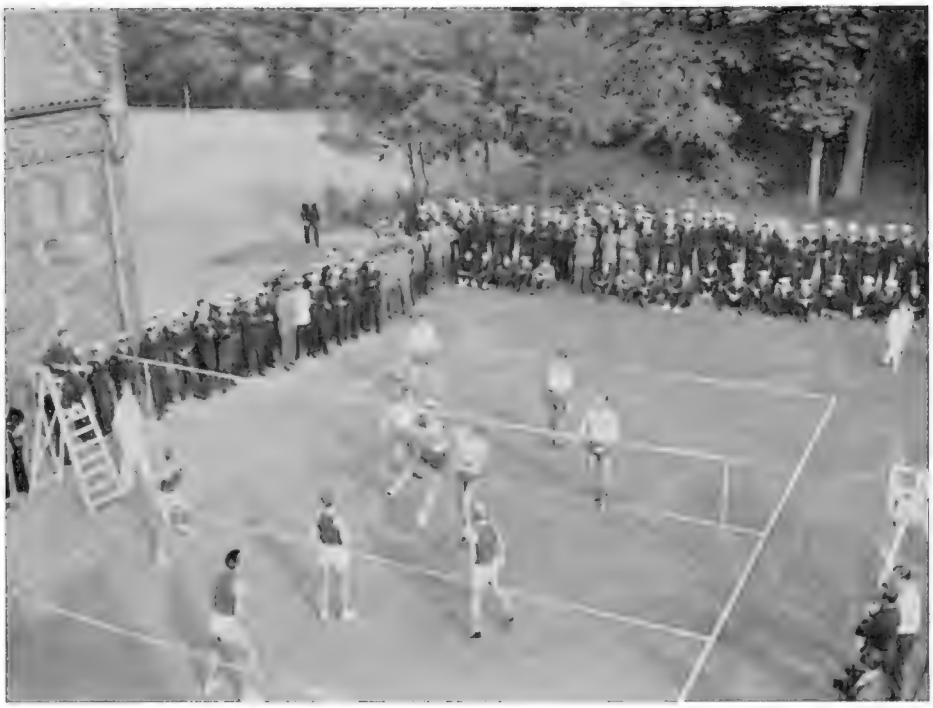
1958

In Mittenwald werden die ersten Heeres-Ski-Meisterschaften ausgetragen und die Bundeswehr tritt zur Pflege internationaler Sportwettkämpfe und zum Austausch von Erfahrungen dem CISM (Conseil International du Sport Militaire) bei, dem heute 34 über den Kreis der NATO-Staaten hinausgehende Nationen angehören.

1961

Nach den Oberstleutnanten Ballhorn und Gruber übernimmt am 1. November Oberstleutnant Söllner als Kommandeur die Sportschule. Nach seinen Worten vermittelt die Schule jedem Lehrgangsteilnehmer „die Einsicht in die Notwendigkeit der körperlichen Ertüchtigung über den Weg einer methodischen und zweckmäßigen Sportausbildung — erarbeitet Richtlinien und Merkblätter, wertet neue Erkenntnisse auf dem Gebiete des Sportes aus und untersucht deren Anwendungsmöglichkeit in der Sportausbildung des Soldaten und pflegt schließlich Kontakt mit zivilen Sportverbänden im örtlichen und überörtlichen Rahmen und mit Sportmannschaften von NATO-Truppenteilen".





1962
Ähnlich den Bundesjugendspielen der allgemeinbildenden Schulen führte die Bundeswehr den Heeressporttag als eine der vielfältigen Prüfungen ein, die ein deutliches Bild vom sportlichen Geist der Einheit und der körperlichen Entwicklung der Soldaten vermitteln.

1963
Von allen deutschen Militärsportschulen der Vergangenheit ist die Schule in Sonthofen diejenige mit den meisten und am stärksten belegten Lehrgängen. Über 1000 Soldaten aller Dienstgrade nahmen 1963 an den fünfwöchigen Sportleiterlehrgängen teil. Stark bebeschickt waren auch die zwei- bis dreiwöchigen Sportleiter-Fachlehrgänge, in denen ausgewählte junge Offiziere und Unteroffiziere befähigt wurden, in der Truppe Fachgebiete der Allgemeinen und Besonderen Sportausbildung zu leiten. Sport-Fachlehrgänge dienen der Förderung bereits qualifizierter Sportler der Bundeswehr. Daneben gibt es u. a. Offizierlehrgänge für Stabsoffiziere, Kompaniechefs und Sanitätsoffiziere zur Unterrichtung über die Sportausbildung in der Bundeswehr. Im Jahre 1963 zählten zu den über 3000 Teilnehmern an insgesamt 84 Lehrgängen der Sportschule der Bundeswehr auch 174 ausländische Soldaten, davon gehörten 99 Soldaten den englischen, 54 den französischen und der Rest den türkischen, koreanischen und bolivianischen Streitkräften an. Neben vielen anderen Tagungen und Wettkämpfen war die Schule im gleichen Jahre Ort des Trainingslehrganges der Olympia-Mannschaft des Deutschen Ski-Verbandes.

1964
Die Aushändigung der Zentralen Dienstvorschrift 3/10 „Sport in der Bundeswehr" an die Truppe sowie zahlreiche Verlautbarungen von Seiten des Bundesverteidigungsministeriums und des Deutschen Sportbundes lassen das Jahr 1964 als das wichtigste, weil grundlegendste Jahr des Sportes in der Bundeswehr erscheinen. Seit diesem Zeitpunkt tragen auch alle Dienststellen und Einheiten der Bundeswehr jährlich den Soldaten-Sportwettkampf aus in den Disziplinen Kurzstreckenlauf, Weitsprung, Kugelstoßen und Langstreckenlauf. Grundlage der Leistungswertungen sind die Bestimmungen für das Deutsche Sportabzeichen. Der Erfolg der Sportausbildung in der Bundeswehr wird deutlich, wenn man hört, daß von den 264 083 Teilnehmern aller Dienstgrade am Soldaten-Wettkampf 1964 22 % in jedem der vier Wettbewerbe mehr als zehn Punkte erreichen konnten. Nicht nur in statistischen Ergebnissen schlägt sich dieser Leistungszuwachs nieder, sondern er wird auch von den Soldaten selbst empfunden.
Das 7. Sportfest der Offizierschulen wurde am 5./6. September an der Marineschule in Flensburg-Mürwik mit einer Beteiligung von 400 ausgewählten Offizieranwärtern in den Wettbewerben Leichtathletik, Handball und Schwimmen durchgeführt.

Gemessen an der kurzen Aufbauzeit und den vielfältigen Schwierigkeiten sind die Leistungen der Bundeswehr im nationalen und internationalen Sport um so beachtlicher. Bislang nahm die Bundeswehr nur am olympischen und nicht auch am militärisch angewandten Wettkampfprogramm des CISM teil. Dabei errang sie in 33 dieser Meisterschaften 13 Gold-, 26 Silber- und 47 Bronzemedaillen, ein Drittel davon allein im Jahre 1964. Militärsportbegegnungen außerhalb des CISM-Rahmens zeigten ein gleich gutes Bild, so bei den Boxmeisterschaften von AIRCENT, dem 3. Internationalen Sternflug Baden-Baden oder im NATO-Reitturnier in Mönchen-Gladbach.
Bei den 3. Deutschen Meisterschaften im Modernen Fünfkampf gewann im September in Warendorf Oberleutnant Dieker mit 5109 Punkten vor dem Feldwebel Todt zum zweiten Male den Titel eines Deutschen Meisters. Vierter wurde Oberleutnant Wrede, der spätere Sieger im Bundeswehrvergleichskampf. Bei allen Länderkämpfen schnitten Bundeswehrangehörige als beste Deutsche ab. Die im Mai 1964 abgehaltenen Internationalen Fünfkampf-Militärmeisterschaften in Texas sahen die erstmals startenden fünf deutschen Teilnehmer mit je einer Silbermedaille in der Einzel- und der Mannschaftswertung hinter den USA erfolgreich. Damit wurde erneut die wachsende Bedeutung der Fünfkämpfer der Bundeswehr unterstrichen und die Richtigkeit des Weges, welcher vor dem Zweiten Weltkrieg schon einmal zur Spitzenstellung Deutschlands im Modernen Fünfkampf führte.

1965
Die Heeres-Skimeisterschaften fanden zum sechsten Male im Januar erneut in Garmisch-Partenkirchen statt. 450 Teilnehmer, darunter zahlreiche Gäste aus den Teilstreitkräften, dem Bundesgrenzschutz, dem Zollgrenzdienst und der Grenzpolizei, starteten im militärischen Einzellauf, dem Riesenslalom und dem Höhepunkt der Wettbewerbe, dem militärischen Ski-Patrouillenlauf. Im Einzel- und Mannschaftslauf hatten sie eine Strecke von 15 km mit einer Schießübung zu durchlaufen. Vor 25 000 Zuschauern fanden diese Wettkämpfe und ihr umfangreiches Rahmenprogramm einen glanzvollen Abschluß.
Stets standen Leibesübungen in engem Zusammenhang mit der Wehrerziehung des Volkes. Der Geist der Freiheit und Selbstbestimmung hat über die strenge turnerische Form der Vergangenheit und den Sport zu einer allumfassenden Gültigkeit für jeden einzelnen geführt. Dabei ist vielerorts der Mensch als Einheit verlorengegangen. Ihn wieder als Gesamtheit zu sehen, müssen wir erneut lernen, denn der Mensch steht durch alle Zeiten hindurch im Mittelpunkt der Bemühungen. Als Staatsbürger in Uniform ist er Ausgangspunkt der Menschenführung in der Bundeswehr.

Jörg W. Gust

Offizierausbildung in Österreich

Auswahl der Offizieranwärter

Wer im österreichischen Bundesheer Offizier werden will, muß Matura haben, ledig, jünger als dreißig Jahre und österreichischer Staatsangehöriger sein. Der präsumtive Offizieranwärter, der diese Bedingungen erfüllt, muß zunächst seinen ordentlichen Präsenzdienst ableisten, und zwar zum Teil bei der Truppe und zum Teil bei den sog. Maturantenkompanien, in denen Offizier- und Reserveoffizieranwärter zusammengefaßt werden. Diese Einrichtung der Maturantenkompanien ist eine umstrittene Angelegenheit. Vielfach wird es für zweckmäßiger gehalten, die Offizieranwärter zusammen mit den Mannschaften dienen zu lassen, so daß die Möglichkeit einer Auflösung der Maturantenkompanien nicht ausgeschlossen ist.

Nach sechs bis sieben Monaten Präsenzdienst kommen die präsumtiven Offizieranwärter zur Theresianischen Militär-Akademie in Wiener Neustadt, wo jeder zunächst den Führerschein machen muß. Im Anschluß an die Kraftfahrausbildung folgt der sog. Auswahlkursus. Hier wird der Maturant überprüft, ob er tatsächlich die geistige und körperliche Eignung für den Offizierberuf hat. Zwar setzt man bei einem Maturanten gewisse geistige Qualitäten voraus, es muß aber noch die charakterliche Eignung überprüft werden. Ist der Auswahlkursus beendet, werden die Offizieranwärter, die sich geistig bezw. charakterlich und körperlich qualifiziert haben, in den ersten Jahrgang an der Militär-Akademie aufgenommen.

Die Theresianische Militär-Akademie

Die Alma Mater Theresiana ist z. Zt. die einzige Akademie des Bundesheeres. In der Kaiserzeit gab es deren drei, und zwar war die älteste die technische Akademie für Artilleristen und Pioniere in Mödling bei Wien. Sie wurde im Jahre 1717 von Kaiser Karl VI. gegründet. Die Theresianische Akademie wurde 1751 von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet, aber erst ein Jahr später wurde der Betrieb aufgenommen. Der Kaiser Franz Josef gründete dann 1912 noch eine Akademie für die Landwehr und für die Kaiserschützen in Wien. Nachfolgerin dieser drei Akademien ist die heutige Alma Mater Theresiana, die der Heranbildung der Offiziere des österreichischen Bundesheeres aller Waffengattungen dient. An der Militärakademie befindet sich auch die Bundesoberrealschule, an der befähigte Unteroffiziere ihre Matura nachmachen können. Es handelt sich um eine richtiggehende Schule, um ein Bundesrealgymnasium, allerdings nur um die Oberstufe, nicht die Unterstufe. Unteroffiziere, die von ihren Vorgesetzten die Beurteilung „Zum Offizier geeignet" bekommen haben, legen hier nach einem Vorbereitungssemester die Aufnahmeprüfung in Deutsch, Englisch, Mathematik, Geschichte und Geographie ab. Wer die Aufnahmeprüfung besteht, kann in relativ kurzer Zeit — nämlich nach drei Jahren — vollgültige Matura machen. Die Bundesoberrealschule hat einen zivilen Direktor, zivile Professoren und einen militärischen Kommandanten, der natürlich nur die Schüler befehligt. Die Absolventen der Bundesoberrealschule haben während der dreijährigen Unterrichtszeit neben ihren Schulfächern noch sechs bis sieben Wochenstunden militärische Ausbildung, und zwar hauptsächlich Exerzieren und Gefechtsdienst. Wer die Matura gemacht hat, kann in den ersten Jahrgang an der Militärakademie aufgenommen werden.

Ausbildung der Militärakademiker

Die an der Militärakademie unterrichteten Fächer lassen sich in drei große Gruppen einteilen:

A. Militärische Ausbildung

Taktik	Geländelehre
allg. Gefechtsdienst	Militärgeographie
Exerzierdienst	ABCR-Abwehrdienst
Waffen- und Schießausbildung	Sanitätsdienst
Panzerlehre	Berufs- und Standespflichten
allg. Pionierdienst	Innerer Dienst
Fernmeldedienst	Kraftfahrwesen
Artilleriedienst	Körperausbildung
Fliegerlehre	Alpinausbildung
Fliegerabwehrlehre	

B. Allgemeinbildender Unterricht

Staatslehre	Kriegsgeschichte	Zeitgeschichte
Wehrrecht	Volkswirtschaftslehre	Pädagogik
Völkerrecht	Soziologie	Fremdsprachen

C. Fachausbildung

Infanterie	Panzertruppe	Tel-Truppe	Fliegerabwehrtruppe
Artillerie	Pioniere	Fliegertruppe	

Dabei entfallen von den Unterrichtsstunden 46,9 % auf die praktische Ausbildung, 41,9 % auf die theoretische und 11,2 % auf den allgemeinbildenden Unterricht. Die allgemeine militärische Ausbildung ist für sämtliche Militärakademiker gleich, und zwar ist die Ausbildung einheitlich für alle Waffengattungen im ersten Jahrgang und im zweiten Jahrgang bis etwa Mai. Nun werden die Akademiker den einzelnen Waffengattungen zugeordnet und kommen in die Waffenklassen, sie erhalten also ihre Spezialausbildung direkt an der Waffenschule. Die Ausbildung an der Waffenschule wird im dritten Jahrgang zu Weihnachten unterbrochen. Nach Weihnachten bis Ende April finden dann für die Akademiker die Hochschulvorlesungen durch Universitätsprofessoren aus Wien statt. Sie umfassen Staatslehre, Völkerrecht, Zeitgeschichte, Volkswirtschaftslehre und Soziologie. Diese Gruppe von Lehrfächern, die insbesondere der Allgemeinbildung dient, hat allgemein Aufsehen erregt. Hier kommt der Gedanke zum Tragen, daß es in der heutigen Zeit nicht genügt, sich allein auf das Handwerk zu beschränken. Allerdings ist dieser Gedanke eigentlich nicht so neu, schließlich gab die Kaiserin Maria Theresia in ihrem Befehlsschreiben an den ersten Oberdirektor der Akademie, den Feldmarschall Graf Daun, die Weisung: „Mach' Er tüchtige Officiers und rechtschaffene Männer daraus!" Diese Weisung kann sicherlich als zeitlos gültig angesehen werden. Als interessant müssen dann noch die Vorlesungen in Pädagogik genannt werden. Im ersten und zweiten Jahr haben die Akademiker je eine Wochenstunde in diesem Fach. Das ist vielleicht nicht allzuviel, aber sie werden ja noch bei anderem Dienst, z. B. im Gefechtsdienst, direkt dazu angeleitet, wie sie sich etwa als Ausbilder und als Vorgesetzte zu verhalten haben. Daneben übt der angehende Offzier noch inneren Dienst. Er muß ja auch die Behandlung etwa von Disziplinarfällen oder reinen Ordnungswidrigkeiten beherrschen. Kerngedanke ist eben nicht die reine Ausbildung, sondern die Erziehung gehört auch dazu.

Nach Beendigung der Hochschulvorlesungen kehren die Offizieranwärter an die Waffenschule zurück, wo sie bis zu den Akademieferien, die jedes Jahr im August sind, bleiben. Im Anschluß an die Ferien kehren die Fähnriche zur Akademie zurück und machen nun am Ende ihrer Ausbildung die sog. taktische Abschluß- oder Übungsreise, bei der sie noch einmal Österreich geographisch und geopolitisch kennenlernen, bevor sie nach der Ausmusterung zum Leutnant zur Truppe gehen.

Beim Abschreiten der Ehrenformation

Tradition bei der Ausmusterung an der Militär-Akademie

Besondere Erwähnung verdienen vielleicht noch die Körperausbildung und die Fremdsprachen. Die Körperausbildung ist unterteilt in allgemeine und spezielle. Die allgemeine beinhaltet vier Wochenstunden Leichtathletik für jeden Akademiker, während sie bei der spezialisierten fakultativ Leichtathletik, Fechten, Reiten, Judo und Fallschirmspringen vorsieht. An der Militärakademie befindet sich die einzige Fallschirmspringerstaffel und auch die einzige Reitstaffel. Für diese spezialisierte Körperausbildung steht der Mittwochnachmittag zur Verfügung. Es können allerdings nicht alle Disziplinen gewählt werden, sondern sie werden aufgeschlüsselt. Hinzu kommt noch die Alpinausbildung im ersten und zweiten Jahr mit je vierzehn Tagen Sommer- und Winteralpinausbildung. Die Alpinausbildung ist verbindlich, es handelt sich aber um die sog. Truppenalpinkurse. Vom Hochalpinisten werden andere Schwierigkeitsgrade verlangt.

Was die Sprachen anbelangt, so wird von jedem Akademiker verlangt, daß er eine Fremdsprache weiterlernt. Die Sprachen werden in zwei Gruppen unterteilt. Die erste Gruppe umfaßt die Weltsprachen. Hier wird Englisch, Französisch und Russisch gelehrt. In der zweiten Gruppe werden die Nachbarsprachen — Italienisch, Serbo-Kroatisch und Ungarisch gelehrt. Die Fremdsprachen werden prozentual vorgeschrieben, damit nicht jeder die Sprache, die er am Gymnasium am besten beherrscht hat, weiterlernt. Ziel des Sprachunterrichts ist die Befähigung zum Dolmetscher. Allerdings hat man die Erfahrung gemacht, daß eine ganz von vorn begonnene Sprache kaum zu diesem Ziel führt. Bei den Nachbarsprachen nimmt man es in Kauf, daß dieses Ziel nicht immer erreicht wird, bei den Weltsprachen ist man zu einer anderen Lösung gekommen. Da nur wenige Leute mit Vorkenntnissen in Russisch und Französisch an die Akademie kommen, werden an der Bundesoberrealschule diese zwei Sprachen alternierend unterrichtet. So deckt man an der Militärakademie praktisch den Eigenbedarf.

Laufbahn des Offiziers

Nach etwa vier Dienstjahren wird der österreichische Offizieranwärter zum Leutnant ausgemustert, nach vier weiteren Dienstjahren wird er zum Oberleutnant befördert und nach sechs Dienstjahren als Oberleutnant schließlich zum Hauptmann 2. Klasse. Diese „automatische" Beförderung ist bei einwandfreier Dienstleistung nur vom Dienstalter abhängig. Die sog. „freie" Beförderung — Hauptmann 1. Klasse, Major 1. und 2. Klasse, Oberstleutnant, Oberst und Generalmajor — ist dann abhängig von der Verwendung und dem Verwendungserfolg. Im Vergleich zu dem recht langsamen Aufstieg des Offiziers mutet die viel zu kurze Dienstzeit der Wehrpflichtigen von neun Monaten seltsam an. Bei dieser kurzen Präsenzzeit ist es jedoch besonders wichtig, gründlich ausgebildete Offiziere zu haben, um die jungen Rekruten zu tüchtigen Soldaten auszubilden, obwohl man dabei auch nicht die Gefahr einer Überalterung des Offizierkorps außer acht lassen darf.

Wolfgang Schneider:

Das Buch vom Soldaten

Geschichte und Porträt einer umstrittenen Gestalt. 502 Seiten, illustriert, Leinen, Preis DM 24,80. Erschienen im August 1964 im Econ-Verlag, Düsseldorf-Wien.

Der Autor dieses aufrüttelnden, männlichen Buches geht von der Tatsache aus, daß sich die Forschung bisher mehr für die Kriege und für die Feldherrn interessiert hat als für das Wesen des Soldaten an sich. Auch die militärische Fachliteratur — von der Unterhaltungs- und Kriegsliteratur, die den Soldaten entweder verherrlicht oder verunglimpft, ganz zu schweigen — behandelt aus naheliegenden Gründen immer nur einseitig Teilaspekte des Soldatentums.

Neue Wege ist der Verfasser gegangen, indem er mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Objektivität eine erstaunliche Analyse des Soldaten im Laufe der Geschichte von rund 6000 Jahren — denn Krieger gab es schon seit Menschengedenken — unternimmt. Die großartige, fesselnde Untersuchung Schneiders führt uns durch alle Zeiten und quer durch alle Völker und Nationen.

Wir erhalten wohlbegründete Antworten auf die Fragen: Seit wann gibt es überhaupt Krieger? Wie, warum und wann kam es zur Entwicklung des Soldaten? Wann war die Blütezeit der Söldner? Wie und wann entstand der Ritter? Wie kämpften sie alle und welche Entwicklung nahmen die Waffen? Wie kam es von den Stammesfehden zum Krieg mit beschränktem Ziel, indem es wohl darauf ankam, den Krieg zu gewinnen, aber den Gegner zu schonen? Zu welchen Zeiten und warum gab es den totalen, also unbeschränkten Krieg mit dem Ziel der Ausrottung einer Nation? Welche Entwicklung nahmen Waffen, Kriegsmaterial, Taktik, Waffengattungen und Heere?

Wir erhalten eine Fülle von Beispielen von Kriegslügen, Kriegsvorwänden, Kriegsursachen, Kriegsanlässen und Kriegseinwirkungen. Der Autor beweist, daß „die zivilisierten Völker der Barbarei so nahe sind, wie das geschliffene Eisen dem Rost" und behandelt ausführlich die Wechselbeziehungen zwischen Mut und Angst. Er stellt Untersuchungen an über verschiedene Gehorsamsformen, behandelt die Frauendienstpflicht und stellt dem Drill von Sparta den in Mazedonien, Schweden, Frankreich, Preußen, USA und schließlich den in der Bundeswehr gegenüber. Er behandelt die Fahnen, Orden, Auszeichnungen, Beförderungen, Garden, Militärmusik und die Auswirkungen der Traditionspflege. An vielen Beispielen beschreibt er die Leiden und Entbehrungen des Soldaten und des Verwundeten, die Erniedrigung des Gefangenen und die „Gehirnwäsche" als die gemeinste Form der Mißhandlung. Vom Zweikämpfer der Antike bis zum Kamikazeflieger im Atomzeitalter weist der Autor die Wechselbeziehung von Held und Tragödie nach und untersucht den Sinn und Wert der Selbstmordpiloten. Wie kommt es zur Überwindung des Selbsterhaltungstriebes? Gibt es gemeinsame Eigenschaften der Kämpfer, und wie wird der Soldat von morgen aussehen? Ist Drill überlebt? Wie sieht die Entwicklung vom Freischärler zum Partisanen aus? Brauchen wir künftig überhaupt noch Soldaten? Warum preisen die Heldenmythen die Niederlagen?

Alle Antworten, die der Autor bringt, sind einwandfrei durch die klassischen Kriegshistoriker und -theoretiker belegt. Aber neben dem Feldherrn, Heerführer werden Freud, Remarque, Richthofen, Jünger, Hemingway, Tolstoi, Stefan Zweig, Churchill usw. mit ihren Äußerungen gestellt. Die Lektüre wird durch die Vielzahl von Aussagen und verblüffende Anschaulichkeit ungemein fesselnd.

Fahnenflucht, Meuterei, Wehrdienstverweigerung, die Chancen des Pazifismus und Abrüstung und Kontrolle werden in ihren subjektiven Motiven wie ihrem objektivem Wert für die Friedenssicherung und danach in ihrem Wert für die Allgemeinheit eingehend untersucht. Die Vor- und Nachteile einer Weltregierung werden durch Schneider abgewogen. Vor uns entrollt sich das ungeheure Panorama einer Weltgeschichte des unbekannten Soldaten. Wir erleben seine Freuden, seine Leiden, seinen Triumph, seinen Opfergang und seine ideologische Abwertung in den meisten Ländern Westeuropas, aber speziell in der Bundesrepublik.

Der Soldat wird durch den Verfasser weder verherrlicht noch verunglimpft, sondern in seiner vielschichtigen Gestalt geschildert. Die bitteren Wahrheiten dieses Buches sind heilsam gegen Sammelurteile wie gegen Wunschvorstellungen. Dem Buch ist deshalb weite Verbreitung unter Soldaten wie unter Politikern zu wünschen. Ja, es gehört in die Hand jedes Gebildeten und wird damit helfen, bewußt oder unbewußt genährte schiefe Vorstellungen vom Soldaten geradezurücken und ihn — der erstmalig in der Weltgeschichte eindeutig den Auftrag hat, den Frieden zu sichern — gerecht und zutreffend zu beurteilen. —

43 Bilder, ein Quellenverzeichnis, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Namen- und Sachregister, sowie ein Inhaltsverzeichnis machen das packende Buch zu einem handlichen, übersichtlichen Nachschlagewerk. — th.

Vorbildliche Freizeitpflege

Ein Inspektionschef malt

Sollten Sie einmal in den Standort Munster kommen, so versäumen Sie nicht einen Besuch bei der Panzerjäger-Unteroffizier-Lehrinspektion.

Wenn Sie sich besonders über die Freizeitpflege in der Bundeswehr orientieren wollen, dann m ü s s e n Sie zu dieser Einheit.

Sie werden dann sicher nach Ihrem Besuch davon überzeugt sein, daß sich das Freizeitleben des heutigen Soldaten nicht nur in der Kantine, im Kino oder bei sinnlosem Herumsitzen abspielt. Seit einigen Jahren — und das bei ständigem Wechsel der Lehrgangsteilnehmer — kann in dieser Einheit jeder Soldat in seiner Freizeit etwas Vernünftiges tun.

Ein Lesezimmer steht zur Verfügung mit einem ansehnlichen Aquarium, das von einer Arbeitsgemeinschaft betreut wird. Eine andere Gruppe baut Schiffs- und Flugmodelle, eine weitere bastelt an der Modelleisenbahn und wiederum eine andere Gruppe hat Freude am Luftgewehrschießen auf eigenem selbstgebautem Stand.

„7,5 Pak im Feuerkampf." Ölgemälde von Hptm. Wilcken Dürre

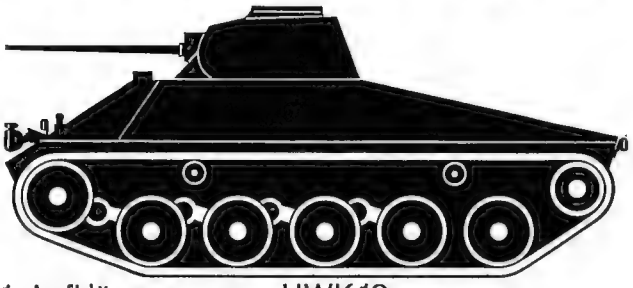
Vergessen wir aber vor allem nicht die „Arbeitsgemeinschaft Lüneburger Heide", die eine der sinnvollsten Gruppen darstellt. Archäologische Studien, Ausgrabungen von Hünengräbern unter sachkundiger Leitung des Inspektionschefs, das ist die selbstgestellte Freizeitaufgabe dieser Gruppe. Mit Billigung des Bundesverteidigungsministeriums ist gerade eine große Aktion abgeschlossen worden, die in langer guter Zusammenarbeit mit den Archäologen des Landes Niedersachsen erfolgte.

Doch zurück zur Überschrift: Sie kommen in die Unterkunft, und Ihr Blick wird gefangengenommen von einem packenden Ölgemälde einer 7,5 Pak im Einsatz. Sie gehen durch die gepflegten mit Bildern geschmückten Flure und Treppenhäuser und sicher landen Sie nun in einem Keller besonderer Art: Dem Unteroffizierkeller. Er ist vielleicht der gemütlichste Raum in der Unterkunft. Aus eigener Initiative wurde dieser Keller mit eigenen Mitteln ausgebaut, weil ein ansprechender Gemeinschaftsraum für die Unteroffiziere bislang nicht zur Verfügung stand. Gekrönt wird dieser Raum von einem großformatigen Wandbild, das den Soldaten im Lauf seiner Geschichte eindrucksvoll darstellt. Eine gelungene Komposition in Aufteilung und Farbe.

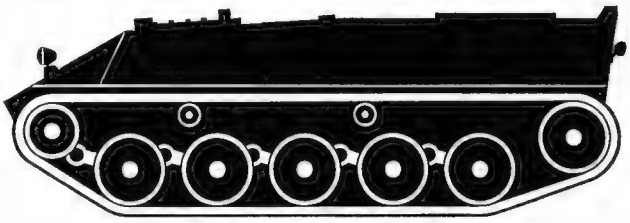
Ein Großformat mit einer kleinen Signierung „Wilcken Dürre" — und das ist der Name des Inspektionschefs, der eigentlich selbst zu wenig Freizeit hat und der (auch) malt.

J. Schöps, Lt. d. Res.

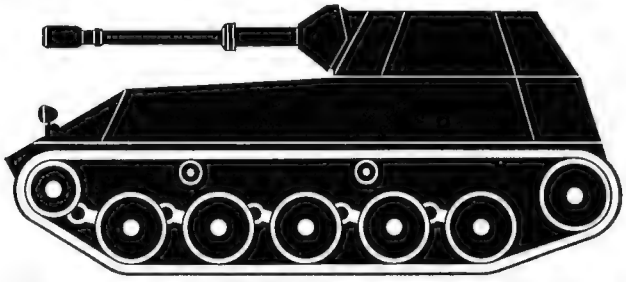
HENSCHEL



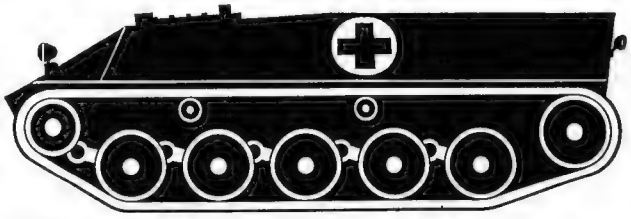
1. Aufklärungspanzer HWK 13



2. Mannschaftstransporter HWK 11



3. Kampfpanzer HWK 12



4. Sanitätsfahrzeug HWK 16

Vier gepanzerte Fahrzeuge mit einheitlichem Fahrwerk

Diese leichten, beweglichen Fahrzeuge der 11 t-Gewichtsklasse sind vielseitig. Jedoch sind Fahrwerk und Grundaufbau bei allen vier Typen gleich. Das eingebaute Triebwerk verleiht den Fahrzeugen eine Spitzengeschwindigkeit von 65 km/h bei einer Dauergeschwindigkeit von 55 km/h. Das Steigvermögen: 60 %. Der Böschungswinkel: ca. 30°. Henschel-Fahrzeugkonstruktionen beruhen auf langer Erfahrung. Sie garantieren hohe Qualität, Wirtschaftlichkeit und Zuverlässigkeit.

Rheinstahl Henschel AG
35 Kassel 2
Postfach 786

Reservisten beim militärischen Vergleichs-Wettkampf

Zu einer vielseitigen Prüfung in militärischen Übungen trafen die Reservisten der Bundeswehr in der Wahner Heide bei Köln zusammen. Dadurch wurde ein Überblick über den Leistungsstand der Reservisten gewonnen und zugleich konnte festgestellt werden, auf welchem Gebiet das Leistungsniveau noch nicht den Anforderungen entspricht. Ein solcher Wettkampf der Reservisten untereinander ist unbedingt als Bereicherung der Weiterbildungsarbeit zu betrachten, denn erstens wird dadurch eine umfangreiche Vorbereitung auf die verschiedenen Übungen erreicht und zweitens wird der teilnehmende Reservist durch seine Konkurrenten im Wettkampf besonders angespornt. Die Vergabe von Preisen stelli darüber hinaus einen zusätzlichen Anreiz dar. Beim Wettkampf in der Wahner Heide war eine stattliche Zahl ehemaliger Soldaten zusammengetroffen. Oberst Schemmel, Kommandeur des VBK 31, Köln, begrüßte am Startplatz die Wettkämpfer und wünschte ihnen für den Wettkampfverlauf den besten Erfolg. Mit dem Panzerfaustschießen wurde das Kräftemessen eröffnet. Jeder Teilnehmer erhielt zwei Schuß, die auf eine Bretterwand in 100 m Entfernung abzugeben waren. Für jeden Treffer gab es 15 Punkte. Dann folgte ein Orientierungsmarsch über vier Stationen. Mit der Karte mußte man sich auf dem ersten Teilstück orientieren. Einige machten Umwege und verloren kostbare Zeit. Am ersten Kontrollpunkt stand ein

Die Panzerfaust ist schußfertig gemacht

Soldat des Wachbataillons Siegburg, der seinen Reservekameraden Zusatzaufgaben erteilte. Die Zeit für die Aufgaben wurde nicht in die Marschzeit aufgenommen. Zunächst mußte ein Bewußtloser richtig gelagert werden. Nach einigem Überlegen gelang den meisten diese Aufgabe. Aus zwei Stangen und den Arbeitsjacken der Teilnehmer hatten die Reservisten anschließend eine Trage anzufertigen. Auch damit hatten sie keine sonderliche Mühe. Der Posten machte sich eifrig Notizen über die geleistete Arbeit an dieser Station, denn dafür gab es Punkte. Mit Entfernungschätzen und dem Gebrauch des Marschkompasses gab es am zweiten Punkt besondere Aufgaben zu lösen. Echte Schwierigkeiten gab es dann bei der Bestimmung von Koordinaten. Hier hat die Weiterbildungsarbeit noch viel aufzuholen. Anschließend mußten am nächsten Punkt Funkgeräte bedient werden, und das NATO-Buchstabieralphabet wurde abgefragt. Nicht lange wurde dort angehalten und über ein 3-km-Teilstück der nächste Punkt erreicht. Hier wurden kräftige Reservisten gebraucht, denn es galt, die Handgranate zu werfen. Drei Würfe bekam jeder Teilnehmer, davon zwei Zielwürfe und einen Weitwurf. Nun konnte es bis zum Ziel nicht mehr weit sein, denn die Anstrengungen waren an den Teilnehmern nicht ohne Spuren vorübergegangen. Es waren dann auch nur noch wenige hundert Meter. Am Ziel jedoch stellten sich die größten Schwierigkeiten des ganzen Wettkampfes ein: eine Hindernisbahn mußte überwunden werden. Die Soldaten des Wachbataillons Siegburg, die in diesem Gelände zu Hause sind, hatten alles Mögliche getan, damit ihren Reservekameraden nichts „entging". Sie bewährten sich zunächst als Helfer, als sie den Teilnehmern zeigten, wie man am besten die Hindernisse überwindet. Aber welch ein Unterschied! Die aktiven Soldaten waren frisch und ausgeruht, während die Reservisten einen Marsch durch unwegsames Gelände hinter sich hatten. Die psychische Wirkung auf die Wettkämpfer wurde jedoch nicht verfehlt. Durch das Beispiel der Wachsoldaten angespornt, überwanden sie alle die Bahn. Auf einem Seil, das über einem Abgrund gespannt war, mußten die Reservisten in der Bauchlage auf die andere Seite. Ein Baumstamm in beträchtlicher Höhe war dann ein weiteres Hindernis. Das Schwindelgefühl wurde arg geprüft dabei. Dann kam ein Steilhang und an dessen Ende ein Kriechnetz aus Bandstacheldraht. Wer dabei den Körper nicht ganz an den Boden drückte, nahm ein Triangel als „Andenken" mit. Ein hervorragendes Beispiel für die Leistungsfähigkeit der älteren Reservisten gaben die Teilnehmer dieser Altersklasse, die ebenfalls jedes Hindernis überwanden. Obwohl die Reservisten nach diesem Wettkampf reichlich erschöpft waren, äußerten sie einhellig den Wunsch, bald wieder einen solchen Härtetest bestehen zu wollen. Diejenigen Reservisten, die es mit der Weiterbildung nach der Wehrpflichtzeit ernst meinen, haben bewiesen, daß sie vollwertige Soldaten einer modernen Armee und den aktiven Soldaten gleichzusetzen sind.

Auf dem Seil wird der Abgrund überwunden

Möge ihr Beispiel bisher Unbeteiligte zum Mitmachen auffordern und den Verteidigungswert unseres Landes erhöhen.

Harry-Peter Laubach

Das Ganze halt!

In diesem Jahr war es für jeden alten Kriegssoldaten schmerzlich an die Zeit vor 20 Jahren — 1945 — zurückzudenken. Verbinden sich doch damit viele trübe Erinnerungen der damals hoffnungslos erscheinenden Zukunft, der Gefangenschaft und sonstiger persönlicher Enttäuschungen.
Wie es damals zumeist in den letzten Wochen bei der Truppe aussah, hält nachstehender Bericht fest, den wir zum Jahresabschluß bringen möchten. Mögen die Nachkriegsgenerationen nicht wieder ähnliches erleben müssen. Die Red.

Der von einem jungen Leutnant geführte Rest einer Kompanie stolperte durch die Nacht. Hin und wieder schlägt Metall gegen Metall. Unterdrückte Flüche werden hörbar, wenn einer der Männer am Astwerk hängen bleibt.

Trotz des kühlen Ostwindes, der die Wolken zerfetzt und nach Westen treibt, sind die Männer in Schweiß gebadet. Seit etwa zwei Stunden mühen sie sich über Wald- und Feldwege, die nur manchmal, wenn das Mondlicht die zerrissene Wolkendecke durchbricht, genügend zu erkennen sind.

In der Ferne wummert es. Immer wieder wird der Himmel durch plötzliches Aufblitzen erhellt. Wie fernes Wetterleuchten eines anziehenden Gewitters — nur gespenstiger in seinen Farben. „Da bereiten sie wieder was vor", denkt der Leutnant und ist froh, mit seinen Leuten nicht in diesem Abschnitt zu liegen. Es war übergenug in den letzten Tagen.

Er hatte das kleine Häuflein erst vor kurzem übernommen, nachdem deren Chef und der Komp.-Offizier innerhalb von drei Minuten durch Direktbeschuß eines sowjetischen Sturmgeschützes schwer verwundet wurden. Im schweren feindlichen Feuer hatten die Männer beim Absetzen ihre beiden Offiziere mitgeschleppt. — Nun war es schwer, sich als Neuling das Vertrauen der Männer zu erringen. Er war kurz nach der Kriegsschule, als frischgebackener Leutnant, an die Front gekommen. Der Ausfall an Offizieren und Unterführern war sehr hoch in letzter Zeit. So hatte er sehr bald die Kompanie übernommen, deren Männer als Pz.-Besatzungen, Funker, SPW-Schützen, MTW- und Kradfahrer zum Großteil Rußland, Polen und Ungarn hinter sich hatten; und nun seit einigen Wochen als „Schützen-zu-Fuß" Krieg führten. —

Nun, die Männer waren mit ihrem neuen Chef zufrieden. Auch in dieser Nacht hatte er sich von der besten Seite gezeigt. Immer wieder hatte er dem MG-Schützen das Gewehr abgenommen, um es eine Strecke zu tragen. Immer wieder hatte er ein aufmunterndes Wort für die Männer gefunden.

Die Kompanie hatte sich ohne Feinddruck aus einer provisorischen Waldstellung bei Großhartmannsdorf gelöst. Nun war es laut Befehl wichtig, ehe der Gegner den Braten roch, irgendwo an der Straße Fürstenfeld/Graz eine neue Position in der sich stündlich verändernden HKL zu beziehen. Dazu brauchte man Zeit und Zwischenraum, bevor die Sowjets nachstießen.

Es ging seit Wochen so. Rannte der Iwan sich fest, fand er ein Loch oder eine Nahtstelle zwischen den Einheiten, um plötzlich irgendwo im Rücken oder in der Flanke aufzutauchen. Dieser Teil der Steiermark und des Burgenlandes mit seinen Wäldern und Bergen kam T o l b u c h i n sehr entgegen. Es war ein „Blinde-Kuh-Spiel", bei dem oft Regimenter und Bataillone gegen Kompanien oder Züge antraten. Und doch, hier, wo Panzer fast nur auf Hauptstraßen in das Kampfgeschehen eingreifen konnten, biß sich der Iwan noch manchen Zahn aus. Doch immer wieder mußte zäh und blutvoll verteidigter Boden aufgegeben werden, um einer drohenden Umklammerung durch starke, durchgesickerte Feindkräfte zu entgehen. Wehe der Kampfgruppe, die den Anschluß verlor oder die durch keine Nachrichtenmittel mehr mit dem Nachbarn und den Stäben verbunden war.

Langsam zog die Morgendämmerung herauf. Der neue Tage wurde geboren. Der 8. Mai 1945.

Die Kompanie hatte den Wald verlassen und näherte sich einzelnen Gehöften, die von Wiesen und Feldern umgeben waren. Der Leutnant ließ halten und verglich an Hand der Karte den Standpunkt der kleinen Kampfgruppe.

„Waffen und Geräte absetzen. Zwei Mann bleiben als Sicherung hier am Wege, alles andere kann sich ein wenig frisch machen. Aber, Herrschaften, zusammenbleiben, es geht gleich weiter!"

Aufatmend stellen die Männer die Gewehre zusammen, breiten Zeltplanen aus und legen MGs, Panzerfäuste und das übrige empfindliche Gerät darauf. Ein allgemeines Dehnen und Strecken hebt an, um die Glieder wieder auf Vordermann zu bringen. Die MG-Schützen sind froh, für eine Weile die Gewehre und die umgehängten Gurte los zu werden.

Auch die Leute, die die schweren Munikästen tragen, brauchen eine Pause, um die steifen Finger und Arme wieder richtig durchbluten lassen zu können. Trotz der untergelegten Taschentücher schneiden die Griffe der Kästen gehörig in die Hand ein und hinterlassen rote Striemen.

Hinter der kleinen Scheune murmelt ein kleiner Bach, der den heißen Gesichtern erste Kühlung bringt. Einige wollen die wundgelaufenen Füße behandeln, aber es bleibt keine Zeit mehr, sich der Stiefel zu entledigen. Schon zieht die Sonne als blutroter Ball hinter den Baumwipfeln hoch.

„Waffen aufnehmen, es geht weiter!" - ertönt die noch junge Stimme des Leutnants. Er wirkt auffallend frisch, obwohl auch er alle Strapazen der letzten Tage hinter sich hatte. Zigaretten werden ausgedrückt, und schon geht es dem neuen Tag entgegen.

Jetzt, da es hell ist, sieht man erst die Gesichter der Männer. Es sind junge und ältere Gesichter, aber alle gezeichnet von den Anstrengungen der letzten Zeit. Die übernächtigten Augen sind rot gerändert und die Bartstoppeln geben den Trägern das Aussehen von Teilnehmern einer Urwaldexpedition. Nur die Benjamine der kleinen Einheit wirken mit ihrem ersten Flaum fast nackt im Gesicht. Der Schweiß hat bei allen kleine, schmutzige Bahnen in den verstaubten Gesichtern hinterlassen.

Weiter marschiert die Kompanie. Die Schlußgruppe sichert immer wieder nach hinten. Aber der Iwan hat wohl lange geschlafen und wußte anscheinend noch nicht, daß die Löcher im Walde vor ihm leer waren. Es wäre gut so. Er würde noch früh genug dahinter kommen. Viel zu früh!

Die Wege wurden breiter und gepflegter. Schilder an den Gabelungen ließen die Nähe der Ortschaften an der Straße nach Gleisdorf erkennen.

Der Morgen ist eigentümlich ruhig. Nur vereinzelt sind in der Ferne Schüsse zu hören. Vor einem Gehöft steht ein alter Bauer und blickt auf die vorbeiziehenden Soldaten. Er hebt müde die Hand, als wollte er sagen: „Viel Glück, Jungens! Ich bleibe hier, wo soll ich alter Mann noch hin? Und einer muß ja auch bei der Kuh bleiben." Manche der Männer winken zurück. Doch die meisten senken die Köpfe. Als wäre es ihre Schuld, daß man den alten Mann einem ungewissen Schicksal überlassen muß.

Die Sonne hat sich inzwischen in die goldene Scheibe verwandelt, in die man mit bloßem Auge nicht mehr blicken kann. Ihre Strahlen erfaßt die Männer in den verschiedenen Monturen. Sie scheint auf Tarnanzüge, auf Tuchmäntel; kurze, schwarze und feldgraue Pan-

zerjacken sowie auf die üblichen Waffenröcke des Heeres. Erst jetzt im Tageslicht sieht man die Unterschiedlichkeit der Uniformen. Wie eine Freikorpsgruppe — zusammengestellt aus den verschiedensten Truppenteilen — würde sich die Kompanie ausmachen, wenn nicht die Panzerkampfabzeichen und die kleinen Adler, die viele an der Feldmütze tragen, gewesen wären. Diese Merkmale weisen die Einheitlichkeit der Herkunft aus. Es ist die aus Angehörigen der Pz. A.A. 3/K 3 gebildete A.-Komp. PzGrenRgt. 3, die im Verbande dieses braven Schützenregimentes hier eingesetzt ist und sich nun der Hauptstraße nach Graz nähert.

Als die Kompanie diesen bedeutenden Verbindungsweg zwischen der Steiermark und Ungarn erreicht hat, ist sie nicht mehr einsam, sondern stößt auf andere zurückgehende Einheiten des Regimentes und der Division. Schnell ist die Verbindung zum Batl. wieder hergestellt und der Melder bringt neue Befehle mit. Die Komp. hat sich links der Straße, auf freiem Felde, einzugraben und in Schützenlöchern den sicher bald vorfühlenden Gegner zu erwarten. Eigenartigerweise ist von den Sowjets nichts zu spüren. Auch andere Gruppen hatten in den letzten Stunden keine Feindberührung mehr.

Die Stimmung der Männer sinkt auf den Tiefstand. Hier auf dem Ackerboden, der bar jeder natürlichen Tarnungsmöglichkeit ist, heben sie die Löcher aus, die ihnen Schutz bieten — oder vielleicht zum Grabe werden können. Keine schweren Waffen stehen zur Verfügung und bei einer Absetzbewegung unter feindlichem Feuer müßten ca. 1500 m freie Pläne bis zum nächsten Dorf im Hintergrund zurückgelegt werden. Die Situation erinnert an den schweren Tag vor noch nicht allzu langer Zeit, an dem die beiden Offiziere sowie ein Mann schwer verwundet wurden und an dem ein Gruppenführer und ein Gefreiter fielen. Dementsprechend wirkt der Befehl der hier ergangen ist.

Die letzten Einheiten haben sich nun zurückgezogen. Die Straße ist durch einige T-Minen gesichert. Mißmutig blicken die Männer in die Richtung, aus der der Feind erwartet wird.

Ein Melder bringt die Befreiung aus diesen ungünstigen Löchern. Die Kompanie soll bis zum nächsten Dorf zurückziehen und dort neue Stellungen besetzen. Froh über diese Änderung, verlassen die Männer ihre Löcher und sammeln an der Straße. Die Stimmung ist jäh umgeschlagen. Man formiert sich — ungeachtet der Lage, und was lange nicht mehr der Fall war — zur Marschordnung. Selbst der Leutnant marschiert im ersten Glied mit.

Es geht an einer MG-Sicherung vorbei, die hier direkt an der Straße in Stellung liegt und als letzte Sicherung zurückbleibt. Keiner weiß, wie es anfängt. Plötzlich ist eine forsche Stimmung aufgekommen. So, als würde man sich auf einem Vormarsch befinden. Vielleicht ist es die Teerstraße unter den Stiefeln oder der Marschtritt, der zum Singen animiert. In der Tat, am Vormittag des 8. Mai 1945 zieht eine kleine Kompanie — die zwischen sich und dem Gegner nur ein paar Minen und eine MG-Sicherung hat, mit dem Lied: „Die blauen Dragoner ..." auf den Lippen, die Straße nach Graz entlang. Nach dem ersten Lied folgen noch weitere, und Kameraden anderer Einheiten, die nun von der kleinen Kolonne eingeholt werden, blicken sich kopfschüttelnd an. So etwas hatten sie lange nicht mehr erlebt. Auch die Angehörigen der Kompanie wußten es nicht zu erklären. Sie sangen eben. Mußten singen.

Ein heranbrausender Kraftfahrer beendete den Gesang. Man muß ihn durch Schreien und Zeichen zum Stehen bringen. Er wendet die Maschine und ist ungehalten, weil man ihn gestoppt hat.

„Was ist denn los?", will er wissen.
„Mensch, willst Du dem Iwan ‚Guten Tag' sagen?" „Wieso?" „Hinter uns", nimmt der Leutnant das Wort, „liegt nur noch eine Sicherungstruppe und Minen. Zu wem wollen Sie denn?" „Herr Leutnant, ich soll Meldung machen ... ich dachte, ... ich wußte nicht, daß Sie die Letzten sind!" Dann sprudelt es aus ihm heraus: „Funkspruch vom AOK: seit gestern abend sollen alle Kampfhandlungen an der Ostfront eingestellt werden. Alle Einheiten sollen sich von der Front lösen und sich zu den Amis absetzen, die an der Enz stehen. An der Westfront haben sie gestern schon Schluß gemacht. Im Dorf hinten werden weitere Befehle ausgegeben!"

Die Männer sind wie vom Schlag getroffen. Der Krieg ist aus! Lange hat man auf ein Ende dieses sinnlosen Kampfes gewartet. Nun, da es soweit ist, kommt alles so plötzlich, so unvorbereitet. Deswegen die Stille beim Iwan. Und deswegen die eigenartige Stimmung an diesem Vormittag. Hatte es schon in der Luft gelegen? Jetzt ist man übergangslos in das Ende hineinmarschiert. Seit Tagen fehlte ja auch jegliche Verbindung mit den höheren Stäben. Radiomeldungen oder gar Zeitungen gab es schon lange nicht mehr für die Männer. Gerüchte stellten sich auch immer wieder als unwahr heraus. Nun war es soweit.

Der Leutnant schickte den Kradmelder zur letzten Sicherung zurück. „Sagen Sie den Leuten Bescheid, sie sollen sofort abbauen und ins nächste Dorf kommen. Bleiben Sie bei den Leuten, damit wir schnelle Verbindung haben, wenn doch noch etwas los sein sollte!" „Jawohl, Herr Leutnant!" Der Mann brauste los. Im nahen Dorf (Gnies?) werden nähere Einzelheiten bekannt. Es ist also Tatsache, auch der letzte Zweifler ist überzeugt: der Krieg ist aus.

Kurz hinter dem Dorf stauen sich die Einheiten. Erste Verhaltungsmaßregeln werden bekanntgegeben: Leute, die aus der näheren oder weiteren Umgebung kommen, können sich — viele taten es schon längst — wenn sie wollen, nach Hause durchschlagen. Alle anderen sollen sich möglichst geschlossen mit den Fahrzeugen in das von den Amerikanern besetzte Gebiet begeben. Waffen auf alle Fälle unbrauchbar machen. Überflüssige und Kampffahrzeuge werden gesprengt. Man will den Russen auch jetzt nicht allzuviel in die Hände fallen lassen.

Bekleidungs- und Verpflegungswagen werden leergemacht, und der Inhalt an die Soldaten verteilt. Jeder Transportraum wird für den Abtransport der großen Zahl von Männern aus diesem Abschnitt benötigt. Vor allem müssen transportfähige Verwundete mit.

Die Bevölkerung, die hier noch überall geblieben ist, verhält sich sehr passiv zu den Soldaten und ist froh, daß sich diese nun endgültig absetzen.

An einem Waldrand hinter dem Dorf tritt die A-Kompanie ein letztes Mal an. Der Feldwebel meldet dem Chef: „Kompanie wie befohlen angetreten!" „Danke, rührt euch!" Der Leutnant legt die Hand an den Mützenrand. Nach langen Monaten sehen die Männer wieder den soldatischen Gruß. „Kameraden, der Krieg ist für uns zu Ende. Wir haben alle unsere Pflicht bis zum letzten Augenblick getan. Wir werden nun versuchen, einzeln oder in Gruppen, den angewiesenen Raum zu erreichen. Alles weitere werden wir dann wohl von den Amerikanern hören. Bevor wir auseinandergehen, wollen wir der Kameraden gedenken, die in fremder Erde ruhen, oder die hier bei den letzten Kämpfen geblieben sind. — Kompanie stillgestanden!" Dann geht es dem Amerikaner entgegen. Was wäre noch zu sagen? Daß der Russe mit Artillerie und Granatwerfern die Straßen bestrich, daß er mit Granaten und Schlachtfliegern die sich stauenden Massen beharkte. Daß er trotz Waffenruhe noch Opfer forderte? Daß sich ganz Unentwegte noch einmal zur Wehr setzten, damit recht viele Kameraden die Übergänge der Enz erreichen konnten. Daß man Männer weinen sah. Daß so mancher Mann oder Offizier im Wald verschwand und nicht mehr wiederkam, nachdem ein einsamer Schuß gefallen war. Daß sich unübersehbare Mengen in den Auffanglagern bei Braunau einfanden, und daß hier — nach alter deutscher Ordnung und militärischer Disziplin — eine Entlassung großen Stils durchgeführt wurde. Daß in dem großen Auffanglager bunte Nachmittage und Freilichtkinoaufführungen stattfanden. Daß man hungerte und fror, schwitzte und durstete.

Im Grunde war jeder froh, daß es vorbei war. Nur nicht auf diese Weise. Gewiß, man lebte, aber wie geht es nun weiter? Wie sieht es zu Hause aus?

Dort, an dieser Straße nach Graz, beendete eine kleine Kompanie ihren Kampf.

BUCHBESPRECHUNGEN

Leistungsbuch

„Beurteilungsnotizen und Anwesenheitsnachweis." Verlag Wehr und Wissen, Darmstadt.

In diesem neuartigen „Leistungsbuch" können in Verbesserung der bisher bekannten „Dienstbücher" für 15 Soldaten Personalangaben und 18 Monate lang Beurteilungsnotizen sowie die tägliche An- bzw. Abwesenheit festgehalten werden.

Der besondere Vorteil der Ringbuchausgabe liegt darin, daß die Notizen für jeden einzelnen Soldaten als 4 seitiges Heft entnommen und weitergegeben werden können.

Entsprechend sind Ergänzungslieferungen vorgesehen.

Das Leistungsbuch kann von Gruppen- oder Zugführern aller Waffengattungen während der allgemeinen Grundausbildung, in der Vollausbildung und auf den Lehrgängen geführt werden.

Dem Kompaniechef und dem Personaloffizier wird mit einem gut geführten Leistungsbuch die wichtigste Unterlage in die Hand gegeben, um über die richtige Verwendung des Soldaten zu entscheiden, ihn kontinuierlich zu fördern und gerecht zu beurteilen.

Das „Leistungsbuch" besteht aus einem roten strapazierfähigen Plastikband mit Ringhertermechanik. Es enthält nebst Personal- und Beurteilungsnotizen für 15 Mann mit Anwendungsnachweis für 18 Monate eine Begriffssammlung zur Beurteilung und Angaben über die Wertungen einer Beurteilung nach VMBl. 59 Seite 645.

Ein Kugelschreiber und Klarsichttaschen vervollständigen die Ausstattung.

Dieses Leistungsbuch ist praktisch und preiswert.

W. S.

Taschenbuch für Truppentechnik und Instandsetzungswesen

8. überarbeitete und verbesserte Folge.

Herausgegeben von Oberstleutnant Dipl.-Ing H. Dietrich, unter Mitarbeit von Oberstleutnant a. D. Masseck, Oberstleutnant Wilke und Ing. Wacker, Major der Reserve.

496 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Tabellen und Übersichten, strapazierfähiger Kunststoffeinband, DM 9,80. Verlag Wehr und Wissen.

Dieses Taschenbuch ist bereits in der 8. Folge erschienen, ein Beweis dafür, daß der Bedarf nach diesem Nachschlagebuch groß ist.

Das Buch ist in der jetzt vorliegenden Folge wiederum vollständig überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht worden. Zahlreiche Bilder erläutern den Text.

Damit ist die Gewähr gegeben, daß es — wie bisher — für alle Soldaten der Technischen Truppe sowie für alle Unteroffiziere, die mit Gerät, Kraftfahrzeugen, Waffen oder Munition zu tun haben, insbesondere für Schirrmeister, Geräte-Uffz, Uffz für Mun, VersUffz u. a., der ständig bereite Helfer für den täglichen Dienst sein kann.

Darüber hinaus ist das Taschenbuch aber auch für aktive und Reserve-Offiziere und -Unteroffiziere aller Truppengattungen, die sich heute alle mit der Truppentechnik vertraut machen müssen, ein wertvolles Hilfsmittel, das zusammenfaßt, was sonst nur mühsam zusammengesucht werden müßte.

Die Herausgeber haben es auch verstanden, die Lücke in den Vorschriften der Bundeswehr über hydraulische Anlagen durch genaue Darstellungen dieses Gebietes zu schließen. Auch die Angaben über gepanzerte Gleiskettenfahrzeuge dürften nirgends so klar zusammengefaßt sein, wie in diesem Buch.

Im einzelnen enthält es noch technische Angaben über automatische und Artilleriewaffen, optische Geräte, Raketen und Raketenwaffen, Kraftfahrzeuge und Kraftfahrwesen, Munition, logistische Begriffe und zahlreiche Unterlagen für das allgemein-militärische Wissen. Besonders gut erscheint uns auch der sog. „Faule Knecht", ein alphabetisches Verzeichnis der technischen Vorschriften und Bestimmungen, die zum Teil gültig sind. zel

Jörg Staiger:

„Rückzug durchs Rhonetal"

In dem passionierten Militärverlag Vowinkel, Neckargemünd ist als 39. Folge der Scharnhorst-Buchkameradschaft ein neuer Band erschienen.

Er handelt von den Kämpfen der 19. Armee, die im Herbst 1944 Südfrankreich gegen eine Landung alliierter Streitkräfte verteidigen sollte und dann schwere Rüzugsgefechte zu führen hatte.

Durch die zwei Monate vorher erfolgte Hauptlandung in der Normandie und dem erfolgreichen Vorstoß der Alliierten nach Osten kam die 19. Armee während ihrer eigenen Abwehr rasch in große Bedrängnis. Wie so oft im 2. Weltkrieg wurde ihr der Befehl zum Absetzen zu spät gegeben, der besonders schwierig werden mußte, da die Geländeverhältnisse wegen des gebirgigen Charakters der Landschaft beiderseits der Rhone sehr ungünstig waren. Doch letzten Endes gelang es ihr — vor allem durch die einzige ihr zur Verfügung stehende beweglich gebliebene 11. Panzer-Division — den Gegner immer wieder aufzuhalten und sich auch aus Einschließungen herauszuboxen, so daß Teile der Armee noch rechtzeitig die Burgundische Pforte erreichten und dort sperren konnten.

„Die unberechenbaren Großen, die oft maßgebenden Einfluß auf das Geschehen nehmen" (T. F.), schildert nun der Verfasser auf Grund eingehenden Studiums des Kriegstagebuches der 19. Armee und amerikanischer und französischer Quellen sehr anschaulich und klar. Es waren nicht nur die gerade bei Rückzügen auftretenden Straßenverstopfungen, Munitionsverknappung, Paniken wegen Einbrüche feindlicher Panzer sowie Witterungsunbilden — ein wolkenbruchartiger Regen hatte 2 Furten unbenutzbar gemacht — zu überwinden, sondern es fehlte der Armee auch an der unentbehrlichen Luftaufklärung und funktionierenden Nachrichtenverbindungen. Eine Friktion folgte der anderen. Wer erinnert sich nicht als alter Soldat beim Lesen dieses Buches eigener Erlebnisse!

Die oft dramatischen Schilderungen mit den Krisenlagen — entstanden bzw. überwunden durch Fehler, die auf beiden Seiten gemacht wurden — sind gerade für den Nachkriegsoffizier besonders lehrhaft. Für den Teilnehmer an diesen Kämpfen werden sie eine schmerzliche Erinnerung an diese Zeit bedeuten. Auch dieses Buch zeigt, daß „der Wert des Mannes trotz der Technik entscheidend" bleibt.

zel

Major Fritjof von Ikier:

Kartenkunde

In der neu entstandenen Fachbuchreihe der Verlagsgesellschaft „Die Reserve", Bonn, erschien — gewissermaßen als Nachfolger des allen alten Offizieren wohl bekannten Buches „Gelände- und Kartenkunde" von Baumgart — obiges Handbuch. Es bedeutet in gleicher Weise dem Reservisten wie dem aktiven Soldaten eine wertvolle Hilfe auf diesem Gebiet. Geländekunde — Kartenkunde — Luftbildkunde sind heute gleich wichtig für Kampf und Gefecht. Im Zeitalter der Motorisierung und Mechanisierung hat ihre Bedeutung noch erheblich zugenommen. Denn auch das geländegängigste Fahrzeug vermag oft nicht so gut wie der Mensch und früher das Pferd Hindernisse zu überwinden, und zur Erkundung fehlt bei der heutigen Gefechtsführung, bei der alles viel schneller und beweglicher gehen muß, meist im Ernstfall die so kostbare Zeit. Zukünftige Kartenanfertigungen werden hoffentlich die durch die Technisierung und etwaigen atomaren Krieg entstandenen anderen Einflüsse des Geländes berücksichtigen. Bei russischen Karten scheint dies zum Teil schon der Fall zu sein (Uferlinienkarten).

Das Buch ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk sowohl für den Lehrer wie den Schüler, nicht nur für den Soldaten, sondern man möchte auch wünschen, daß die Schule der Bundeswehr diese Vorarbeit bereits abnimmt. Es enthält alles, was für diesen Ausbildungszweig nötig ist und darüber hinaus noch die geschichtliche Entwicklung, genaue Angaben über die Entstehung und Benutzung von Karten und Luftbildern, Hinweise über die Durchführung eines Unterrichts und über die Organisation des heutigen Vermessungswesens. Gute, zum Teil auch humoristische Zeichnungen zur Auflockerung des von manchen als trocken angesehenen Stoffes beleben den Text.

Im Vorwort wird zwar gesagt, daß dieses Buch nicht vom Studium bestehender Vorschriften befreit. Aber in diesem Fall ist die Zusammenfassung ein Segen und für den Soldaten der Kampftruppen völlig ausreichend. Wer soll wohl neben so vielen anderen Vorschriften auch noch die Vorschriftenreihe „Militärgeographie" lesen?! Daher kann man das Erscheinen dieses Buches nur besonders begrüßen. zel

Gottfr. Schädlich:

Das Trojanische Pferd — „Kriegslist gestern und heute"

120 Seiten kart. Verlag Offene Worte, Bonn.

Das mit zahlreichen ansprechenden Zeichnungen ausgestattete Büchlein enthält 55 lebendig geschriebene Kurzerzählungen zu einem an Bedeutung immer wichtiger gewordenen Thema, „Täuschung des Feindes im Kampf". Bekannte klassische Beispiele, Fabeln und Anekdoten sind hier zusammengefaßt und bunt gemischt worden mit wahren Begebenheiten aus Kriegen und Manövern der verschiedensten Geschichtsepochen und Kriegsschauplätze, und zwar auf allen Führungsebenen. Die vom Verfasser bewußt gewählte aufgelockerte Form bestimmt den Zweck und die Grenzen des Buches. Es soll auf ein leider oft vernachlässigtes und weit unterschätztes Ausbildungsgebiet aufmerksam machen und Anregungen geben, sich selbst weitere Listen auszudenken und praktisch zu versuchen. Das Buch ist flüssig geschrieben und liest sich spannend. Obwohl kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne, erfüllt es doch sicherlich seinen Zweck, vor allem den jungen Soldaten darauf hinzuweisen, weniger vertrauensselig zu sein, nicht nur im Kriege, sondern auch gegen Spionagelisten des Gegners im Frieden. Ein empfehlenswertes Buch zum Thema Kriegslist. v. Sch.

Dr. med. O. F. Ehm und
Dr. med. Klaus E. A. Seemann:

Sicher tauchen!

Leitfaden der Tauch-Medizin für Sporttaucher, Berufstaucher und Ärzte.

Band 3 der Reihe „Müllers Tauchsportbücher", herausgegeben von Werner DeHaas. — 288 Seiten mit 56 Textillustrationen, Austauchtabellen, Untersuchungsschema, Behandlungstabelle und Druckkammer-Verzeichnis. — 1965, Albert Müller Verlag AG, Rüschlikon-Zürich, Stuttgart u. Wien. — Ln. 19,80.

Tauchen ist fröhlich-abenteuerreicher Sport von Zehntausenden; es ist ernster Beruf von „Froschmännern" und immer wichtigere Aufgabe von Forschern. Sicherheit beim Tauchen wird damit zum dringenden Gebot, die Kenntnis der ausrüstungstechnischen und körperlichen Voraussetzungen und Zusammenhänge unerläßlich.

Hier ist nun die Lücke, die bisher in der Tauch-Literatur bestand, dank der Arbeit zweier qualifizierter Autoren geschlossen worden: Dr. med. O. F. Ehm, Leiter der Sachabteilung für ärztliche Betreuung im Verband deutscher Sporttaucher, und Dr. med. Klaus E. A. Seemann, als Marineoberstabsarzt hauptamtlich in der Ausbildung von Ärzten, Sanitätspersonal, Helm- und Schwimmtauchern tätig. Ihr Buch „Sicher tauchen" gibt einen umfassenden Überblick über den heutigen Stand der tauchmedizinischen Erkenntnisse und über die Möglichkeiten, Methoden und Mittel zur Verhütung und Behandlung von Tauchunfällen und Taucherkrankheiten. In sorgfältig durchdachtem Aufbau sind zunächst die physikalischen Grundlagen des Tauchens erläutert und durch eine kurze ausrüstungstechnische Übersicht ergänzt, dann die physiologischen Grundlagen besprochen, die mechanischen, biochemischen und physikalischen Druckwirkungen, die Kälteeinwirkungen, das Ertrinken, Unterwasser-Unfälle, Schädigungen durch Tier- und Pflanzenwelt unter Wasser, die Auswirkungen von Alkohol, Medikamenten, Conditions- und Trainingszustand. Weitere Kapitel behandeln Sicherheits-Maßnahmen und Erste Hilfe, die Tauchtauglichkeits-Untersuchung und ihre Auswertung. Der Anhang enthält u. a. exakt ausgearbeitete Austauchtabellen, eine Behandlungstabelle mit Hinweisen, ein Verzeichnis der Druckkammer-Standorte.

Jacques Mordal:

Handstreich auf Granville

Aus dem Französischen von Siegfried H. Engel. 160 Seiten mit zahlreichen Fotos und Karten. — Ganzleinen 14,80 DM. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg.

Endlich ein Marinebuch, in dem nicht Schlachtschiffe oder U-Boote, sondern das „Fußvolk zur See", die deutschen Sicherungsverbände vor den Küsten, die Hauptrolle spielen! Ein weithin unbekanntes Ereignis dient als Vorwurf: In der Nacht zum 9. März, zwei Monate vor Kriegsende, dringt ein Verband der Kriegsmarine in den französischen Nachschubhafen Granville ein, versenkt dort vier Schiffe, kapert ein fünftes und kehrt mit Gefangenen auf die Kanalinseln zurück, von wo das Unternehmen seinen Ausgang genommen hatte. Dieses „Husarenstück" beschreibt Jacques Mordal, der bekannte französische Marinehistoriker, in Planung und Ausführung bis ins kleinste Detail, tatsachengetreu, mit einem Schuß Humor und nicht ohne Ironie gegenüber den Alliierten, die sich schon allzu sicher fühlten. Doch mehr als das: Sein Bericht führt in die Geschichte des jahrhundertealten britisch-französischen Streits um die Kanalinseln zurück, und er ist zugleich eine kurzweilige Studie über die Tücken der Seefahrt in Küstennähe.

Kurt Neher und Karl Heinz Mende:

Jahrbuch der Luftwaffe — Folge 2 — 1965

220 Seiten, über 200 zum Teil mehrfarbige Abbildungen, davon zahlreiche im Großformat DIN A 4, mehrfarbiger Umschlag, Leinen, DM 19,80.

Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft, Darmstadt.

Das „Jahrbuch der Luftwaffe" erscheint mit dieser Ausgabe zum zweiten Mal. Es schließt an die erste Folge, die 1964 erschien, an, und ergänzt diese in dem Bemühen, der Öffentlichkeit Einblick in die Aufbauleistung einer der Teilstreitkräfte der Bundeswehr und in deren Zusammenwirken mit den verbündeten Luftstreitkräften der NATO zu geben.

Das nunmehr zehnjährige Bestehen der Luftwaffe wird durch einen Beitrag ihres Inspekteurs, Generalleutnant Panitzki, gewürdigt. Ein weiterer Aufsatz beleuchtet die Weltlage aus militärpolitischer Sicht und berichtet über die deutsche Beteiligung an der NATO. Ihm folgen noch 26 Artikel, welche die praktischen Fragen des militärischen Einsatzes und der technischen und wirtschaftlichen Grundlagen behandeln, die aber auch die Erlebniswelt des Luftwaffensoldaten widerspiegeln.

Die ständige Einsatzbereitschaft wird in vier Beiträgen deutlich, die — als Ganzes gesehen — zugleich einen Überblick über die Hauptverbände der

Luftwaffe ergeben: Fliegende Luftabwehr-, Transport- und Fernmeldeverbände. Weitere Aufsätze dienen der Vertiefung von Themen, die bisher nur allgemein angesprochen werden konnten: Fragen der Dislozierung der Luftverteidigung, der Personallage der Luftwaffe, des Gesundheitswesens, der Flugsicherheit, des militärgeographischen Dienstes u. a. Der technische Hauptbeitrag befaßt sich mit dem Problem des Senkrechtstartes. Ein breiter Raum dient den Ausbildungsfragen: Nach einem Überblick über die Schulen und deren Zweckbestimmung folgen Berichte über die fliegerische und navigatorische Ausbildung in den USA.

Die große Flugzeug-Revue, Bestandteil jedes Jahrbuchs, zeigt diesmal 65 Flugzeugtypen der NATO-Luftstreitkräfte in Europa in Zeichnungen und Beschreibungen. Sie wird ergänzt durch einen Bericht über die sowjetische Luftstreitmacht.

Viele Leser, vor allem die jugendlichen, werden besonders die Erlebnisberichte begrüßen: Ein Starfighter-Pilot schildert seinen Flug in die Türkei und die Teilnahme an einer Flugparade. Ein Gefreiter berichtet über seine Eindrücke von einem Englandflug anläßlich eines Geschwaderaustausches. Ein Oberfeldwebel baut sich in jahrelanger Arbeit ein Flugzeug, um endlich auch einmal selbst fliegen zu können. In diese Art von Berichten aus dem Fliegerleben fällt auch die Schilderung eines Luftkampfes aus dem Zweiten Weltkrieg und die Reihe von Porträts der berühmten Jagdfliegerasse beider Weltkriege.

Eine Reportage über das Leben in einem deutschen Fliegerhorst mit den Porträts von Soldaten der verschiedensten Funktionen ist vielleicht der aufschlußreichste Teil des Buches; in den Horsten der Luftwaffe verwirklicht sich der Alltag der Soldaten am greifbarsten.

„Rente steigern durch richtig weiterversichern" in der Angestellten- und Arbeiterrentenversicherung

v. Rentenberater A. Kulinski, Amtsrichter a. D. — Stand 1964 — 112 Seiten, mit neuartigem übersichtlichem Rentenberechnungsbogen. Preis DM 8,20. Verlag „Die Rentenversicherung" 7 Stuttgart-Bad Cannstatt.

Endlich ein Buch, welches anhand von Beispielen die komplizierten und wichtigsten Fragen nach der zweckmäßigsten und günstigsten freiwilligen Weiterversicherung und der Rentensteigerung der pflichtversicherten Angestellten und Arbeiter selbst dem Laien allgemein verständlich dargelegt.

Der besondere Vorteil des Buches liegt unter vielem anderen darin, daß neben einer kurz gestrafften Erläuterung der für die Rente maßgeblichen 4 Faktoren dem Leser die beste Steigerung der Rente in normalen und Sonderfällen, sowie bei Frauen und bei den Pflichtversicherten aufgezeigt wird, wobei jeweils ein praktisches Beispiel zum leichteren Verstehen beiträgt.

Auf Grund dieser Tatsache und des leichtverständlichen neuartigen Rentenberechnungsbogens 1964, dürfte dem Versicherten die richtige Berechnung seines Rentenanspruches und der günstigsten Rentensteigerung leicht möglich sein und ihn befähigen, jeweils die richtige Entscheidung zu treffen.

Die Abhandlung zur Beitragsersparnis — sie ist bis zu 190 DM im Jahr möglich —, die Frage der Aufstockung von niedrigen Beiträgen, der Höherversicherung, des Wiederauflebens von Versicherungsansprüchen, der Glaubhaftmachung von Versicherungszeiten, der Handwerkerversicherung, des Fremdrentengesetzes und ähnliche Gesetzesregelungen hängen eng mit der Rentensteigerung zusammen und sind ebenfalls leicht verständlich erläutert.

J. Lützow:

Anwendungsbereiche und Grenzen von Operations Research für die Landesverteidigung

Dortmund (Postfach 748): Verkehrs- und Wirtschafts-Verlag Dr. Borgmann 1964. Kart. DM 7,40. — Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Rationalisierung des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 67.

In dieser Schrift wird zunächst ein Vortrag wiedergegeben, den Ministerialrat J. Lützow, Bundesministerium der Verteidigung, vor der Arbeitsgruppe „Unternehmensforschung" innerhalb der Arbeitsgemeinschaft für Rationalisierung gehalten hat. Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf eine rationelle und wohl auch zeitgemäße Methode der Verteidigungsplanung eines modernen Staates, wobei Operations Research eine zentrale Rolle spielt. Er zeigt die Bereiche verschiedener Ebenen in einem vertikalen Querschnitt durch die Hierarchie der Informations- und Denkvorgänge auf, die heute die Grundlage der Planungsentscheidungen bilden müssen. Die hochaktuellen Ausführungen leiten zu der Schlußerkenntnis hin, daß es auf das funktionelle Gesamtbild bei den vertikal zusammenhängenden Arbeitsstufen der Operations Research für die Landesverteidigung ebenso ankommt wie auf eine echte Rationalisierung der Verteidigungsbemühungen, hinsichtlich der Menschen, Sachwerte oder schließlich Geld. Immer geht es darum, die Wirksamkeit, den Nutzwert und den Aufwand zu analysieren und zu verbessern.

Die Schrift ist für alle, die sich über die großen Probleme einer zeitgemäßen Methode der Verteidigungsplanung orientieren wollen, von besonderer Bedeutung. Der Verfasser hat an der Institution „operations research" in Amerika ein Jahr lang teilgenommen und ist ein besonderer Fachmann.

In memoriam

Nach langem schweren Leiden wurde am 16. Nov. 1965 in Helsinki zur Großen Armee abberufen:

General der Infanterie a. D.
Erik Heinrichs

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse und höchster finnischer Kriegsauszeichnungen.

Am 21. Juli 1890 geboren, begann der Entschlafene während des 1. Weltkrieges gemeinsam mit seinen Brüdern und mit ihm viele vaterländisch gesinnte Finnen im Kgl. Preuß. Jägerbataillon 27 im Lager Lockstedt bei Hamburg seine beispiellose militärische Laufbahn.

Als Finnland nach dem verlorenen Winterkrieg sich am 27. Juni 1941 im Kriegszustand mit der Sowjet-Union erklärte, war General **Erik Heinrichs** Chef des Generalstabes des finnischen Heeres. Als erfolgreicher Oberbefehlshaber der Karelischen Armee befreite er Karelien und stieß mit seiner Armee bis an den Syväri (Swir) vor.

Nachdem der Marschall von Finnland am 4. 8. 1944 zum Staatspräsidenten von Suomi gewählt worden war, wurde der Verewigte der Oberbefehlshaber der finnischen Streitkräfte bis zum bitteren Kriegsende. In guten wie in schlechten Tagen des 2. Weltkrieges war der höchstgeschätzte General den deutschen Truppen in Finnland ein ritterlicher, aufrechter und zuverlässiger Kamerad und Waffenbruder.

Finnland hat seinen großen Sohn am 24. Nov. 1965 in feierlichem Staatsbegräbnis in der Alten Kirche in Helsinki, in deren Park seit 1918 das Heldendenkmal für die unter General von der Goltz im 1. finnischen Freiheitskrieg in Finnland gefallenen deutschen Soldaten steht, zur letzten Ruhe geleitet.

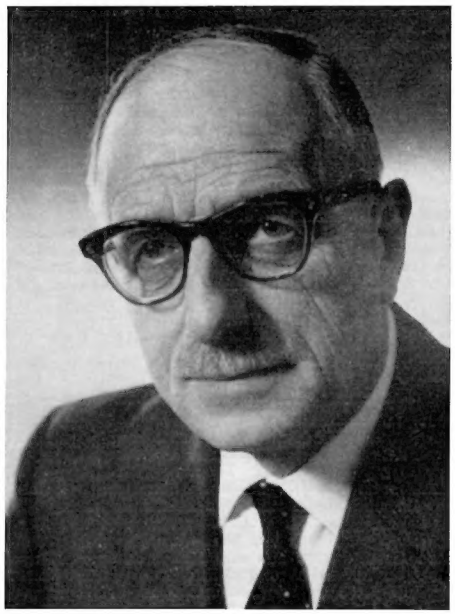
Der Herausgeberkreis und mit ihm in Deutschland viele alte und junge Soldaten und Freunde des Entschlafenen trauern mit Finnlands Nation um den hochverehrten Waffenbruder.

Wir beglückwünschen

Generallt. der Bundeswehr a. D. **Frhr. v. Lüttwitz.**

Am 13. 12. 1965 wird wieder ein treues Mitglied unseres Herausgeberkreises, der General der PzTr. a. D. Smilo Frhr. v. Lüttwitz, seiner Zeit erster Komm. General des III. Korps in Koblenz, 70 Jahre alt.

Im ersten Weltkrieg Dragoneroffizier, dann im 100 000-Mann-Heer Rgts.-Adjutant und Schwadronschef im Reiter-Rgt. 7, kam dieser Frontsoldat 1934 zunächst in den Stab des neugebildeten Kommandos der Kraftfahrkampftruppen (später ersten deutschen Panzerkorps) und wurde anschließend auch Adjutant im XV. AK und bei der Heeresgruppe 4. 1940—1942 befehligte der inzwischen zum Oberst Beförderte das Schütz.-Rgt. 12 der 4. PzDiv., mit dem er im Rahmen der Armeegruppe Guderian bis nordostw. von Tula vorstieß. Als Kdr. der Schütz.-Brig. 4 und Div.-Kdr. der 26. PzDiv. (14. 7. 1942



bis 10. 2. 1944) kämpfte er weiterhin im Osten, um danach 2 verschiedene Korps und zeitweise die Führung des Armeeoberkommandos 9 zu übernehmen. Er gehörte auch zu den Verhafteten im Zuge der Aktionen nach dem 20. Juli 1944.

Dieser im wahren Sinne des Wortes ritterliche Offizier altpreußischer Prägung ist einer der höchstdekorierten Soldaten der alten Wehrmacht (Eichenlaub mit Schwertern). Er hat sich auch um den Aufbau der Bundeswehr besonders verdient gemacht. Wir wünschen dem Jubilar, der am 14. 11. 1965 in Munster die militärische Ansprache bei der Gedenkfeier hielt (s. S. 171 ff.) alles Gute für seinen weiteren Lebensweg.

Zum Zweck historischer Veröffentlichung suche ich Zeugnisse von Altkämpfern der 3., 4., 5., 7. PzDiv. und 8., 12., 28., 32. InfDiv. im Mai 1940 bei Maubeuge - Avesnes - Cambrai. Bitte schreiben an **J. Bouillez, 4, route d'Assevent, Maubeuge, Nord-Frankreich.**

Zum Sammeln geblasen

Das 3. Divisionstreffen der ehem. **14. Panzer-Div.** findet am 21. und 22. Mai 1966 in 6987 Kühlsheim statt. Es ist mit der Einweihung der Gedächtnisstätte an der Soldatenkapelle verbunden. **Die Betreuung der Tradition übernimmt** das PzBtl. 364. Autobahnausfahrt Würzburg-Kiest. Rückfragen beantwortet Rolf Grams, 813 Starnberg, Grad-Str. 1.

Personalveränderungen

Am 12. 11. 1965 wurde Oberst Heinrich **Karst,** Kdr. der PzGrBrig. in Schwanewede, zum Brigadegeneral befördert. Wir beglückwünschen das Mitglied unseres Herausgeberkreises sehr herzlich.

Oberst Wolfgang **Klenert,** jetzt Inspizient der Heeresrüstung, wurde zum gleichen Zeitpunkt Brigadegeneral. General Klenert hat früher lange Zeit als technischer Sachbearbeiter bei Fü H maßgeblich an der Entwicklung neuer Waffen (Leopard usw.) gearbeitet. Auch ihn beglückwünschen wir herzlich.

Am Dienstag, 28. September 1965, 13.30 Uhr wurde im Hof der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz im Rahmen eines Truppenzeremoniells die Panzerbrigade 15 an den neuen Kommandeur, Oberst Hermann **Büschleb,** durch den Kommandeur der 5. Panzerdivision übergeben.

Nach der Meldung und dem Abschreiten der Front hielt der Divisionskommandeur eine Ansprache. Den Schluß der Übergabezeremonie bildete ein Vorbeimarsch der Bataillone vor dem Divisionskommandeur, dem scheidenden und dem neuen Brigadekommandeur.

Wir wünschen dem Mitbegründer unserer Zeitschrift weiterhin alles Gute.

Oberst Büschleb war früher Chef des Stabes dieser Division gewesen und zuletzt stellv. Chef des Stabes des Deutschen Bevollmächtigten Nord.

Orden u. Ehrenzeichen, Uniform-Effekten, Ausbildungs-, Soldaten- u. Liederbücher. Gelände- u. Sportausrüstungen. Prospekt Rüstkammer Assmannshausen. Postf. 00

BUCHBESPRECHUNG

J. Benoist-Méchin:

Geschichte der deutschen Militärmacht 1918-1946

Zehn Bände (zum Teil Doppelbände). Jeder Band etwa 400 Seiten mit Karten, Graphiken, Lageskizzen und ausführlichem Register. Ganzleinen. Subskriptionspreis je Band 26,— DM. Einzelverkaufspreis 29,50 DM. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg.

Die Geschichte Deutschlands und seiner bewaffneten Macht — im Brennpunkt der europäischen, ja der Weltereignisse: das ist der Inhalt dieses von Meisterhand gestalteten historischen Werkes. Es führt vom Zusammenbruch des Kaiserreiches 1918 und den blutigen Kämpfen im Innern über die Weimarer Republik und den Aufbau der Reichswehr, den Weg Hitlers zur Spitze, die Wehrmacht, die Expansionspolitik bis zum Zweiten Weltkrieg und schließlich zum Untergang des Reiches 1945. Im französischen Original HISTOIRE DE L'ARMEE ALLEMANDE genannt, ist das Werk jedoch weit mehr als nur eine deutsche Militärgeschichte. Benoist-Méchin berichtet bis ins Detail und verliert doch nie den Blick für die großen politischen Zusammenhänge. Er hält sich an Talleyrands Wort: „Ich tadle nicht, noch stimme ich zu; ich erzähle!" Mit der Genauigkeit des Historikers und dem Atem eines glänzenden Erzählers breitet er drei entscheidende Jahrzehnte vor uns aus, in der Gewißheit, „daß es sich hier um eines der größten Themen der Weltgeschichte handelt".

Das Gesamtwerk ist wie folgt gegliedert:

1. Das Kaiserreich zerbricht 1918—1919
2. Jahre der Zwietracht 1919—1925
3. Auf dem Wege zur Macht 1925—1937
4. Griff über die Grenzen 1937—1938
5. Generalprobe der Gewalt 1938—1939
6. Frühe Siege 1939—1942
7. Wendepunkt des Krieges 1942—1943
8. Zurück an allen Fronten 1943—1944
9. Wehrmacht im Todeskampf 1944—1945
10. Urteil und Verhängnis 1945—1946

Drei Bände liegen bereits vor:

1. Band:

Das Kaiserreich zerbricht, umfaßt die Jahre 1918—1919:

Kaiser Wilhelm II. dankt ab
Der Waffenstillstand vom 11. November 1918
Arbeiter- und Soldatenräte beherrschen Berlin
Ebert ruft das Heer zur Hilfe
Noske greift ein
Die Weimarer Nationalversammlung
Freikorps im Kampf mit den Spartakisten
Die Verteidigung der Ostgrenzen
Revolution in Bayern und Sachsen
Die Pariser Friedenskonferenz
Duell Erzberger — Scheidemann
Der Versailler Vertrag wird unterzeichnet

2. Band:

Jahre der Zwietracht, umfaßt die Jahre 1919—1925:

Deutsches Abenteuer im Baltikum
Der Putsch Kapp-Lüttwitz
Belagerungszustand an der Ruhr
General von Seeckt, Schöpfer der Reichswehr
Im Kampf um Oberschlesien
Die Tragödie Rathenaus
Passiver Widerstand gegen die Ruhrbesetzung
Der Hitler-Putsch vom 8./9. November 1923
Hindenburg wird Reichspräsident
Deutschland im Völkerbund
Das Ringen um die Abrüstung in Genf
Politik und Aufstieg der Reichswehr

3. Band:

Auf dem Wege zur Macht, umfaßt die Jahre 1925—1937:

Offensive des Nationalsozialismus
Rotfront, Reichsbanner, Stahlhelm und SA
Die Arbeitslosigkeit wächst
Ende der Weimarer Republik
Das Scheitern der Abrüstungskonferenz
Deutschland verläßt den Völkerbund
General von Fritsch Chef der Heeresleitung
Der Röhmputsch bricht zusammen
Hindenburgs Tod
Die allgemeine Wehrpflicht
Abstimmungssieg im Saargebiet
Die Wiederbesetzung des Rheinlandes
1936: Das olympische Jahr

A III - 12

Überall: BHW Beratungs stellen

Wenn Sie uns sagen, wo Sie wohnen, erfahren Sie, wo die nächste BHW-Beratungsstelle ist. Dort können Sie sich ohne jede Verpflichtung über die vielen Vergünstigungen unterrichten, die wir Ihnen als Angehörigen des öffentlichen Dienstes beim Erwerb eines Eigenheimes oder einer Eigentumswohnung bieten.

Oder wünschen Sie eine Beratung im Familienkreis?
Wenn ja, dann kommen unsere Mitarbeiter auch gern zu Ihnen nach Haus, um mit Ihnen in aller Ruhe über Ihre Bauwünsche und die vielfältigen Finanzierungsmöglichkeiten zu sprechen. Schreiben Sie uns deshalb sofort Ihre Anschrift oder rufen Sie uns an.

BHW

Beamtenheimstättenwerk

Gemeinnützige Bausparkasse für den öffentlichen Dienst GmbH
325 Hameln · Postfach 666 · Telefon (0 51 51) 861

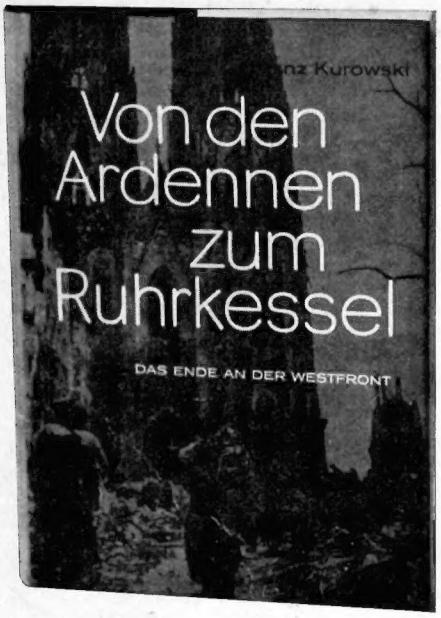
Den Läufern im Schachspiel gleich durchqueren Neckermann-Einkäufer die Märkte der Welt und halten Ausschau nach preisgünstigen Angeboten. Ihr Einsatz entscheidet. Der Neckermann-Kunde gewinnt.

NECKERMANN

6000 FRANKFURT 1

5/133

Wir empfehlen zwei interessante Geschenkbände



Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski,

eingeleitet von General a. D. Hasso v. Manteuffel

180 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck,
Leinen DM 17,80 (Ratenpreis DM 19,50), öS 131,70

Die dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

„Flüssige, auf Quellen beruhende und mit guten Bildern versehene Schilderung, die beide Teile zu Wort kommen läßt. Das Buch ist gerade im Hinblick auf Form und Inhalt möglicher atomarer Kampfhandlungen von erregender Aktualität. Besonders markant tritt immer wieder die Bedeutung von Mann und Material neben Feuer und Luftüberlegenheit wie Versorgung scharf hervor."

(Truppendienst, Österreich)

Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski,

eingeleitet von General a. D. W. Gericke

244 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck und Skizzen im Text, Leinen DM 19,80 (Ratenpreis DM 21,70), öS 146,50

„Das Buch schildert in vielen Einzelheiten eindrucksvoll den Kampf deutscher Fallschirmjäger und Gebirgsjäger auf Kreta und vermittelt so einen umfassenden Eindruck einer Operation „wie sie weder zuvor noch jemals danach ähnlich versucht wurde" (Fuller). Es zeigt, daß, allen zahlenmäßigen Berechnungen zum Trotz, der Kampf gegen einen an Menschen und Material überlegenen Feind Erfolg haben kann, wenn auf der Seite des Angreifers hervorragende Ausbildung, Kampfwille und Selbstvertrauen in die Waagschale geworfen werden können.

Die Zusammenstellung dieser Berichte ist so, daß sie die Vorzüge einer Sammlung von Gefechtsbeispielen mit der Spannung eines Tatsachenberichtes zu verbinden weiß."

(Truppendienst, Österreich)

MAXIMILIAN-VERLAG - 49 HERFORD